HELLAS

VON

WÄGNER - BAUMGARTEN

LEIPZIG: OTTO SPAMER


EX LIBRIS
FRITZ REDLICH
285



Hellas

Das Land und Volk der alten Griechen




Hellas

Das Land und Volk der alten Griechen

Von

Dr. Wilhelm Wägner

weiland hessischem Kirchenrat

Für die neunte Auflage neu bearbeitet

von

Dr. Fritz Baumgarten

Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B.

Mit 386 Abbildungen im Text, sowie 5 Beilagen und einer Karte in Farbendruck



Leipzig

Verlag von Otto Spamer

1902


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Vorwort.

Zum neunten Male wird hiermit Wägners „Hellas“ der deutschen Jugend dargeboten. Von dem Text und von den Bildern, die das Buch bei seinem erstmaligen Erscheinen im Jahre 1859 enthielt, ist nachgerade so gut wie nichts mehr stehen geblieben. Auch der achten Auflage gegenüber darf diese neunte, was Inhalt und Bildschmuck betrifft, als eine vollständige Neubearbeitung bezeichnet werden.

Ich war natürlich bestrebt, überall das zu geben, was dem augenblicklichen Stande der Altertumsforschung entspricht. Der Kenner wird leicht herausfinden, daß die jüngst erschienenen Werke über griechische Geschichte von Beloch, Holm und Eduard Meyer in ausgiebigster Weise von mir benutzt worden sind. Bei der Skizzierung der wichtigsten Philosophenschulen bin ich den klassischen Arbeiten Windelbands gefolgt; über die bildende Kunst habe ich mich vielfach von Adolf Michaelis' schönem Handbuch leiten lassen. Die Freiburger Gelehrten E. Fabricius, F. Leonhard, O. Puchstein, H. Rickert und A. Thumb liehen mir zudem in zahlreichen Einzelfragen ihren sachverständigen Rat. Auch noch anderen Forschern verdanke ich viel des Besten, was hier geboten wird; und wenn hie und da sogar ein ganzer Satz aus ihren Werken wörtlich übernommen wurde, so wird man bei einer Jugendschrift wie dieser nicht erwarten, daß eine jede solche Stelle durch ein Citat auch kenntlich werde.

Ein gütiges Geschick vergönnte es mir, zwei köstliche Jahre meines Lebens in Athen zu verbringen, so daß ich die Herrlichkeit des hellenischen Landes aus eigenstem Erleben kenne und beschreibe. Von seiner Schönheit, aber auch von den künstlerischen Leistungen der Hellenen eine möglichst lebendige Vorstellung zu vermitteln, schien mir Hauptzweck der dem Buche eingefügten

Abbildungen. Auf die Auswahl derselben hat die Verlagsanstalt die denkbar größte Sorgfalt verwendet: nahezu neun Zehntel der früheren Illustrationen sind durch neue und — so hoffe ich — bessere ersetzt worden. Als Vorlagen dienten dabei in der Hauptsache Photographien; wo diese versagten, hat mein hiesiger Kollege Fr. Greiner mit seinem künstlerisch geschulten Zeichenstift in liebenswürdigster Weise ausgeholfen; ihm, sowie meinem jugendlichen Freunde Alfred Kühn, der mich bei der Drucklegung mit ausdauernder Sorgfalt unterstützte, sei auch an dieser Stelle nach Gebühr gedankt.

Noch heute erinnere ich mich gern daran, wie ich selbst einst als Knabe in Wägners „Hellas“ gelesen, an seiner begeisterten Darstellung mich erbaut, an seinen Bildern mich erfreut habe. Möchte das Buch auch in der vielfach neuen Gestalt, die ich ihm geben zu sollen glaubte, die alte Anziehungskraft bewähren!

Freiburg i. B., im Juli 1901.

Fritz Baumgarten.

Inhaltsverzeichnis.

Vierter Abschnitt.

Die Zeit der Staatenbildung.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeit der Perserkriege.

Sechster Abschnitt.

Hellas in seiner Blüte.

Siebenter Abschnitt.

Die Zeit des peloponnesischen Krieges.

Achter Abschnitt.

Die letzten Jahrzehnte der griechischen Freiheit.

Neunter Abschnitt.

Die Zeit der makedonischen Herrschaft.

Beilagen.

Hellas

Das Land und Volk der alten Griechen



Einleitung.

Es ist die Geschichte der alten Hellenen, ihr häusliches und ihr öffentliches Leben, ihr Denken und ihr Thun, ihre Kämpfe, Siege und Leiden, ihr Aufblühen, ihr Verfall, desgleichen auch ihre Schöpfungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, die wir in diesem Buche zu schildern gedenken. Wir bewegen uns dabei auf einem Gebiete menschlichen Erkennens, das uns Deutschen vor anderen nahe liegt und teuer ist. Denn vor allen Nationen der Gegenwart ist die unsrige in die Tiefen der hellenischen Gedankenwelt hinabgestiegen und hat sich um die Hebung der Schätze klassischer Vorzeit mit Erfolg bemüht.

Was verdanken wir nicht alles diesem kleinen Volk der Griechen! Zwar ging von ihm nicht das klare Himmelslicht der höchsten Wahrheit aus, das uns arme Menschen zu Kindern eines liebevollen Gottes machte — das sollte von einem gering geachteten Stamme Asiens in alle Welt ausstrahlen — aber den Begriff des Schönen hat das Volk von Hellas zuerst erfaßt; es hat zuerst in Poesie und Kunst Gebilde geschaffen, die, frei von Unnatur und Zwang, mit einer gleichsam selbstverständlichen Schönheit ausgestattet waren.

Und fragen wir, wo zuerst auf Erden die Menschen zu reinem wissenschaftlichen Streben sich bekannten, wo man zuerst die Wahrheit um ihrer selbst willen in lauterster Begeisterung gesucht hat, so lautet die Antwort: in Hellas. Ist es doch wahrhaftig kein Zufall, daß fast alle Wissenschaften griechische Namen führen; die sie erfanden und zuerst sie pflegten, waren eben Hellenen.

Einzig in der Geschichte der Menschheit ist endlich die Fülle ausgeprägter Persönlichkeiten, die das kleine Hellas hervorgebracht hat. In den weiten

Räumen der orientalischen Geschichte begegnen uns nur uniforme Herdenvölker, despotisch gelenkt von Gewalthabern, um die das ganze Völkerleben ausschließlich sich zu drehen scheint. In Griechenland ist es von Anfang an anders wir hören hier nicht nur von Königen und Tyrannen, wir hören von großen Bürgern, großen Künstlern, großen Gelehrten. Das Individuum mit allem, was seinen unvergleichlichen Reiz ausmacht, ist in Griechenland zuerst in die Erscheinung getreten. Charakterköpfe in Menge, Talente ohne Zahl, schöpferische Denker auf allen Gebieten — nie und nirgends hat sich auf so kleinem Raum ein ähnlicher Reichtum beisammen gefunden, ein Reichtum, aus dem nicht nur das Volk der Römer, nicht nur das Zeitalter der Renaissance Schatz um Schatz gehoben hat, sondern von dem auch wir Modernen noch tagtäglich zehren.

Wir sind die Erben jener Hellenen, sind es mehr, als man gemeiniglich zugesteht. In Hellas liegen die Wurzeln unserer besten Bildung: wir würden unendlich verarmen, wenn wir den Zusammenhang mit dieser unserer geistigen Heimat jemals sich lockern ließen.

Erster Abschnitt.

Land und Leute.

Das Land der Hellenen.

Mancherlei Pfade führen aus unserer deutschen Heimat nach den Gestaden von Hellas. Wir wollen einmal statt des gewöhnlichen Weges, der den Hellas-Pilger von einem der Hafenplätze Italiens zur See nach Griechenland zu bringen pflegt, die Wasserstraße der Donau wählen. Sie führt an der altberühmten Kaiserstadt Wien vorbei, wo der ehrwürdige Stephansdom wie zum Abschied von den deutschen Bergen auf die Vorbeifahrenden niederblickt. Nach wenigen Stunden ist man im Lande der Magyaren. Bald sind die königliche Stadt Preßburg, die Schwesterstädte Buda-Pest im Rücken, und der Weg geht durch die ausgedehnten Ebenen des Ungarlandes. An seiner Südgrenze steigen wieder blaue Berge auf, und man erreicht Belgrad, die Hauptstadt der Serben. Wenn man hier einmal Halt macht und über den ferneren Weg die Karte zu Rate zieht, so ist ersichtlich, daß man sich südwärts wenden müßte, um in gerader Richtung nach Griechenland zu gelangen; aber der Weg ist mühsam und gefährlich. Da starren überall unwirtliche Gebirge empor, Fortsetzungen der mit Schnee gekrönten Alpen. Ein solcher Gebirgszweig strebt nach Osten, der alte Hämos, von dem wieder die Rhodope gegen Südosten streicht, der Landschaft zu, wo nach der Sage Orpheus mit seinen Liedern die Barbaren zähmte und selbst die Tiere des Waldes zum Aufhorchen zwang. Eine andere, mächtigere Kette, der Pindos, wendet sich gegen Süden und würde, wenn man die beeisten Gipfel als Wegweiser im Auge behielte, nach Hellas führen. Es ist aber schwierig, durch das verworrene Labyrinth von pfadlosen Bergen den rechten Weg einzuhalten, und barbarische Völker umlagern noch jetzt, wie im Altertum, die öden Höhen und Schluchten. Da streiften schon in grauer Vorzeit die kriegerischen Illyrier und tummelten sich südwärts mit den epirotischen Stämmen, den Molottern und Thesprotern, ostwärts mit den rauhen Thrakern in Raubzügen und fortwährenden Fehden, und die Völker,

welche heutigestags diese ausgedehnten ungastlichen Länderstriche bewohnen, stehen an Beute- und Fehdelust ihren Vorfahren nicht nach. Um den Gefahren unter den verwilderten Stämmen zu entgehen, hält sich der Reisende von den Bergen fern und folgt weiter dem Laufe der Donau bis zu ihrer Mündung.

Das Meer, das sie aufnimmt, hieß bei den Alten der Pontos Euxeinos, oder das „wirtliche Meer", eine Benennung, welche die Griechen dem ursprünglich gefürchteten, weil von den wildesten Völkern umwohnten Meere erst dann beilegten, als sie seine Ufer mit einem Kranz blühender Kolonien besetzt hatten. Folgt man gegen Süden seinen einst großenteils fruchtbaren und anmutigen Küsten, die freilich unter der Herrschaft der Osmanen viel von ihren Reizen verloren haben, so kommt man nach etwa zwölfstündiger Fahrt zu der bemerkenswerten Stelle, wo sich die Küste von Kleinasien vordrängt und den Pontos zu verschließen scheint. Hart stoßen hier die Ufer der beiden Erdteile zusammen und lassen zwischen sich eine oft nur 500 Schritt breite Meerenge, den Bosporos. Es ist eine schöne Fahrt auf dem blauen, ruhig dahinwogenden Meerarm, Europa zur Rechten, das palmenreiche Asien zur Linken, während schon aus weiter Ferne der goldene Halbmond und die edel geformte Kuppel der Aja Sophia (Sophienmoschee) im Sonnenstrahl herüberglänzen.

Bald zeigen sich mehr und mehr Kuppeln, Minarets, Kioske und Paläste, malerisch unterbrochen von schattigen Sykomoren- und Terebinthenhainen. Wir sind zu Istambul oder Konstantinopel, dem „Wangenglanz des Weltantlitzes", wie es der Morgenländer in seiner bilderreichen Sprache zu nennen liebt. Hier machen wir die erste Bekanntschaft mit den Hellenen. An dieser Stelle hatten sie eine ihrer ansehnlichsten Pflanzstädte angelegt, das volkreiche, durch Handel und Verkehr blühende Byzantion, das bis zu den fernen Kimmeriern an der Palus Mäotis, jetzt Meer von Asow genannt, seine befrachteten Schiffe entsandte.

Die bosporanische Meerenge erweitert sich nun so, daß sie auf der Karte wie ein Landsee anzusehen ist. Die Griechen nannten diese Gewässer Propontis, das jetzige Marmarameer; verschiedene griechische Kolonien lagen an seinen Küsten.

Durch die Propontis westwärts segelnd befinden wir uns bald im Hellespont, wo die beiden Erdteile zum letztenmal in einer Länge von 12 Meilen (90 km) einander nahe rücken. Merkwürdige Städte und Städtchen lagen auf beiden Seiten der Meerenge, teils von Griechen gegründet, teils doch griechisch nach Lebensweise, Handel und Wandel, und im Verlauf der Geschichte von Wichtigkeit. Meist bezeichnen nur Trümmer die Stellen, die sie einst einnahmen. Man fährt an Perinthos, dann an der Reede von Ägospotamoi (südlich von Kallipolis, dem heutigen Gallipoli) vorbei und sieht drüben in Kleinasien das Dorf Lampsaki unweit des alten Lampsakos liegen; endlich bemerkt man rechts Sestos, links Abydos, Orte fast berühmter noch durch die treue Liebe Leanders und Heros, als durch den Brückenbau des Perserkönigs Xerxes.

Der thrakische Chersones, der von der europäischen Seite her die Meerenge begrenzt, ist bald umsegelt; das ägäische Meer nimmt die Reisenden



1. Der Bosporos, von Kandilli aus gesehen.

auf und trägt sie weiter gen Westen. Inseln mit stattlichen Gebirgen begrenzen hier den Blick. Da ist zunächst Imbros mit herrlich scharfen Umrissen; dann Lemnos, flacher, unansehnlicher, doch als Schauplatz der Leiden des Helden Philoktetes viel genannt. Weiter im Norden fällt das kleine, aber mächtig hohe Samothrake in die Augen, als Sitz eines Mysterienkultes hoch gefeiert. Schon durch seinen Namen gemahnt es uns daran, daß wir nicht mehr weit von den Gestaden Thrakiens entfernt sind. Auch diese sind fast durchaus bergig. Der bedeutendste Strom des thrakischen Landes, der Hebros (jetzt Maritza), mündet im Angesicht von Samothrake. Dem höchsten thrakischen Gebirge, der schon genannten Rhodope, entströmt auf der Südwestseite der Nestos; Abdera, sprichwörtlich durch die Thorheit seiner Bewohner, aber auch durch manchen großen Gelehrten rühmlichst bekannt, lag an seinen Ufern. Seine Mündung hat er gegenüber der großen Insel Thasos, um die im Altertum wegen reicher Goldminen viel gestritten wurde. Etwas weiter westlich mündet der Strymon in das thrakische Meer; wir sind damit in die Gegend gekommen, wo Thrakien und Makedonien aneinander grenzen. Gewaltig hebt sich jetzt vor uns aus dem Meere die gegen 2000 m hohe Pyramyde des Athos (vgl. Abb. 175), die schon bei der Ausfahrt aus dem Hellespont sich in duftiger Ferne gezeigt hatte. Der Berg liegt auf der östlichsten der drei Landzungen, aus denen die wundersam geformte Chalkidike besteht. Haben wir sie glücklich umschifft, so öffnet sich vor uns der tief einschneidende thermäische Golf, jetzt Bucht von Saloniki genannt. Hier lag einst das Kernland Makedoniens, hier rollen der Axios (jetzt Vardar) und weiter südlich der Haliakmon ihre wasserreichen Fluten dem Meere zu. Das Land an ihren Ufern zählt zu dem besten auf der ganzen Halbinsel: es könnte leicht bei sorgfältigem Anbau ein vielfaches der jetzigen Bevölkerung ernähren.

Günstige Winde führen uns in rascher Fahrt durch den thermäischen Meerbusen südwärts an eine von mächtigen Gebirgen überragte Küste. Nur ein einziges Thal senkt sich zum Meere hinab und führt ihm die von allen Seiten niederrinnenden Gewässer zu; es ist das berühmte und viel besungene Thal Tempe, vom Peneios durchströmt, von Lorbeerbäumen, Oleandern und uralten Hainen umrauscht: wir stehen am Nordrand des Landes Thessalien.

Nordwärts von den Ufern des Peneios erheben sich in amphitheatralischen Stufen Berge, deren höchste Gipfel den größten Teil des Jahres hindurch von Wolken umgürtet und mit Schnee bedeckt sind. In ihren unzugänglichen, in Nebelduft gehüllten Regionen waren nach den lieblichen Mythen der griechischen Vorzeit die Wohnungen der seligen Götter. Da, auf den Höhen des Olympos, hielten die Unsterblichen Rat über die Geschicke der Erdbewohner; da feierten sie Feste bei Nektar und Ambrosia und lauschten den Gesängen der Musen.

Der Olympos ist die östlichste Erhebung einer Bergkette, die vom thermäischen Golfe aus westwärts streicht, bis sie mit dem Pindos fast im rechten Winkel zusammentrifft. Jenseits des Pindos setzt sich diese Bergkette in nordwestlicher Richtung fort und erreicht im akrokeraunischen Vorgebirge (bei Orikum) das jonische Meer. Alle diese Berge sind wie auch die südwärts streichende Pindos-Kette, die Thessalien von dem westlichen Epirus trennt,



2. **Das Thal Tempe.** Nach einer Zeichnung von H. Holland.

nur ihren Hauptzügen nach bekannt. Denn zu allen Zeiten war dieser nördliche Hauptteil der Balkanhalbinsel abschreckend unzugänglich. Selbst das Meer, das diese Landmasse umspült, ist hafenarm, und seine schroffen Steilküsten verwehren die Landung. So haben die Romantik dieses Alpenlandes mit seinen brausenden Wasserfällen und verborgenen Seen nur einsame Hirten und abenteuernde Palikaren erspäht, doch ohne der litterarischen Welt Bericht zu erstatten.

Und was war die Folge dieser Unzugänglichkeit? Daß diese nördliche Hälfte der Halbinsel von der hohen Kultur, dem reichen geschichtlichen Erleben, das die südliche Hälfte zum Schauplatz hatte, so gut wie unberührt geblieben ist.

Ein Mittelding zwischen der Unzugänglichkeit des Nordens und der Offenherzigkeit des Südens bildet die Landschaft Thessalien, deren nördliche und westliche Begrenzung wir schon kennen. Ihren Südrand bezeichnet der Othrys, ein Gebirgszug, der vom Pindos sich abzweigt und ostwärts zum ägäischen Meere zieht; längs dem Meere aber erhebt sich das Bergland der Magneten im Ossa und Pelion zu gewaltiger Höhe. So bildet Thessalien eine rings von hohen Gebirgsrändern umgebene Tiefebene, die nur durch das enge Tempethal und den im Süden einspringenden Golf von Pagasä, heute Volo, von der See aus zugänglich war. Die Enge des Tempethales, durch das der Peneios zwischen den steilen Abhängen des Olympos und Ossa zum Meere eilt, sowie die vielen stehenden Wassermassen in den tieferen Gegenden führten schon die Alten zu der Ansicht, daß Thessalien ursprünglich das Becken eines gewaltigen Binnensees war, und gaben zu der Mythe Anlaß, der Erderschütterer Poseidon habe jene enge Schlucht von Tempe erst nachträglich geschaffen und so das Land in eine fruchtbare Ebene umgewandelt. Noch füllt die Tiefe des Landes der See Böbëis, dessen Wasser keinen Weg nach dem Meere findet.

Die trefflichen Weiden in den weit ausgedehnten Thälern und Ebenen Thessaliens begünstigten die Pferdezucht. Daher verlegte die Sage hierher den Wohnsitz der Kentauren, die von der bildenden Kunst als Mischgestalten von Mann und Pferd dargestellt wurden. Eine ältere Mythe endlich berichtet von gewaltigen hier hausenden Kindern der Erde, den Giganten, die den Ossa und Pelion aufeinander zu türmen suchten, um den Göttersitz zu erstürmen, bis der Blitz des Wolkensammlers Zeus sie niederschmetterte. Eine dunkle Kunde von großen, geologischen Umwälzungen, deren Schauplatz Thessalien gewesen, hat offenbar in solchen Sagen sich niedergeschlagen.

Von dem Knotenpunkte des Othrys aus nimmt der Pindos eine mehr südöstliche Richtung und sendet einen dritten Gebirgszug, den Oeta, gegen Osten, dessen rauhe, zum Teil von aller Vegetation entblößte Felswände durch den berühmten Engpaß von Thermopylä vom Meere getrennt werden. Der Fluß Spercheios*) führt hier zwischen Othrys und Oeta seine Gewässer dem malischen Busen zu. In den fruchtbaren Niederungen seines unteren Laufes bis zu den reichen, wohlangebauten südlichen Abhängen des Othrys wohnten die Malier und andere Volksstämme von hellenischer Abkunft und

*) Auf unserer Karte da zu suchen, wo der Ort Lamia angegeben ist.



3. **Der Olymp, von NNO. gesehen.**

Im Vordergrunde die östliche Vorstadt von Saloniki (Thessalonich). Nach einem Aquarell von Dr. Cl. Franke.

Sitte. Ihre westlichen Nachbarn, die wilden, streitbaren Oeta-Bewohner, waren mit den Epiroten und Ätolern stammverwandt.

Indem wir den Oeta überschreiten, kommen wir nach Mittelgriechenland, dem eigentlichen Hellas.

Die gewaltige Bergkette des Pindos spaltet sich hier in zwei Äste, von denen der südwestliche der engsten Stelle des korinthischen Meerbusens zustrebt, der andere dagegen, durch den zweigipfeligen Parnassos, den Helikon, Kithäron und den Hymettos gebildet, im attischen Vorgebirge Sunion (vgl. Abb. 180) das ägäische Meer erreicht. Eine dritte, minder bedeutende



4. Der Parnassos.

Bergkette streicht ganz im Osten dem Meere entlang. Von ihren Höhen sind der Parnes und der an berühmtem Marmor reiche Pentelikon*) die bekanntesten.

Die westlichste der Landschaften, die zu dem eigentlichen Hellas gezählt wurden, war Akarnanien. Vom nördlicher gelegenen Epirus trennt sie der Busen von Ambrakia (heute Arta). Gebirge von geringer Höhe durchziehen das Land und lassen noch für ziemlich ausgedehnte Ebenen und Niederungen Raum. Die Akarnanen, nicht viel zivilisierter als ihre epirotischen Nachbarn und ohne ein Band nationaler Einigung, gewannen niemals Bedeutung in der griechischen Geschichte. Die Grenze nach Osten wird gebildet durch den Fluß Acheloos, der, weit im Norden von Epirus aus den Schluchten

*) Auf unserer Karte südlich von Marathon anzusetzen.

des Pindos quellend, der längste und wasserreichste Strom Griechenlands ist. Die Landschaft Ätolien, die er von Akarnanien scheidet, ist von ziemlich gleicher Beschaffenheit wie dieses, nur sind die Berge höher und wilder. Ihre gleichfalls in unbedeutende Stämme, Städtchen und Ortschaften zerstreuten Bewohner haben wenigstens einmal, als der Stern Griechenlands seinem Untergange sich zuneigte, eine nennenswerte Rolle gespielt: sie behaupteten in ihren Bergen am längsten die Freiheit.

Anders verhielt es sich mit dem kleinen, nördlich vom Oeta begrenzten Doris, dem „Mutterlande“ des mächtigen dorischen Stammes, mit dem dreifach geteilten und getrennten Lokris, und mit Phokis, das den Parnassos, die kastalische Quelle und vor allem Delphi mit seinen Heiligtümern umschloß. In diesen Gebieten herrschte entschieden hellenisches Leben, hellenische Sitte und gesetzliche Einrichtung. Im übrigen gelangten auch diese Völkchen niemals zu einer solchen Machtstellung, daß dadurch die Geschicke des Gesamtlandes wären bestimmt worden.

Dagegen war Böotien sowohl in sehr früher als in späterer Zeit ein Brennpunkt hellenischen Lebens, und seine Hauptstadt Theben nahm eine Zeitlang den Vorrang vor allen griechischen Staaten in Anspruch. Im Nordosten trennt der euböische Sund oder Euripus Böotien von der langgestreckten Insel Euböa; im Süden reicht es bis zum Meerbusen von Korinth; von Attika wird es durch den Bergzug des Kithäron und Parnes getrennt. Am Nordfuß dieser Berge fließt der Asopos und führt die Gewässer des südlichen Böotien der euböischen Meerenge zu; die Gewässer der nördlichen Distrikte sammeln sich in dem ansehnlichen Landsee Kopaïs, der eines direkten Abflusses nach dem Meer im Altertum entbehrte. Hier, wie an noch anderen Orten Griechenlands, hat sich das Wasser zwar unterirdische Ausgänge durch das Kalksteingebirge eröffnet, auch schuf Menschenhand unterirdische Abzugskanäle; indessen reichten auch diese „Katabothren“ nicht hin, den See trocken zu legen. Das Land mit seinen üppigen Triften und Fruchtfeldern liegt kesselförmig zwischen mehr oder minder hohen Bergen, von denen Bäche und Flüsse nach der Niederung ziehen. Außer dem schon genannten Asopos ist der phokische Kephisos bemerkenswert, der durch tiefen Sumpf dem nordöstlichen Winkel des Kopaïssees zufließt. Im Süden Böotiens steigt in sanften Formen der Helikon auf, den man als Geburtsstätte der neun Musen verehrte, und wo heilsame Kräuter in Fülle gediehen. Die Südgrenze der Landschaft bildet der felsige, rauhe Kithäron, dessen steile Pässe nach Attika sich öffnen. Aus zehn Städten bestand im Altertum die wohlgegliederte, wenn auch oft nur lose zusammenhaltende böotische Dekapolis. Theben stand an der Spitze, aber auch Orchomenos, Platää, Thespiä, Koronea, Chäronea und Leuktra sind durch ruhmvolle Thaten ihrer Bürger oder als Schauplätze denkwürdiger Begebenheiten berühmt geworden.

Wie ein langgezogener Grenzwall ist der Nordostküste von Mittelgriechenland die bergige, an malerischen Reizen reiche Insel Euböa vorgelagert. Der Meeresarm des Euripus, der sie vom Festlande trennt, ist bei Chalkis so schmal, daß hier seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. eine feste Brücke über den Sund führte. Merkwürdig ist die starke Strömung, welche den Euripus zu gewissen Zeiten selbst für Dampfschiffe gefährlich macht. Ebbe und Flut,

die sonst in den griechischen Meeren kaum bemerkbar wird, aber auch die wechselnde Wassermenge der in den Sund mündenden Bäche, sind die Ursache dieser überraschenden Erscheinung. Die schön geformten Berge der Insel, die sich in der Dirphys bis zu 1700 m erheben, sieht man fast allenthalben in Böotien und ebenso von allen Höhen des attischen Landes.

Dies Attika ist die südöstlichste Halbinsel von Hellas, von Böotien und dem kleinen Megaris aus zu Lande erreichbar, im übrigen vom euböischen, ägäischen und saronischen Meere umflossen. Verschiedene Höhen, die mit dem Kithäron zusammenhängen, durchziehen den Norden der Landschaft in südöstlicher Richtung bis zum schroff abstürzenden Kap Sunion oder Kolonnäs. Dahin gehört der felsige Parnes, der Pentelikon, der, wie



5. Marmorwände am Pentelikon.

bereits erwähnt, in seinem Schoße reiche Marmorbrüche birgt, der Hymettos, dessen gewürzhafte Kräuter einst zahlreiche Bienenschwärme ernährten, und das Lauriongebirge mit ehedem ansehnlichen Silberminen. Alle diese Höhenzüge sind nicht mächtig und waldreich genug, um ansehnliche Bäche und Flüsse zu Thal zu senden. Daher ist Attika ein bergiges, spärlich vom Kephisos und Ilisos bewässertes Land, das jedoch an Feigen, Öl und Honig Überfluß hat. Alle seine Städte und Dörfer, von denen wir nur Eleusis im Westen und Marathon im Osten, nahe der euböischen Meerenge, nennen, waren mit der Hauptstadt Athen zu einem einheitlichen Staate zusammengefaßt, der sich durch große Thaten wie durch Werke der edelsten Kunst einen unvergänglichen Namen in der Geschichte erwarb. Die Natur, obgleich sie der attischen Landschaft nur geringe Fruchtbarkeit verlieh, hat sie doch mit eigentümlichen Reizen ausgestattet. Die Luft, die man hier atmet,



6. Der Gebirgszug des Taygetos.

Vom Hafendamm zu Koroni aus gesehen. Im Hintergrunde der Eliasberg, der höchste Gipfel des Taygetos (2409 m).

ist von einziger Reinheit; der Himmel strahlt jahraus jahrein in sonniger Klarheit, während die felsigen Küsten des Landes in wunderbarem Farbenschmelz aus tiefblauem Meere emporsteigen und die abgerundeten Höhen des Hymettos allabendlich von dem rotblühenden Thymian, der sie deckt, wie mit Purpur übergossen scheinen. Neidwürdig erschien den übrigen Hellenen dies Athen, dieser „Augapfel von Hellas", wie man wohl sagte; noch heute ist es in seinen Ruinen ehrwürdig und eigenartig schön.

Mit dieser Größe und Herrlichkeit konnte sich niemals der Nachbarstaat Megaris vergleichen. Dieses Ländchen umschloß die korinthische Landenge, reichte also vom korinthischen Meerbusen bis zum saronischen, wo die Küste in der weithin sichtbaren, nur künstlich gangbar gemachten skironischen Felswand jählings abstürzt.

Wir schreiten jetzt über die Landenge von Korinth, und befinden uns im Peloponnes, dem südlichen Hauptteil von Griechenland. Die Gebirge, auf dem Isthmos zusammengedrängt, verbreitern sich jetzt wieder und ziehen in mannigfaltigen Verzweigungen über die ganze Halbinsel. Eine Kette streicht nach Westen und scheidet Achaia von Arkadien. Akrokorinth, die ragende Burghöhe Korinths, gehört zu ihr; sodann die gewaltigen Gipfel der Kyllene, endlich das erymanthische Gebirge. Der vom Erymanthus nach Süden ziehende Gebirgszweig bildet zunächst die Grenze zwischen Elis und Arkadien, heißt weiterhin Lykaion, und in Lakonien, wo die rauhesten und höchsten Gipfel emporstarren, Taygetos. Er erreicht endlich im Vorgebirge Tänarum das Meer. Ein dritter Gebirgszug geht vom Isthmos aus gerade nach Süden. Der bekannteste Teil desselben in Lakonien heißt Parnon, und seine Fortsetzung läuft in das den Schiffen gefährliche Vorgebirge Malea aus.

Was die verschiedenen Staaten und Städte des Peloponneses betrifft, so nahm das durch Handel reiche Korinth mit seinem Gebiete den größeren Teil des Isthmos ein. Zwei Häfen, Lechäon am korinthischen, Kenchreä am saronischen Golf gelegen, dienten dem Handel der Stadt auf den zwei angrenzenden Meeren. Etwas westlich von Korinth lag Sikyon; es beherrschte einen Teil der fruchtbaren Ebene, die sich fast bis nach Korinth hin ausbreitet.

Im Osten und Süden umfaßt das korinthische Gebiet den einst mächtigen Staat von Argos. Die Stadt Argos selbst, unfern vom wasserarmen Flüßchen Inachos gelegen, war zu Beginn der griechischen Geschichte das Oberhaupt eines argivischen Bundesstaates, welchem Mykenä, Tiryns, Epidauros, Trözen und andere Städte angehörten. Sie beherrschte auch die teils fruchtbaren, teils sumpfigen Niederungen, welche sich längs der Krümmung des argivischen Meerbusens hinziehen. In ältester Heroenzeit war Tiryns, östlich von Argos auf niedriger, aber steil abstürzender Höhe gelegen, die vorherrschende Stadt. Die aus unbehauenen, meist 1 m dicken und bis zu 3 m langen Steinblöcken erbauten Ringmauern waren 8 m stark und an die 20 m hoch; sie sind zum Teil noch vorhanden und starren wie rauhe Felswände empor. Zur Zeit des trojanischen Krieges hatte der Überlieferung nach Mykenä den ersten Rang auf der Halbinsel, wie ja auch sein Beherrscher Agamemnon von allen Helden vor Troja als Oberhaupt anerkannt wurde. Diesem Ansehen entsprachen der Glanz und Reichtum,



7. Die Stadtmauer von Messene,
von Epaminondas im 4. Jahrhundert auf den nordwestlichen Vorhöhen des Ithome-Berges erbaut (s. S. 18).

womit dieser Herrschersitz umgeben war. Eine gewaltige Mauer, teils aus rohen Felsblöcken aufgerichtet, teils aus behauenen Quadern kunstreich erbaut, umzieht ringsum die Burghöhe, an deren Fuß eine ausgedehnte Unterstadt sich breitete. Wie vermöglich die hier einst hausenden Herrscher gewesen, das bezeugt allein schon die fabelhafte Menge von Gold und Schmuckgerät, die Heinrich Schliemann aus ihren Gräbern gehoben. Darüber unten mehr.

An der schmalen Südgrenze von Argolis beginnt Lakonien, in voller Ausdehnung mit seiner in Städten, Dörfern und Gehöften zerstreuten Bevölkerung der mächtigen Hauptstadt Sparta unterthänig. Ohne Ringmauern, eigentlich nur eine Ansammlung von vier offenen Weilern, übte dennoch diese Stadt jahrhundertelang eine große Gewalt aus. Die ganze südöstliche Küste des Peloponneses, das Bergland zu beiden Seiten des Parnon bis zum Vorgebirge Malea, das reiche Thal des Eurotas, sowie die Ortschaften in den Schluchten des Taygetos brachten den stolzen Spartanern ihren Tribut; ja sogar das Land jenseits des Taygetos, das reiche Messenien mit den Städten Andania und Stenyklaros und den festen Burgen Ithome und Ira, hatten die Spartaner schon früh sich unterworfen und so ihre Herrschaft bis an das jonische Meer erweitert.

Auf der Westseite der Halbinsel, zwischen dem erymanthisch-lykäischen Gebirgszuge und dem Meer lag das Gebiet der Triphylier und die Landschaft Pisatis; beide waren in geschichtlicher Zeit mehr oder weniger von dem nördlicher gelegenen Elis abhängig. Der aus Arkadien strömende Fluß Alpheios mündet in der Pisatis und bewässert hier reiche, wohlangebaute Ebenen, so namentlich das berühmte Gelände von Olympia. Nicht weniger fruchtbar sind die Gefilde, welche das eleïsche Flüßchen Peneios durchfließt. Dagegen ist das nördlich an den korinthischen Meerbusen stoßende Achaia zu bergig, um sonderlich fruchtbar zu sein.

Arkadien, die Landschaft, welche die Mitte des Peloponneses begreift, ist durchaus ein rauhes Gebirgsland. Seine Gewässer strömen teils im Alpheios und Eurotas dem Meere zu, teils bilden sie kleine Seen oder verlieren sich in Schluchten und Abgründe, wo sie unterirdischen Abfluß finden. In der Nähe der Stadt Pheneos, im nördlichen Teile des Landes, stürzt der Bach Styx über dunkle Felswände in hohem Wasserfall zu Thal. Die Gegend ist so schauerlich, daß man nach diesem Wasser den Fluß in der Unterwelt benannte, über den der mürrische Charon die wandernden Seelen führt. Auch die Sümpfe bei Stymphalos waren im Altertum als traurige Einöden bekannt. Im westlichen Teile des Landes weideten nur Hirtenstämme ihre Herden; in den östlichen Gegenden dagegen bestanden auch städtische Einrichtungen, und Tegea und Mantinea entfalteten hier zeitweilig eine ansehnliche Macht.

Griechenland in der beschriebenen Ausdehnung erreicht etwa den Flächenraum des Königreichs Portugal; doch erstreckten sich sein Einfluß, seine Sprache und Gesittung weit über die Grenzen des griechischen Kontinents. Es hatte mit seinen Kolonien Unteritalien und Sizilien bevölkert; seine Pflanzstädte blühten rings an der Küste von Kleinasien. Wir haben solche am Bosporus,



8. Korfu.

Blick von der königlichen Villa Monrepos auf Stadt und Festung. Nach den beiden Felskuppen dieser alten Festung erhielten höchstwahrscheinlich Stadt und Insel ihren neugriechischen Namen, der „zu den Felsen“ bedeutet.

an der Propontis, am Hellespont bereits kennen gelernt; sie breiteten sich aber auch am Pontos Euxeinos und bis an das Meer von Asow aus.

Besonders wurden stets zu Hellas gezählt und lassen sich nicht von ihm trennen die zahlreichen Inseln, die auf allen Seiten seine Küsten umgeben; und ebenso bildeten die Westgestade von Kleinasien von Uranfang an einen Teil des Bodens, auf dem die hellenische Geschichte und Kultur sich abgespielt haben. Wir müssen auch auf dieser Inselwelt und an der kleinasiatischen Küste uns noch in Kürze orientieren, ehe wir nach den Menschen, die hier lebten und nach ihren Werken fragen.

Im jonischen Meer westlich und südlich von Hellas liegen in geringer Entfernung vom Festlande die sieben jonischen Inseln. Die nördlichste ist Korkyra, das heutige Korfu. Den Alten galt die liebliche Insel mit ihrem milden Klima und fruchtbaren Gelände für das mythische Scheria, das paradiesisch schöne Heimatland der Phäaken. Weniger fruchtbar ist Leukas, die weiße Insel, von ihren leuchtenden Kalkwänden so genannt. Sie ist berühmt durch ihr Südkap, den leukadischen Felsen, von dem die Sängerin Sappho aus Liebesgram ins Meer sich gestürzt haben sollte. Die größte dieser Inseln ist Kephallenia, von phantastisch zerrissenen Umrissen, überragt von herrlich geformten Gebirgen. Ihr ältester Name war Same, und als solche gehörte sie zum Reich des Odysseus. Ithaka, die ebenso berühmte wie unscheinbar kleine Heimatinsel des gefeierten Helden, liegt östlich von Kephallenia, nur durch einen schmalen Sund von ihr getrennt. Zakynthos, das heutige Zante, einst üppig prangend, jetzt durch Erdbeben schrecklich verheert, liegt schon südlich von der Einfahrt in den korinthischen Golf. Ganz im Süden aber, vor der Mündung des lakonischen Flusses Eurotas, schließt Kythera die Reihe dieser jonischen Inseln; berühmt war das Eiland durch seinen von phönizischen Seeleuten gegründeten Aphrodite-Tempel.

Unter den griechischen Inseln des ägäischen Meeres liegen dem hellenischen Festlande am nächsten die Kykladen, so genannt, weil sie annähernd einen Kreis (Kyklos) bilden. Unter ihnen waren durch Fruchtbarkeit und Seehandel vor anderen gefeiert Andros und Tenos, und noch mehr das an Wein und Öl reiche Naxos, wo der Weingott Dionysos vor allen anderen Göttern in Ehren stand. Berühmt durch Marmor, den schönsten, durchsichtigsten, den das Altertum kannte, war die Kyklade Paros; am berühmtesten aber von allen diesen Inseln das kleine, unansehnliche Delos. Denn hier sollte Leto den Apollo und die Artemis geboren haben. Ein hochheiliger Tempel der beiden Gottheiten erhob sich auf dem Eiland, und Feste von ungewöhnlichem Glanz wurden hier gefeiert. Nicht seiner geographischen Lage nach, aber in religiöser und vielleicht vorübergehend auch in politischer Hinsicht war Delos der Mittelpunkt der ganzen Inselgruppe. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Bergketten, die durch Böotien und Attika und durch Euböa südostwärts streichen, in den Bergen dieser Kykladen ihre Fortsetzung haben.

Die südlichsten von diesen Inseln werden bald als Kykladen bezeichnet, bald aber schon zu den sogenannten Sporaden oder zerstreuten Inseln gezählt, deren Hauptmasse mehr östlich längs der kleinasiatischen Küste sich ausbreitet. Berühmt durch seinen Wein ist unter den Sporaden vor allem

9. Mytilene.

Thera, das heutige Santorin, der allein noch aus dem Meer ragende Kraterrand eines versunkenen Vulkans, durchweg mit einer 20—30 m mächtigen Schicht vulkanischen Bimssteins bedeckt.

Den südlichen Abschluß des ägäischen Meeres bilden die Inseln Kreta, Karpathos und Rhodos. Kreta, mit hohen Bergen, die bis zu 2500 m sich erheben, mit leicht zu verteidigenden Steilküsten, mit einigen vortrefflichen Hafenbuchten, ziemlich gleich weit von Kleinasien und Libyen und dem Kontinent von Hellas entfernt, war durch diese seine Lage zur Vermittlerin zwischen orientalischer und hellenischer Kultur wie geschaffen und hat auch thatsächlich in dieser Beziehung eine große Rolle gespielt. Rhodos, die reiche Insel des Sonnengottes Helios, ist zu erheblicher Bedeutung erst in der Zeit nach Alexander dem Großen gelangt, hat dann aber von allen griechischen Gemeinwesen am längsten seine politische Selbständigkeit und seine tonangebende Stellung auf dem Weltmarkt gegen die Römer zu behaupten vermocht.

Wir sind mit dieser Insel dem kleinasiatischen Festland schon ganz nahe gerückt. Schauen wir uns auch hier noch etwas um.

Als Schauplatz griechischer Geschichte kommt eigentlich nur die reichgegliederte Westküste Kleinasiens in Betracht. Es ist das in den meisten Teilen ein fruchtbares Land, dessen mildes Klima sich von schroffen Gegensätzen frei hält. Zahlreiche Flußthäler setzen die Küste mit dem von Nichtgriechen bewohnten Hinterland in Verbindung. Nach den Mundarten, die in diesen Küstenstrichen gesprochen werden, unterscheidet man ein äolisches, jonisches und dorisches Kleinasien. Das äolische Sprachgebiet reicht vom Hellespont bis zum Golf von Smyrna. Es umfaßt die Troas, oder das Stromland des vom Ida kommenden Skamander, ferner Teuthranien, vom Kaïkos durchströmt, an dem landeinwärts Pergamon gelegen war; endlich ganz im Süden die fruchtbare Landschaft am Unterlauf des Hermos. Von Inseln gehört zu diesem Teil Kleinasiens das kleine Tenedos, gegenüber der trojanischen Küste; dann vor allem Lesbos. Diese üppig fruchtbare, entzückend geformte Insel ist geradezu als Hauptsitz der asiatischen Äoler anzusehen, wo die äolische Poesie ihre lieblichsten Blüten trieb. Die Hauptstadt Mytilene, malerisch auf der Ostseite der Insel gelegen, verfügt über zwei wundervolle Hafenbuchten.

Der fruchtbarste Teil der kleinasiatischen Küste ist der mittlere, nach der Mundart seiner Bewohner Jonien genannt. Früh entwickelte sich hier eine hohe Kultur, aber in ihrem Gefolge machte auch früh eine bedenkliche Verweichlichung sich geltend. Die Produkte des Hinterlandes von Mysien, Lydien und Karien erreichten hier das Meer, hier war naturgemäß ein reiches Handels- und Verkehrsleben. Ein ganzer Kranz weltberühmter Städte mit vortrefflichen, sturmfreien Häfen erhob sich der jonischen Küste entlang; im Poseidonheiligtum auf dem Samos gegenüberliegenden Vorgebirge Mykale besaßen sie jahrhundertelang ihren einigenden Mittelpunkt. Im nördlichsten Jonien lagen Phokäa und Smyrna, unweit der Hermosmündung. Dann auf dem Landvorsprung gegen die Insel Chios zu Klazomenä und Erythrä. Weiter südlich folgten Kolophon und an der Mündung des Kayster das hochheilige Ephesos mit seinem Artemis-Tempel.

10. Smyrna.

Am Vorgebirge Mykale, da wo der vielgewundene Mäander sein Wasser in das Meer ergießt, lag Priene, und an derselben Meerbucht die reiche Milet, bis zu ihrer Zerstörung durch die Perser (im Jahre 494) die bedeutendste aller hellenischen Städte, die sich rühmen konnte, allein nach den Ufern des Schwarzen Meeres über 80 Kolonien ausgesendet zu haben. Von den Inseln, die der jonischen Küste vorgelagert sind, ist die größte Chios. Sie ist bergig und doch zugleich überaus fruchtbar; in jüngster Zeit wurde sie mehrfach durch verheerende Erdbeben heimgesucht, die ganze Dörfer zerstörten. Nicht viel kleiner ist dann Samos mit der gleichnamigen, einst



11. Halikarnaß.
Nach einer photographischen Aufnahme von E. Fabricius.

seemächtigen Hauptstadt, der gefeierte Sitz des Tyrannen Polykrates. Südlich davon liegt endlich Patmos, die Insel des heiligen Johannes und der Schauplatz der Apokalypse.

Im südlichsten Teile der kleinasiatischen Küste wurde dorisch gesprochen. Die Uferlinie ist hier womöglich noch zerrissener, noch vielgestaltiger als im jonischen und äolischen Kleinasien. Der Hauptort war das ungemein feste Halikarnaß (jetzt Budrun). Maussolos, einer der karischen Fürsten, die hier residierten, bekam hier von seiner Witwe Artemisia das monumentalste aller Gräber errichtet, das sogenannte Maussoleum, eines der sieben Weltwunder. Südlicher lag Knidos; auch diese Stadt schloß ein Wunder ein, das Marmorbild der Aphrodite von Praxiteles' Hand, nach dem aus weiter Ferne gewallfahrtet wurde.

* * *

Betrachten wir dies griechische Land zum Schluß nochmals als Ganzes, so darf behauptet werden, daß kein Volk der Erde der Beschaffenheit seines Heimatlandes soviel zu danken hatte wie das der Hellenen. Ihr Land war weder so verschwenderisch ausgestattet, daß es den Bewohnern jegliche Sorge für ihre Nahrung abgenommen hätte, noch auch so kärglich, daß es ihr Streben nach höherer Kultur als aussichtslos erscheinen ließ. Als besonders förderlich aber für den Fortgang dieser Kultur mußte sich die Mannigfaltigkeit der Bodenbildung erweisen. Hohe Berge von oft alpiner Wildheit wechseln mit tiefeingeschnittenen Thälern und kleinen Ebenen ab; von allen Seiten aber dringt das Meer in die Lande ein und erzeugt eine so reich gegliederte Küstenbildung, wie auf der ganzen Erdoberfläche nicht ein zweites Mal. So einschläfernd der Anblick öder Steppen wirkt, so einseitig meist die Bewohner großer Tiefebenen in ihrer Thätigkeit und Geistesrichtung werden, so verschiedenartig mußte die Bethätigung von Menschen sich gestalten, die auf so reich gegliedertem Terrain zu leben veranlaßt waren. Die Thalgründe luden zum Ackerbau ein, die sonnigen Hänge zur Obstkultur, die Bergeshöhen boten Weide für die Herden, die Seen und das Meer begünstigten Fischfang und Schiffahrt. Alle diese mannigfaltigen Thätigkeiten haben sich in Hellas allenthalben dicht nebeneinander entwickeln können. Und nicht nur das, die Leichtigkeit des Verkehrs von Landschaft zu Landschaft ermöglichte es auch, daß die Menschen von so mannigfacher Lebensweise fortwährend in anregendem Austausch standen, sich ihre Kulturfortschritte rasch und emsig mitteilten. Alles in allem darf man wohl sagen, daß alle Vorbedingungen zu einer reichen Kulturentwickelung in mannigfachster Gestalt hier die denkbar günstigsten waren.

Die Griechen haben sich, wie man weiß, kaum durch etwas anderes so vorteilhaft vor allen anderen Völkern ausgezeichnet wie durch ihren Kunstsinn, ihre Freude an schönen Formen und Farben und ihr Geschick, sie hervorzubringen. Wer hat sie darin belehrt? Wer anders als ihr Heimatland mit seiner einzig reichen Formenwelt und Farbenpracht. Seine Kalksteinberge zeigen zum Teil wunderbar phantastische Umrisse. Des Meeres smaragdgrüne Wellen spülen um goldgelbe Küsten von märchenhaft zerklüfteter Gestalt. Eine transparente Luft ohnegleichen läßt auch die fernsten Konturen in schärfster Klarheit erkennen. Die Sonne besitzt bei dieser Durchsichtigkeit der Luft eine Leuchtkraft, wie wir in Deutschland sie nicht ahnen, der Himmel eine Bläue, die mit Recht sprichwörtlich geworden ist. Ein Sonnenuntergang aber am griechischen Meer läßt sich, was Farbenglut betrifft, schlechterdings mit nichts anderem vergleichen. So wäre es in der That schwer zu begreifen, wenn diese Landschaft mit ihren so auserlesen schönen Formen und Farben nicht auch Formen- und Farbensinn der Bewohner günstig beeinflußt hätte.

Erklärt sich somit viel des Größten, was das Griechenvolk geleistet hat, aus der eigenartigen Gestalt und Beschaffenheit seines Landes, so wird man andererseits auch manchem seiner Mängel gerechter, wenn man die Bodengestaltung von Hellas in Rechnung zieht. So günstig die scharfe Abgegrenztheit der einzelnen Landschaften der Entwickelung zahlreicher, ausgesprochener Volksindividualitäten war, so sehr erschwerte sie auf der anderen Seite den nationalen Zusammenschluß dieser bunten Vielheit. Ein wirklich imposanter Staat, der sich dauernd gegen die Nachbarmächte zu behaupten verstanden hätte, ist auf dem vielgestaltigen Boden von Hellas nie erstanden, und konnte hier auch kaum erstehen.

Die Herkunft der Hellenen.

Nachdem wir das Land der Hellenen durchwandert haben, ist es nun Zeit, nach ihnen selbst, nach den Bewohnern dieses Landes sich umzuschauen. Wo kamen sie her? Auf welchen Wegen zogen sie in die Sitze ein, die in geschichtlicher Zeit von ihnen innegehabt wurden?

Die Fragen sind leicht gestellt, schwer aber fällt es, eine befriedigende Antwort darauf zu erteilen. Denn diese Anfangszeit des griechischen Volkes liegt in ferner, ferner Vergangenheit, so daß die Griechen selbst darüber so gut wie nichts zu berichten wissen, und wir im großen Ganzen auf Vermutungen angewiesen sind.

Eines steht allerdings fest, daß die Griechen gleich uns Deutschen zu jener großen Völkergruppe gehören, die man die indogermanische zu nennen pflegt. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo diese Indogermanen allesamt auf verhältnismäßig engem Raum beisammen siedelten, und man ist neuerdings geneigt, diese Urheimat der Indogermanen nicht, wie früher wohl, im Herzen von Asien, am Hindukusch, zu suchen, sondern in den weiten Steppen Südrußlands, die sich nördlich vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis nach Turan erstrecken. Wie lange sie dort ihr Nomaden- und Hirtenleben geführt haben, ehe sie, von Nahrungsnot getrieben, nach allen Richtungen auseinander zogen, wer will das nur auch annähernd genau ermessen? Es kann dieser Urzustand ihres Zusammenlebens Jahrhunderte, er kann eben so gut aber auch Jahrtausende gedauert haben.

Als sich die Indogermanen trennten, schlug ein Teil von ihnen die Richtung nach der Balkanhalbinsel ein. Von Norden sind sie in diese eingerückt, darüber kann kaum ein Zweifel sein. Man unterscheidet unter diesen Indogermanen der Balkanhalbinsel hauptsächlich drei große Volksstämme: im Nordwesten die Illyrier und die ihnen nahe verwandten Bewohner von Epirus; sodann im Nordosten die Thraker, deren Gebiet sich nordostwärts bis über die Donau erstreckte; endlich im Süden der Halbinsel die Griechen. Während Illyrier und Thraker infolge der geographischen Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze in der Welt- und Kulturgeschichte nie eine erhebliche Rolle gespielt haben, ist das ganz anders bei den Griechen des Südens. Wir beobachteten schon, wie sehr ihre Landesnatur jeglichen materiellen und geistigen Fortschritt begünstigte; aber freilich ohne die eminente Begabung, die ihrem Stamme eigen, hätten sie auch in dem herrlichsten Land so Einzigartiges nicht leisten können. Hier aber traf alles zusammen; ein Volk von seltenen Gaben und eine Wohnstätte von seltener Gunst des Klimas, der Bodengestaltung, der Küstenbildung. Was überhaupt von Großem und Schönem in diesen Steppensöhnen des Nordens schlummerte, das mußte in der Sonnenpflege des griechischen Himmels erwachen und ist erwacht zu unvergleichlichem Leben.

Als die Indogermanen in die schönen Uferlandschaften des ägäischen Meeres einrückten, fanden sie dieselben schwerlich leer, sondern von einer Urbevölkerung anderen Stammes besetzt. Was wir von dieser Urbevölkerung wissen, ist so gut wie nichts. Man hat früher wohl geglaubt, das von

griechischen Geschichtschreibern mehrfach erwähnte Volk der Pelasger entspreche jenen ältesten, von den Indogermanen verdrängten Bewohnern der Halbinsel. In Wahrheit aber scheinen die Pelasger Griechen zu sein. Der Name haftete ursprünglich am thessalischen Tiefland; erst nachträglich wurde er auch auf andere griechische Landschaften übertragen. In Thessalien schrieb man die aus riesigen Blöcken erbauten Steinburgen, die dort zu Lande nicht selten sind und Larissen genannt werden, den Pelasgern zu. Später hat man auch anderwärts bei so frühen Bollwerken von roher Bauart an dies sagenhafte Urvolk denken zu müssen geglaubt, und so sind die Pelasger nach und nach in der Volksvorstellung etwas Ähnliches geworden, wie in mancher



12. Das Ruinenfeld von Dodona. Zeichnung von Albert Richter.

deutschen Gegend die Riesen oder Heunen, die ja auch für alle Bauten von ungewöhnlicher Ursprünglichkeit und Roheit verantwortlich gemacht zu werden pflegen.

Es hat gewiß lange gedauert, bis die von Norden einrückenden griechischen Stämme das ganze Land gefüllt und die Wohnsitze eingenommen haben, die sie dann dauernd behaupteten. Ohne harte Kämpfe mit der Urbevölkerung und unter den sich drängenden und schiebenden Griechen selbst kann es dabei nicht abgegangen sein. Zahlreiche Ortsnamen, zahlreiche Götterkulte, die, wie im Norden der Halbinsel, so auch im Süden sich vorfinden, scheinen Nachklänge jenes in verschiedenen Anläufen sich vollziehenden Einwanderns zu sein. Die wandernden Stämme haben ihre Ortsnamen naturgemäß von Norden nach

Süden weitergetragen, sie haben im Süden denselben Göttern gehuldigt und sie auf gleiche Art verehrt, wie vordem in den nördlicheren Sitzen.

Über den Weg, den die einwandernden Hellenen benutzten, geben hellenische Volstrümmer, die inmitten barbarischer Umwohner sich behauptet haben, wichtige Fingerzeige. So galt das fruchtbare Gelände um den See von Janina, Hellopia genannt, zu allen Zeiten als griechisches Land, selbst dann noch, als das übrige Epirus schon längst illyrischen Horden anheimgefallen war. Nicht weit von jenem See, nur durch niedrige Hügelstreifen von ihm getrennt, lag auf einem Bergvorsprung die altberühmte Kultstätte von Dodona. Im Haine des Zeus deuteten hier die Priester, die man Helloi nannte, aus dem Rauschen der Eichen, dem Murmeln der Quellen oder aus dem Fluge der Tauben den Rat und Willen des höchsten Gottes. Schon die homerischen Gesänge erwähnen dies älteste griechische Orakel, das mitten unter den fremdsprachigen Epiroten sich jederzeit seine griechische Art bewahrte.

Ein versprengter Volksteil, der sich dem Weiterrücken der übrigen Griechen nicht anschloß, sondern mitten unter anderssprachigen Umwohnern seine ersten Sitze behauptete, sind auch die Makedonier. Ihre Sprache verrät sie als echte Griechen. Aber sie verloren nach und nach alle Fühlung mit dem Hauptteil der Nation, und so galten sie den Griechen der klassischen Zeit geradezu als Barbaren. Sie waren es wie gesagt nicht, waren vielmehr Hellenen, und bezeichnen gleich den Helloi Dodonas den Weg, den das griechische Volk auf seinem Einzug in das Land seiner Verheißung genommen haben mag.

Die Griechen selbst wußten ihre Herkunft so weit aus dem Norden nicht herzuleiten; ihnen galt im großen und ganzen Thessalien als Wiege ihres Geschlechts, als ursprüngliches Stammland, und nicht nur die Völker von Mittelhellas, sondern ebenso die meisten auf der Pelopsinsel wollten von Thessalien aus in ihre Sitze eingewandert sein. Auch die später allgemein übliche Benennung des griechischen Volkes als „Hellenen" ist zweifellos thessalischen Ursprungs: noch bei Homer führt nicht das ganze griechische Land, sondern nur die im südlichen Thessalien gelegene Heimat Achills den Namen Hellas; seine Myrmidonen waren die ersten Griechen, die sich Hellenen nannten. Erst im 6. Jahrhundert ist das Wort allmählich Gesamtbezeichnung für alle Völker griechischer Zunge geworden.

Wie kommt es aber, so höre ich einen nachdenklichen jungen Leser fragen, daß wir Deutsche diesem Volk, das sich selbst seit dem 6. Jahrhundert konsequent als Hellenen bezeichnet, den Namen der Griechen geben? Nicht wir, sondern die Römer haben die sonderbare Benennung aufgebracht; denn unser deutsches Wort „Grieche" ist nur eine Weiterbildung des lateinischen Graeci. Aber wie kommen die Römer zu dieser Bezeichnung? Das ging so zu. Die ersten Menschen griechischer Zunge, die sie kennen lernten, waren Ansiedler der süditalischen Stadt Kyme; diese Ansiedler aber stammten aus der kleinen Landschaft Graike, die am Euripos gegenüber von Euböa sich nachweisen läßt, und führten daher den Namen Graikoi; die Römer aber benannten nicht nur diese Ansiedler von Kyme, sondern alle Hellenen, die sie weiterhin kennen lernten, höchst ungenau mit dem Namen Graeci — und ebenso ungenau verfahren wir, wenn wir noch heute das Volk der Hellenen als Griechen, ihr Land als Griechenland bezeichnen.

Das Leben der ältesten Hellenen.

Als die indogermanischen Horden den Balkan überstiegen und in die griechische Halbinsel einrückten, da waren sie vermutlich ein ziemlich einheitlicher Volksschlag, von gleicher Sprache, gleicher Lebenshaltung, gleichen Sitten. Das mußte sich auf dem vielgliedrigen Boden von Hellas bald ändern. Die einzelnen Scharen führten in den einzelnen Gebirgsthälern, ob sie nun wollten oder nicht, vielfach ein weltabgeschiedenes Sonderdasein: hohe Berge erschwerten den Verkehr; der Weg zur See war noch nicht praktikabel. So begann gewiß schon früh die Zersplitterung in zahllose Einzelstämme, die sich zu immer ausgeprägterer Eigenart entwickelten und immer deutlicher sich voneinander unterschieden.

Ein Zeuge der ursprünglich vorhandenen Einheit und Gleichartigkeit ist die Sprache der Hellenen. Denn es läßt sich wahrscheinlich machen, daß anfänglich von Thessalien bis hinunter in den Peloponnes im wesentlichen ein und dieselbe Mundart gesprochen wurde. Erst nach und nach ist diese Einheit geschwunden, sind die Unterschiede größer und größer geworden. In der klassischen Zeit war dann die Sprache der Hellenen so mannigfaltig, so vielgestaltig wie das Land, in dem sie wohnten.

Schon die Alten pflegten diese Mannigfaltigkeit der Dialekte in drei großen Sprachgruppen unterzubringen und demgemäß die Dorier, Jonier und Äoler als die drei Hauptstämme ihres Volkes zu bezeichnen. Der Fülle der thatsächlich bestehenden Sprachunterschiede wird diese Dreiteilung nur mangelhaft gerecht; aber sie ist bequem, und so sieht man denn auch auf unserer Karte das dorische, jonische und äolische Sprachgebiet durch verschiedene Färbung kenntlich gemacht. Worin im einzelnen die Dialekte voneinander abwichen, das läßt sich mit wenigen Worten nicht auseinandersetzen. Wir wissen ja aus unserem deutschen Vaterland, wie verschieden es klingt, wenn ein Berliner und wenn ein Oberbayer seine Muttersprache spricht: so klang auch derselbe griechische Satz im Munde eines Spartaners ganz anders, als wenn ein Athener ihn aussprach.

Doch zurück zu unseren Urhellenen. Wie lebten sie? Welches waren ihre staatlichen Ordnungen? Das sind Fragen, die sich aufdrängen und auf die wir, soweit möglich, eine Antwort zu geben versuchen wollen.

Als die Griechen sich auf der Balkanhalbinsel festsetzten, waren sie zweifellos noch im Zustande unstät streifender Nomaden. Ziegen und Schafe, vereinzelt auch Rinder, machten ihren Reichtum aus; mit der Hütung des Viehs verbrachten sie ihr Leben, soweit nicht ein Krieg oder die Lust der Jagd sie in Anspruch nahm. Diese Jagd war in dem großenteils von dichtem Urwald bestandenen Lande eine überaus ergiebige: noch war über die ganze Halbinsel der Löwe und der Bisonstier verbreitet; Wölfe, Hirsche und Wildschweine gab es allenthalben in Menge, Herden von Gemsen und wilden Ziegen belebten die Bergkämme. Zum Ackerbau bequemten sich die Griechen erst spät, das Handwerk stand wenig in Ehren. Dementsprechend waren ihre Behausungen gewiß so unvollkommen wie möglich — aber Arme und Reiche, Herren und Knechte gab es trotzdem schon. Der Naturzustand allgemeiner Gleichheit war auch diesen frühesten Hellenen schon dahingeschwunden.

Der einzelne Mensch ist immer schutzlos; er muß erliegen, wenn er sich nicht mit seinesgleichen zusammenthut zu gemeinsamem Leben, zu gemeinsamer Abwehr jeglicher Not, vor allem zur Abwehr beutegieriger Feinde. So zeigen sich auch bei den Urhellenen schon früh die Anfänge staatlichen Lebens. Der einzelne besaß seinen nächsten Schutz an seinen Blutsverwandten; sie beerbten ihn, wenn er starb, sie rächten ihn aber auch, wenn er erschlagen wurde, sie ruhten nicht, bis für Blut wieder Blut geflossen war. Die schauerliche Pflicht der Blutrache schlang um die Mitglieder der einzelnen Familien ein festes Band; sie schloß auch mehrere sich nahestehende Familien zu einer sogenannten Phratrie oder Blutsverbrüderung zusammen. Auch unter den Mitgliedern einer Phratrie herrschte Erbrecht, herrschte die Pflicht der Blutrache; gemeinsame Gottesdienste gaben der Verbindung Weihe und Festigkeit. Aus mehreren solchen Phratrien endlich erwuchs die Gemeinschaft des Stammes, der Phyle. Auch sie fand ihren einigenden Mittelpunkt in gemeinsamen Gottesdiensten; ihre Hauptbethätigung war die Abwehr feindlicher Angriffe, zu der alle freien Stammesgenossen sich um den Häuptling scharten. Dieser Häuptling oder König war zugleich oberster Richter des Stammes. Er besaß ein eigenes Krongut, erhielt bestimmte Gaben von seinen Unterthanen und von der Kriegsbeute den Löwenanteil. Neben ihm stand ein Rat, der sich aus den alten, nicht mehr kriegsfähigen Männern des Stammes zusammensetzte: sie berieten mit dem Häuptling über Wohl und Wehe der Gesamtheit, wachten mit ihm über die ererbten, durch Herkommen heiligen Rechtssatzungen, teilten mit ihm die Freuden des Mahles und geselligen Umtrunks.

Es war gewiß ein hartes, gewaltthätiges Geschlecht, beständig unter dem Bann der leidenschaftlich gehandhabten Blutrache, noch nicht gezügelt durch regelrechte Gesetze. Das ganze Leben war ein Kampf im buchstäblichsten Sinne; jeder Fremdling erschien als Feind und galt für vogelfrei, wo er nicht ausdrücklich das Gastrecht erworben hatte.

Je geringer die Rechtssicherheit war, je weniger die irdischen Richter vermochten, um so mehr stellte man alles, was man geschützt wissen wollte, den Göttern anheim. Gemeinsame Gottesdienste hielten, wie wir sahen, die Blutsverwandten, die Geschlechts- und Stammesgenossen zusammen; auf religiösem Grunde beruhte alles, was diese Menschen einte. Eine Gemeinschaft ohne göttlichen Schutz war ihnen keine Gemeinschaft. Was wissen wir von diesen Göttern der Urhellenen?

Zunächst ist nachweisbar, daß ihre religiösen Vorstellungen sich mit denen aller Indogermanen in der Hauptsache decken. Sie zeugen von gewaltiger, schöpferischer Kraft der Phantasie und sind dabei doch viel maßvoller, naturwahrer, inniger als die der Semiten. Und noch ein anderer grundlegender Unterschied besteht zwischen den Gestalten des indogermanischen und des semitischen Götterhimmels: die Götter der Assyrer, Phönizier und ebenso auch der Ägypter sind immer nur Schutzgötter des Stammes, des einzelnen Gaus. Der Jehovah des alten Bundes sorgt und sinnt und streitet nur für seine Juden, wie Baal nur für die Phönizier. Bei den Indogermanen dagegen sind es die großen Mächte der Natur, des Weltalls, denen man göttliche Ehren erweist, die man als Götter fürchtet. Sie sorgen zwar auch für den einzelnen Stamm, der ihnen opfert, aber ihr Machtbereich deckt sich nicht mit den

Grenzen dieses Stammes. So ist es gleich mit dem obersten Gott der Indogermanen, dem Djaus oder Himmelsgott: er umspannt mit seiner lichten Klarheit das weite Weltall, er regiert mit gleicher Allmacht an allen Enden der Erde. Alle Fruchtbarkeit kommt von ihm, alles Leben und Gedeihen wird seiner Huld und Kraft verdankt. Namentlich ist er es, der in Sturm und Gewitter majestätisch sich kund thut, der regnen läßt auf Erden, der, wenn er verzieht mit seinem Segen, durch allerhand Zaubermittel um Regen gebeten sein will. Und ebenso weitreichend, allumfassend ist die Gottheit der Mutter Erde, mit der sich Djaus in jedem Regen vermählt, der durch ihn alles hervorbringt, was auf dem ganzen Erdboden wächst und gedeiht zum Frommen der Menschen. Und so waren auch die anderen Gottheiten des Indogermanen Verkörperungen der Naturkräfte, nicht nur Schutzmächte kleiner und kleinster Verbände. Da hören wir von riesenhaften Dämonen, die in Wolken und Winden, in der Finsternis der Nacht, in der sengenden Dürre des Sommers sich kundthun; und gewaltig wie diese Gestalten, so ist es auch der immer erneuerte Kampf, den die lichten Götter des Himmels und der Erde mit diesen bösen Geistern auszufechten haben.

Diese Grundzüge aller indogermanischen Religion kehren auch im Glauben der Urhellenen wieder: was sich ihnen als Nomaden in den weiten Steppen Südrußlands von göttlichen Kräften offenbart hatte, das trugen sie mit sich in die neuen Wohnsitze. Auch dort waren sie anfangs, wie wir sahen, ein Volk von Hirten und Jägern; die alten religiösen Vorstellungen der Heimat paßten auch zu ihrer neuen Umgebung.



18. Betender Knabe.

Nach Boëdas (vergl. unten). Berlin.

Die Hände sind erhoben, um gleich die erbetene Gabe in Empfang zu nehmen.

Bei allen Griechenstämmen wird als oberster Gott der Zeus verehrt. Er entspricht durchaus dem indogermanischen Djaus. Er thront auf jedem ragenden Berggipfel, er ist der Wolkenkönig, der im Regen segnet, im Gewitter gewaltig einherschreitet. Er schwingt als Schild die Aegis, zu deutsch das Ziegenfell, ein Bild der Wetterwolke, aus der die Blitze fahren. Im Falle anhaltender Dürre wird auch er durch allerhand Zauberformeln bestürmt, die von bösen Dämonen entführten Regenwolken wieder zur Stelle zu schaffen und das lechzende Erdreich zu segnen. Selbst vor Menschenopfern scheute man nicht zurück, wenn die anderen Zaubermittel versagten. Doch abgesehen von solchen Bräuchen einer wilden Vorzeit bedeutet der hellenische Kultus des

Himmelsgottes entschieden einen Fortschritt gegenüber dem indogermanischen. Zeus waltet nicht mehr bloß in der Natur, er waltet auch in der sittlichen Welt. Alle rechtliche Ordnung erfreut sich seines mächtigen Schutzes; er beschirmt den Eidschwur, den Gastfreund, er ahndet jeden Frevel. Er ist Vater und Erzeuger aller Götter und Menschen, und ihr Schicksal ruht in seiner Hand. Seinen Willen thut er im Blitz und Donner und durch seine heiligen Vögel, die Adler, kund; auch in Träumen offenbart er sich den Sterblichen, und im Rauschen des Eichbaums, im Echo der Höhlen und Bergschluchten vernahm man seine Gottesstimme.

Wieweit in allerältester Zeit neben dem Himmelsgott auch schon andere Naturkräfte sich zu wirklichen Göttergestalten verdichtet hatten, entzieht sich unserer Beurteilung. Zu den Gottheiten, die mit zu allererst greifbare Umrisse gewannen, gehört jedenfalls die Artemis. Sie entspricht der Anschauung eines Volkes, bei dem die fröhliche Jagd auf Bergen und in Waldesgründen im Mittelpunkt des Lebens steht. Ihr Kultus war überall da am lebendigsten, wo die primitive Lebensweise des Hirten und Jägers am längsten fortbestand, in Arkadien und Aetolien. In der jungfräulichen, von Kultur noch unbeleckten Natur des Gebirges ist ihre eigentliche Heimat. Des Waldes Getier ist der Artemis heilig, ihr fließt das Blut der geschlachteten Jagdtiere; in diesem Sinn heißt sie die „Schlächterin“, denn das ist wahrscheinlich die Übersetzung ihres Namens. Die finsteren, düsteren Züge herrschen in ihrem Wesen durchaus vor: sie fordert gelegentlich auch Menschenopfer; sie sendet Pest und Tod, sie ist geradezu die Todesgöttin in Person. Sie waltet zumal bei Nacht: die geheimnisvollen Mächte der Finsternis stehen in ihrem Dienst, aller Zauber wird im Bund mit ihr geübt.

14. Artemis-Idol aus Delos. Nach Collignon.

1879 auf Delos gefunden, jetzt im Centralmuseum zu Athen. Die Statue, obgleich aus Marmor, macht ganz den Eindruck eines aus einem dicken Brett geschnittenen Holzbildes (Xoanon). 7. Jahrh. v. Chr.

In allem das Gegenstück zu dieser unheimlichen Göttin des Bergwalds und der finsteren Wildnis ist Aphrodite. Auch sie haust in der freien Natur, auf Bergeshöhen, in der Unkultur. Aber sie begünstigt das friedliche Naturleben, das Wachstum, die Vermehrung. Die alles einende, immer neues schaffende Liebe ist ihr heilig. Holdes Lächeln wohnt auf ihrem Antlitz. Krieg und Waffenlärm sind ihr verhaßt, ebenso blutige Opfer. Das Meer, aber nicht das stürmische, sondern das spiegelglatte, ist ihr ein lieber Aufenthalt, und die Seeleute verehren sie als Patronin ruhiger Meerfahrt. Ihren Lieblingen aber führt sie die schönsten Frauen in die Arme.

Wahrscheinlich später als diese beiden Göttinnen gewann Apollo im religiösen Bewußtsein feste Gestalt; denn sein Wesen entspricht schon einer etwas höheren Kulturstufe, da man schon den Wohnsitz gegen die Außenwelt abgrenzt,

eine Hürde um sich und seine Herde zieht: der Beschirmer dieser Hürde (Apella) ist eben Apellon oder Apollon, der „Hürdengott“. Alles, was sich das griechische Volk in ältester Zeit von ihm erzählt, zeigt ihn als Patron des Hirtenlebens. Er singt, bläst die Flöte, spielt auf der Zither trotz dem besten Hirten. Er übt die Heilkunst, wie zu allen Zeiten begabte Schäfer thaten. Lorbeer und Hyazinthe, die Lieblingsblumen der Ziegen, sind auch seine Lieblinge. Die Geister des Waldes und der blumigen Au bilden sein Gefolge, vor allem die Musen, die ihrem ursprünglichen Wesen nach Quellnymphen waren. Sind Hirten gern verliebter Natur, so ist es Apollo erst recht. Da er die Herde schützt, so ist er der Feind der wilden, reißenden Tiere; er erlegt sie in fröhlichem Jagen; mit Recht sah man in ihm einen Bruder der Jägergöttin Artemis. Aber das Verderben, das er abwehrt, kann er auch senden und verhängen: wenn er zürnt, verbreiten seine Pfeile Tod und Pest unter den Menschen. Doch das Huldvolle, Gnädige überwiegt in seinem Wesen. Gleich dem Hirten liebt auch Apollo den lichten Tag, ja er ist der Gott des lichten Tages. Goldfarben wie ein sonniger Morgen ist sein Lockenhaar; einer späteren Zeit galt er geradezu als Sonnengott. Als solcher spendet er Klarheit, wo Zweifel den Menschen bedrängen: der Lichtgott ward so früh zum Orakelgott, den man besonders in Delphi die Zukunft künden ließ. Überall, wo Griechen wohnten, hat man den Gott verehrt; er ist wohl die reinste, majestätischste Gestalt des ganzen griechischen Götterhimmels.



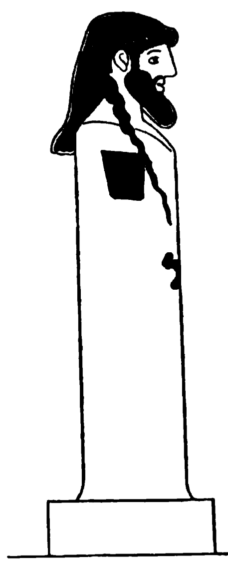
15. Idol aus Terrakotta (Aphrodite?).
Nach Collignon.
In Thisbe (Böotien) gefunden, jetzt im Louvre zu Paris.

Etwas wie ein Doppelgänger von ihm ist Hermes, der „Gott vom Steinhaufen“. Sein Name erinnert an einen Brauch, der bei vielen Völkern vorkommt, an jene Steinhaufen (griechisch Herma genannt), die man wohl auf der Weide oder an vielbegangener Straße errichtete, und denen jeder Vorübergehende einen neuen Stein hinzuzufügen pflegte. Auch Hermes ist ein Gott der Weide, ein Beschirmer der Hirten; er streitet wohl geradezu mit Apollo um den Besitz der Herden. Gleich jenem ist auch er verliebter Natur, ein Freund des Sangs und Flötenspiels. Aber der majestätische Zug, den wir an Apollo kennen lernten, geht ihm völlig ab: er ist durchweg derber und naturwüchsiger, er hält es mit dem verschmitzten Hirten voll Lug und Trug, der jedem Gewinn unbedenklich nachjagt. Überall ist er zur Stelle, wo ein Vorteil winkt, er erscheint als verkörperte Betriebsamkeit. Leicht begreifen wir, daß aus diesem flinken Gott, der jeden Vorteil wahrnimmt, späterhin der eilende Bote der Götter werden konnte. Mit Windesschnelle stürmt er durch den Äther. Den Wind in seiner elementaren Gewalt, in seiner Bedeutung für die Befruchtung der Pflanzen dachte man sich ebenfalls in Hermes verkörpert. Der Wind pfeift und singt: wie nahe lag es da, Syrinx und Lyra von ihm erfinden zu lassen. So hat Hermes viel mit Apollo gemein. Doch während dieser im strahlenden Licht des Tages wandelt, so treibt Hermes sein Wesen lieber im Finstern. Er ist der Herr über Schlaf und Träume, und

daraus ergab sich leicht eine Beziehung zu Tod und Unterwelt: die Gestorbenen ins Reich der Schatten zu geleiten, war später sein hauptsächliches Amt.

Ist schon Hermes viel derber als Apollo, so gilt das erst recht von seinem bockbeinigen Sohne, dem Pan; war schon der Kult des Hermes nicht so allgemein verbreitet, wie der des Apoll, so war dieser Pan erst recht nur ein Gott vereinzelter Gegenden und so eigentlich zu Haus nur in Arkadien. Aus seiner halbtierischen Gestalt hat unser christliches Mittelalter das Bild des Teufels weiter entwickelt.

Zu den Hirtengöttern scheint in ältester Zeit auch Poseidon gehört zu haben. Er ist vor allem in Arkadien und in dem thessalischen Binnenland heimisch, also in Gebieten, wo die Viehzucht besonders gedieh. Nicht so sehr das Kleinvieh, als Stiere und Rosse erfreuten sich seines Schutzes. Man dachte ihn auf prächtigem Viergespann einherstürmend. Aber schon früh wurde das Meer der eigentliche Tummelplatz dieses Gottes: die Schaumwellen waren jetzt seine Rosse, mit dem Dreizack bewehrt durchfuhr er die Wogen, gewaltig und schrecklich gleich der sturmgepeitschten See. Wo das Meer die Küsten von Hellas bespülte — und wo war das nicht? — errichtete man dem Meerbeherrscher Altäre und Tempel. Die Erde, die er mit seinem Element umfaßte und umbrandete, vermochte er auch im Erdbeben zu erschüttern: im Sturm des Meeres, wie im Schüttern des Erdbodens glaubte man seine Nähe zu verspüren.



16. Bärtiges Hermesbild.

Sogenannte Herme. Nur der Kopf ist ausgeführt; die Arme werden durch zwei viereckige Vorsprünge, die übrige Figur durch einen viereckigen Pfeiler wiedergegeben. Nach einem Vasenbild.

Auch das älteste Handwerk, das sich bei beginnender Gesittung überall zuerst zu entwickeln pflegt, die Schmiedekunst, hatte im Kreis der Götter seinen Schutzpatron in der Gestalt des Feuergottes Hephästos. Man dachte ihn sich gelähmt und hinkend, sehr richtig; denn die Lahmen, die zum Hirten und Landwirt unbrauchbar waren, konnten, wenn sie kräftige Arme besaßen, immer noch als Schmiede ihr Brot verdienen.

Natürlich stand auch der Krieg, der bei diesem harten Geschlecht eine große Rolle spielte, unter göttlichem Schutz; nur war es nicht ein bestimmter und nicht immer derselbe Gott, der den Sieg verlieh, sondern die verschiedenen Stämme flehten jeweils den bei ihnen besonders verehrten Gott um das Glück des Schlachtfeldes an. Dabei sahen sie alle in Zeus den höchsten Richter. Der auch über den Ausgang der Schlachten zu entscheiden hatte. Eine Verkörperung des Schlachtengetümmels, nicht ein Verleiher des Sieges, war Ares; er war wetterwendisch, unberechenbar, zum Schirmgott völlig ungeeignet; bei den wilden Thrakern dachte man sich seine Heimat.

Zuverlässige Helfer waren dagegen, in der Schlacht wie in der Not des stürmischen Meeres, die göttlichen Zwillinge, die unter verschiedenen Namen bei den verschiedensten griechischen Stämmen vorkommen. In Sparta hieß

man sie Dioskuren, d. i. die Söhne des Zeus, und unter diesem Namen sind sie am bekanntesten.

Außer diesen Mächten, die sich hauptsächlich im Leben der Menschen bethätigen und ihr Thun und Treiben unter fördernder Obhut halten, glaubte man aber noch an eine Fülle von Gottheiten, die ausschließlich im Leben der Natur sich offenbarten: an Sonne und Mond, an die Götter der Flüsse und Quellen, an die Nymphen auf den Bergen, in den Wäldern, und an die zahlreichen dämonischen Gewalten, die in den Tiefen des Weltmeeres hausten. Im Ersinnen und Ausgestalten dieser lokalen Gottheiten bewiesen die Griechen eine Phantasie, wie kein anderes Volk der Erde. Es ist übrigens bezeichnend für sie, daß diese stetig wirkenden, sich ewig gleichbleibenden Naturkräfte im Kultus keine hervorragende Rolle spielten. Nur in Korinth und auf Rhodos erfreute sich z. B. der Helios oder Sonnengott einer besonderen Verehrung. Mehr als die Naturkräfte wurden die Vorgänge in der Natur beachtet und bildeten als Erlebnisse der einzelnen Götter den Gegenstand gottesfürchtiger Feierlichkeiten. Wenn im Frühling die Natur erwacht, dann leben nach indogermanischer Anschauung auch die Götter wieder auf, dann gewinnen sie neue Kraft zum Kampf gegen die Unholde der Finsternis. Kommt dann der Winter ins Land, dann erliegen sie wieder. Sie sterben geradezu oder wandern zu fernen Völkern, um von dort in jedem neuen Lenz ihre jubelnd begrüßte Wiederkehr zu begehen. So entwich Apollo alle Herbst zu den Völkern des Nordens, den fernen Hyperboreern. Von Zeus aber wußte man in Kreta das Grab zu zeigen, wie man dort überhaupt den ganzen Lebenslauf des Gottes von der Geburt bis zum Tode in religiösen Festen beging. So durchaus empfand man den Kreislauf der Natur als Erlebnis der Götter, daß man ihnen, die doch als Götter unsterblich, ungeworden und unvergänglich sein sollten, Wiege und Sarg, Geburt und Tod unbedenklich andichtete.

Die Seßhaftigkeit, zu der die einst nomadisierenden Horden der Hellenen seit ihrem Einzug in die Balkanhalbinsel mehr und mehr übergingen, die Trennung in einzelne Stämme, wie sie die Eigenart des griechischen Landes notwendig mit sich brachte, mußte auch auf die religiösen Anschauungen von Einfluß werden. Je fester der einzelne Stamm in einer bestimmten Gegend sich einnistete, je schärfer ihn die Grenzen seines Ländchens von den Nachbarn schieden, um so mehr mußte auch sein Götterglauben von der allumfassenden Einheitlichkeit der indogermanischen Urzeit einbüßen. Zeus blieb freilich immer der höchste Gott aller Griechenvölker, zu ihm beteten die Thessaler ebenso wie die Priester im Haine von Dodona. Und doch war es ein etwas verschiedener Gott, von dem die einen und die anderen Erhörung erflehten. Die Thessaler riefen den Zeus vom Olymp, die Dodonäer den Zeus Naios an. Zeus blieb Zeus, aber diese lokalen Beinamen, die man ihm gab, beweisen deutlich, daß der in Thessalien angerufene Gott doch nicht ganz der gleiche war wie der im Nachbargebiet von Dodona. Und dieser Wandel vollzieht sich mehr oder weniger mit allen Göttern: sie werden jetzt mehr als lokale Stammgötter gedacht, sie nehmen bei jedem Stamm ein etwas anderes Wesen an, wie auch der Kultus, den man ihnen darbringt, nicht überall genau der gleiche blieb.

In besonders starkem Grad hat die alte indogermanische Erdgöttin diese Umwandlung erfahren: aus der Erdgöttin schlechtweg wird sie jedem Stamm

die Göttin seines speziellen Landes, die Schutzherrin seiner Landeshauptstadt, seiner Landesfestung. In Argos z. B. tritt uns diese Erdgöttin als **Hera** entgegen. Hera ist nur in Argos ursprünglich zu Haus. Wenn später auch andere Griechen dieser argivischen Gestalt der Erdgöttin gehuldigt haben, so erklärt sich das aus der führenden Stellung, die Argos so lange Zeit unter den griechischen Staaten behauptet hat: der führende Staat hat auch seine Landesgöttin den anderen Staaten aufgedrängt. Zug für Zug ist diese Hera die indogermanische Erdmutter. Die Argiver und nach ihnen viele andere Griechen hielten sie für die einzige rechtmäßige Gattin des Zeus. Im Frühjahr, wenn die Erde sich verjüngt, feiert sie mit dem Himmelsgott ihre glückselige Hochzeit. Im Herbst aber, wenn draußen in Feld und Flur das Leben erstirbt, dann hadert Hera mit ihrem Gatten, dann verläßt sie ihn grollend. Doch mit jedem Lenz gewinnt sie Jungfräulichkeit und Jugendschönheit wieder und kehrt in die Arme des Gemahls zurück.

Eine lokal gedachte Erdgöttin ist auch **Athene**; der Name sagt es schon, sie ist „die von Athen". Im Felsen ihrer Burg dachten sich die Athener sie hausend. Wollte sie der Burg zum Schutz gereichen, so mußte sie selbst kriegerisch und waffengeübt sein. So wurde sie zur Pallas, d. i. zur Lanzenschwingerin. So verlieh man auch ihr den Wolkenschild des Himmelsgottes, die zottige Ägis. Die Machtstellung Athens brachte es späterhin mit sich, daß man die schirmende Stadt- und Burggöttin auch anderwärts als Pallas Athene bezeichnete, und so wurde allmählich aus der athenischen Lokalgöttin eine allgemein in ganz Hellas verehrte.





17. Athenisches Vierdrachmenstück.

Beachte das altertümlich Ungeschickte in der Bildung des Athenekopfes, vor allem in der Zeichnung des Auges, das en face steht. Die Rückseite zeigt die Eule und darüber links einen Ölzweig, rechts ein A, als Anfangsbuchstaben des Stadtnamens.

Jeder Fortschritt der Kultur eines Volkes spiegelt sich naturgemäß in seinen religiösen Anschauungen. In dem Maße, wie die Griechen aus einem Volk der Hirten und Jäger ein Volk der Fischer und Seeleute wurden, setzten sie auch ihre Götter mehr und mehr mit der See in Beziehung. Poseidon wurde, wie wir sahen, aus einem Gott der Stier- und Rossezucht der Beherrscher des Meeres. Auch Aphrodite und die Dioskuren hatten gewiß ursprünglich nichts mit dem feuchten Element zu schaffen: erst den seefahrenden Hellenen wurden sie zu Schutzpatronen der Meerfahrt. Besonders nahe lag es allen Inselbewohnern, die Volksgötter mit Beziehung auf das Meer umzudeuten. Und so wird bei ihnen selbst Apollo ein Meergott, sein heiliges Tier der Delphin.

Ähnliche Veränderungen gingen mit den Göttern vor, als die seßhaft gewordenen Griechen sich allgemeiner dem **Ackerbau** zuwandten. Aus dem Hürdengott Apollo wird jetzt ein Hüter der Feldfrüchte, der den Bauern zur Freude mit Heuschrecken und Feldmäusen aufräumt. Athene, die kriegerische Herrin des Burgfelsens von Athen, wird zur Schirmerin des Ölbaues, seitdem

die Kultur der Olive in Attika üblich geworden; sie wird auch die Patronin aller Gewerbetreibenden, seitdem ihre Stadt sich zu einem Hauptsitz wichtiger Gewerbe entwickelt hatte. Von der Beschirmerin jeglicher Kunstfertigkeit ist aber kein weiter Weg zur Göttin der Weisheit, wofür Athene später vor allem galt; aus dem Haupte des Zeus, dem Sitz der höchsten Gedanken, sollte sie durch einen Hammerschlag des Hephästos entbunden worden sein.

So haben diese Göttergestalten etwas Flüssiges, Wandelbares an sich und zeigen in jedem Jahrhundert, in jeder Landschaft ein etwas anderes Gesicht.



18. **Griechisches Opfer.** Nach einem Vasengemälde.

Der bärtige, bekränzte Opferpriester steht im Begriffe, das Trankopfer in die Flammen des Altars zu gießen, über welchen eine heranfliegende Nike ebenfalls Wein ausgießt; auf der rechten Seite des Bildes stehen mit Lorbeer bekränzt zwei nackte Jünglinge, von denen der eine Fleisch an einem Spieße über das Feuer hält, während der andere aufpaßt, damit das Fleisch sich nicht vom Spieße löst. Es folgt dann, mit langem Himation bekleidet, ein Jüngling, der zu dem feierlichen Vorgange die Doppelflöte bläst.

Es fehlte an einem Priesterstand, der in der einheitlichen Ausgestaltung und in der Verteidigung einer bestimmten Götterlehre seinen Beruf erkannt hätte. Als freies Produkt der einzelnen Stämme mußte diese Götterlehre ebenso widerspruchsvoll wie mannigfaltig ausfallen. Alle diese wechselnden Gesichter, die derselbe Gott zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Stämmen angenommen hat, im einzelnen zu erwähnen, würde zu weit führen. Nur noch einige allgemeine Bemerkungen über die ältesten Opferbräuche und Darstellungen der Götter mögen hier Platz finden.

Das Verhältnis zwischen Menschen und Göttern war nach Ansicht der Griechen durchaus auf Gegenseitigkeit gegründet. Die Menschen brauchten den

Schutz der Himmlischen gegen die zerstörenden Naturkräfte und gegen feindliche Angriffe; die Götter aber hatten die Menschen nötig, weil sie ohne dieselben keine Opfer erhielten. Diese Opfer (vergl. Abb. 18) waren sehr verschiedener Art, bald blutig, bald unblutig, je nach dem Charakter der Gottheit. In Zeiten großer Not gehörten Menschenopfer gar nicht zu den Seltenheiten. Sie haben sich vereinzelt bis in späte Zeit erhalten und dürfen uns als Spuren einer grauen Vorzeit gelten, die auch vor Menschenfresserei nicht zurückscheute.

Roh, unendlich roh wie der Kultus waren ursprünglich auch die Darstellungen der Götter. Wir besitzen unzweideutige Zeugnisse dafür, daß die Urhellenen tief im Fetischismus steckten, d. h. daß sie in allerhand leblosen, formlosen Gegenständen ihre Götter gegenwärtig glaubten. An vielen Orten wurden vom Himmel gefallene Steine oder formlose Holzpfähle göttlicher Ehren gewürdigt. So erfuhr zu Delphi ein runder Stein, der sogenannte Omphalos (vgl. Abb. 20) göttliche Verehrung. So stellten in Sparta zwei rohe Bretter das Brüderpaar der Dioskuren dar. Den Hermes ehrte man anfänglich durch die früher erwähnten Steinhaufen; später dachte man sich den Gott als schlichten Steinpfeiler, dem man allenfalls einen Menschenkopf ansetzte (vgl. Abb. 16): noch heute nennen wir eine derartig abgekürzte Darstellung des Menschen eine Herme. Auch als man später bei zunehmender Geschicklichkeit die Götterbilder als Menschen gestaltete, stand man noch lange unter dem Bann jener pfahl- und brettförmigen Fetische, wie die Abb. 14 und 15 zeigen mögen.



19. Heiliger Baum mit Opferaltar.
Wandgemälde in Pompeji, nach Guhl und Koner.

Werden wir durch diesen Fetischismus der Griechen an orientalische Religionsgebräuche erinnert, so noch mehr durch den Tierdienst, den wir bei ihnen in ältester Zeit ganz allgemein verbreitet finden. Überall sahen sie Offenbarungen ihrer Götter; wie sollten sie allein beim Anblick der Tiere nicht an sie denken? Zeus offenbarte sich nach ihrer Überzeugung in Stier, Wolf und Adler, die Hera von Argos in der Kuh, die Artemis als Bärin oder Hirschkuh, Athene in Schlange oder Eule, Aphrodite in den Tauben. Eine spätere Zeit hat sich diese Vorstellung der Vorfahren etwas anders zurechtgelegt; sie lieh dem Zeus als heiliges Lieblingstier den Adler, sie nannte Hera die kuhäugige, sie legte den Bildern der Athene eine Schlange oder Eule, denen der Aphrodite Tauben als Erkennungszeichen bei. Aber die ursprüngliche Vorstellung war sicherlich die, daß die Götter in diesen Tieren selbst gegenwärtig wären, in ihnen Wohnung genommen hätten. Ebenso ist es mit den Bäumen, die man

von einzelnen Gottheiten als ganz besonders bevorzugt wähnte; sie waren ursprünglich mehr als das, sie waren Verkörperungen der Götter selbst. So dachte man im Eichbaum zu Dodona den Zeus, in dem Ölbaum auf der athenischen Burg die Athene, in der Palme auf Delos den Apollo gegenwärtig und leibhaftig vorhanden. Offenbar war bei solchen Bäumen in jener frühen Zeit, die noch keine Tempel kannte, die hauptsächlichste Stätte der Götterverehrung (vgl. Abb. 19).

Es kann nicht wunder nehmen, daß Gottheiten, die so ganz mit der Natur verwachsen waren, von sittlicher Größe noch nicht viel an sich hatten. Sie wirkten mit der rücksichtslosen Kraft und wilden Urwüchsigkeit der Elemente und scheuten daher vor den ärgsten Gewaltthaten nicht im mindesten zurück. Wie sie es möglich machten, bei ihrer eigenen sittlichen Mangelhaftigkeit doch Recht und Sitte, Eidschwur und Gastrecht, Unschuld und Ehe unter den Menschen zu beschirmen — das war ein Problem, über das naive Naturkinder, wie die Urhellenen es waren, sich den Kopf noch nicht zerbrochen haben.

Wohl aber hat es sie schon beschäftigt, was nach dem Tod mit ihnen selbst, mit ihrer Seele werden würde. Ihre Ansicht war etwa diese. Den Wohnsitz, den die Lebenskraft oder Psyche im Körper aufgeschlagen hat, muß sie im Sterben verlassen; ihr Leben sinkt zum schattenhaften Dasein herab. Schon der Lebende thut gut, für eine möglichst erträgliche Gestaltung dieses Schattendaseins durch Stiftungen und stattliche Grabanlage vorzusorgen. Noch mehr liegt diese Fürsorge den Überlebenden ob: sie geben dem Toten seine Waffen, seinen Schmuck und Hausrat mit ins Grab, sie schlachten ihm sein Streitroß, seine Hunde, ja selbst Sklaven, damit es dem Schatten nicht an Bedienung fehle. Sie feiern ihn durch Opfermahle, teils aus wahrer Pietät, teils wohl auch aus Angst, der Tote könnte, wenn vernachlässigt, den Seinigen erscheinen und sie an ihre Pflichten mahnen.

Wild und roh stellt sich uns die Religion dieser Urhellenen dar. Und doch enthält sie schon manchen edleren Zug, und an Ansätzen zu einer mehr geistigen Auffassung ist kein Mangel. Es wird später zu zeigen sein, wie unter der Hand gottbegnadeter Dichter aus diesen Gottheiten, die zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Stämmen in verschiedener Weise Gestalt gewonnen hatten, ein einheitlich geschlossener Götterstaat sich bildete, wo die Verwandtschaft der Götter untereinander endgültig geregelt und jedem einzelnen sein ganz bestimmtes Amt zugewiesen war.



20. **Der Omphalos zu Delphi.**

Von einem Relief aus Sparta. Die Adler, die neben dem Omphalos sitzen, beziehen sich auf eine delphische Tempellegende, wonach Zeus, um den Mittelpunkt der Erde festzustellen, zwei Adler von den entgegengesetzten Enden der Welt ausfliegen ließ: beim Omphalos oder „Nabelstein“ zu Delphi trafen die Vögel zusammen und bezeichnen also die Orakelstätte als „Nabel“ oder Mittelpunkt des Weltalls. Ihre goldenen Abbilder standen seitdem zu seiten des Omphalos im Heiligtum.

Zweiter Abschnitt.

Hellas zur Zeit der trojanischen und mykenischen Kultur.

Die älteste in Denkmälern zu uns sprechende Kultur, der wir im Gebiet der griechischen Stämme begegnen, reicht weit über das Jahr 2000 v. Chr. hinauf. Sie trägt den Charakter, den man prähistorisch nennt, d. h. sie ist älter als das eigentlich geschichtliche Leben des Volkes. Die ältesten Denkmäler dieser Urhellenen, die wir bis jetzt kennen, sind auf den Inseln Cypern und Thera, in Mykenä und Tiryns, am reichhaltigsten aber an den Ufern des Hellespont zum Vorschein gekommen. Wo dort von Süden her der Skamander dem Meere zuströmt, lag auf einer kleinen Erhöhung seit urdenklichen Zeiten eine durch Handel reiche Stadt. Ihre Schicksale sind durch den griechischen Dichter Homer weltberühmt geworden, ihr Name Troja lebt noch heute in aller Mund. Was man von Waffen und Geräten, von Schmuck und Thongeschirr in den frühesten Anlagen dieser Stadt gefunden hat, das stellt so ziemlich das älteste dar, was wir überhaupt von Kulturprodukten aus dem Bereich des ägäischen Meeres besitzen.

Ihre Kenntnis wird einem Landsmanne von uns, dem genialen Kaufmann und begeisterten Altertumsfreund Heinrich Schliemann verdankt. Am 6. Januar 1822 war dieser zu Neu-Buckow in Mecklenburg als Sohn eines Pfarrers geboren. Der Vater erzählte dem empfänglichen Knaben viel und gern und wußte ihn früh mit schwärmerischem Interesse für den großen Heereszug der Griechen gegen Troja zu erfüllen. Sein sehnlichster Wunsch war schon im Knabenalter, die Stätte jener Kämpfe am Hellespont aufzusuchen und nachzuforschen, was von der alten Herrlichkeit an Ort und Stelle etwa noch übrig sei. Bei seinen Kameraden fand er wenig Verständnis für diese Schwärmereien, aber Minna Meincke, eine kleine Altersgenossin, lauschte gerne seinen weisen Reden. Die beiden wurden einig, daß Heinrich später die Minna heiraten müsse und sie dann zusammen Troja ausgraben wollten. Aber traurige Familienverhältnisse machten es nötig, daß der 14-jährige Knabe, statt einer gelehrten Ausbildung sich zu widmen, in ein Krämergeschäft als Lehrling eintrat. Nun war es mit seinen trojanischen Träumereien aus und vorbei für lange. Nachdem er $5\frac{1}{2}$ Jahre in dem Krämerladen seine Schuldigkeit gethan hatte, zog er sich beim Heben

eines schweren Fasses ein Brustleiden zu, das ihn für seine bisherige Beschäftigung unbrauchbar machte. So verdang er sich denn als Schiffsjunge an Bord einer nach Venezuela bestimmten Brigg. Seine ganze Habe konnte er damals in einem Schnupftuch bergen. An der holländischen Küste scheiterte das Schiff, die Bemannung rettete sich in einem Boot, die ganze Ladung ging verloren, nur die Habseligkeiten Schliemanns wurden glücklich aufgefischt. Schliemann sah in dieser wunderbaren Fügung eine gute Vorbedeutung, und in der That begann in Holland die Wage seines Glücks emporzuschnellen.



21. Heinrich Schliemann
(gest. 26. Dezember 1890).

Er war zunächst Ausläufer für ein Amsterdamer Warenhaus. „Niemals“, erzählt er, „machte ich meine Gänge, ohne, selbst bei Regen, ein Heft in der Hand zu haben und auswendig zu lernen; niemals wartete ich an der Post, ohne zu lesen oder im Geiste einen Aufsatz zu wiederholen.“ So lernte er in einem halben Jahre Englisch und in einem weiteren halben Jahre Französisch; für jede der nächsten Sprachen aber, die er erlernte, brauchte er jeweils nur sechs Wochen. Mit Fleiß allein ließ sich das natürlich nicht machen, dazu war eben auch die einzigartige Gedächtniskraft nötig, die Schliemann sein eigen nannte.

Im Jahre 1844 war er zum Buchführer und Korrespondenten in der großen Firma B. H. Schröder & Co. vorgerückt. Er lernte jetzt Russisch, ohne Lehrer, in kürzester Frist, und im Jahre 1846 schickte ihn seine Firma als ihren Agenten nach St. Petersburg. Gleich im ersten Jahre seines dortigen Aufenthalts machte er so gute Geschäfte, daß er jetzt daran denken konnte, seine Minna Meincke heimzuführen. Doch wenige Wochen zuvor hatte diese einen Lehrer geheiratet. Schliemann war sehr betroffen, zog aber seine Hand nicht ab von der Freundin seiner Jugend, sondern unterstützte sie späterhin edelmütig aus seinem Überfluß.

Nur um so eifriger widmete er sich nach dieser Enttäuschung den Geschäften; bald konnte er ein eigenes Handelshaus gründen, das mit dem Import von Indigo glänzend verdiente. Im Jahre 1854 brannten in Memel bei einer riesigen Feuersbrunst die Waren seiner Geschäftskonkurrenten samt und sonders nieder, die seinigen, die wegen Überfüllung der Speicher in einem hölzernen Schuppen untergebracht waren, entgingen allein dem Verderben; so war er für einige Zeit allein im Besitze von Indigo und konnte seine Vorräte mit ungeheuerem Gewinn verkaufen. Der Grund zu seinem Reichtum war gelegt; und wie bekanntlich die zweite Million leicht erworben wird, wenn erst einmal die erste beisammen ist, so nannte er schon im Jahre 1858 ein so gewaltiges Vermögen sein eigen, daß er nun daran denken konnte, ausschließlich seiner Liebhaberei für das Altertum zu leben. Aber so leicht ließen sich die Geschäfte nicht wieder abschütteln; er hat ihnen noch weitere sechs Jahre seines Lebens gewidmet und z. B. allein in der Zeit von Mai bis Oktober 1860 Waren im Werte von 10 Millionen durch seine Hand gehen sehen. Endlich im Jahre 1864 konnte er endgültig liquidieren, und begann nun ein zwischen Reisen und Studien geteiltes Dasein ganz nach seinem Geschmack zu führen. Im Jahre 1868 besuchte er zum erstenmal die klassischen Stätten von Ithaka, Mykenä und Troja, die ihn später zur weltberühmten Persönlichkeit machen sollten.

Im Herbste des Jahres 1871 begannen die Ausgrabungen auf dem schon erwähnten Höhenzuge am Skamander, da wo von rechts her ein kleinerer Flußlauf, im Altertum Simoïs genannt, sich ihm nähert. Schliemann war überzeugt, daß hier das alte, von Homer besungene Troja gestanden habe. Er grub, und als er 10 Fuß unter der jetzigen Oberfläche noch nicht fand, was er suchte, grub er sich 20 Fuß tief in die Erde; ja an manchen Stellen ist er bis auf 50 Fuß in den Boden hinabgedrungen; so hoch waren im Laufe der Jahrtausende die Schuttschichten über dieser Stelle einer uralten, mehrfach zerstörten und dann immer wieder erneuerten Ansiedelung angewachsen. Um diese Riesenarbeit zu leisten, bedurfte es natürlich großartiger Geldmittel; alljährlich hat denn auch von jetzt an Schliemann gegen 100000 Mark auf seine Ausgrabungen verwendet. Es bedurfte aber noch mehr fast einer eisernen Ausdauer und felsenfesten Vertrauens, daß an der für richtig erkannten Stelle das Gesuchte sich schließlich finden müsse. Schliemann hat durch die abenteuerliche Deutung, die er seinen Funden in der ersten Freude vielfach gab, sich bei den zünftigen Gelehrten anfangs erheblich lächerlich gemacht. Er war eben selbst nichts weniger als ein Gelehrter. Aber soviel man auch über seine Phantastereien sich lustig machen



...gebirge Sigeion (kenntlich an den türkischen
...ten zum Flußlauf des Skamander.





22. Trojanische Landschaft: Blick auf Hissarlik von Norden.

mag, vor seiner zielbewußten Energie, seiner ganz fabelhaften Ausdauer, seiner Opferfreudigkeit kann man nur die allergrößte Bewunderung hegen. Was wir heute von dem ältesten Kulturzustande der Hellenen wissen, die Anschauung, die wir von der Lebensweise und Gesittung der von Homer gepriesenen Heldengeschlechter jetzt besitzen, verdanken wir eben doch in der großen Hauptsache der Arbeit dieses Deutschen, der ebenso genial als Kaufmann wie ideal in seiner Begeisterung sich erwiesen hat.

Nicht weniger als neun Ansiedelungsschichten haben sich auf der Erdwelle zwischen Skamander und Simoïs — Hissarlik nennt sie der moderne Türke — eine über der anderen nachweisen lassen. Indem Schliemann annahm, die allerunterste, auf dem gewachsenen Fels erbaute Stadt müsse diejenige sein, deren Belagerung und Zerstörung das Heldenlied verherrliche, hat er leider einen großen Teil der höheren Schichten unwiderbringlich vernichtet. Was er dort unten unmittelbar auf dem Felsen vorfand, war eine unansehnliche Ansiedelung von Menschen der Steinzeit. Ungleich wichtiger und interessanter ist die zweite Stadt, die sich auf den notdürftig eingeebneten Trümmern jener ersten Anlage erhob. Man kann deutlich unterscheiden, daß die Festungswerke dieser Stadt zweimal umgebaut worden sind. Eine stellenweise fußtiefe Aschenschicht und andere Brandspuren bezeugen, daß dieselbe durch eine ungeheuere Feuersbrunst zerstört wurde. Diese zweite Stadt ist offenbar diejenige, von deren Zerstörung das Heldenlied soviel seit alters zu berichten wußte. Sie erscheint zunächst erschreckend gering an Umfang, indem sie kaum mehr als 60 000 qm Raumes bedeckt; man darf eben nicht vergessen, daß die von Schliemann aufgedeckten Werke nur die Burg von Troja ausmachten, an die sich eine tiefer gelegene, erheblich umfangreichere Unterstadt anlehnte. Imposant sind die Futtermauern, die sich um den ganzen Hügel zogen und nach der Außenseite eine sorgfältig abgestufte Böschung besaßen; ferner die geräumigen, sorgfältig gepflasterten Thorwege, die an



23. Ein Stück der Burgmauer von Troja.

mehreren Stellen die Mauerflucht durchbrechen. Im übrigen standen die Bewohner dieser Stadt noch auf verhältnismäßig niedriger Bildungsstufe; gewerbliche Thätigkeit, Handel und Seefahrt hatten zwar schon begonnen, doch ihre Werkzeuge machten sie noch meist aus Stein und Knochen, Messer und Ringe wohl auch schon aus Kupfer. Sehr unvollkommen gebrannt und meist ohne Drehscheibe aus freier Hand geformt war ihr thönernes Geschirr. Ebenso unschön und plump sind der Mehrzahl nach die Gefäße aus Gold und anderen Edelmetallen, die Schliemann an einer Stelle der alten Stadtmauer beisammen fand und „Schatz des Priamus“ benannte. Sie füllten wahrscheinlich eine längst vermoderte Kiste, die jemand bei der Zerstörung



24. Prähistorische Funde aus Troja-Hissarlik.

1 Goldenes Stirnband. 2 Silberne Vase. 3 Zweischneidiger Dolch von Kupfer. 4 Thongefäß. 5 Urne mit menschlichen Formen. 6 Goldener Ohrring. 7 Silberner Becher. 8 Große silberne Vase. 9 Zwei Bernsteinbecher. 10 Goldene Trinkschale. 11 Goldene Knöpfe. 12 Goldener Ohrring.

der Stadt über die Mauer hinab retten wollte. Der bei den Gegenständen gefundene kupferne Schlüssel macht diese Vermutung wahrscheinlich. Der „Schatz“ besteht aus kupfernen, silbernen und goldenen Geräten und Schmucksachen. Auch ein Bernsteinbecher, aus einem Stück gearbeitet, ist darunter. Am zahlreichsten sind die Stücke aus lauterem Gold. Schliemann fand eine kugelförmige Flasche mit ornamentiertem Hals von 400 g Gewicht, einen 226 g schweren Becher, einen anderen mit Henkeln und Ausgußröhren von 600 g Gewicht; ferner in einer silbernen Schale zwei Diademe, ein Stirnband, vier Ohrgehänge, sechs Armbänder und über fünfzig Ohrringe. Der glückliche Finder zählte endlich noch über 8000 kleinere Schmucksachen, als Ringe, Würfel, Blättchen, Knöpfe u. dgl.

Alle diese Funde zeugen von dem Reichtum des hier hausenden Königsgeschlechts, beweisen aber auch, daß der Schönheitssinn dazumal noch in den Windeln lag. Dem Thongeschirr gab man gern die Gestalt von Menschen oder Tieren; die Verzierungen, die sonst auf diesem Geschirr vorkommen, sind meist sehr primitiv; wo man mehr als einfache Linienmuster wagte, wo man es mit Tieren und Menschen versuchte, brachte man es doch nur zu Stricheleien ohne körperliche Fülle, zu Leistungen, die an jene Zeichnungen erinnern, mit denen unsere liebe Schuljugend die Löschblätter der Schulhefte zu verzieren beliebt.

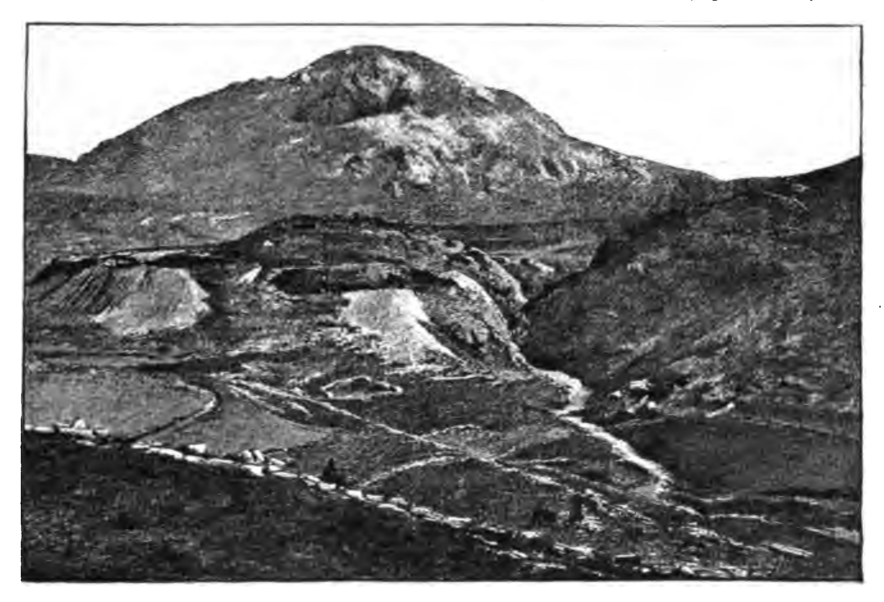
Diese uralte Kultur — man kann sie nach ihrem Hauptfundort die trojanische nennen — ist in mehr oder weniger deutlichen Spuren an allen Küsten des ägäischen Meeres nachweisbar. Sie reicht gewiß erheblich über das Jahr 2000 hinauf und scheint manches Jahrhundert bestanden zu haben; einen ausgesprochen griechischen Charakter hat sie noch nicht, entspricht vielmehr durchaus dem, was die Menschheit allenthalben, sobald sie die ersten Schritte zur Gesittung thut, hervorzubringen pflegt. Die sogenannten prähistorischen Funde Deutschlands und Italiens, ja Mexikos und Perus, sind vielfach zum Verwechseln diesen trojanischen Schöpfungen ähnlich.

Anders steht es mit derjenigen Kultur, die in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends allmählich die trojanische ablöste und verdrängte. Da sie sich am reichhaltigsten und vollkommensten in der argivischen Stadt Mykenä gefunden hat, so nennt man sie kurzweg die mykenische. Ihre Kenntnis, wie die der trojanischen, wird zumeist dem glücklichen Spürsinn und der rastlosen Arbeit Heinrich Schliemanns verdankt, der wie in Troja, so auch in Mykenä, in Tiryns, im böotischen Orchomenos Ausgrabungen allergrößten Stils hat vornehmen lassen und dabei vom Glück in ganz wunderbarer Weise begünstigt wurde. In den von ihm zu Tage geförderten Funden ist eine große, glänzende Kulturepoche, von deren Vorhandensein man bis dahin kaum eine Ahnung hatte, wieder leibhaftig vor uns hingetreten. Sie ist nicht mehr eine Allerweltskultur, nicht mehr das erste Lallen einer zu Gesittung und Kunst gerade erst erwachenden Menschheit, ihre Werke sind vielmehr schon ausgesprochen griechische Werke, die ersten Bethätigungen griechischen Kunstsinnes, im höchsten Grade eigenartig und zum Teil bereits ausgezeichnet durch jenes hohe Maß von Schönheit und Vollendung, das den meisten Schöpfungen des griechischen Volkes eigen ist.

Spuren dieser Kultur sind bisher auf Kreta und Cypern, in der sechsten Ansiedelung auf Troja-Hissarlik und vor allem, wie schon gesagt, in Mykenä, Tiryns und Orchomenos, auch auf der Akropolis von Athen und in attischen Gräbern gefunden worden. Sie herrschte also an den Ufern des ägäischen Meeres, aber auch nur an diesem. Im westlichen Hellas, an den Gestaden des jonischen Meeres, finden sich keinerlei Reste derselben. Nach Osten also weist diese Kultur, aus dem Osten hat sie, wie wir sehen werden, einen großen Teil ihrer Formen und Verzierungen bezogen, ohne Fühlung mit dem Osten, mit Phönizien und mittelbar oder unmittelbar auch mit Babylon und Ägypten, wäre sie nie das geworden, was sie ist. Und dieser Austausch vollzog sich nicht etwa so, daß die Griechen jene Länder des Ostens ihrerseits aufsuchten, sondern in der Hauptsache umgekehrt: die Orientalen kamen nach

Hellas und brachten ihre Waren, ihre Gewebe und Schmuckgeräte an die griechischen Gestade.

Besonders regsam waren in dieser Beziehung die Phönizier. Das ganze Mittelmeer wurde Jahrhunderte lang fast ausschließlich von phönizischen Schiffen befahren. Lange bevor die Griechen die Scheu, das feste Land aus dem Auge zu verlieren, abgestreift hatten, unternahmen die Phönizier schon ihre großen Entdeckungsfahrten in die offene See hinaus. Der unscheinbare Polarstern, den sie frühzeitig ausfindig machten, half ihnen bei Nacht sich orientieren. Sie nahmen wohl auch Tauben an Bord, um aus der Richtung ihres Fluges die Lage der Küste zu ermitteln. Wo sie hinkamen, legten sie Faktoreien an und tauschten hier mit Vorteil ihre Fabrikate gegen allerhand



25. Ansicht von Mykenä. Nach Perrot und Chipiez.

Die Burg lag auf dem flachen Plateau, an dessen Abhängen man die von Schliemanns Grabungen herrührenden Schutthalden deutlich erkennt. Der hohe Berg im Hintergrund führt jetzt den Namen Hagios Elias.

Rohprodukte ein. Sie suchten vor allem die ihnen so wichtige Purpurschnecke, doch auch Metalle in den Bergen; auch auf Menschen machten sie Jagd, um sie in der Heimat als Sklaven zu verkaufen. Ein besonders alter Sitz ihres Handels war Kreta. Von hier aus besuchten sie auch andere griechische Inseln; so Rhodos und Thera, so Thasos und das den lakonischen Golf beherrschende Kythera. Endlich fuhren sie in alle nach Osten sich öffnenden Buchten von Hellas selbst ein; Spuren ihrer einstigen Anwesenheit begegnen wir im pagasäischen wie im euböischen, im saronischen wie im argivischen und lakonischen Golf. Tiefer ins Binnenland einzudringen widersprach ihrer Praxis; nur an den Küsten, an den Flußmündungen faßten sie Fuß. Ihre Kolonisation war auch nicht etwa so nachdrücklich, daß sie die einheimische Bevölkerung geknechtet hätten. Ihre Fahrten waren keine Eroberungszüge, sondern nur

Geschäftsreisen, sie wirkten lediglich belebend: wo die Phönizier hinkamen, förderten sie den Wohlstand und gewöhnten die Bevölkerung an eine höhere Lebenshaltung. Die phönizischen und ägyptischen Waren, die sie brachten, wirkten anspornend auf das Gewerbe der Griechen. Denn diese waren unendlich gelehrig und lernten nach und nach ebenso schöne Waffen, Geräte und Schmuckgegenstände herzustellen wie die Phönizier. Man wird behaupten dürfen, daß überall, wo die trojanische Kultur von der sogenannten mykenischen verdrängt wurde, die fremden Einflüsse, die phönizisch-orientalischen Vorbilder den Anstoß zu diesem Fortschritt gaben.

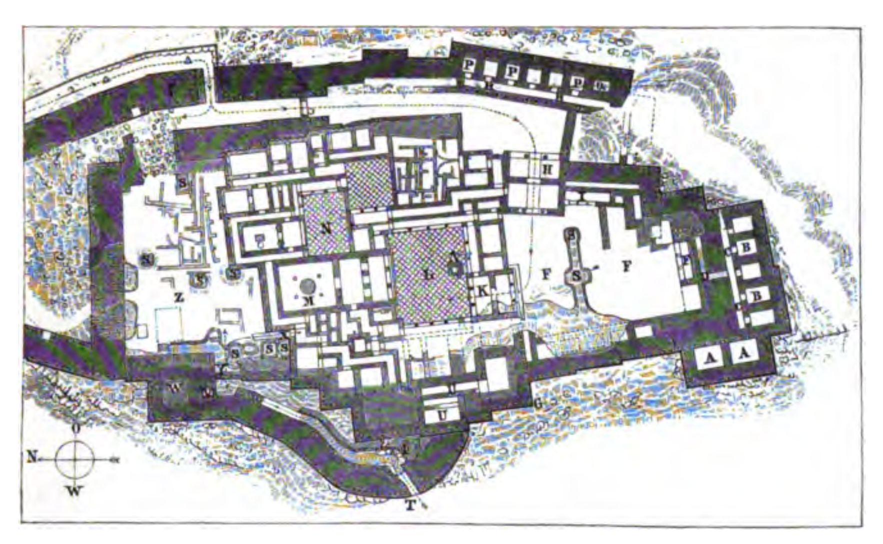
Daß in der That der Anfang höherer Kultur in Hellas von dieser Berührung mit dem Orient, mit Phönizien und Ägypten datiert, war den Griechen selbst durchaus geläufig. Das Volksbewußtsein von diesem Zusammenhang hat sich wie so oft in allerhand Sagen niedergeschlagen. So erzählte man sich in Argos von einem Könige Danaos, der angeblich aus Ägypten nach der argivischen Ebene kam, die Stadtburg von Argos baute, die ersten Brunnen im Lande grub und lange Jahre dort segensreich regierte. Aus dem inneren Kleinasien, aus Lydien oder Phrygien, ließ man den Pelops auswandern und eine neue Heimat auf der Halbinsel finden, die nach ihm Peloponnesos, d. i. die Insel des Pelops, genannt worden sein soll. Das „goldreiche“ Mykenä ward hier sein orientalisch prächtiger Herrschersitz, er selbst der Stammvater der mykenischen Könige. Aus Phönizien aber stammte nach einer solchen Sage auch Europe, die Tochter des Königs von Sidon. Zeus in Gestalt eines Stieres entführte sie durch das Meer nach Kreta, wo sie die Mutter des Königs Minos wurde. Ihr Vater Agenor aber sandte seinen Sohn Kadmos aus, um die Geraubte zu suchen, und dieser Kadmos, dieser phönizische Prinz, wurde auf Weisung des delphischen Orakels der Gründer der böotischen Stadt Theben: die Burg Thebens, die Kadmea, erhielt angeblich von ihm ihren Namen. Derselbe Kadmos soll auch das Alphabet der Phönizier und den Kultus des Weingottes Dionysos in Griechenland verbreitet haben.

Geschichtlichen Wert haben diese Sagen im einzelnen nicht. Wie z. B. gerade Theben, diese ausgesprochene Land- und Bauernstadt, dazu kommen sollte, eine phönizische Ansiedelung zu sein, ist völlig unbegreiflich. Auch Europe ist wahrscheinlich ein gut griechisches Wort und bezeichnete ursprünglich einen Landstrich in Böotien, dann ganz Mittelgriechenland, endlich den ganzen Kontinent. Aber wenn diese Sagen auch nicht unmittelbar Geschichte enthalten, so bezeugen sie doch, wie lebendig sich die Griechen zu einer gewissen Zeit bewußt waren, daß sie das beste Teil ihrer höheren Kultur fremden Ankömmlingen aus dem Osten und Südosten, aus Vorderasien, Phönizien und Ägypten verdankten.

Ein Hauptmerkmal dieser Kultur, die wir seit Schliemanns Ausgrabungen in reichlichen Denkmälern wieder vor Augen haben, ist die Bedeutung, die in ihr die Metalle und ihre Bearbeitung erlangt haben. Die Bewohner jener zweiten Stadt auf der Höhe von Troja-Hissarlik hatten sich noch in erheblichem Umfang mit steinernen Waffen und Geräten beholfen, das Eisen war ihnen noch so gut wie unbekannt gewesen. Das ist jetzt unter dem Einfluß der Phönizier anders geworden: die Griechen kannten jetzt die Erzgruben ihres Landes; die Kunst, es zu bearbeiten, hatte große Fortschritte gemacht; das

Handwerk der Metallarbeiter war jetzt das vornehmste, das tonangebende im Lande. Metalle bildeten das wertvollste Objekt des Handelsverkehrs, Waffen und Geräte aus Metall waren der kostbarste Besitz des Reichen und galten für begehrenswerter als selbst das Vieh. Der Gewinn aus dem gesteigerten Verkehr fiel naturgemäß in erster Linie den Mächtigen, den Fürsten zu; in ihren Schatzkammern sammelte sich das verarbeitete Edelmetall in Menge, und daß es nicht bloß übertreibende Phantasie war, die von einem „goldenen" Mykenä schwärmte, das haben die hier von Schliemann gehobenen Goldmengen in überraschender Weise bestätigt.

Der große Schatz ist es, der dem König dieser Zeit Macht und Einfluß leiht, der ihn unwiderstehlich macht. Und wozu benutzt er seinen Reichtum?



26. Grundriß der Burg von Tiryns.
Nach Aufnahme von W. Dörpfeld (Schliemann).

Zur Anlage gewaltiger Burgen und demnächst zu fürstlicher Ausstattung seiner letzten Wohnung, seines Grabes.

Die **Burgen** baute man dazumal nie unmittelbar ans Meer: dafür war die Gefahr von seiten der Seeräuber zu groß. Man baute sie aber auch nicht weit ab vom Meere; auch nicht auf hohe, unzugängliche Berge, sondern auf mäßige Anhöhen nahe dem Gestade, die eine gewisse Unangreifbarkeit mit bequemem Zugang zu der alles Leben vermittelnden See verbanden. So lag Troja auf einer nur unmerklich ansteigenden Erdwelle, so Tiryns nur 10 m höher als die umliegende Ebene, so das älteste Athen auf dem schroffen, aber keineswegs besonders hohen Felsen der Akropolis. Die meisten dieser wichtigen Plätze sind gewiß allmählich aus kleinen Anfängen so umfangreich geworden: an beherrschenden Mittelpunkten verkehrsreicher Landschaften gelegen, mußten sie naturgemäß wachsen und wachsen. Aber die mykenische Zeit kannte auch schon künstliche Stadtanlagen, die dem Willen oder der Laune eines Herrschers

ihr Dasein verdankten. Eine solche Anlage war die im Kopaïs-See bei Orchomenos zum Vorschein gekommene Festung, die durch das von allen Seiten sie umgebende Wasser völlig unangreifbar war. Und auch Mykenä, vier Stunden vom Meer im Gebirge gelegen, ist nicht als natürlicher Mittelpunkt des Verkehrs zu Bedeutung gelangt, sondern scheint lediglich als kühle, bergige Sommerresidenz von den mächtigen Königen von Argos gegründet zu sein.

Die Anlage der Burgen in dieser mykenischen Zeit ist so ziemlich überall die gleiche. Wir veranschaulichen sie uns am besten an dem Beispiel von Tiryns (vgl. Abb. 26). Dort umzieht ein Mauerring aus 2—3 m langen Blöcken in



27. Mauern von Tiryns.
Turm Γ und sacht zum Hauptthor ansteigende Rampe △ (vgl. Abb. 26).

einer durchschnittlichen Dicke von 8 m und bis zu einer Höhe von etwa 20 m aufgeschichtet, das ganze Burgplateau. An bedrohten Punkten erhoben sich Türme (z. B. W und Γ) zu noch größerer Höhe. So riesig sind diese Werkstücke, so gewaltig stark diese Mauern, daß im Volksmund schon früh das Riesenvolk der Kyklopen als Erbauer dieser Burgen galt, und daß der Geschichtschreiber Herodot durchaus in seinem Recht ist, wenn er diese Werke mit den Pyramiden Ägyptens in Parallele setzt. Kasemattengewölbe (BB und PP), die an mehreren Stellen in diese Ringmauer eingebettet sind, dienten wohl als Vorratskammern. Der Fahrweg (△), der über eine gemauerte Rampe zum Hauptthor der Burg führte, war in der Weise angelegt, daß



28. **Das Löwenthor in Mykenä.**

Der Steinbalken über dem Thorweg mißt 5 m in der Länge. An den Löwen fehlen jetzt die aus besonderen Stücken gearbeiteten Köpfe.

etwaige Angreifer ihre unbeschildete rechte Seite den Geschossen der Verteidiger darboten. Außer diesem Hauptthor hatte die Burg in der Regel nur eine schmale Nebenpforte (T), die zum Wasserholen und zu bequemer Verbindung mit der stets vorhandenen Unterstadt, auch wohl als Ausfallpforte diente. Im Inneren der Burg lag regelmäßig ein großer Hof (L), in dessen Mitte sich der Altar des Zeus erhob. Von diesem Hof trat man dann in die „große Halle", das Megaron (M) ein, wo der Herrscher am heiligen Hausherd seine Mannen bei Spiel und Tanz bewirtete. Das Dach der weiten Halle ruhte in Tiryns auf vier freistehenden Holzsäulen; an der einen Wand haben sich Reste einer Alabasterverkleidung erhalten, ganz ähnlich der, die uns Homer im Palaste des Phäakenkönigs Alkinoos (s. unten) schildert.

Unter den Nebenräumen, die um diesen Saal angeordnet sind, verdient in Tiryns ein Badezimmer Beachtung, dessen Fußboden aus einer einzigen großen Kalkplatte bestand. Völlig abgetrennt von diesem Bereich der Männer lag in einem anderen Teil der Burg die Behausung für die Frauen (N und O); sie wiederholte in allem Wesentlichen die Einrichtung der Männerwohnung.

Großartig wie ihre Burgen legten die Herrscher der mykenischen Zeit auch ihre Gräber an. Sie sind uns am besten in Mykenä erhalten. Durchschreitet man das dortige Burgthor, das von den zwei wappenartig um eine Säule gruppierten Löwinnen über seinem Thürsturz den Namen „Löwenthor" führt, so steht man auf einer Terrasse, die von einer im Kreis aufgestellten Doppelreihe etwa meterhoher Steinplatten eingefriedigt ist (Abb. 29). In diesem Kreis hat Schliemann sechs senkrecht in den Felsen getriebene Schachtgräber gefunden, und in denselben neben den Leichen einen wahrhaft königlichen Schatz von kostbarem Gerät und Schmuck aller Art. Diese reiche Mitgift, die man den hier Bestatteten mit ins Grab gegeben, sowie die ausgezeichnete Lage der ganzen Grabstätte läßt es zweifellos erscheinen, daß wir es mit den Gräbern mykenischer Herrscher zu thun haben. Über den Gräbern standen schmale Kalkplatten, sogenannte Grabstelen, mit Darstellungen von Kriegern, die auf Streitwagen einherfahren. In der Mitte des ganzen Kreises erhob sich ein Opferaltar.

Nicht durch kostbaren Inhalt, wohl aber durch bauliche Anlage noch weit bedeutender als diese Nekropole auf der Burg sind die zwei sogenannten Kuppelgräber der Unterstadt. Das größere, weltberühmt unter dem Namen „Schatzhaus des Atreus", ist das besterhaltene Beispiel seiner Art auf griechischem Boden. Seine Erbauung hat man sich etwa folgendermaßen zu denken: in einer Höhlung der Bergwand wurde ein Steinring gelegt, über diesen ein zweiter Steinring, doch von etwas geringerem Durchmesser und so immer weiter, bis schließlich der nach oben immer mehr sich verengende Bau durch einen Schlußstein gedeckt werden konnte. Darauf wurde ringsum von außen Erde angeschüttet, die über einander vorkragenden konzentrischen Steinringe des Inneren aber zum Gewölbe geglättet. Man sieht auf unserer Abb. 30 das Thor zu dem Kuppelbau: der gewaltige Steinbalken, der den Thürsturz bildet, ist nahezu 9 m lang und 5 m breit! Um eine Beschädigung desselben zu verhindern, ist über ihm ein Dreieck ausgespart, das einst durch eine dünne Reliefplatte geschlossen war, genau so, wie wir das am Löwenthor der Burg noch beobachten. Von der dritten Quaderschicht an aufwärts bemerkt man



29. Die königliche Grabstätte auf der Burg von Mykenä.

im Inneren des Kuppelraumes (Abb. 31) regelmäßig verteilte größere und kleinere Löcher: sie dienten zur Befestigung von Metallrosetten. Der ganze Raum erhielt dadurch gewiß ein reiches, festliches Aussehen. Eine kleine Thür von ähnlicher Anlage wie das Hauptthor führt aus dem runden Hauptgemach in die nebenanliegende, viereckige Grabkammer. Wir werden uns zu denken haben, daß der runde Kuppelraum für die Gottesdienste und Zeremonien diente, die man zu Ehren und zum Frommen der in dem Nebenraum Bestatteten abhielt.

Außer diesem „Schatzhaus des Atreus" existiert in Mykenä selbst noch ein zweites, doch weniger großartiges Kuppelgrab. Auch die ganz ähnlichen Anlagen bei Athen, Orchomenos und dem thessalischen Pagasä können sich ihm



30. Eingang zum sogenannten „Schatzhaus des Atreus" zu Mykenä.

an Schönheit und Größe nicht vergleichen. Dies „Schatzhaus" ist in der That ein Werk, das von dem technischen Können dieser Zeit eine sehr günstige Vorstellung erweckt. Das erstaunlichste bleibt immer die Größe der hier verwendeten Werkstücke. Um solche Riesenblöcke ohne unsere modernen Hebeinstrumente an Ort und Stelle zu bringen, bedurfte es einer ganz ungewöhnlichen Menge von Arbeitskräften. Immer wieder fühlt man sich an die Wunderbauten am Nil erinnert. Wie aber die Pyramiden nur von einem in Frondienst gehaltenen, unfreien Volke erbaut werden konnten, so setzen auch diese mykenischen Bauten ein allmächtiges, despotisch herrschendes Königsgeschlecht voraus, das unumschränkt über die Arbeitszeit und -kraft seiner Unterthanen verfügte. Die Könige, die Homer in seinen Liedern schildert, sind jedenfalls anderer Art, viel harmloser und gutmütiger, als wir die Herrscher des alten Mykenä uns zu denken haben.

Zu einem starken Königtum gehört auch eine stattliche Wehrkraft. So wenig Sicheres wir sonst über die staatlichen Zustände dieser Epoche wissen, soviel läßt sich doch mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die Waffen dieser mykenischen Griechen auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit standen. Die vornehmsten Krieger zogen ganz wie die Könige Assyriens oder Ägyptens auf Streitwagen in den Kampf, das Fußvolk führte Helm, Panzer, Schild und selbst schon Beinschienen und kämpfte mit Lanze und Schwert in fest geschlossenen Reihen.

Daß in einer Zeit, die so mächtige Staatengebilde, so weit und unbedingt herrschende Dynastien entstehen sah, die Bevölkerung in Hellas auch den letzten Rest ihrer ursprünglichen Nomadennatur abgestreift und zu voller Seßhaftig-



31. Innenansicht vom „Schatzhaus des Atreus“ zu Mykenä.

keit sich entwickelt hatte, versteht sich von selbst. Haben wir es doch schon mit richtigen Städten zu thun, wo alle Gewerbe blühten, wo Schmiede und Töpfer ihre Produkte fast schon fabrikmäßig herstellten, ja, wo nicht nur für den einheimischen Bedarf, sondern bereits für den Export gearbeitet wurde. Am vollkommensten war, soviel wir sehen können, die kunstreiche Verarbeitung der Metalle entwickelt. Man verstand sich auf den Metallguß, auf das Ziehen von Draht, auf das Löten und Hämmern. Man stellte aus Gold, Silber und Kupfer Gefäße in allen Größen und Formen her, man preßte aus dünn gehämmertem Goldblech den reichsten Flitterstaat, als Gürtel und Diademe, Armbänder und Ohrringe, man überzog mit solchem Blech die mannigfaltigsten Gegenstände, die Knöpfe der Gewänder eben so gut wie die Prunkwaffen, die man den Toten mit in die Särge gab. Runde Buckeln von der Größe eines Nagelkopfes und größer, konzentrische Kreise, die sich in mannigfacher Weise

verschlingen, aufgewickelte Spiralen, die offenbar aus langgezogenen Metalldrähten entstanden sind, bilden die Grundelemente in der Formensprache dieser Zeit. Dazu kommen aber in reichster Fülle und in einer zum Teil entzückend



32. Diadem aus Goldblech, gefunden in einem der Königsgräber zu Mykenä.

schönen Ausführung Nachbildungen von Naturobjekten, von Blättern und Knospen, von Schmetterlingen und Tintenfischen.

Neben der Metalltechnik blühte die Töpferkunst; sowohl in den Formen der Geräte, die sie schuf, als in dem Ornament, womit sie ihre Gebilde schmückte, erscheint sie abhängig von den Leistungen der Goldschmiede und Metallbildner. Ihr Formenschatz ist nur um ein weniges reicher, die Zahl der dargestellten Tiere eine etwas größere. Mit rotem Firnis werden neben Kreisen und Spiralen, neben Blüten und Blättern auch Gänse und Wasserschnecken, Kühe und Pferde, ja sogar Krieger zu Fuß und Roß auf die Vasen gemalt, letztere allerdings in höchst unvollkommener Weise (vgl. Abb. 34).



33. Goldblatt mit Tintenfisch-Muster.
Aus Mykenä. Nach Schuchhardt.
700 solcher Blättchen fanden sich in den verschiedenen Gräbern; man vermutet, daß sie als Flitterschmuck auf die Gewänder geklebt waren.

Die große Frage ist nun, wie weit diese mykenischen Werke von orientalischen Vorbildern abhängig sind, wie weit sie aus eigener Kraft geschaffen wurden. Vieles weist nach dem Osten. So die Arbeiten in Elfenbein und Glasfluß, die Verkleidung der Palastwände mit Alabasterplatten, von der oben die Rede war, vor allem einige damascierte Dolchklingen, wo durch eingelegte Arbeit in verschiedenfarbigem Gold wahre Wunderwerke geschaffen worden sind; endlich die bronzenen Rosetten, die als Wandschmuck im Atreus-Grab und sonst sich finden. Die Technik, die bei diesen Werken zur Anwendung kam, stammt zweifellos aus dem Orient. Ja zum Teil wird auch das Material von dort bezogen worden sein. Auch die dargestellten Gegenstände weisen vielfach nach den Ländern des Ostens: wenn auf mykenischem Gerät ägypto-assyrische Sphinxe und Greifen abgebildet erscheinen, wenn uns auf einer

Dolchklinge ein Fluß mit ägyptischen Papyrosstauden an seinen Ufern begegnet (Abb. 35), wenn das Löwenthor zu Mykenä zwei Löwinnen in derselben wappenartigen Anordnung zeigt, die in Phrygien und Assyrien so beliebt war, ja dann



34. Kriegervase aus Mykenä.

Die Krieger besitzen alle einen spitzen Vollbart, doch rasierte Oberlippe. Sie tragen einen Lederhelm mit Busch und zwei hornartigen Vorsprüngen; ferner einen Panzer, unter dem der Leibrock mit Fransen zum Vorschein kommt. Die Beine stecken in Gamaschen; die Füße scheinen mit von Riemen umwickeltem Zeug bekleidet. Der lederfarbene Rundschild zeigt nach unten einen merkwürdigen Ausschnitt. An der Lanze fällt ein beutelartiges Anhängsel (Brotsack oder Fahne) auf. An der Handwurzel und um das Knie scheinen die Krieger Spangen zu tragen.

wird niemand zu leugnen wagen, daß hier Einfluß des Orients vorliegt. Am stärksten unterstanden die Werke der Kleinkunst diesem Einfluß; denn sie wurden offenbar ganz genau nach Mustern gearbeitet, die durch phönizische Händler ins Land gebracht worden waren. Für die monumentaleren Werke, für Grabsteine und dergleichen, fehlten naturgemäß diese unmittelbaren Vorbilder, und vielleicht erklärt es sich aus diesem Mangel, daß sie viel unvollkommener und



35. Damascierte Dolchklinge,

gefunden in Mykenä. Nach Schuchhardt.

Katzenähnliche Tiere jagen Enten im Ufergebüsch eines Flusses. Deutlich erkennt man zweimal die ägyptische Papyrosstaude. Die Farben sind durch Einlagen von Silber und verschiedenfarbigem Gold hergestellt.

unbeholfener sind als die Werke der Goldschmiede und Töpfer. Einen ganz eigenartigen Charakter zeigen endlich die Bauwerke: auf diesem Gebiet war ja die Beschaffung orientalischer Vorbilder vollends ausgeschlossen. Aber auch, wo die Anlehnung an assyrisch-ägyptische Vorlagen unverkennbar ist, überrascht doch eine gewisse Selbständigkeit bei diesen Erzeugnissen der mykenischen Kultur.

Schon diese frühen Hellenen waren für sklavische Nachahmung offenbar zu originell; sie lernten wohl alles, was sich von den Orientalen lernen ließ, aber ihre Nachahmungen sind vielfach von einer so packenden Naturwahrheit, einer so unmittelbaren Frische, wie sie in der orientalischen und ägyptischen Kunst uns kaum begegnet. Alles, was die Hellenen dem Morgenland entlehnten, wurde unter ihren genialen Händen etwas Neues, etwas unendlich Vollkommeneres.

Die Brennpunkte des griechischen Lebens lagen in dieser Zeit der mykenischen Kultur, wie wir schon früher erwähnten, samt und sonders längs der Ostküste von Hellas. Das thessalische Pagasä am gleichnamigen Golf ist der nördlichste Punkt, wo Überreste mykenischer Kunst, mykenischen Gewerbfleißes sich bis jetzt gefunden haben. Ein zweiter Hauptsitz dieser Kultur lag an den Ufern des Kopaïs-Sees; hier waren die sagenhaften Minyer ihre Träger; ein Kuppelgrab zu Orchomenos und ein im Seebecken selbst zum Vorschein gekommenes Kastell mit riesenhaft starken Mauern sind die Hauptzeugen von diesem alten Kulturvolk. Auch scheinen einige kunstvoll geglättete, unterirdische Abzugstunnel, die den Wasserabfluß des Kopaïs-Sees regulieren sollten, auf diese Minyer zurückzugehen. Ihr Name erlischt in geschichtlicher Zeit, wie auch späterhin das uralte Orchomenos hinter dem jüngeren Theben vollständig zurücktritt.

Ausgrabungen, die man vor 20 Jahren auf dem Burgberg Athens vorgenommen hat, führten zu der merkwürdigen Entdeckung, daß auch dort schon in mykenischer Zeit ein ausgedehnter Königspalast gestanden hat. Wenige Stunden nördlich von Athen, bei Menidi, war schon früher ein Kuppelgrab zum Vorschein gekommen, das in seiner Anlage dem „Schatzhaus des Atreus“ zu Mykenä genau entspricht, wenn es auch lange nicht so sorgfältig und schön in der Ausführung ist. Das attische Land hat demnach schon im zweiten Jahrtausend eine erhebliche Rolle unter den Staaten Griechenlands gespielt. Dafür spricht auch die Thatsache, daß wir die Ortsgöttin von Athen, die Pallas Athene, später bei allen Völkern hellenischer Zunge als eine große Göttin verehrt finden. Auffallend bleibt, daß in der griechischen Heldensage, die von thessalischen und thebanischen und argivischen Helden so unendlich viel zu berichten weiß, Athen ganz und gar zurücktritt.

Seinen eigentlichen Mittelpunkt besaß das von den Phöniziern angeregte Kulturleben des zweiten Jahrtausends zweifellos in der Ebene von Argos, im Lande der Danaer, an den Ufern des Inachos. Die Herrscher, die auf Argos oder Tiryns und im Sommer auf Mykenä residierten, waren offenbar die mächtigsten in dieser Epoche; sie müssen ein ausgedehntes Gebiet ihr eigen genannt haben. Viel spricht dafür, daß so ziemlich der ganze Peloponnes ihrem Zepter gehorchte, und selbst nach Mittelgriechenland scheint ihr Machtbereich sich erstreckt zu haben. Ihr Reichtum an Gold und Kostbarkeiten war geradezu sprichwörtlich; sie verdankten ihn dem regen Handel und Seeverkehr, den sie und ihre Unterthanen pflegten, und der sie an den fernen Gestaden Ägyptens ebenso heimisch werden ließ wie an der Meerstraße des Hellespontes. So waren sie den Ägyptern und Asiaten gegenüber nicht bloß die Empfangenden, sondern teilten ihnen auch von den eigenen Produkten mit.

Auch ihre militärische Übermacht ließen die Herrscher von Mykenä gelegentlich selbst ferne Völker empfinden. Eine allerdings nicht ganz sichere Überlieferung nennt die Danaer als Teilnehmer an einem räuberischen Kriegszug gegen das Pharaonenreich. Und wer möchte bezweifeln, daß der berühmten Sage von der Heerfahrt des mykenischen Herrschers Agamemnon gegen Troja etwas Geschichtliches zu Grunde liegt? Allem nach war dies die kühnste Waffenthat der mykenischen Despoten, eine That, die im Munde des Volkes und in den Liedern seiner Sänger unvergeßlich fortlebte, bis sie durch Homer jene klassische Darstellung erfuhr, in der die ganze Welt sie kennt. Manches Jahrhundert, ja vielleicht annähernd ein Jahrtausend verstrich zwischen dem Heerzug selbst und seiner Besingung durch Homer, viel fremdartige Bestandteile mengten sich der ursprünglichen Erzählung bei; neben den argivischen Fürsten drängten sich auch Helden aus anderen griechischen Landschaften in den Kreis der Gefeierten ein, ganz besonders die strahlende Heldengestalt des thessalischen Achill; aber den eigentlichen Kern, um den sich diese Fülle von Sagen krystallisierte, bildet eben doch die Heerfahrt des Königs von Mykenä, dem es gelang, die stolze Handelsmetropole am Hellespont zu demütigen und in Asche zu legen.

Dieser Zug gegen Troja war natürlich nur eine von vielen ähnlichen Unternehmungen, die mit erstarkender Seetüchtigkeit von den Griechen der mykenischen Zeit nach den kleinasiatischen Gestaden ins Werk gesetzt wurden. Die Phönizier, denen man in Kunst und Gewerbe soviel fruchtbarste Anregung verdankte, sind gewiß auch im Seewesen die Lehrer der Griechen geworden. Aber es kam die Zeit, wo der Schüler den Lehrer nicht mehr nötig hatte; noch ehe die mykenische Kultur einer anderen Platz machte, gelang es den Griechen, die unbequemen Fremden völlig aus ihren Gewässern zu verdrängen und aus dem ägäischen Meer, das jahrhundertelang fast nur von den Phöniziern befahren worden war, ein hellenisches Meer zu machen. Der Austausch zwischen hüben und drüben, dem die Inselbrücke, welche Kleinasien mit der griechischen Halbinsel verbindet, so wunderbar Vorschub leistet, ward jetzt nach Verdrängung der Phönizier natürlich ein äußerst reger. Doch ehe wir zeigen, wie die ganze Westküste Kleinasiens mit griechischen Kolonien geradezu überzogen wurde, müssen wir erst noch dem Götterglauben und der Sagenpoesie der Hellenen unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Was uns davon überliefert wird, enthält Frühes und Spätes so verquickt und verschmolzen, daß eine reinliche Scheidung des Ursprünglichen vom nachträglich Hinzugefügten sich nur selten vollziehen läßt. Jedenfalls aber steckt viel altes Gut in dieser Mythologie, und so wird es wohl das Zweckmäßigste sein, sie hier, wo wir auf der Schwelle vom Prähistorischen zum eigentlich Historischen stehen, in der Hauptsache zu erledigen.

Dritter Abschnitt.

Die Sagen der griechischen Vorzeit.

Bei jedem Volk geht der geschichtlichen Überlieferung eine Zeit voraus, die wir nur dämmerhaft aus Sagen kennen. Historische Thatsachen lassen sich aus dem, was so von Geschlecht zu Geschlecht in immer neuer Einkleidung weitererzählt wird, natürlich nicht entnehmen. Aber die Sinnesart und Geistesrichtung eines Volkes spiegelt sich oft wunderbar klar in seinen Sagen wieder. Das gilt auch von den Hellenen. Sie besaßen eine ganz besonders starke Lust am Fabulieren; ihre Phantasie war überaus erfinderisch und doch zugleich frei von Übertreibungen. Ihre Phantasiegestalten sind innerlich wahr, voll sicheren Lebens; sie treten uns leibhaftig in scharfen Umrissen vor die Augen; sie haben gewissermaßen etwas Plastisches, und jedenfalls hat keines anderen Volkes Mythologie der bildenden Kunst soviel dankbare Motive geliefert wie die der Griechen.

Die Anfänge ihres geschichtlichen Lebens lagen für die Hellenen ebenso im Dunkeln wie für uns. Es mußte sie danach verlangen, diese rätselhafte Vergangenheit sich ergänzend auszumalen. Voller Wunder dachte man sich diese ferne Vorzeit; und die Helden bei diesen wunderbaren Thaten waren natürlich die Götter. Aber indem die fromme Phantasie diesen Göttern immer mehr menschliche Thaten andichtete, sie ganz und gar verwob mit menschlichen Interessen, sie zu Vorkämpfern menschlicher Kultur stempelte, ihnen unbedenklich alles zuschrieb und zutraute, was man in dunklen Überlieferungen aus der nationalen Vergangenheit wußte, da wurden diese Götter mehr und mehr zu Menschen, freilich zu Menschen von übermenschlicher Kraft und mit göttlichen Gaben. Der Grieche nannte diese eigentümlichen Zwitterwesen, diese menschlichen Götter oder göttlichen Menschen Heroen; er verehrte in ihnen die frühesten Vorkämpfer der Nation gegen das barbarische Ausland, er leitete von ihnen seine Gesetzgebungen und staatlichen Ordnungen her, er führte bis auf sie die Stammbäume seiner Fürstenhäuser zurück.

Die Heroensagen haben sich natürlich da am frühesten und am glücklichsten ausgebildet, wo das Kulturleben am frühesten eine gewisse Höhe erreichte. Sie sind oft in hohem Grade charakteristisch für die Landschaften, in denen sie erfunden wurden. Aber nicht alle Sagen haben diesen landschaftlichen Charakter ihres Ursprungs bewahrt; wir werden auch Sagen begegnen, wie denen von Herakles, wo im Volksbewußtsein ein und derselbe Held der Träger sehr verschiedener, aus verschiedenen Landschaften stammender Traditionen geworden ist. Endlich haben die Dichter sich der Volkssage

bemächtigt und, indem sie alle Schranken des landschaftlichen Lokaltons überwanden, mit dichterischer Gestaltungskraft große Sagenkreise zusammengestellt, wie dies in unvergleichlich schöner Weise in der Heldendichtung vom trojanischen Krieg gelungen ist. So ergiebt es sich von selbst, daß wir zunächst von landschaftlichen Sagen, darnach von Heldensagen, schließlich von den Schöpfungen der Heldendichtung handeln werden.

Landschaftliche Sagen.

Thessalien scheint schon in sehr früher Zeit an kühnen, urwüchsigen Sagen außergewöhnlich reich gewesen zu sein. Die Fruchtbarkeit der Landschaft brachte es mit sich, daß viel und heftig um sie gestritten wurde, und dementsprechend atmen die thessalischen Sagen ungestüme Kampfslust. Besonders viel Abenteuerliches erzählte man sich von den wilden Völkern der Lapithen und Kentauren. Die Lapithen dachte man sich als ein Volk von Riesen, das auf Felsen des Gebirges hauste, von sprichwörtlicher Trotzigkeit. Ihr bekanntester Vertreter war Ixion, König von Gortyn im Peneiosthal. Er stürzte — als der erste Mörder, von dem man in Hellas wußte — seinen eigenen Schwiegervater in eine mit feurigen Kohlen gefüllte Grube. Als Zeus ihn entsühnt und gastlich im Olymp aufgenommen hatte, streckte der Unmensch seine begehrlichen Hände nach Hera aus. Nun wurde er in der



36. Ixion an dem Flammenrade.
Darstellung auf einer Vase aus Kyme, jetzt in Berlin.

Unterwelt auf ein feuriges Rad geflochten und büßte schwer für alle seine Frevel. Sein Sohn war Peirithoos, berühmt als Freund des attischen Königs Theseus, berühmter durch seine vielbesungene und in allen Künsten häufig dargestellte Vermählung mit Deidameia. Er war womöglich noch verwegener als Ixion und versuchte zu Ende seines Lebens die Proserpina selbst aus dem Hades zu entführen.

Die Kentauren, halb Mensch, halb Pferd, sind Dämonen des Gebirges und Bergwaldes, wild wie der Pelion, wenn Gewitter seine Forste durchwühlen und angeschwollene Gießbäche die Kulturen an seinem Fuß vernichten. Eben dies Stürmische des Hochgebirges oder den stürzenden Lauf der Bergwasser dachte man sich wohl in der Roßgestalt ausgedrückt. Waren schon die Lapithen nicht fein, so sind die Kentauren erst recht ungeschlacht und bestialisch, stets lüstern und trunksüchtig. Zur Hochzeit des Peirithoos geladen, vergreifen sie sich im Rausche an der Braut, und das giebt das Signal zu dem urgewaltigsten Raufen, das schließlich durch Theseus und Peirithoos zu gunsten der Lapithen entschieden wird. Spätere Dichter haben, wohl dem Theseus zu lieb, die mit ihm befreundeten Lapithen idealisiert und zu Trägern einer höheren Kultur gestempelt; in ihrer Person siegt die Bildung über das Barbarentum der Kentauren. In ihrer vielgelenkigen Mischgestalt, ausgestattet mit allen Zügen des Übermenschen, sind diese Kentauren, diese „blonden Bestien" die Lieblinge der Künstler geworden und sind es, wie Arnold Böcklin zeigt, noch heute. Eine ganz eigenartige Figur macht unter ihnen der Kentaur Cheiron, der, weise und gerecht, wohlwollend und hilfreich, bei Göttern wie Menschen gleich beliebt war. Viele vortreffliche Helden erhielten in seiner Höhle am Pelion ihre Erziehung, und wie als Lehrer so war er auch als Arzt berühmt.

Der großen Bedeutung, die Theben unter den hellenischen Städten schon im hohen Altertum besaß, entspricht durchaus der reich entwickelte thebanische Sagenkreis. Wir erwähnten schon, daß Kadmos, ein angeblicher Orientale, als Gründer der thebanischen Burg Kadmeia gefeiert wurde. Sein Vater Agenor war nach dieser Sage König von Tyros. Zeus, in einen Stier verwandelt, raubte Agenors einzige Tochter Europe. Kadmos wird ausgesandt, sie zu suchen. Er wendet sich an das delphische Orakel, das ihm befiehlt, einer Kuh zu folgen, die vor dem Tempel ihm begegnen werde, und da, wo diese sich niederlasse, eine Stadt zu gründen. Die Kuh aber führt den Kadmos nach Theben. Er schickt seine Gefährten zur nahen Quelle, wo ein Drache sie alle tötet. Kadmos bezwingt das Ungeheuer, sät auf Athenens Geheiß die Zähne desselben und sieht alsbald gewappnete Männer aus dem Boden steigen; sie schlagen so grimmig aufeinander los, daß schließlich nur fünf von ihnen am Leben bleiben. Mit diesen baut dann Kadmos die Burg. Die Götter führen ihm Harmonia, die Tochter des Ares und der Aphrodite, als Gemahlin zu, und so schließt streitbarer Mannesmut mit holder Frauenart den schönsten Bund.

Nach Theben gehört auch das Heldenpaar Amphion und Zethos, Söhne des Zeus und der Antiope. Sie wachsen unerkannt bei Hirten des Gebirges auf, der eine hochmusikalisch, der andere ausschließlich Krieger, und doch beide gleich den spartanischen Dioskuren in innigster Liebe verbunden. Antiope gerät in die Gewalt der bösen Dirke; sie entläuft ihr, wird aber

eingefangen und soll eben auf Dirkes Befehl von ihren eigenen Söhnen an einen Stier gebunden werden — da verrät diesen ein alter Hirt das Geheimnis ihrer Geburt, und statt der Mutter wird nun die böse Dirke von dem Stier zu Tode geschleift (vgl. Abb. 37). Amphion und Zethos werden endlich Könige in Theben und umgeben die Stadt mit einer Mauer von berühmter Stärke. Zethos schleppt



87. Der farnesische Stier.

Die Gruppe wurde bei den durch Papst Paul III. aus dem Hause Farnese vorgenommenen Ausgrabungen in den Thermen des Kaisers Caracalla zu Rom aufgefunden und später nach Neapel geschafft, wo sie jetzt im Museo Nazionale aufgestellt ist. Über die Meister des Kunstwerkes wird später zu reden sein.

gewaltige Felsen herbei, Amphion aber bewegt durch das Spiel seiner siebensaitigen Leier das Gestein, daß es sich von selbst zur siebenthorigen Mauer zusammenschichtet. Außer durch sein Saitenspiel ist Amphion noch durch seine asiatische Gemahlin, die stolze, kinderreiche Niobe, berühmt. Sie stammte aus Lydien, wo ihr Vater Tantalos (s. unten) auf dem Berge Sipylos eine

glänzende Herrschaft besaß. Sie schenkte ihrem Gemahl sieben stattliche Söhne und ebensoviele liebreiche Töchter. Aber übermütig wie ihr Vater, überhob sie sich dieses Segens und rühmte sich, glücklicher zu sein, als Leto, die göttliche Mutter des Apollon und der Artemis. Da klagte die Göttin ihren Kindern die erlittene Kränkung, und die Geschosse derselben rafften an einem Tage Niobes zahlreiche Nachkommenschaft dahin, so daß sie trostlos durch die Länder irrte, bis sie auf den grauen Trümmern des väterlichen Palastes am Berge Sipylos in Stein verwandelt wurde. Noch jetzt zeigt man bei Magnesia am Sipylos an einer Felswand ein großes Reliefbild der phrygischen Göttin Kybele; in der Augengegend ziehen Spalten durch das Gestein, aus ihnen tropft bei Regenwetter Wasser nieder. Dieses „weinende Frauenbild“ soll zur Dichtung von der in Stein verwandelten Königin den Anlaß geboten haben.

Wir wenden uns zunächst der argivischen Halbinsel zu, wo sich die griechische Mythe am reichsten entfaltet hat. Als der älteste König und Begründer von Argos wird Inachos, der Gott des Hauptflusses des Landes, genannt, ein Sohn des Okeanos. Von seiner Tochter Io, deren abenteuerliche Schicksale ein Lieblingsthema der alten Dichter waren, wird viel Wunderbares erzählt. Sie war Priesterin der Hera in deren berühmtem Tempel zwischen Mykenä und Argos. Daselbst trat Zeus mit ihr in Verbindung. Als dies Verhältnis von Hera entdeckt wurde, verwandelte er, um den lästigen Vorwürfen seiner Gemahlin zu entgehen, die Priesterin in eine weißschimmernde Kuh. Zum Hüter derselben bestellte Hera den Argus, dessen ganzer Körper mit tausenden von Augen besetzt war, und der die arme Kuh nun mit „Argusaugen“ bewachte. Aber Hermes schläferte ihn ein und befreite die Gefangene. Doch Hera war unerbittlich; sie sandte alsbald eine giftige Bremse, vor der die geängstigte Io nach Thrakien und von hier über das Meer nach Kleinasien floh. Der Bosporos bei Konstantinopel sollte eben davon, daß Io hier nach Asien hinüberschwamm, seinen Namen haben. Das Wort bedeutet „Kuhfurt“ und bezeichnete die Meerstraße als eine so schmale, daß selbst eine Kuh sie durchschwimmen könne. Der Volksmund aber liebt genaue Bestimmungen und dachte bei der Kuh an die Io. Endlich nach vielen Irrfahrten kam die Verfolgte nach Ägypten, wo ihr Zeus Ruhe vergönnte und ihr die natürliche, schöne Menschengestalt wieder gab.

Nachkommen von ihr sollen Ägyptos und Danaos gewesen sein. Jener hatte fünzig Söhne, dieser ebenso viele Töchter, welche von den ersteren zur Ehe begehrt wurden. Danaos verabscheute diese Verbindung, befrachtete ein Schiff mit seinem Reichtum an Mädchen und Habe und entrann über das Meer nach Argos. Indessen folgte ihm auch dahin der beharrliche Ägyptos mit allen seinen Söhnen und setzte, unterstützt durch die stattlichen Jünglinge und ihre Waffen, die Bewerbung mit solchem Erfolge fort, daß er endlich seinen Zweck erreichte. Am Abend des Hochzeitstages aber berief Danaos seine Töchter noch einmal zu sich und erfüllte ihre Herzen mit demselben Zorn gegen die erzwungene Verbindung, den er selbst empfand. Er ließ sie zugleich geloben, daß eine jede von ihnen in der Nacht den aufgedrungenen Gatten ermorden wolle. Die blutige That ward von neunundvierzig der Neuvermählten vollbracht. Nur die liebreiche Hypermnestra hatte Lynkeus, ihren Gatten, verschont und ihm Mittel zur Flucht verschafft. Sie wurde die

Stammmutter der argivischen Könige, ihre mörderischen Schwestern aber starben früh und büßten in der Unterwelt schwer für ihren Frevel. Ohne Rast und Ruhe mußten sie Wasser in ein durchlöchertes Faß — das Danaïdenfaß — tragen und also die ewige Pein vergeblicher, mühevoller Arbeit erdulden.

Fragen wir nach dem tieferen Sinn, der sich hinter diesen Erzählungen verbirgt, so ergiebt sich, daß die wandelbare und wandernde Io, die leuchtende Kuh mit den strahlenden Hörnern, nichts anderes bedeuten kann als den irrenden Mond mit seiner wechselnden Erscheinung. Der Argus mit seinen abertausend Augen ist natürlich der Himmel mit seinen Sternen, zwischen denen der Mond seine irrende Bahn zieht. Sehr durchsichtig sind die Namen des Ägyptos und Danaos: jener ist das verkörperte Ägypten, dieser entspricht



38. Danaë mit Perseus in der Lade.

Nach einem Vasengemälde des 5. Jahrhunderts. Danaë steht in der Lade; sie hält in der Linken den kleinen Perseus, der ohne Ahnung der ihm drohenden Gefahr mit seinem Balle spielt, während Danaë die Rechte emporstreckt, das Gesicht vorwurfsvoll gegen den Vater gewandt, der mit ausgestrecktem Arm ihr nochmals das Urteil verkündet. Links der Zimmermann, der den Kasten gemacht hat und nun den Deckel schließen soll.

dem Lande Argos, dem Volke der „Danaer“, wie seine Bewohner in alter Zeit hießen. Die Verbindung der beiden in ihren Kindern spiegelt den Zusammenhang der Kultur von Argos mit der Ägyptens, der unleugbar ist und hier einen volkstümlichen Ausdruck gefunden hat. Die Danaïden endlich sind die Vertreterinnen der Natur von Argolis, dessen poröser Kalkboden reicher Bewässerung bedurfte: so viel Quellen auch — das sind die Söhne des Ägyptos — in die Ebene von Argos niederströmen, ihre Spur verschwindet in dem durstigen Land. Künstliche Berieselung muß nachhelfen, und auch bei künstlicher Berieselung ist das Land leicht trocken gleich dem ewig lecken Faß der Danaïden.

So zeigen uns gleich diese ersten Sagen, wie viel wir aus diesen Erzählungen über die religiösen Vorstellungen der Griechen und über die Kulturverhältnisse der einzelnen Landschaften lernen könnten, wenn — ja wenn immer die tieferen Bezüge der Sagen so klar zu Tage lägen wie in diesem Falle.

Doch kehren wir zu unserer argivischen Sage zurück. Ein Nachkomme jenes Lynkeus ist Perseus, dessen Geschichte uns völlig in die orientalische Märchenwelt versetzt. Die üppige, übersprudelnde Phantasie des Morgenlandes hat darin Gestalten und Begebenheiten erfunden, in denen sich der nüchterne Verstand schwer zurecht findet. Die Sage ist vermutlich phönizischen Ursprungs; sie versinnlicht, wie es scheint, die Thaten des Sonnengottes, der die Mächte der Finsternis im fernen Westen bezwingt. Der Großvater des Perseus war der König Akrisios, der sich mit seinem Bruder Prötos in die Herrschaft der argivischen Halbinsel geteilt hatte. Dem Akrisios war der Orakelspruch geworden, daß er durch die Hand seines Enkels sterben werde. Er verstieß daher seine einzige Tochter Danaë in ein unterirdisches Gemach, das er künstlich von Erz hatte erbauen lassen, und wähnte so vor aller Nachkommenschaft sicher zu sein. Aber der allmächtige Zeus drang in Gestalt eines Goldkörnerregens durch die Ritzen des Daches zu der einsamen Königstochter, und aus dieser Verbindung des unsterblichen Gottes mit der Sterblichen erblühte das liebliche Kind Perseus. Die Geburt des Enkels konnte dem lauernden Großvater nicht verborgen bleiben. Voll Sorge um sein eigenes Leben beschloß er, die Tochter samt ihrem Knaben zu verderben. Er sperrte sie beide in eine Lade und übergab sie dem stürmischen Meere in der Voraussicht, daß sie nun umkommen würden. Aber die Wellen waren barmherziger als der Vater und trugen die Lade hinüber nach der Insel Seriphos bei Delos, wo Mutter und Kind bei Diktys, dem Bruder des dortigen Königs, freundliche Aufnahme fanden. Der gütige Beschützer erzog den schönen Knaben, als ob er ihm selbst angehöre, und seine Sorgfalt ward reich belohnt; denn Perseus wuchs zu einem starken, mutigen Jüngling heran, der unter den jungen Leuten, die den König des Eilands Polydektes umgaben, sich rühmlich auszeichnete. Er war aber dem letzteren im Wege, da sich derselbe gern um die Hand seiner Mutter Danaë beworben hätte. Einst begehrte nun der Herrscher von den Männern seines Gefolges eine Beisteuer zu der Brautfahrt, die er nach dem fernen Elis ausführen zu wollen vorgab. Alle brachten ihre Gaben, nur der arme Perseus konnte nichts bieten. Da er nun deshalb getadelt wurde, sagte er: „König, ich habe nichts als ein mutiges Herz und einen starken Arm; ich bin bereit, dir damit zu dienen und dir alles zu verschaffen, wonach dein Herz gelüstet, und sollte es auch das Haupt der Gorgo Medusa sein." Polydektes, der nach einer Gelegenheit suchte, den Perseus zu entfernen, nahm ihn beim Wort, und damit begann seine Heldenlaufbahn.

Perseus kannte die Gefahren des Unternehmens; er wußte, daß die drei Gorgonen Töchter des Drachen Phorkys und des Meerungeheuers Keto waren, und daß Medusa, eine derselben, schon durch ihren Anblick in Stein verwandle; er hatte jedoch das dreiste Wort gesprochen und mochte nicht als eitler Prahler erscheinen. So trat er mutig seine Heldenfahrt an. Zuerst galt es, den Aufenthalt der Schwestern auszumitteln. In seiner Verlegenheit flehte der Jüngling zu Pallas Athene und fand Erhörung.

Der Götterbote Hermes erschien und zeigte ihm den Weg zu den unliebenswürdigen Graien, die gleichfalls von Phorkys abstammten. Von ihrer Geburt an waren sie schon eisgraue Mütterchen und hatten zusammen nur ein Auge und einen Zahn, deren sie sich abwechselnd bedienten. Dieses eine

Auge war aber von merkwürdiger Beschaffenheit, denn die Schwestern, die es allein richtig zu gebrauchen verstanden, konnten damit durch alle Länder spähen und die verborgensten Dinge auskundschaften. Der Weg zu ihnen war freilich der weiteste, denn sie wohnten am Ende der Welt; doch langte Perseus mit Hilfe des Hermes wohlbehalten bei ihnen an. Er brachte sofort die kostbaren Kleinodien an sich, die gerade unbenutzt zur Seite lagen. Die Schwestern waren von Natur neugierig und fast den ganzen Tag hungrig. Es dauerte daher nicht lange, so tasteten sie nach ihren Instrumenten und zankten und keifsten miteinander, weil jede glaubte, die anderen wollten sie ihr vorenthalten. Als sie aber den Raub gewahr wurden, da brach ihr Jammer in greulichen Wehklagen aus. Jetzt machte Perseus seine Anwesenheit bemerklich und zeigte sich bereit, die Werkzeuge zurückzugeben, wenn ihm der Aufenthalt der Gorgonen und der Weg dahin beschrieben werde. Die Graien belehrten ihn nun, daß er ihre Nachbarinnen, drei liebliche Nymphen, aufsuchen und von ihnen das nötige Rüstzeug erbitten solle, daß er dann weiter über den Okeanos nach den Grenzen der Nacht wandern müsse; dort seien die Gorgonen zu finden. Für diese Nachricht händigte Perseus den hungrigen Mütterchen Zahn und Auge wieder aus und zog weiter. Er fand die Nymphen, die den Jüngling mit Flügelsandalen, einem Beutel und einem unsichtbar machenden Helme versahen. Mit Hilfe der Sandalen, ging die Reise leicht und schnell von statten. Als er an die schauerliche, von ewiger Nacht umlagerte Grotte kam, in welcher die drei Gorgonen gerade ihre Mittagsruhe hielten, näherte er sich rückwärts, indem er in seinen blanken Schild, den ihm Athene geschenkt, wie in einen Spiegel blickte. So sah er die entsetzlichen Schläferinnen, von Schlangen umgürtet, von Schlangenhaaren umwallt, und erkannte Medusa unter ihnen. Mit einem rückwärts geführten Schwertstreich, zu dem er sich vorher sorgfältig eingeübt hatte, trennte er ihr Haupt vom Rumpfe und ließ es in den Beutel gleiten. Die anderen Schwestern erwachten zwar alsbald, aber durch seinen Helm, der ihn ihren Augen entzog, entging er der tödlichen Umarmung,



39. Perseus tötet die Medusa.

Hochaltertümliches Relief vom Tempel in Selinus (Sizilien). Links Pallas Athene. In der Mitte Perseus mit den Flügelschuhen, rechts die knieende Medusa, mit dem Pegasos im Arme. Beachte die krampfhafte Profilstellung der Füße, besonders bei Athene.

womit sie ihn umstricken wollten. Aus dem Rumpfe der enthaupteten Gorgo erwuchs auf der Stelle das Flügelpferd **Pegasos**, von dem noch zu reden sein wird. Das stattliche Tier breitete sogleich seine Schwingen aus, um in die blauen Lüfte zu entweichen; aber Perseus schwang sich schnell auf seinen Rücken und lenkte es nach Willkür.

Zuerst brachte er den Nymphen Sandalen und Helm zurück; den wertlosen Beutel durfte er mit ihrer Zustimmung behalten. Dann schwebte er über den Graien hin, die ihn abwechselnd mit ihrem Auge beschauten; hierauf sah er an der heißen Küste von Äthiopien eine schöne Jungfrau an einem Felsen angekettet. Es war **Andromeda**, die Tochter des Königs **Kepheus**; ihre Mutter hatte sich vermessen, schöner zu sein als selbst die Töchter des Meergottes Nereus. Darob zürnte dieser und sandte Überschwemmungen und ein schreckliches Ungeheuer, von dem es nach dem Spruch eines Orakels nur eine Hilfe gab, wenn nämlich die schöne Andromeda ihm ausgeliefert würde. Kaum hatte Perseus die Unglückliche erblickt, so faßte er eine heiße Liebe zu ihr und beschloß, sie zu retten. Das Ungeheuer kam. Der tapfere Jüngling hieb mit seinem Schwerte auf dasselbe los, als es aus dem Wasser fuhr, um seine Beute zu verschlingen. Doch es war hieb- und stichfest und drohte durch die Wasserströme, die es aufwirbelte, Roß und Reiter zu verderben. Da streckte ihm der Held in der äußersten Gefahr das Gorgonenhaupt entgegen und verwandelte es in Stein. Hierauf führte er die befreite Andromeda zu ihrem Vater und erhielt zum Lohne für seine tapfere That ihre Hand und reiche Schätze. Sein Weib und sein gewonnenes Gut hinter sich auf seinem Flügelpferde, so ritt er gen Seriphos. Daselbst gab es neue Arbeit. Seine Mutter nämlich und seinen Pflegevater Diktys fand er als Flüchtlinge am Altar der Pallas Athene, wo sie vor den Nachstellungen des Königs Polydektes Schutz suchten. Aber auch hierhin verfolgte sie der gewaltthätige Mann mit seinen gewappneten Trabanten. Da nahte Perseus, enthüllte die Gorgo, und



40. **Medusa Rondanini.**
In der Glyptothek zu München.

Das Bild der **Medusa** ward in ältester Zeit als eine Schreckgestalt in grellster Form gebildet (vergl. Abb. 39). Mit dem Fortschreiten der Kunst aber wurde diese absichtliche Häßlichkeit immer mehr gemildert, und schließlich trat an Stelle der verzerrten Fratze ein wirkliches Menschenantlitz, dessen tadellose Züge nur noch den Ausdruck der Erstarrung zeigen. Der Mund ist halb geöffnet zu den letzten Atemzügen. In den Haaren ringeln sich Schlangen. Ein Schlangenknoten unter dem Kinn ersetzt den fehlenden Hals. Zu den Seiten der Stirn sind kleine Flügel befestigt.

wie Marmorsäulen, die der Baumeister um einen Tempelbau reiht, waren plötzlich die Verfolger in Stein gebannt.

Es war der letzte Gebrauch, den der Held von seiner Beute machte. Er übergab das gefährliche Haupt seiner Beschützerin Pallas Athene. In ihrem Schilde oder auf ihrem Harnisch prangte es hinfort und verbreitete starres Entsetzen, wenn sie es in männermordender Feldschlacht enthüllte.

Noch mußte der Orakelspruch in Erfüllung gehen, den einst Akrisios vor der Geburt seines Enkels empfangen hatte. Perseus war endlich wieder nach Argos zurückgekehrt und wünschte sich mit seinem Großvater auszusöhnen. Doch dieser verließ seine Stadt, um der Begegnung mit dem Enkel auszuweichen, und begab sich nach Thessalien. Perseus eilte ihm hierhin nach, und die Versöhnung kam zustande. Aber bei der Feier festlicher Spiele schwang Perseus eine Wurfscheibe und traf seinen in weiter Ferne zuschauenden Großvater so unglücklich, daß er tödlich verwundet zu Boden sank. Trauernd über den unabsichtlichen Mord, ging der Held nicht nach Argos zurück, sondern übernahm die Herrschaft über Tiryns und gründete im Gebirge das später so gefeierte Mykenä.

Fragen wir auch hier nach dem tieferen Sinn der Sage, so erkennen wir in dem Helden, der den Lichtstrahlen des Himmels, die ins Dunkel der Nacht dringen, sein wunderbares Dasein dankt, in diesem Sohne des Lichtes einen Ausdruck für den Sonnengott selbst. Licht und leicht wie die Sonne schwebt er über Land und Meer nach Westen, wo die Dämonen der Finsternis in ewiger Nacht ihr grauenhaftes Dasein führen. Er zwingt diese Mächte des Niedergangs und erscheint dann wieder bei den Äthiopen im Osten als freudiger, sieghafter Sonnenheld.

Nach Korinth gehört die Sage von Sisyphos, jenem Erzschelm, dem an List und Verschlagenheit weder Götter noch Menschen gleichkamen. Er gründete die später so berühmte Handelsstadt, die aber anfangs nicht Korinth, sondern Ephyra hieß. Er war als Heros einer Kaufmannsstadt ein Hauptrechenmeister und Erfinder von allerhand Ränken und Kniffen. Von seiner Freude an Hinterlist, Lug und Trug hatte selbst Zeus zu leiden. Und als dieser im Zorn den Tod zu ihm schickte, fesselte Sisyphos auch diesen, so daß lange Zeit niemand sterben konnte. Ja, er brachte es sogar zuwege, daß man ihn, da er gestorben, nochmals nach der Oberwelt emporsteigen ließ. Schließlich aber büßte er im Hades ausgiebig für alle seine Frevel: denn unaufhörlich mußte er dort einen schweren Felsen auf einen Berg wälzen, und war er dem Gipfel nahe, so entrollte ihm regelmäßig der tückische Stein, und die Mühsal begann von neuem. In seiner rastlos geschäftigen und verschlagenen Art ist Sisyphos wahrscheinlich ein Abbild des ab- und zuwogenden, heimtückischen Meeres, das von zwei Seiten das Land der Korinther bespült.

Ein Enkel des Sisyphos war Bellerophon. Er mußte wegen eines unabsichtlichen Mordes von Korinth entweichen und fand gastliche Aufnahme zu Tiryns bei dem ihm befreundeten König Prötos. Der junge, blühende Held zeichnete sich hier sowohl in ernsten Kämpfen als bei den kriegerischen Spielen durch Kraft und Mut vor allen aus, aber sein edelster Schmuck war ein keuscher, tugendhafter Sinn. Denn als die Königin Anteia in Leidenschaft für ihn entbrannte und ihm dies zu erkennen gab, wies er sie entrüstet

zurück, mit Berufung auf die ihm widerfahrene Gastfreundschaft, die er nicht durch ein Verbrechen verletzen dürfe. Die Liebe der Königin verwandelte sich jetzt in Haß, und sie beschloß, ihn zu verderben. Auf ihre Verleumdungen hin schickte Prötos den Jüngling zu Jobates, dem Könige von Lykien in Kleinasien, der sein Schwiegervater war. Er gab ihm eine zusammengefaltete Tafel mit, welche in geheimen Zeichen den Auftrag enthielt, den Überbringer zu ermorden. Arglos langte der junge Held im lykischen Königshause an, wurde gastlich aufgenommen und der Sitte gemäß erst neun Tag lang königlich bewirtet, ehe man ihn nach Herkunft und Zweck seiner Reise fragte. Als er endlich die Tafel abgab, mochte der König das heilige Gastrecht nicht durch



41. Chimära.
Griechische Bronze aus Arezzo in Toscana, jetzt im Archäol. Museum zu Florenz.

Mord verletzen. Er trug ihm aber verderbliche Unternehmungen auf, die seinen Untergang herbeiführen sollten. Zunächst wurde er in den Kampf gegen die fürchterliche Chimära ausgesandt, ein feuerschnaubendes Ungetüm, das vorn ein Löwe, in der Mitte eine wilde Bergziege und hinten eine Schlange war. Er machte sich auf den Weg, einen Weg des Todes für ihn, wenn nicht göttliche Hilfe ihn rettete. Da nahte ihm Pallas Athene, die Beschützerin mutiger Helden, und gab ihm das Flügelroß Pegasos. Dieses trug ihn im Fluge an den Ort, wo das Ungeheuer auf Beute lauerte. Vergebens spie dasselbe Feuerströme gegen ihn aus, vergebens suchte es ihn mit seinen Zähnen und Krallen zu zerfleischen; es erlag den Angriffen des Jünglings, dessen Ruhm jetzt durch ganz Lykien verbreitet wurde. Mit gleichem Glück besiegte er die

wilden, unbändigen Solymer in ihren Bergschluchten, über die ihn das Flügelroß trug, und das kriegerische Frauenvolk der Amazonen. Seine Siege erwarben ihm endlich die Gunst des Königs, der ihm seine Tochter zur Ehe und zugleich einen ansehnlichen Teil des Reiches übergab. Seine Enkel Sarpedon und Glaukos stritten nachmals ruhmvoll unter den Mauern von Troja als Verbündete der Troer gegen die griechische Macht.

Bellerophons Hauptthaten gehören, wie man sieht, nicht nach Korinth, sondern nach Lykien. Er ist offenbar ein lykischer Licht- und Sonnengott, der auf strahlendem Roß durch die Lüfte fährt. Daß die Korinther den lykischen Sonnenhelden als den ihrigen in Anspruch nahmen, spricht vielleicht für uralte Beziehungen und Handelsverbindungen zwischen Korinth und Lykien. Daß durch die Chimära die vulkanischen Kräfte, die noch heute im lykischen Lande spürbar sind, bezeichnet werden sollen, scheint ausgemacht.

Auch in den Thälern des Taygetos und an den Ufern des Eurotas lebte die Sage. Dort im lakonischen Lande waltete Lelex, ein Sohn der Erde, gerecht und weise. Sein Enkel Hyakinthos, schön wie Apollon, ward von diesem geliebt, aber im Diskosspiel durch einen bösen Zufall getötet. Zu seinem Andenken stiftete der trauernde Gott das Fest der Hyakinthien, das noch in später Zeit gefeiert wurde. Von Lelex stammten auch Tyndareos und Ikarios. Die keusche Penelope, des Odysseus edle Gattin, wird als Tochter des Ikarios genannt, während Klytämnestra, dem älteren Bruder entsprossen, als Agamemnons Weib in die Greuel und das Weh der Pelopiden verwickelt ward.

Tyndareos hatte aber noch andere Kinder, nämlich den Kastor und den Polydeukes oder Pollux und die durch ihre Schönheit verderbliche Helena. Bald werden alle drei, bald nur die zwei letzteren auch Kinder des Zeus genannt, weil dieser in der Gestalt eines Schwanes ihrer Mutter Leda genaht war. Die Brüder Kastor und Polydeukes, als Söhne des Zeus auch Dioskuren geheißen, waren schon als Knaben stets zusammen, und wie sie zu blühenden Jünglingen heranreiften, so nahm auch ihre gegenseitige Liebe zu. Der erstere fand im Wagenlenken und Rossebändigen nicht seinesgleichen, der andere war als Faustkämpfer gefürchtet. Gemeinschaftlich wohnten sie der kalydonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, zwei Unternehmungen, die weiterhin geschildert werden sollen; ebenso zogen sie zusammen gegen Athen, wie dies in der Geschichte des Theseus erzählt werden wird. Nach manchen Abenteuern und Heldenthaten bewarben sie sich um zwei Schwestern, die Töchter des Leukippos, und brachten die Bräute nach altem Herkommen durch Raub in ihre Gewalt. Aber zwei messenische Freier der Mädchen, Idas und Lynkeus, lauerten ihnen auf. Im Faustkampf unterlag Kastor dem Idas, Lynkeus dem Polydeukes. Nun galt es von beiden Seiten, den erschlagenen Bruder zu rächen. Idas riß einen Pfeiler aus dem hochgetürmten Grabe seines Vaters, worauf er stand, und schmetterte den andringenden Gegner nieder, ohne ihn jedoch zu töten, weil er unsterblich war; ihn selbst aber traf in dem entscheidenden Augenblick ein Blitzstrahl, von Zeus entsandt, der seinem Angriff ein Ziel setzte. Dann erschien der Vater der Götter und Menschen selbst in der Wolkennacht, um den Sohn aufzuheben und zum Wohnsitz der Unsterblichen zu tragen; aber dieser, über den Leib des Bruders

gebeugt, weigerte sich, allein im Olympos ein unsterbliches Leben zu führen. Er begehrte mit dem lieben Genossen zu sterben, wie er mit ihm gelebt hatte. Von solcher Liebe gerührt, bestimmte Zeus, daß beide Heroen abwechselnd einen Tag bei den Unsterblichen und einen im Reiche des Todes miteinander zubringen sollten, ein Sinnbild des abwechselnd erblassenden und wieder aufleuchtenden Lichtes. Das liebevolle Brüderpaar erweist sich auch gegen die Menschenwelt nie anders als hilfreich und freundlich. Die Schiffer rufen im Sturm ihre Hilfe an, und im sogenannten St. Elmsfeuer, wenn bei gewitteriger Luft Elektrizität aus den Spitzen der Masten sichtbar entströmt, glaubte man die Dioskuren sich nahe. Auch den Streitern der Feldschlacht nahten, wenn die Not am größten, die hilfreichen Brüder auf schneeweißen Pferden in funkelnder Rüstung.

Aus alledem geht deutlich hervor, daß die Dioskuren ursprünglich Mächte des Lichtes waren. Der Glaube an sie war uralt; er gehörte zu den religiösen



42. Der Raub der Leukippiden.

Relief auf einem römischen Sarkophag in den Uffizien zu Florenz.

Die beiden Dioskuren, an den spitzen Schiffermützen kenntlich, halten in ihren Armen die Mädchen, welche mit leidenschaftlicher Gebärde den Schrecken über die plötzliche Vergewaltigung kundgeben. Zwischen den zwei Helden entfernt sich entsetzt eine Gespielin der Geraubten. Die entfliehende Frau weiter rechts wird Philodike genannt, die Mutter der Bräute. Ganz rechts enteilt ihr Vater Leukippos.

Vorstellungen, die einst schon die einwandernden Hellenen aus der indogermanischen Urheimat mitbrachten. In vielen Teilen von Hellas wurde das göttliche Brüderpaar verehrt, doch nirgends so eifrig wie im Thale des Eurotas. In Sparta zeigte man zwei parallele Balken, die durch Querhölzer verbunden waren: sie galten für Bilder der göttlichen Zwillinge und begleiteten die ausrückenden Spartaner ins Feld (vgl. oben S. 38).

Natürlich fehlte es auch auf der Insel Kreta, die durch Lage und alte Kultur von maßgebender Bedeutung für das griechische Leben war, nicht an einheimischen Sagen. In ihnen kommen die phönizischen Einflüsse, die hier besonders stark sich geltend machten, zu deutlicher Aussprache. Wir kennen schon Europe, die phönizische Prinzessin, die von Zeus als Sonnenstier geraubt und nach Kreta gebracht wird, wo sie drei herrlichen Söhnen, dem Minos, Radamanthys und Sarpedon, das Leben schenkt. Minos erfreut sich besonders als Gesetzgeber eines großen Rufes: noch in der Unterwelt

dachten die Griechen ihn und Radamanthys als Richter thätig und gesellten als dritten Totenrichter den Äakos, den Großvater Achills, den beiden bei. Ebenso gerecht wie Minos war, so mächtig war er auch als seebeherrschender König. Für seinen Sohn galt der mißgestaltete Minotauros, ein Mensch mit einem Stierkopf, für den Minos das berühmte, auf Kreta nicht mehr nachweisbare Labyrinth erbauen ließ. Dieser Minotauros scheint wieder ein Sinnbild der Sonne zu sein, die am Himmel mit seinen ins Unendliche verschlungenen Bahnen sich zurechtfinden muß.

Heldensagen.

Herakles. Die verbreitetste Überlieferung läßt den Herakles in Theben geboren sein. In Böotien und im benachbarten Attika genoß er zu allen Zeiten göttliche, nicht nur heroische Ehren: in diesen Gegenden scheint er also ursprünglich heimisch zu sein. Aber sehr früh wünschten auch andere griechische Stämme Anteil an seinen ruhmreichen Thaten zu haben, vor allem die Dorier des Peloponnes, die ihn zum Nachkommen des Perseus und zu ihrem eigentlichen Stammeshelden machten und die Stammbäume ihrer Könige auf ihn zurückführten. Zur Gestaltung seines Wesens, wie es in der klassischen Zeit vor uns steht, haben alle Völker des Mittelmeeres in allen Epochen ihrer Vergangenheit Beiträge geliefert. Die ganze Heldenkraft der Heroenzeit ist in seiner Gestalt, man möchte sagen, konzentriert.

Die Grundlage seines Wesens ist die eines wandernden Sonnengottes. So viel Frembartiges auch nach und nach ihm angedichtet wurde, das Sonnenhafte bricht doch immer wieder durch. Beständig wandernd von einem Ende der Welt zum anderen, erfüllt er die Lande des Aufgangs wie des Niedergangs mit seinem Ruhm, allenthalben streitend gegen die Mächte der Finsternis.

Nach der geläufigsten Gestaltung der Sage hatte Amphitryon, ein Enkel des Perseus, aus Versehen seinen Schwiegervater erschlagen und war infolgedessen mit seiner Verlobten Alkmene von Argos nach Theben geflüchtet. Dort nahte sich Zeus in Amphitryons Gestalt der Alkmene, und sie gebar ihm den Herakles. An dem Tage, wo die Geburt bevorstand, verkündigte Zeus in offener Götterversammlung, der erwartete Sprößling solle König von Argos werden. Hera ließ sich schwören, daß der an diesem Tage zuerst geborene Nachkomme des Göttervaters der so feierlich angekündigte Herrscher sein solle. Als Zeus arglos den Schwur geleistet, sorgte Hera dafür, daß dem Sthenelos von Argos, der als Perside gleichfalls ein Nachkomme des Zeus war, ein Sohn geboren wurde, kurz ehe Herakles zur Welt kam. Auf diesen Sohn des Sthenelos, Eurystheus mit Namen, ging nun die Verheißung des Zeus über. Herakles aber mußte dem schwächlichen, feigen Fürsten viele Jahre lang unterthan sein.

Und dabei ließ es Hera nicht bewenden. Sie sandte, um das verhaßte Kind zu verderben, zwei Schlangen aus; aber der Knabe richtete sich in der Wiege auf, faßte die Tiere wie Spielzeug um die Hälse und erwürgte sie, ungeachtet ihres Sträubens und Zischens.

Frühzeitig entwickelte sich des Helden gewaltige Kraft, aber auch seine unbändige Natur, die, wie bei anderen sterblichen Menschen, erst durch die rauhe Hand des Schicksals gezügelt werden mußte. Als der Sänger Linos,

der ihm im Saitenspiel Unterricht gab, ihn eines Tages strafte, weil seine Finger zu starr waren, um die Harmonie der Töne zu finden, erschlug er den Meister mit der Laute. Er mußte deshalb die Stadt verlassen und die Herden weiden. Aber die Thätigkeit eines Hirten genügte ihm nicht: er legte Sümpfe trocken, verfolgte und tötete Räuber und Raubtiere und schirmte überall den Ackerbauer, der unter seinem Schutz ungestört Saaten streuen und die Ernte einbringen konnte.

Zum Lohn für seine tapferen Thaten gab ihm der König Kreon von Theben seine Tochter Megara zur Ehe, die ihm acht Kinder gebar. Aber Hera, seine unversöhnliche Feindin, sah mit Neid auf sein blühendes Glück.



48. Der rasende Herakles.

Vasenbild, gefunden in Pästum.

Herakles, gestörten Blicks in die Ferne stierend, trägt ein Kind zu einem flammenden Scheiterhaufen von allerlei Hausgerät. Vergebens streckt das Kind die Hand zum Vater empor. Rechts eilt Megara mit der Gebärde des höchsten Schreckens davon. Aus Fensteröffnungen schauen dem schrecklichen Vorgange zu: Mania, die Göttin des Wahnsinns, Jolaos und Alkmene.

Sie verwirrte seinen Sinn, und in einem Wutanfall ermordete er sein Weib und seine Kinder. Wieder zu sich selbst gekommen, wandte er sich zur Sühne dieser Frevelthat an das Orakel zu Delphi. Die dortige Priesterin, Pythia genannt, erteilte ihm die Weisung, zwölf Jahre lang in den Dienst seines Vetters Eurystheus zu treten. Sie soll den Helden bei dieser Gelegenheit zum erstenmal mit dem Namen „Herakles" (d. i. der durch Hera Berühmte) begrüßt haben: denn auch diese harte, von Hera über ihn verhängte Schmach werde ihm zu unsterblichem Ruhme gereichen.

Auf Eurystheus' Geheiß vollbrachte er nun eine Reihe gewaltiger Arbeiten, deren man gewöhnlich, entsprechend der Zwölfzahl der Monate, ein Dutzend gezählt hat. Zuerst erwürgte er in den Wildnissen bei der argivischen Stadt Nemea einen unverwundbaren Löwen mit den Händen und hing das Fell



44. Der farnesische Herakles.

Die 1540 in den Thermen des Caracalla zu Rom gefundene, jetzt im Museum zu Neapel befindliche Statue ist eine Kopie, die der Athener Glykon im letzten vorchristlichen Jahrhundert nach einem berühmten Werk des Lysippos (s. unten) herstellte. Herakles lehnt sich ermattet auf seine Keule, das Haupt in Schwermut geneigt.

um seine gewaltigen Schultern. Darauf hieb er in den Sümpfen von Lerna bei Argos einer ungeheuren Schlange ihre neun Köpfe ab und ließ von seinem treuen Waffengefährten Jolaos ihre Wunden ausbrennen; denn nur so ließ sich verhüten, daß aus jedem abgeschlagenen Nacken zwei neue Köpfe hervorschossen. In das Gift des Ungeheuers tauchte er zuletzt seine Pfeile, die seitdem



45. Herakles' Kampf mit der kerynitischen Hirschkuh.

Bronzestatue im Museum zu Palermo.

Diese 80 cm hohe, in Pompeji gefundene Bronze diente als Brunnenverzierung und ließ das Wasser aus dem Maule des Hirsches strömen. Das Vorbild dieser pompejanischen Bronze, von einem Schüler Lysipps (s. u.) geschaffen, erfreute sich schon im Altertum eines hohen Rufes.

todbringend wurden. Ferner fing er im arkadischen Gebirge Keryneia eine Hindin der Artemis, deren Stirn mit goldenem Geweih gekrönt war (Abb. 45), und später in den fast unzugänglichen Schluchten des Erymanthus einen Eber, dessen Anblick so schrecklich war, daß Eurystheus davor in ein thönernes Faß kroch. Herakles aber richtete eine Mahlzeit an und verzehrte mit seinen Gefährten den ungeheuren Wildbraten bis auf die Knochen. Eine weitere Aufgabe war

die, dem reichen Augias, König von Elis, der 3000 Rinder in nie gemisteter Stallung stehen hatte, diesen Behälter zu reinigen. Herakles machte zur Bedingung, daß ihm nach vollbrachter Arbeit ein Teil der Herde zum Lohne gegeben werde. Als dies bewilligt war, schleppte er den Dung nicht auf seinen Schultern fort, sondern leitete den Fluß Alpheios durch den Stall, der bald reine Arbeit machte. Der reiche Herr meinte aber, diese Art Stallreinigung bringe mehr Schaden als Nutzen, und er gebe dafür nicht eine Klaue. Doch damit ließ sich Herakles nicht abspeisen; er unternahm späterhin einen Kriegszug gegen Elis, eroberte das Land und erlegte den Augias.

Hält es bei den bisherigen Abenteuern schwer, mit einiger Sicherheit den Naturvorgang zu ermitteln, der in der mythischen Erzählung seinen



46. Herakles bringt den erymanthischen Eber zu Eurystheus.

Schwarzfiguriges Vasenbild. Herakles stülpt den Eber in das Faß, aus dem Eurystheus erschreckt herausblickt; rechts von Herakles steht Athene mit Hermes; links Jolaos mit der Ortsnymphe.

Ausdruck gefunden hat, so ist dies leicht bei der nächsten Arbeit, die Herakles im Dienst des Eurystheus vollbrachte. Den Sumpfsee von Stymphalos in Arkadien umschwärmten nämlich zahlreiche Raubvögel mit ehernen Krallen; ihre Federn waren so spitz wie Pfeile; sie konnten dieselben abschießen, und wehe dem Tier oder Menschen, den sie damit trafen. Herakles scheuchte die gefährlichen Vögel mit einer Klapper auf und vertilgte sie mit seinen nie fehlenden Geschossen. Hier handelt es sich offenbar um die gefährlichen Fieberdünste, die aus dem Sumpfe stiegen, und die Herakles unschädlich machte. Einen unbändigen Stier fing er auf der Insel Kreta und brachte ihn seinem Dienstherrn, der ihn zum Schrecken der Einwohner von Attika in der Ebene von Marathon wieder frei ließ. Mit vielen Helden bekämpfte er in Thrakien glücklich

den König Diomedes und entführte seine menschenfressenden Rosse, nachdem er ihnen den Diomedes selbst zum Fraße vorgeworfen hatte. Ebenso siegreich raubte er der Hippolyte, die als Königin des kriegerischen Weibervolkes der Amazonen in Asien herrschte, ihren Gürtel, den Ares ihr geschenkt hatte. Fast noch gefährlicher war sein Zug gegen den Riesen Geryones, der auf einer Insel im fernen Spanien eine große Rinderherde weidete. Der Riese war dreileibig und hatte je sechs Arme und Beine, dazu gewaltige Flügel. Wenn er ging, drehte er sich zugleich um sich selbst wie ein Kreisel. Herakles erreichte die Insel des Geryones in dem Becher, den der Sonnengott allabendlich zu benutzen pflegt, um von Westen über den Okeanos wieder zum



47. Herakles im Sonnenbecher.
Griechisches Vasenbild.
Tintenfische und andere Fische bevölkern die Meereswellen, auf denen der Becher schwimmt.

Osten zu gelangen: Herakles ist eben der Sonnengott selbst, Geryones aber der Sturmriese des Winters, den der Sonnenheld bezwingt.

Die vorletzte Aufgabe bestand darin, die goldenen Äpfel aus den ewig blühenden Gärten der Hesperiden zu holen. Herakles wußte den Ort nicht, wo er sie finden sollte. Bei seinem rastlosen Umherstreifen traf er am Kaukasus den Titanen Prometheus. Zeus hatte ihn dort angeschmiedet, weil er gegen seinen Willen dem Menschengeschlecht das Feuer und das Himmelslicht besserer Erkenntnis gebracht hatte. Den Adler, der alltäglich des Titanen Brust zerfleischte, erschoß Herakles und sprengte dann mit seiner Heldenkraft die ehernen Bande, welche den Unglücklichen an die Felsen kettete. Von dem befreiten Titanen erfuhr Herakles, daß gegen Abend, dort wo das Himmelsgewölbe auf den Schultern des Atlas ruhe, das schöne Land der Hesperiden zu

finden sei. Er folgte der Weisung und gelangte an der libyschen Küste zu dem riesigen Atlas, der gern bereit war, ihm selbst einige der wunderbaren Früchte zu holen, wenn er ihm dafür seine gewaltige Last einige Zeit abnehmen wolle. Herakles willigte ein, lud die Himmelskugel auf den starken Nacken, und jener holte die Äpfel. Zurückgekehrt, meinte er, Herakles möge immerhin noch einige Zeit sein Stellvertreter sein; er wolle dafür zu Eurystheus wandern.



48. **Herakles im Garten der Hesperiden.**

Relief in der Villa Albani zu Rom.

Nach dieser Darstellung holte nicht Atlas, sondern Herakles selbst die Äpfel bei den Hesperiden, die sie ihm gutwillig zu geben scheinen. Auch die den Baum bewachende Schlange verhält sich nicht unfreundlich gegen ihn.

Herakles schien damit zufrieden und bat ihn, nur für einige Augenblicke die Last nochmals zu übernehmen, da er sich erst ein Polster für den Rücken machen müsse. Kaum jedoch hatte Atlas das Himmelsgewölbe ihm wieder abgenommen, so raffte der Held Äpfel und Waffen vom Boden auf und eilte spottend von dannen. Beladen mit der hesperischen Goldfrucht kam er danach in jene Gegend, wo jetzt das mittelländische Meer mit dem atlantischen

zusammenhängt, eine Verbindung, die aber damals noch nicht bestand. Mit seiner Götterkraft öffnete er die Straße von Gibraltar, indem er zwei Felsen herausriß, von denen er einen in Europa, den anderen in Afrika als Wahrzeichen seiner Anwesenheit aufrichtete. Die „Säulen des Herakles" nannte das Altertum diese Felsmassen: sie bezeichneten das westliche Endziel der Bahn, die der Sonnenheld tagtäglich zu laufen hat.

Die zwölfte Arbeit endlich bestand darin, daß Herakles den Höllenhund Kerberos, der die Pforten der Unterwelt bewacht, heraufholen sollte. Der unerschrockene Heros drang durch alle Schrecknisse des Schattenreichs, bezwang den Höllenhund, schleppte ihn an das Tageslicht und warf ihn dem entsetzten Eurystheus vor die Füße. Das Untier aber versank, als es den Boden berührte, mit dumpfem Murren in die Tiefe.

Die Knechtschaft des Helden war nun zu Ende, aber nicht sein Bedürfnis nach Abenteuern. Auf seinen Streifzügen kam er auch nach Libyen, wo der erdgeborene Riese Antäos hauste, der keinen Fremdling unangetastet ließ. Derselbe griff ihn sogleich mit Faustschlägen an. Aber Herakles, wohlerfahren im Ringkampf, warf ihn so kräftig zu Boden, daß er meinte, der Unhold werde die zerschmetterten Glieder nicht wieder aufrichten. Zu seinem Erstaunen erhob sich aber der Riese unverletzt und erneuerte mit frischer Kraft die fürchterliche Umarmung. Dreimal warf Herakles den Räuber nieder, doch immer war der Erfolg derselbe. Da erkannte er, daß der Unhold, so oft er seine Mutter Erde berührte, neue Kraft bekam. So hob er ihn endlich in die Höhe und erdrückte ihn zwischen Himmel und Erde mit seinen nervigen Armen. Nun streckte er sich müde auf den Rasen und schlief ein. In der Nähe aber wohnten die winzigen Pygmäen, die dem Antäos dienstbar waren und von ihm gegen ihre Feinde, die Kraniche, geschützt wurden. Diese Pygmäen kamen in Scharen herbei und klagten um ihren Schirmherrn. Dann entbrannte ihr Zorn gegen den schlafenden Mörder desselben. Einer ihrer tapfersten Helden meinte, er habe mit seinem Speer schon manchen hochbeinigen Kranich erlegt; er getraue sich, es allein mit dem Barbaren aufzunehmen. Die Ratsversammlung der Pygmäen war dagegen vorsichtiger und beschloß, dem Fremdling Mund und Nase zu verstopfen, damit er ersticke. Sofort wurde Material herbeigeschleppt und der Versuch gemacht, doch war alle Mühe und Arbeit verloren. Der Held schnarchte und schnaufte so gewaltig im Schlafe, daß die Männlein übereinander kollerten, so oft sie sich der Nase zu nähern versuchten. Darauf häufte man Brennmaterial um den Schläfer und zündete es an. Schon ergriff das Feuer die Haare des Helden; da sprang er erschrocken auf und sah nun das winzige Völklein zu seinen Füßen wimmeln. Er setzte eines der Figürchen auf seine Hand, um es in der Nähe zu betrachten. Dieses aber war gerade der Pygmäenheros, der sich vermessen hatte, ihn allein im Zweikampf zu besiegen. „Wisse", rief ihm der streitbare Pygmäe entgegen, „daß du mit mir auf Tod und Leben kämpfen oder dich für besiegt erklären mußt." Herakles bedachte, wie dieses Männlein ein Herz in der Brust trage, so mutig als nur immer das seinige, und wie das Heldentum nicht in der Größe und Kraft der Glieder, sondern in der Kühnheit der Seele bestehe. Daher erklärte er sich für besiegt und erhielt Frieden und Bundesgenossenschaft. Sodann leistete er Hilfe gegen die feindlichen Kraniche,

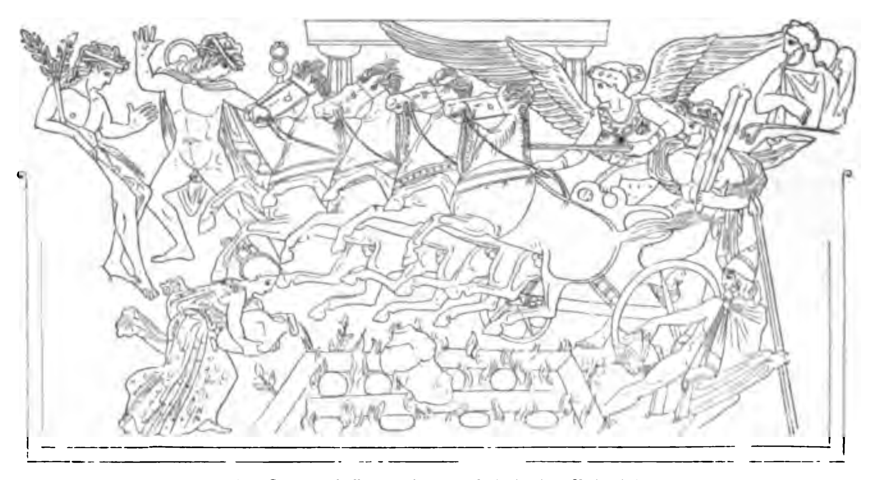
die er zu Tausenden erschoß. Er ward dafür gastlich bewirtet. Die Pygmäen wurden nicht müde, auf Wagen Fleisch, Zukost und Wein herbeizuschaffen, um des Fremdlings gewaltigen Appetit zu befriedigen.

Unter solchen Thaten war Herakles älter geworden; er näherte sich der Mitte des menschlichen Lebens und stand in der Fülle der Kraft und des Ruhmes. Zwar hatte er schon eine zahlreiche Nachkommenschaft in verschiedenen Gegenden; aber er gedachte doch jetzt einen festen Wohnsitz und Hausstand zu begründen. Da hörte er von der schönen Deianira, des ätolischen Königs Öneus Tochter, viel Rühmliches. Sogleich machte er sich auf den Weg und kam in Kalydon, der Hauptstadt von Ätolien, an. Er besiegte daselbst einen Mitbewerber, den Flußgott Acheloos, und erhielt die Hand des edlen Königskindes. Die Hochzeit ward fröhlich gefeiert; bei einem Gastmahl freilich im Hause des Schwiegervaters gab er einem Knaben, der aus Ungeschick Badewasser über seine Hände goß, aus Versehen eine Maulschelle, an der der Unglückliche starb. Nun war seines Bleibens in Kalydon nicht länger: er zog mit seinem Weib von dannen. Anfangs lief die Straße dem Flusse Euenos entlang; dann mußte man übersetzen. Der Kentaur Nessos führte dort um Lohn die Reisenden über den Strom. Die Gelegenheit, die Herakles für seine Person verschmähte, war ihm für die junge Frau erwünscht. Er zahlte den Lohn und beobachtete die Fahrt vom Ufer aus, um dann schwimmend nachzufolgen. Bald aber bemerkte er, wie sich der ungeschlachte Barbar Gewaltthätigkeiten gegen Deianira erlaubte. Da entbrannte sein Zorn; er spannte den Bogen und schoß ihm einen seiner giftigen Pfeile durch den Leib. Der Verwundete kannte die Wirkung des Giftes und gab sterbend der Deianira den Rat, sein Blut in einem Gefäß aufzubewahren, weil es ein untrügliches Mittel sei, ihren Gatten mit unauflöslicher Liebe an sie zu fesseln. Im Glauben, der Sterbende könne nicht lügen, befolgte die Bethörte den bösen Rat. Herakles begab sich darauf mit ihr nach Trachis auf die Nordseite des Oeta und führte daselbst eine Zeitlang ein friedliches Leben.

Einst nahm ihn sein Waffengefährte Iphitos von dort mit zu seinem Vater Eurytos, der in Öchalia unter den Freiern seiner Tochter einen Wettstreit mit dem Bogen veranstalten wollte. König Eurytos und seine Söhne waren nämlich die besten Bogenschützen weit und breit; als Bedingung ward festgesetzt, daß, wer sie in dieser Kunst übertreffe, die schöne Iole heimführen solle. Als Herakles diese erblickte, entbrannte er in wilder Leidenschaft. Er übertraf alle Teilnehmer am Feste und forderte den Preis, der ihm aber vorenthalten wurde. Darüber verfiel er in eine Art Wahnsinn, der ihn immer ergriff, wenn eine verzehrende Leidenschaft ihn beherrschte.

Er begab sich nach Tiryns; sein treuer Waffengefährte auf so manchem Zuge, der obengenannte Iphitos, begleitete ihn und suchte ihn zu trösten. Er aber sah in ihm nur den Sohn des verhaßten Eurytos und tötete ihn, indem er ihn von der Stadtmauer stürzte. Kaum war die That geschehen, so ergriff ihn die bitterste Reue. Er unterwarf sich demütig einem Orakelspruch, der ihn zu neuer Dienstbarkeit verurteilte. Er ward auf ein Jahr an die lydische Königin Omphale verkauft und saß auf ihr Geheiß nach weibischer Art an der Spindel, während sie sich mit seiner Keule und Löwenhaut brüstete. Zu dieser Sage, wie zu vielen anderen, scheinen asiatische Mythen Veranlassung gegeben zu haben.

Nach der schweren Buße glaubte der Heros alle Schuld gesühnt. Er zog nun mit Waffengewalt gegen Öchalia, erstürmte die starken Mauern der brennenden Burg, wo Eurytos und dessen Söhne unter seinen Keulenschlägen sanken, und erbeutete die reizende Jole. Er übersandte sie mit anderem Raube als Waffenbeute der Deianira nach Trachis. Diese aber erriet die wahre Ursache und wandte jetzt das verderbliche Mittel an, das ihr der sterbende Nessos hinterlassen hatte. Auf Euböa wollte Herakles zur Feier seines Sieges dem olympischen Zeus ein Opfer bringen. Er bedurfte dazu eines weißen Prachtgewandes. Deianira hatte ein solches kunstreich gewebt und sandte es ihm, nachdem sie es auf der inneren Seite mit dem Blute des Nessos bestrichen hatte. Arglos bekleidet sich Herakles damit; aber kaum ist das Kleid von der Körperwärme durchdrungen, so klebt es an ihm fest und brennt bis ins Mark.



49. **Herakles' Himmelfahrt.** Griechisches Vasenbild.

Ein Portal mit zwei Säulen bezeichnet die Vorhalle des Olymp. Ganz links sitzt Apollon, an reichlichem Lorbeer kenntlich, und harrt seines Freundes Herakles. Diesem bahnt Hermes, ebenfalls lorbeerbekränzt, den Weg. Auf dem Wagen sitzt Herakles; mit der Rechten hält er die Lehne des Wagens gefaßt, mit der Linken die Keule, die an seine irdischen Thaten mahnt. Im unteren Raume des Bildes wird sein irdischer Leib auf einem Scheiterhaufen von der lodernden Flamme verzehrt, zu deren Löschung die Nymphe des Öta vergebens ein Wassergefäß ausschüttet, während andererseits ein bärtiger Mann vor der Flamme zurücktritt; es ist Pöas, der Erbe des herakleischen Köchers, den er hastig ergreift.

In unsäglicher Qual reißt er es mit dem anhaftenden Fleisch sich vom Leibe; allein das Gift ist schon zu tief gedrungen: der Held sieht den qualvollsten Tod vor Augen.

Er läßt sich nach Trachis bringen, wo sich die verzweifelnde Deianira beim Anblick seiner Schmerzen das Leben nimmt, und dann weiter auf eine der Kuppen des Öta. Dort türmt der Held mit letzter Kraft einen mächtigen Holzstoß empor und setzt sich, den Schmerz beherrschend, ruhig darauf. Ringsum stehen seine bewährten Kampfgenossen, unter ihnen sein Sohn Hyllos. Keiner will ihm den letzten Dienst erweisen und die Fackel anlegen; sie wollen es nicht glauben, daß der alte Recke so elend von ihnen scheiden soll. Endlich erbarmt sich Pöas, ein Thessalier, der gerade des Weges kommt, des Helden; die Flamme lodert empor, und aus der Glut der Schmerzen und des Feuers erhebt sich der Heros, verklärt und geläutert von aller Schuld des irdischen

Lebens, in einer Wolke zum Olymp, wo er in nie welkender Jugend bei seinem Vater thront. Mit der blühenden Hebe (d. i. die Jugend) vermählt, nimmt er nun an den Nektar- und Ambrosiamahlen der unsterblichen Götter teil. Pöas aber erhielt von dem Sterbenden den Bogen und die immer tödlichen Pfeile, und von Pöas erbte diese später sein Sohn Philoktetes, von dem in anderem Zusammenhang noch zu erzählen sein wird.

In der Mythe von Herakles sind gewissermaßen die Schicksale und Thaten, das Leben und Streben, ja der ganze Charakter des hellenischen Volkes ausgeprägt und zu einem Gesamtbild vereinigt. Die Griechen glaubten allenthalben, wohin ihre Wanderungen sie führten, Spuren dieses nationalen Helden zu finden. Mancher Zug des vorgeschichtlichen griechischen Lebens mag in diese Mythen mit verwoben sein. Und jedenfalls geben sie Zeugnis von dem sittlichen Ernst jener frühen Hellenen: sie lehren, daß auch der kraftvolle, tüchtige Mensch, der nach hohen Zielen strebt, wenn er in ungebändigter Leidenschaft zu sträflichen Unthaten fortgerissen wird, büßen muß durch äußere Schicksale wie durch Qualen der Seele, bis er am Lebensziele entsühnt wird.



50. Theseus.
Marmorstatue aus der Villa Hadrians, jetzt in Ince Blundell Hall in England. Vielleicht nach einem Werk des attischen Meisters Silanion.

Theseus. Wir wenden uns jetzt nach Attika. Dieses Ländchen, dünnerdig und wasserarm, aber reich an Bergen mit trefflichem Marmor, an duftigen Bergkräutern, Honig und Öl, das in der Folgezeit durch die Thaten und Talente seiner Bürger alle anderen Staaten überstrahlte, rühmte sich auch einer großen Vorzeit; doch boten seine Heroen der Dichtung weniger Stoff dar als diejenigen von Böotien und Argolis.

Als erster König von Attika wird Kekrops genannt, nach attischen Sagen ein Sohn der Erde, halb Mann, halb Schlange, der Erbauer der Burg Kekropia. Auf ihn folgte Erechtheus (Erichthonios), den Pallas, die Schutzherrin Athens, in ihrem Tempel aufgezogen hatte. Hier stellte er ein hölzernes Bild der Göttin, das vom Himmel gefallen war, zur Verehrung auf und stiftete zur Weihe desselben das Erntefest der Panathenäen. Nachkomme des Erechtheus war Ägeus, der mit drei Brüdern das Land beherrschte. Einstmals reiste er zu einem alten Freunde, dem Pelopiden Pittheus, der im Argiverlande zu Trözen gebot. Er fand gastliche Aufnahme und verband sich heimlich mit Äthra, der Tochter des Gastfreundes. Als der Tag des

Abschieds kam, führte er sie hinaus in die Stille eines Pinienhaines, legte seine mit edlem Metall geschmückten Sandalen und sein Königsschwert in eine Vertiefung, wälzte einen schweren Felsen mit kräftiger Hand darauf und sprach: „Wenn der Knabe, den dir die Götter schenken werden, einst zum starken Jüngling herangereift ist, so daß er diesen Stein wegzuheben vermag, dann gürte ihm die Füße mit den Sandalen und die Hüfte mit diesem Schwert und sende ihn gen Athen. Ich will ihn an diesen Wahrzeichen als meinen Sohn erkennen, und er soll mein Erbe sein."

Der Knabe Theseus wuchs heran und ward schön und stark wie sein Vater. Ohne Mühe wälzte er den Stein hinweg, der die Kleinodien deckte,



51. Theseus überwindet den Kerkyon und stürzt den Skiron vom Felsen herab.

Darstellung auf einer athenischen Trinkschale aus der Zeit des Phidias, von Duris, einem der ausgezeichnetsten griechischen Vasenmaler, herrührend.

Ganz rechts sehen wir das Ringen des Theseus gegen Kerkyon: er hat den Gegner über Kopf und Rücken her von oben gepackt. Während Kerkyon in unbequemster Lage sich anstrengt, den Griff des Theseus nachzumachen, hat dieser ihn schon durch den Druck seiner Hände vom Boden erhoben, auf den er ihn im nächsten Augenblick hinschleudern wird. Ein Baum, an welchem Gewand und Schwert des Heldenjünglings aufgehängt sind, trennt diese Gruppe von der zweiten Szene, der Vernichtung des wilden, an Bart und Haar kentaurenähnlich gebildeten Skiron. An dem nach Maßgabe des verfügbaren Raumes nur angedeuteten Felsen kriecht unten eine Schildkröte, welche die Opfer jenes Frevlers zernagte. Theseus hat seinen Gegner am rechten Beine gepackt und ist im Begriff, ihn zur Tiefe zu stürzen. Als Zuschauerin steht linkerhand Pallas Athene mit Ägis, Helm und Lanze, zu ermunterndem Glückwunsch ihre Hand erhebend.

und glänzend im Waffenschmuck schied er von der Mutter, um sein väterliches Erbe anzutreten. Da lauerten aber auf dem Wege von Trözen nach Athen grausame Räuber auf die harmlosen Wanderer: der Keulenschwinger Periphetes, der sie mit eiserner Keule erschlug; der Fichtenbeuger Sinis, der sie nötigte, mit ihm eine Fichte niederzubeugen, die er dann plötzlich losließ, so daß seine Opfer in die Luft geschleudert und im Niederfallen zerschmettert wurden; Skiron, der an der Felswand des Isthmus die Vorübergehenden zwang, ihm die Füße zu waschen und sie dann, wenn sie vor ihm knieten, die Wand hinabstieß, an deren Fuß eine riesige Schildkröte die zerschellten

Glieder auffraß; den Kerkyon, der bei Eleusis den Reisenden auflauerte und sie zwang, mit ihm zu ringen; endlich den Prokrustes, der die bei ihm Einkehrenden auf ein Lager warf und, wenn sie zu lang waren, die überschüssigen Gliedmaßen abhackte, anderenfalls die zu kurzen Füße länger hämmerte. Theseus war auf seiner Hut; nicht mit dem Schwerte, sondern mit ihren eigenen Waffen überwand er jeden einzelnen dieser Schädlinge. Glücklich kam er in Athen an. Als der zarte Jüngling mit dem langen jonischen Gewand und den zierlich aufgebundenen Locken durch die Stadt eilte, spotteten die bei einem Tempelbau beschäftigten Arbeiter des schönen Mädchens, das so allein herumstreiche. Da spannt Theseus die Stiere von einem Wagen und wirft den ganzen Wagen hoch über das Dach des Tempels. Natürlich weiß sich der starke Held bald bei dem alten Ägeus beliebt zu machen. Doch Medea, die nach vielen Greuelthaten bei dem bejahrten König Schutz und Ehebund gefunden hatte, wußte, daß sie den Sohn und Erben des Hauses vor sich hatte; sie verstand es, das Herz des Gatten umzustimmen und bereitete mit dessen Wissen dem Stiefsohn einen Gifttrank. Schon hielt dieser das Gefäß in der Hand, um zu trinken, da erkannte Ägeus das Schwert an seiner Hüfte und fiel ihm, den Becher fortschleudernd, in die Arme. Medea aber entfloh auf ihrem Drachenwagen in ihr finsteres Heimatland Kolchis.

Zu dieser Zeit verwüstete die Gefilde von Marathon der unbezähmbare Stier, den einst Herakles auf Kreta eingefangen und dann wieder freigelassen hatte. Der königliche Jüngling lockte das wilde Tier in eine Schlinge und ward seiner Meister. Freudig empfingen ihn das Volk zu Athen und sein greiser Vater; der Stier aber wurde dem Phöbus Apollon zum Opfer gebracht.

Indessen nahte die Zeit der Panathenäen. Die Feier dieses Festes, das man sonst mit Opfern, Spielen und Chorreigen zu Ehren der Schirmherrin Pallas Athene beging, hatte man seit mehr als achtzehn Jahren unterlassen. Denn seit Androgeos, der Sohn des meerbeherrschenden Kreterkönigs Minos, bei einem Angriff auf den marathonischen Stier umgekommen war, herrschte Trauer im attischen Lande. Minos, der den Tod des Jünglings für absichtlich veranlaßt hielt, war damals mit Flotte und großer Kriegsmacht herangerückt und hatte Athen zu einem schrecklichen Tribut gezwungen. Sieben Jünglinge und ebenso viele Jungfrauen von edlem Blut und untadeliger Schönheit mußten in jedem neunten Jahre nach Kreta entsandt werden, um dort im Labyrinth, einem unterirdischen Bauwerk mit unzähligen Gängen, dem Minotauros, einem Ungeheuer, halb Mann, halb Stier, zum Fraße zu dienen. Die Zeit dieses Tributs war wieder herangenaht, und große Wehklage erfüllte die Stadt, während die Opfer ausgewählt wurden. Da drängte sich Theseus herzu und begehrte in ihre Zahl mit aufgenommen zu werden. Vergebens widersetzte sich der bekümmerte Ägeus; der junge Held bestieg mit den anderen Unglücksgefährten das Schiff. Schwarz wehte die Flagge vom Mast und schwarze Segel blähten sich im Hauche des günstigen Fahrwindes. „Kehren wir glücklich zurück“, rief der Jüngling dem am Gestade verweilenden Vater zu, „so sollen dir weiße Segel schon von fern unsere Rettung verkünden.“

Nach einer günstigen Fahrt erreichte man Kreta. Ariadne, des Minos Tochter, hatte Mitleid mit dem ritterlichen Jüngling, und dieses Mitleid verwandelte sich bald in herzliche Zuneigung. Sie reichte ihm, als er mit den

anderen Opfern festlich geschmückt in das Labyrinth eingeführt wurde, ein Schwert und ein Knäuel Garn, und er erriet sogleich den Zweck. Das Garn knüpfte er an der Pforte fest, befahl seinen Gefährten, ihm zu folgen, und schritt langsam, den Faden abrollend, durch die verworrenen Gänge. So gelangte er endlich zu der Stelle, wo der Minotauros lauerte. Er erlegte



52. **Theseus erlegt den Minotauros.**

Antike Statue in der Villa Albani zu Rom.

Die hier wiedergegebene halblebensgroße Marmorgruppe ist möglicherweise die Nachbildung eines Bildwerks, das einst auf der Burg von Athen stand.

ihn mit dem Schwerte und trat darauf den Rückweg an, indem er sein Garn wieder aufwickelte. Die Pforte öffnete sich, und die dem Tode Geweihten schauten aufs neue das Licht des Tages.

Fröhlich bestieg Theseus mit seinen Genossen das Schiff, und die liebende Ariadne folgte ihm. Kein Unwetter störte die Fahrt; man erreichte die blühende Insel Naxos. Hier wurde eine längere Rast gemacht; die jungen Leute

durchstreiften die wohlbewässerten Thäler, die Haine von Granat- und Feigenbäumen und schlürften den köstlichen Wein, den die freundlichen Einwohner willig darboten. Aber eines Tages, ehe die Sonne aus dem Meere stieg, befahl Theseus den Aufbruch. Alle Genossen waren an Bord, als das Schiff gelöst wurde; nur Ariadne ruhte noch in den Armen des Schlafes. Als sie endlich erwachte und in weiter Ferne die fliehenden Segel erblickte, rang sie unter lauten Klagen die Hände; da nahte ihr Dionysos, bekränzt mit Weinlaub und Epheu, tröstete sie und erhob die von den Menschen Verlassene zu seiner Götterhöhe, wo sie in unverwelklicher Jugend hinfort an seiner Seite thront. So tritt uns aus der Mythe die freundliche Wahrheit entgegen, daß sich die Gottheit gnädig der schuldlos Duldenden annimmt und ihnen hilfreich eine Zufluchtsstätte bereitet.



58. Reitende Amazone.
Bronze im Nationalmuseum zu Neapel.

Theseus segelte indessen unbekümmert der Heimat zu. Da stand gerade der sorgenvolle Ägeus am Strande, wie er dies jeden Tag zu thun pflegte, und schaute über die blaue Flut nach dem Fahrzeug, das ihm den einzigen Sohn entführt hatte. Er erkannte es sogleich, wie es sich näherte; aber er erkannte auch die schwarzen Segel, welche man vergessen hatte mit weißen zu vertauschen. Da er nun alle seine Hoffnungen vereitelt sah, stürzte er sich ins Meer, das seitdem den Namen des ägäischen führte.

Theseus war jetzt König von Athen. Er vereinigte die vorher in vielen Ortschaften zerstreut lebenden Bewohner des Landes zu einem Volke, und mit dieser Vereinigung, den man den Synoikismos nannte, hub Athens große Zeit an.

Aber lange litt es den Theseus nicht in der Heimat. Bald zog er von neuem auf Abenteuer aus. Er beschloß, die Amazonenkönigin Antiope aus der Mitte ihrer kriegerischen Frauen zu rauben. Das Unternehmen gelang vollkommen, und die königliche Frau scheint nicht unzufrieden darüber gewesen zu sein, denn sie blieb das treue Eheweib des Helden bis an ihren Tod. Desto mehr erbitterte der Raub ihre kriegskundigen Unterthanen. Sie

sammelten ihre ganze Macht, um Rache zu nehmen, erschienen vor Athen und drangen bis zur Pnyx, dem Versammlungsplatze der Stadt, wo ihnen Theseus entgegentrat. Hier wogte die Schlacht hin und her; doch wurden endlich die Amazonen überwältigt und völlig besiegt.

In dem schweren Kampfe hatte auch Antiope an der Seite ihres Gatten den Tod gefunden, und der Held sah seinen Hausstand wieder vereinsamt. Da kam sein alter Freund Peirithoos, der über die thessalischen Lapithen gebot, mit dem Vorschlag zu ihm, sie wollten gemeinschaftlich aufs Freien ausziehen; denn auch Peirithoos war gerade Witwer geworden. „Da ist", sagte er, „die schöne Helena an den Ufern des Eurotas aufgewachsen wie ein Götterkind; zwar wachen über sie die Tyndariden Kastor und Polydeukes, ihre Brüder; aber ich verschaffe sie dir, wenn du mir nachher in gleicher Weise deine Hilfe leihen willst." Theseus war gleich bereit, und beide machten sich auf den Weg nach Sparta. Sie erspähten daselbst die Gelegenheit, als das junge Mädchen am Altar der Artemis feierliche Tänze aufführte, rissen sie aus der Mitte ihrer Gespielen und entführten sie nach Athen.

Bald danach forderte Peirithoos des Freundes Hilfe zu dem kühnen Wagestück, Persephone selbst, die Beherrscherin der Unterwelt, dem finsteren Hades zu entführen. Die verbrüderten Helden durchzogen abermals die peloponnesische Halbinsel und stiegen durch den Schlund am tänarischen Vorgebirge in das dunkle Reich hinab. Sie überwanden alle Hindernisse und bemächtigten sich ihrer Beute. Als sie jedoch einen Augenblick erschöpft ausruhten, fesselte sie Hades mit diamantenen Banden an den Felsensitz, und sie konnten sich nicht wieder aufrichten. Wie lange sie also in der traurigen Einsamkeit verweilen mußten, berichtet die Sage nicht; dagegen erzählt sie, daß Herakles auf seiner Fahrt in die Unterwelt den Theseus befreite, nicht aber den zu endloser Qual verurteilten Peirithoos.

Auf diese Weise kam der athenische Held, den man längst tot gesagt hatte, zur Oberwelt zurück und wanderte nach seiner Heimat. Er fand daselbst vieles verändert. Die Tyndariden waren während seiner Abwesenheit mit Heeresmacht eingefallen und hatten Stadt und Land in die äußerste Bedrängnis gebracht. Dann waren sie mit der befreiten Helena und großer Beute siegreich nach Sparta zurückgekehrt. Die wiederholten Verluste hatten das Volk zu Athen gegen Theseus erbittert. Er fand bei seiner Heimkehr verschlossene Thore und feindselige Herzen und floh nach der östlich von Euböa gelegenen Insel Skyros. Er hoffte bei dem Könige des Eilands gastliche Aufnahme zu finden, wurde aber von dem falschen Manne von einer Klippe ins Meer gestürzt.

Theseus ist eine der interessantesten Figuren der griechischen Sage. Er ist der Stammesheld der Jonier, ein zweiter Herakles, an dessen Arbeiten die seinigen zum Teil so auffällig erinnern, daß man erkennt, sie sind nach dem Muster des größeren Helden auch ihm angedichtet. Ist jener der Sohn des Zeus, so Theseus der des Poseidon: denn Ägeus ist ganz offenbar nur ein anderer Name für den Meeresgott. Mehr noch als bei Herakles tritt bei Theseus die ursprüngliche Naturbedeutung zurück, mehr als irgend eine andere Sagengestalt besitzt die des Theseus ein nationales, ja ein politisches Gepräge. Er zeigt, was bei anderen Heroen kaum hervortritt, lebendiges Interesse für die gesetzliche Entwickelung seines Heimatlandes, sowie für das Gedeihen und

den Ruhm desselben überhaupt. Er ist für große Thaten begeistert und jeder Aufopferung fähig. Dagegen erscheint er wankelmütig und unbekümmert um die Folgen seiner Handlungen, ein echter, leichtblütiger Jonier.

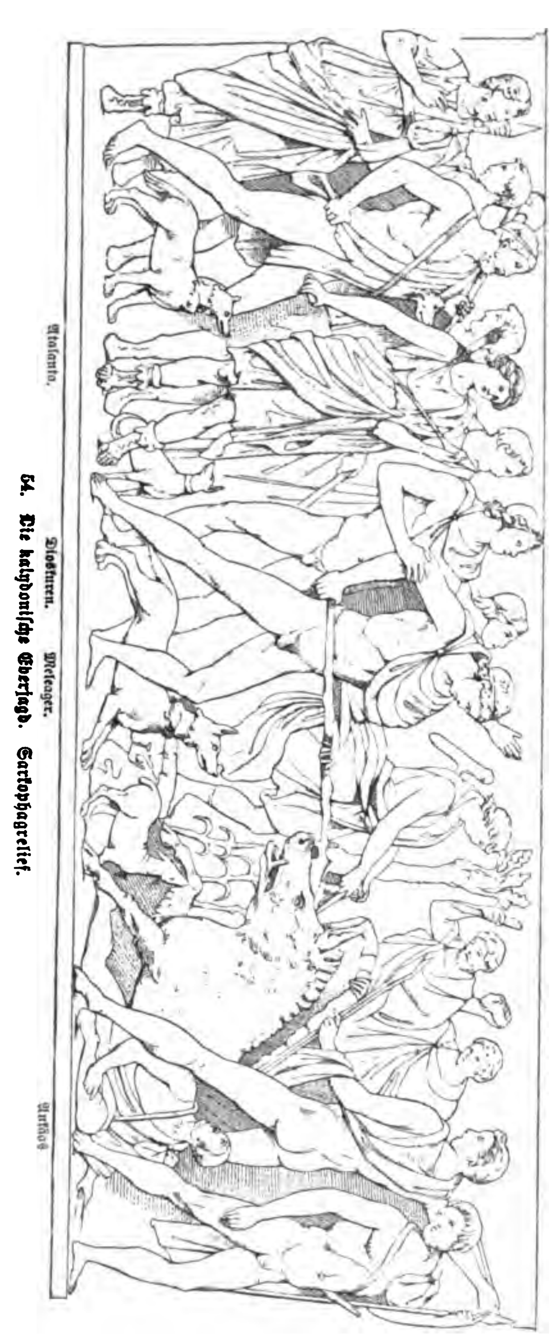
Mehr als in anderen Sagen scheinen in der von Theseus geschichtliche Thatsachen enthalten zu sein. Die Phönizier herrschten damals noch überall auf dem ägäischen Meere; sie hatten auch im attischen Gebiete Niederlassungen, und die Insel Kreta war der Hauptsitz ihrer Macht; daher verlegte die Sage dahin die Residenz des Minos, der sein Volk durch weise Gesetze beglückt, aber auch dem phönizischen Moloch durch Menschenopfer huldigt. Mit seinen Flotten machte er sich Inseln und Küstenländer dienstpflichtig, wie solches die Phönizier thaten. Auch Athen ist ihm unterthan; es kann sich dem schrecklichen Tribut nicht entziehen, bis der jonische Stammesheld durch aufopfernde Thaten das Joch zerbricht. Die Erzählung von der Überwindung der Amazonen enthält wohl auch einen historischen Kern; sie zeigt die Athener im Kampfe gegen orientalische Gottesdienste, die bis nach Athen vorgedrungen waren. Denn die Amazonen sind nichts anderes als die Priesterinnen der Astarte, welche in männlicher Rüstung mit kriegerischen Gebräuchen die große Göttermutter verehrten. Was schließlich die auf Theseus zurückgeführte Vereinigung des ganzen Volkes von Attika zu einem Gemeinwesen betrifft, so ist diese selbst zwar Thatsache — und wir begegnen ihr gleich bei Beginn unsrer Nachrichten über Athen — sie hat sich aber kaum so rasch und sicherlich nicht in der Weise vollzogen, wie es die Sage erzählt.

Die Heldendichtung.

a) Die kalydonische Jagd.

Schon einmal sind wir dem Helden Herakles nach Kalydon im Ätolerlande gefolgt und haben gesehen, wie er daselbst die schöne Deianira zum Weibe gewann; jetzt ruft uns das laute Hallo kühner Jäger dahin. Ein Keiler, groß und stark wie ein Stier, verwüstete weit und breit die Gefilde, weil Artemis dem König Öneus zürnte. Althäa, die Königin, hatte ihrem Gatten außer der Deianira noch zwei Söhne geboren, den Meleagros und Tydeus; beide waren schon durch tapfere Thaten bekannt; aber alle ihre Mühe, das Wild zu erlegen, war bisher vergeblich gewesen. Deswegen beriefen sie die gefeiertsten Helden aus Hellas zu einer allgemeinen Jagd. Da stellten sich ein Kastor und Polydeukes, Theseus und Peirithoos und zahllose andere, besonders auch die kriegerische Jugend der Ätoler. Selbst aus den Bergen von Arkadien war die kühne Jägerin Atalanta gekommen, deren Bogenschützenkunst und Schnelligkeit im Wettlauf berühmt war.

Die Weidleute zogen mit Sang und Klang in den Wald. Sie spürten den Eber auf, folgten der Fährte und umstellten das Wild. Doch es durchbrach die Reihen der Verfolger und gab manchen seine Hauer zu fühlen. Schon waren mehrere Helden zum Tode verwundet; doch wurde der Angriff immer erneuert, und endlich krönte der Erfolg die Ausdauer der Jäger. Atalanta, allen voran, traf zuerst den Eber, der aus einem Dickicht hervorbrach, mit ihrem Geschoß. Diese Wunde, sowie eine zweite machten ihn zwar noch wilder; aber nun schleuderte ihm Meleagros einen Speer in den Rücken und



54. Die kalydonische Eberjagd. Sarkophagrelief.

fing ihn dann, als er gegen ihn anrannte, mit einer kurzen Lanze auf. Jetzt eilten die Weidleute aus Büschen und Sträuchern herbei und halfen das stattliche Wild vollends überwältigen. Hierauf zogen sie mit ihrer Jagdbeute nach Kalydon zurück und berieten, wem die Trophäen des Tages, die borstige Haut und der Kopf des Ebers, zufallen sollten. Bald vereinigten sich alle Stimmen dahin, daß Meleagros sie verdient habe. Der junge Held dagegen übergab die seltene Jagdbeute der Atalanta, weil sie zuerst das Wild verwundet habe. Am folgenden Tage erfuhr Meleagros zu seinem Verdruß, daß die Brüder seiner Mutter der Jägerin die Beute wieder entrissen hätten, um sich selbst mit dem Raube zu schmücken. Er eilte zornig herbei, und da die Männer nicht gutwillig die Trophäen abtraten, entspann sich ein Streit, in dem sie erschlagen wurden. Bald sollte Meleagros ihnen im Tode nachfolgen.

Seiner Mutter Althäa waren bei seiner Geburt die drei Moiren oder Schicksalsfrauen, die den Faden des menschlichen Lebens spinnen und abschneiden, erschienen. Klotho hatte verkündigt, der Knabe werde einst großmütig, Lachesis, er werde ein Held werden,

Atropos, er werde nur so lange leben, als der lodernde Feuerbrand auf dem Herde dauere. Sofort hatte Althäa den Brand ausgelöscht und wohl verwahrt. Als sie aber jetzt den Tod ihrer Brüder erfuhr, warf sie in heftigem Zorn über den Sohn den Brand ins Feuer, und wie die Glut ihn verzehrte, schwanden auch die Kraft und das Leben des jungen Helden unrettbar dahin.

Atalanta erreichte indessen mit der wiedererlangten Jagdbeute ihr Vaterland Arkadien, wo die von Würmern zernagte Haut und der Eberkopf mit den gewaltigen Hauern zu Tegea im Tempel der Athene noch viele hundert Jahre aufbewahrt und von den glaubhaftesten Augenzeugen gesehen wurden.

Atalanta, so ging die Sage, verschmähte das eheliche Leben. Es dünkte ihr lustiger im hallenden Walde als im engen Frauengemach. Die Freier, die sie bedrängten, waren ihr verhaßt. Sie bot daher jeglichem einen Wettlauf an und setzte sich selbst als Preis. Der Läufer erhielt einen Vorsprung; aber sie folgte ihm mit geschwungenem Speer, und wenn sie ihn erreichte, so war es sein Tod. Trotzdem scheute Meilanion den gefährlichen Wettlauf nicht. Er hatte durch Aphrodites Gunst drei goldene Hesperidenäpfel erhalten; diese warf er einen nach dem anderen der Jägerin in den Weg, wenn sie ihn beinahe erreicht hatte. Sie konnte der Begierde nach den köstlichen Früchten nicht widerstehen, raffte sie auf und verspätete sich dadurch, so daß der glückliche Freier das Ziel erreichte. Dem Vertrage gemäß mußte sie sich nun in das verhaßte Ehejoch fügen, und Athene selbst soll sie die Geschäfte des Haushaltes, namentlich die Kunst des Webens, gelehrt haben.

b) Der Argonautenzug.

Über die sagenhaften Minyer im böotischen Orchomenos (oben S. 58) herrschte in früher Vorzeit ein König Athamas. Sein Weib Nephele, d. i. die Wolke, war göttlichen Geschlechts und schenkte ihm zwei Kinder, Phrixos und Helle. Seine zweite Frau Ino zeigte sich gegen diese Kinder als eine bösartige Stiefmutter. Besonders war ihr Phrixos verhaßt, der, zum Jüngling erwachsen, ihren Mißhandlungen kecken Widerstand entgegensetzte: so beschloß sie ihn zu töten. Aber Nephele, die ihm unsichtbar genaht war, übergab ihm einen Widder mit goldenem Vliese, damit er sich desselben zur Flucht bediene. Sofort bestieg er mit seiner Schwester Helle das wunderliche Lasttier und trabte über Berg und Thal davon. Es war ein lustiger Ritt durch grüne Waldung und blühende Felder; als aber der Widder ans Meer kam, ohne Umstände hineinsprang und die Reise durch die brausenden Wellen pfeilschnell fortsetzte, da ward es der armen Helle bange: in der Meerenge zwischen Asien und Europa, wo die Wellen heftig bewegt waren, fiel sie von dem Tiere herunter und ertrank, weshalb dieser Teil des Meeres von ihr den Namen Hellespont (d. i. das Meer der Helle) bekommen haben soll. Phrixos dagegen gelangte wohlbehalten an die Küsten von Kolchis, wo König Äetes über ein rauhes Barbarenland herrschte. Dieser gewährte dem müden Reisenden Schutz, opferte den Widder dem Zeus und hing sein Vlies im Haine des Kriegsgottes auf.

In Thessalien, in den reichen Fluren von Jolkos am pagasäischen Golf, hatte damals der grausame und habgierige König Pelias, ein Sohn Poseidons, die Herrschaft an sich gerissen. Er hatte nicht nur seinen leiblichen Bruder Neleus gezwungen, nach dem Peloponnes auszuwandern, sondern

auch seinen Halbbruder Äson um alle seine Besitzungen gebracht. Mit seinem unmündigen Knaben Jason ging der bekümmerte Äson in die Berge zu den Kentauren und traf daselbst den weisen Chiron, der sich des Kindes annahm und es trefflich erzog. Jason ward unter seiner Leitung verständig und voll Kraft und Mut zu jedem Unternehmen. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet und mit reichem Gewand und Waffen versehen, beschloß der Jüngling in seinem zwanzigsten Jahre, sein väterliches Erbe von dem Oheim zurückzufordern.

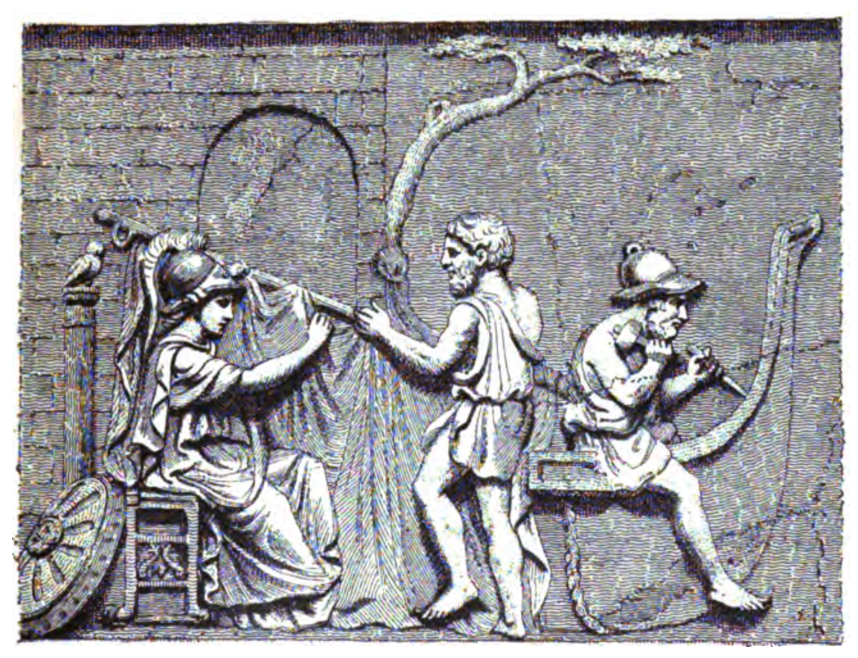
Er kam unterwegs an einen Fluß, der durch Regengüsse angeschwollen war. Ein greises Mütterchen stand am Ufer und wünschte sehnlichst übergesetzt zu werden. Jason besann sich nicht lange, sondern hob die Alte auf seine starken Schultern und trug sie nicht ohne Mühe durch das Wasser. Er hatte zwar auf dem schlammigen Grunde die eine seiner Sandalen eingebüßt; aber das bekümmerte ihn wenig, da er in den rauhen Bergen oft genug unbeschuht umhergewandert war. Ohne auf den Dank der alten Frau zu warten, wollte er weiter gehen; da sah er plötzlich, wie sie größer und schöner ward und schließlich ganz und gar der Götterkönigin Hera glich, die der weise Chiron ihm oft beschrieben hatte. Sie war es in der That; sie lohnte sein ritterliches Verhalten dadurch, daß sie von da an den Helden auf allen seinen Fahrten beschützte.

Froh über die Glück verheißende Erscheinung, setzte Jason die Reise fort und erreichte bald das heimatliche Jolkos. Als sein Oheim des herrlichen Jünglings ansichtig wurde, erblaßte er; denn er gedachte eines Orakelspruches, das ihn vor dem Manne mit der einen Sandale gewarnt hatte. Jason forderte von ihm ohne Umschweife seines Vaters Reich. Pelias hörte ihn mit anscheinender Ruhe an, zog ihn zur Tafel und bewirtete ihn nach der Sitte des Gastrechts. Als Jason seine Forderung wiederholte, gab er endlich den Bescheid, der königliche Schatz verstatte dermalen die Herausgabe der eingezogenen Güter nicht; wolle aber der junge Held das goldene Vlies jenes Widders, der den Phrixos nach Kolchis getragen, von dort abholen und wohlerhalten abliefern, so werde man seine Ansprüche in nähere Erwägung ziehen. Jason überlegte sich den Vorschlag, befragte auch ein Orakel und erhielt die Auskunft, daß die Götter das Unternehmen begünstigen würden. Er ordnete darauf den Bau eines tüchtigen Schiffes an und warb Genossen für die Fahrt. Nachdem Argos, ein Sohn des Phrixos, unter Anleitung der Athene das Schiff, die Argo, vollendet und auch einen mit Wahrsagekunst begabten Splitter der Eiche von Dodona dem Schiffsbug eingesetzt hatte, sammelten sich mehr als fünfzig der berühmtesten Helden, um an dem Zuge teilzunehmen.

Zuerst ging die Fahrt durch bekannte Gewässer nach der Insel Lemnos. Daselbst hatten die Weiber alle Männer umgebracht. Sie waren erfreut über den Besuch der Argonauten und bewirteten sie einige Monate. Die Helden fuhren darauf weiter und fanden an der Küste der Propontis bei dem Könige der Dolionen gute Aufnahme. Nach ihrer Abfahrt trieb sie bei Nacht ein Sturm zum zweiten Mal an dieses Land; weil man sie für Seeräuber hielt, wurden sie angegriffen, und bei dieser Gelegenheit erschlug Jason den freundlich gesinnten König. Es entstand großes Herzeleid, als man am Morgen den Irrtum erkannte, und

man feierte die Bestattung des Erschlagenen mit Opfern und Spielen. Am Abend floh der Schlaf das Lager der Trauernden; da ergriff Orpheus die Harfe und sang Lieder zum Preise der Götter und Helden, so daß bald Kummer und Sorge dahinschwanden; und wie er leiser und leiser die Saiten rührte, da entschlummerten die Erde und das sonst nie rastende Meer, und auch auf die müden Helden senkte sich erquickender Schlaf mit freundlichen Träumen.

An der Küste von Mysien blieb Herakles zurück, um den Hylas, einen Jüngling seines Gefolges, zu suchen, den die Nymphen der Quelle, wo er Wasser schöpfte, geraubt hatten. Bei einer nachfolgenden Landung tötete Polydeukes den Amykos, den als Faustkämpfer gefürchteten König der Bebryker, der den



55. Bau der Argo.
Nach einer antiken Terrakotte.

Argonauten hatte verwehren wollen, Trinkwasser zu schöpfen (vergl. Abb. 56). Die herzlichste Aufnahme ward ihnen dagegen bei dem blinden Könige Phineus in Bithynien zu teil, der in ihnen die verheißenen Erretter von schwerer Drangsal erkannte. Der Unglückliche konnte nämlich seine Mahlzeit niemals in Ruhe verzehren. Große Raubvögel mit Menschengesichtern und ehernen Krallen, Harpyien genannt, flogen, so oft er sich zu Tische setzte, herbei und besudelten die Speisen, und wer ihnen wehren wollte, ward übel zugerichtet. Auch jetzt, als der König inmitten seiner Gäste beim Mahle saß, schwärmte das Raubgesindel mit heiserem Geschrei herzu und fiel über die Speisen her. Aber Zetes und Kalaïs, die Söhne des Nordwindes Boreas, die sich auch in der Zahl der Argonauten befanden, erhoben sich mit ihren Flügeln in die

Luft und verfolgten die Vögel, bis diese in die dunklen Höhlen zurückflohen, aus denen sie ein Zauberspruch gelockt hatte. Der dankbare Phineus versorgte nun die Reisenden nicht nur mit reichlichem Mundvorrat, sondern erteilte ihnen auch Belehrung, wie sie auf ihrer ferneren Reise die drohende Gefahr bei den Symplegaden vermeiden könnten. Dies waren bewegliche Felsen, die beständig blitzschnell zusammenfuhren und dann wieder auseinander gingen. Nach des Königs Rat ließen die Argonauten im entscheidenden Augenblick eine Taube vorausfliegen, die mit Verlust einiger Federn glücklich durch die Felsen kam; dann folgten sie mit Anstrengung aller Ruderer. Hera oder nach anderen Erzählungen Pallas Athene hielt mit mächtigen Armen die Felsen einige Zeit auseinander, so daß sie beim Zusammenschmettern nur die äußersten Zieraten am Spiegel des Fahrzeuges zertrümmerten.

Auf der ferneren Fahrt sahen die Reisenden, am Kaukasus entlang segelnd, die Adler, die den Prometheus quälten, und hörten das Stöhnen des Dulders, der noch nicht von Herakles erlöst war (vgl. S. 78). Sie landeten



56. **Die Argonauten im Bebrykerlande.**

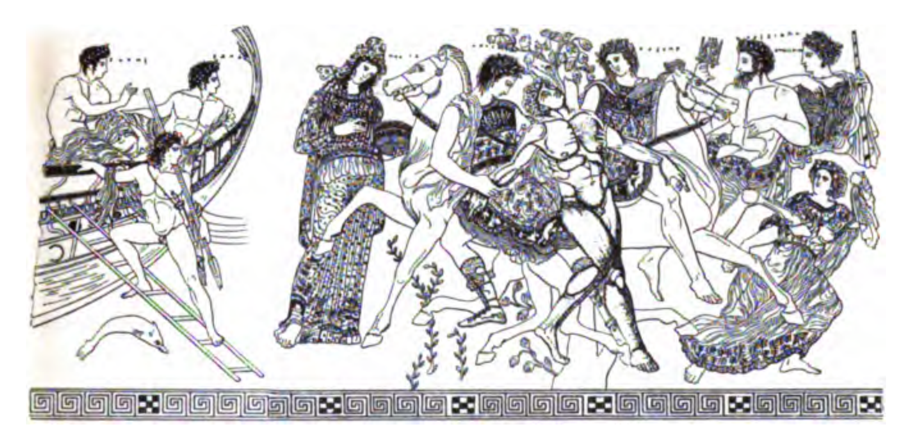
Darstellung auf der sogenannten ficoronischen Cista (d. i. Schmuckkasten) in Rom.

Links wird der besiegte Amykos von Polydeukes an einen Lorbeerbaum festgeschnürt. Beide Kämpfer sind nackt und haben ihre Unterarme noch mit dem Schlagriemen umwunden. Zu dem Sieger schwebt die geflügelte Nike heran mit Kranz und Bändern, ohne Zweifel von der unter ihr stehenden Athene ausgesendet.

endlich am Ausfluß des Phasis in Kolchis, wo König Äetes, der Inhaber des Vlieses, seine Wohnstätte hatte. Ihm trug Jason sein Anliegen vor und beteuerte, daß die Erfüllung desselben der Wille der Götter sei. Der rauhe Barbar wies ihn erst mit barschen Worten ab; doch meinte er, wenn der dreiste Sprecher des Götterwillens so gewiß sei, so möge er dies durch einige Proben beweisen. Es seien da, fuhr er fort, zwei Stiere, ein Geschenk des Hephästos, die man nicht anjochen könne, weil sie Feuer schnaubten und mit den Hörnern Erz und Eisen zerstießen. Einem Manne wie Jason werde es wohl leicht sein, mit den Bestien ein Äckerchen umzupflügen, Drachenzähne in die Furchen zu säen und mit den daraus hervorwachsenden geharnischten Männern fertig zu werden. Auf Zureden mehrerer Gefährten ging der junge Held auf diese Vorschläge ein, und der folgende Tag ward zur Ausführung festgesetzt. Wie er nun nachdenkend am Ufer lustwandelte, trat Medea, des Königs Tochter, vor ihn hin. Kundig geheimnisvoller Kräfte der Natur, übergab sie ihm eine Zaubersalbe, bereitet aus einer Pflanze, die am Kaukasus dem herabtropfenden Blute des Prometheus entsprossen war. Sie versicherte,

daß durch Einreiben mit dieser Salbe der menschliche Leib gegen Feuer, Hieb und Stoß fest werde. Dann berichtete sie ihm, wie die aus der Saat der Drachenzähne aufwachsenden Männer sogleich über den Sämann herfallen würden, wenn er nicht alsbald einen tüchtigen Stein unter sie werfe, der sie untereinander zu blutigem Streite entzweien und ihn selbst der Mühe überheben werde, sie zu bekämpfen.

Jason war nicht nur mutig, sondern auch klug und verständig, und verschmähte die Hilfe nicht. Er salbte sich daher der erhaltenen Anweisung gemäß, wodurch es ihm gelang, die unbändigen Stiere trotz Feueratems und derber Stöße anzujochen, die erforderlichen Furchen zu ziehen und die Zähne zu streuen. Als die Drachensaat emporwuchs, warf er den Stein des Anstoßes



57. **Medea bezwingt den kretischen Riesen Talos.**

Kastor und Polydeukes haben den ehernen Riesen soeben erreicht. Medea mit ihrer Schale voll Zaubersaft steht links von Pollux. Auf dem Vorderteil des Schiffes zur Linken erblickt man die Boreas-Söhne Kalaïs und Zetes, im Hintergrunde rechts Poseidon mit Amphitrite. Rechts unten flieht entsetzt die Nymphe Krete. Nach einem Vasenbilde.

unter sie und konnte nun in aller Ruhe beobachten, wie die Männer sich erst gegenseitig beschuldigten und schmähten und dann mit ihren Waffen übereinander herfielen, bis sie als Leichen das Stück Feld bedeckten, dem sie entsprossen waren.

König Äetes war höchlich verwundert über das Schauspiel. Er sah wohl, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen war, aber um so gefährlicher schien ihm Jason mit seinen Gefährten, und er beschloß, die unwillkommenen Gäste aus dem Wege zu räumen. Darum riet Medea den Argonauten, gleich in der folgenden Nacht die Rückfahrt anzutreten. Zuvor aber galt es, das Vlies an Bord zu bringen. Medea geleitete Jason in den finsteren Eichenhain, wo das kostbare Kleinod von einem Drachen gehütet wurde. Als beide nahten, erhob sich das Ungeheuer zischend und mit den Schuppenringen rasselnd, und seine Feueraugen erleuchteten das Dunkel des Ortes. Medea aber spritzte ihm einen zauberischen Saft entgegen und sang ein Schlummerlied, das den Drachen alsbald in einen tiefen Schlaf versenkte. Jetzt nahm sie das Vlies und gab es ihrem Geliebten. Sie selbst folgte ihm

an Bord, nachdem sie zuvor ihren kleinen Bruder Absyrtos aus der väterlichen Wohnung entführt hatte.

Als Äetes am nächsten Morgen erwachte, ward er den dreifachen Raub und die Flucht seiner Gäste gewahr; er machte sich sogleich zur Verfolgung auf, und ehe die Sonne sich zum Untergange neigte, waren schon die Segel der Argo in Sicht. Er wollte mit verdoppeltem Eifer die Jagd fortsetzen: da bemerkte er am Ufer auf einer Lanze aufgepflanzt das Haupt seines Söhnchens Absyrtos, dessen Glieder zerstückt umherlagen. Darüber ward er so traurig, daß er die Verfolgung aufgab und nur an die Bestattung seines Kindes dachte. An seiner Statt übernahmen die Götter die Bestrafung der That, die selbst Barbaren verabscheuten. Sie ließen die Argonauten erst nach einer langen, unwahrscheinlichen Fahrt durch die Donau, den Po und den westlichen Ozean wieder in das mittelländische Meer und in die Heimat gelangen.

Noch manche Gefahren hatten die Argonauten auf dieser Fahrt zu bestehen. Sie kamen an den Sirenen vorbei, Meerjungfrauen, die mit unwiderstehlichem Gesange die Seefahrer anlockten und dann mit sich in die Tiefe zogen; es war den Helden, als höre jeglicher sein Weib oder Kind oder eine geliebte Braut klagen. Schon lenkten sie das Schiff nach dem verderblichen Orte, da griff wieder Orpheus in die Saiten seiner Lyra und sang von dem gottgeliebten Hellas, wie daselbst alles Herrliche gepflegt werde, und erfüllte alle Herzen mit so mächtiger Sehnsucht, daß der Steuermann wieder in die Bahnen nach der Heimat einlenkte und die Ruder rüstiger die schäumenden Wogen schlugen.

Das letzte Abenteuer wartete der Helden am Gestade von Kreta. Die Insel wurde von Talos bewacht, einem ehernen Riesen, der nur eine große Blutader vom Rücken bis zu den Füßen besaß. Ein Nagel schloß die Ader; zog man ihn herauszog, so war das der Tod des Riesen. Dreimal umlief er des Tags die ganze Insel. Sah er ein fremdes Fahrzeug nahen, so legte er sich in ein Feuer, bis er am ganzen Leib glühte. Dann schloß er die fremden Ankömmlinge in seine Arme. Aber Medea half auch hier: sie schläferte den Riesen durch einen Zauber ein, dann zog man den Nagel aus seiner Ader und ließ ihn verbluten.

Endlich fuhren die Argonauten wieder in den pagasäischen Meerbusen ein, mit Jubel die heimischen Gestade begrüßend. Aber unwillkommene Nachrichten harrten der heimkehrenden Helden. Pelias hatte den Vater und die Mutter Jasons umbringen lassen und sich mit einer starken Streitmacht umgeben. Deswegen blieb die Mannschaft bei dem Schiffe versammelt; nur Medea, durch ihre Zauberkunst in ein altes Weib verwandelt, ging in den königlichen Palast zu den Töchtern des Pelias, um, wie sie vorgab, Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Argonauten zu suchen. Sie wurde gütig aufgenommen, und nun plauderte sie redselig, wie sie alten Leuten die Jugend wiedergeben könne, freilich nur, wenn sie sich zerschneiden und in einem Kessel aufkochen ließen. Die Töchter des Pelias hätten gern ihren alten Vater verjüngt. Sie ersuchten die Alte um eine Probe ihrer Kunst. Medea kochte nun einen abgelebten Schafbock mit Zauberkräutern auf und zog ihn unter allerlei magischen Formeln als einen jungen Widder aus dem Kessel hervor. Jetzt war kein

Zweifel mehr. Des Nachts, als der alte König schlief, ward er von seinen liebevollen Töchtern ebenso wie der Schafbock behandelt, nur daß die Zauberin mehr Zauberkraut in den Kessel drückte, mehr Sprüche sprach und endlich auf den Söller stieg, um der Zaubergöttin Hekate mächtigen Beistand anzurufen. Hier aber ließ sie ein Feuersignal durch die Nacht lodern, worauf vom Strande her die Helden in die Stadt und in den Palast einbrachen und nach kurzem Widerstande der überraschten Bürger Meister wurden. Indessen fürchteten sie den mit streitbaren Scharen heranziehenden Akastos, den Sohn des Pelias. Sie brachten daher ihre gesamte Beute wieder aufs Schiff und segelten nach Korinth, wo Jason mit Medea blieb, während sich die anderen Teilnehmer der Argofahrt zerstreuten.



58. Pelias und die Verjüngung des Bocks.
Nach einem altgriechischen Vasenbilde.
In der Mitte erhebt sich aus großem, kunstreichem Kessel der Widder. Ganz links sitzt der alte Pelias. Neben ihm steht Medea; ihr gegenüber begrüßen die Töchter des Pelias frohlockend das Wunder.

Zehn Jahre lang lebten die beiden Ehegenossen an ihrem neuen Wohnort in Eintracht und im Genusse der mitgebrachten Reichtümer; dann erwachte bei Jason von neuem der Ehrgeiz. Er gewann die Freundschaft des Königs Kreon von Korinth, der ihm gern die Hand seiner einzigen Tochter Glauke gegeben und damit die Nachfolge in der Herrschaft zugesichert hätte, wenn Jason nicht schon beweibt gewesen wäre. Nach einigen Verhandlungen ward zur Beseitigung des Hindernisses die Scheidung von Medea beschlossen. Die Kolcherin nahm die Nachricht scheinbar gelassen auf; sie sandte sogar der Braut ein Diadem und ein prachtvolles Brautkleid. Aber in den Schmuck hatte die Geberin ein teuflisches Gift verwoben, das in helles Feuer sich verwandelte, sobald das Kleid den Leib der Glauke berührte. Kreon eilte herbei, das brennende Gewand von der Tochter abzustreifen; da ergriff die Glut

ihn selbst wie die Königsburg und verwandelte alles in Schutt und Asche. Um Jason ganz zur Verzweiflung zu bringen, tötete das mißhandelte Weib, bei dem die Rachsucht schließlich auch die Mutterliebe erstickt hatte, zuletzt mit eigener Hand die eigenen Kinder. Dann fuhr sie auf einem von Drachen gezogenen Wagen hoch durch die Lüfte nach Athen, und als sie auch dort im Hause des Ägeus nichts als Unheil gestiftet hatte (vgl. S. 85), auf dieselbe Weise ihrer kolchischen Heimat wieder zu. Jason aber wurde, als er einst im Schatten der aufs Land gezogenen Argo schlief, von einem herabfallenden Trümmerstück derselben erschlagen.

59. **Medea vor dem Mord ihrer Kinder.**

Pompejanisches Wandgemälde, wahrscheinlich nach einem von Timomachos von Byzanz, dem berühmtesten Maler der Diadochenzeit, herrührenden Gemälde. Medea, in ergreifendem Seelenkampf, hält die Hände gefaltet und preßt die Spitzen ihrer Daumen konvulsivisch zusammen.

Die Grundlage der Argonautensage ist der uralte religiöse Glaube an ein fernes Sonnenland Äa jenseits des Meeres; von dort her galt es das Widdervlies, dies Symbol des Segens, der aus der Wolke quillt, sich zu verschaffen. Man dachte sich dies Sonnenland anfänglich im äußersten Westen. Als aber das Schwarze Meer den Griechen erschlossen und ein Hauptziel ihrer Schiffahrt wurde, da verlegte man Äa nach Osten, nach Kolchis, wo der Fluß Phasis aus den Bergen Gold herabspült. Daselbst legten die Einwohner Schafvliese in die strömende Flut und zogen sie nach einiger Zeit mit Goldstaub bedeckt wieder heraus. Kühne Seeleute lockte dieser köstliche Handelsartikel nach dem fernen Gestade; in der Heimat erzählten sie dann fleißig von den Gefahren, die sie bestanden, von den Wunderdingen, die sie wollten gesehen haben, und die Jugend wie das Alter lauschten begierig auf die seltsamen Mären. Die ersten Helden und Träger dieser Seemannssagen scheinen Minyer gewesen zu sein. An diesen ältesten Kern lehnten sich dann die Gründungssagen an, die man sich in den zahlreichen Pflanzstädten der Propontis und des Schwarzen Meeres erzählte. Schließlich wünschten auch die westlichen Griechen, in dem Lied von



60. **Medea zur Flucht gerüstet.** Nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach in der Neuen Pinakothek zu München.

(Verlag von Franz Hanfstängl in München.)

Feuerbach dachte sich diese Flucht zu Schiff, nicht im Drachenwagen, bewerkstelligt. Medea sitzt am Meer, wo Matrosen eben ihr Fahrzeug in die Salzflut schieben. Sie hat zum letztenmal ihre Knaben im Arm. Die trauernd verhüllte Amme läßt das nahe Verhängnis ahnen.

der Argo verherrlicht zu werden, und so kam man dazu, die fabelhafte Rückfahrt des Wunderschiffs über Donau und Po zu erdichten. Man brachte die Argo, wohin man wollte, sie lag, wie Homer sagt, allen am Herzen. Und alle diese Elemente vereinigte zuletzt die Poesie zu einem abgerundeten Ganzen, das die Dichter in allen Landen der Hellenen zum Saitenspiel sangen.

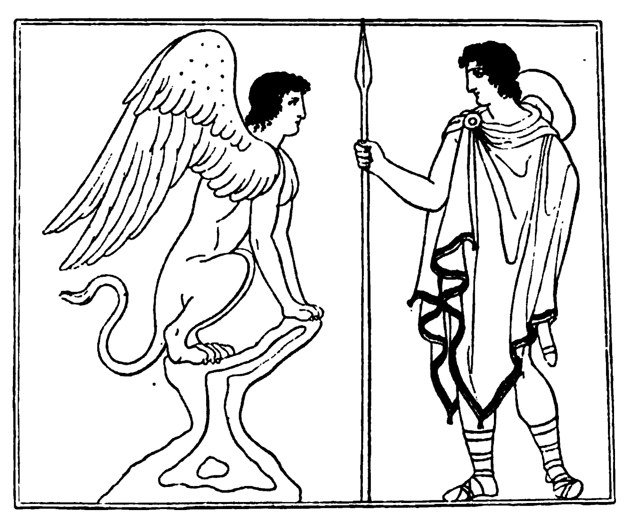
c) Der thebanische Sagenkreis.

Das thebanische Geschlecht, von dessen tragischen Schicksalen das Volk von Hellas am meisten sich erzählte und die Dichter am fleißigsten sangen, war das der Labdakiden. Der Stammvater desselben, Labdakos, galt für einen Enkel des Kadmos. Er hatte einen Sohn Namens Laios, der sich mit Jokaste vermählte. Den beiden Gatten war der Orakelspruch geworden, ihr Sohn werde einst der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter werden. Sobald daher als Frucht ihrer Verbindung ein Knabe erschien, ward er mit durchbohrten und geknebelten Füßen in den Waldungen des Kythäron den wilden Tieren preisgegeben. Hirten des korinthischen Königs Polybos fanden das wimmernde Kind und brachten es ihrem Herrn, dessen kinderlose Gattin Merope, über seine Schönheit erfreut, es bei sich behielt und mit mütterlicher Zärtlichkeit erzog. Sie nannte den Knaben Ödipus, d. i. Schwellfuß, weil er anfangs von jener Verstümmelung geschwollene Füßchen hatte. Ödipus wußte nicht anders, als daß Merope seine Mutter, Polybos sein Vater sei. Bei Streitigkeiten mit Altersgenossen schmähten ihn diese einmal wegen seiner zweifelhaften Herkunft. Er befragte deshalb seine Pflegeeltern und erfuhr, was sie von der Sache wußten. Um weitere Auskunft zu erhalten, ging er nach Delphi und empfing die Weisung, er solle Vater und Mutter fliehen, sonst werde er jenen erschlagen und diese freien.

Erschreckt durch diesen Ausspruch, beschloß er, das korinthische Land niemals wiederzusehen. Er wanderte, bis er zur sogenannten Schiste kam, wo sich die Straßen von Korinth, Phokis und Böotien kreuzen. Hier begegnete er dem Laios. Ein Begleiter des Königs stieß den unscheinbaren Fremdling ohne Umstände aus dem Wege; dafür schlug Ödipus ihn und den zu Hilfe eilenden Laios im Handgemenge zu Boden. So war der erste Teil des Orakelspruches erfüllt. Ödipus freilich ahnte davon nichts. Solche Schlägereien waren damals an der Tagesordnung, und der starke Jüngling meinte, im Kampfe gegen zwei Männer nur seine Heldenkraft bewährt zu haben.

Er wanderte nun noch einige Zeit im böotischen Lande umher und erfuhr, daß das Volk von einer schweren Plage heimgesucht sei. Man erzählte ihm, die Sphinx, ein bösartiges Wesen, das oben ganz wie ein Weib aussehe, aber unterwärts einen Löwenleib mit Löwentatzen habe, mache das Land bis an die Thore von Theben unsicher. Jeden Tag halte es bald da bald dort Leute an, gebe ihnen ein unlösbares Rätsel zu raten auf und verschlinge sie dann mit Haut und Haar. Deshalb seien dem, der die Unholdin beseitige, die erledigte Herrschaft in Theben und die Hand der verwitweten Königin zugesichert. Der heimatlose Jüngling sah sich auf einmal die Aussicht eröffnet, Vaterland, Gattin und Herrschaft zu erlangen, und er zögerte nicht, das Leben dafür einzusetzen. Er suchte die Sphinx auf und fand sie auf dem

Sphingion, einer Höhe nordwärts von Theben. „Was ist das für ein Geschöpf", fragte sie den Helden, „das am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und abends auf drei Beinen einhergeht?" Ödipus besann sich nicht lange, er antwortete: „Es ist der Mensch; denn dieser geht am Lebensmorgen der Kindheit auf Händen und Füßen, am Mittag des Lebens aber auf seinen zwei Beinen und wankt am Abend des Greisenalters mit Hilfe des Stockes dem Grabe zu." Kaum hatte er diese Lösung ausgesprochen, so stürzte sich die Sphinx den steilen Abhang hinunter in einen tiefen Abgrund und verschwand. Er aber wanderte fröhlich der Stadt Theben zu, um den verheißenen Lohn zu empfangen. In der That wurde ihm daselbst die Herrschaft zuerkannt und seine Vermählung mit der Königin Jokaste, seiner Mutter, gefeiert.



61. Ödipus vor der Sphinx.
Nach einem Vasenbilde.

Lange Zeit blieben die geschehenen Greuel verborgen; das Volk liebte und ehrte seinen Retter aus schweren Drangsalen, und seinem Ehebunde entsprossen vier hoffnungsvolle Kinder, Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Da brach eine verderbliche Seuche aus, die weder Alter noch Geschlecht verschonte. Man befragte das Orakel: es gebot, denjenigen aus den Mauern zu entfernen, der durch unsühnbare Schuld den Fluch der Götter über das Land gebracht habe. Ödipus beruft den Seher Teiresias, damit er ihm den geheimnisvollen Spruch auslege; aber dieser schweigt auf alle Fragen, bis ihn jener durch die stärksten Drohungen zum Reden zwingt. Nun kommt das unselige Geheimnis an den Tag. Die unglückliche Königin nimmt sich selbst das Leben; Ödipus aber will das Licht des Tages nicht mehr sehen und sticht sich die Augen aus. Die eigenen Söhne verstoßen den blinden Greis, nur Antigone weicht nicht von seiner Seite; sie geleitet ihn treu bis zu dem attischen Flecken Kolonos, wo ein sanfter Tod den lebensmüden Greis von allem Erdenleid befreit.

Doch der Fluch des Geschehenen lastet auch weiterhin auf dem Hause des Laios. Die Söhne des Ödipus, Eteokles und Polyneikes, entbrannten in wütendem Streit um die Herrschaft. Polyneikes mußte schließlich das Land verlassen und wandte sich schutzflehend nach Argos an den König Adrastos. Gleichzeitig trifft dort der aus Ätolien vertriebene Tydeus ein. Die beiden Fremdlinge geraten im Gehöft des Adrastos in heftigen Streit, den der König noch zur rechten Zeit schlichtet; er erkannte in den Streitenden die für seine beiden Töchter bestimmten Ehegenossen, denn der eine führte auf seinem Schilde das Bild eines Löwen, der andere das eines Ebers, und an einen Löwen und einen Eber sollte er nach einem Spruch des Orakels seine Töchter verheiraten.

Polyneikes bestürmte bald darauf seinen Schwiegervater, ihn mit gewaffneter Hand in die Heimat zurückzuführen. Adrastos gab endlich nach, versammelte die Fürsten des Argiverlandes und forderte sie auf, sich am Zuge gegen Theben zu beteiligen. Alle mit Ausnahme des tapferen Amphiaraos waren dazu erbötig. Dieser, dem Geschlecht des Sehers Melampos entsprossen, zog den Schleier von der verhüllten Zukunft und verkündigte den Untergang der meisten Helden, wenn sie es wagen würden, dem Polyneikes die Waffen zur Zerstörung seiner eigenen Vaterstadt zu leihen. Die argivischen Fürsten wagten es nicht, ohne Amphiaraos den Zug zu unternehmen. Da bot Polyneikes dem Weibe des prophetischen Helden, der schönen Eriphyle, den prachtvollen Halsschmuck an, den die Götter einst der Harmonia bei ihrer Vermählung mit Kadmos gespendet, wenn sie Amphiaraos zur Teilnahme an dem Zug bewege. Eriphyle konnte der Versuchung nicht widerstehen und lag dem Gemahl mit List und schmeichelnder Rede an, bis er endlich seine Zustimmung gab.

Sieben Fürsten mit ihren Dienstmannen versammelten sich nunmehr zum Heereszug gegen das siebenthorige Theben: Adrastos, seine Schwiegersöhne Polyneikes und Tydeus, Amphiaraos, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäos, lauter Helden, die durch ihre Thaten in ganz Hellas bekannt waren. In den Gefilden, die der Asopos bewässert, wurde Halt gemacht und Tydeus als Herold in die feindliche Stadt gesendet, um noch einen gütlichen Ausgleich zu versuchen. Da er nun die kadmeischen Fürsten alle in der Königsburg um Eteokles beim Schmause versammelt fand, brachte er seinen Antrag kurz und bündig vor. Man würdigte ihn keiner Antwort, sondern lud ihn zum Mahle ein. Da ergrimmte Tydeus und forderte alle Anwesenden zum Zweikampf. Einer nach dem anderen trat gegen ihn an; aber er besiegte sie alle. Erbittert bestellten sie eine Schar von Kriegern, ihn auf dem Rückwege zu überfallen. Aber Tydeus erschlug sie bis auf den letzten Mann; nur den Führer ließ er entkommen, damit er die Botschaft nach Theben brächte. Damit war die Parole zu dem erbitterten Streit gegeben.

Die Thebaner mußten vor den argivischen Helden bald hinter ihren Mauern Schutz suchen. Als man beratschlagte, was zu thun sei, verkündigte der Seher Teiresias: wenn sich Menökeus, der Sohn des Kreon und Vetter des Eteokles, dem Ares zum Opfer darbringe, so werde die bedrängte Stadt Siegerin über alle ihre Feinde werden. Der hochherzige Jüngling unterzog sich sogleich dem Gebot und erstach sich selbst auf der Höhe der Mauer; und

dies dem Vaterland dargebrachte Opfer erhob aller Herzen so sehr, daß sie zu siegen oder zu sterben begehrten. Die Argiver rückten indessen heran und bestürmten die Stadt von allen Seiten. Der gewaltige Kapaneus erstieg zuerst die Mauern und drohte auch gegen den Willen der Götter die Kadmeia zu verderben. Zeus vernahm die vermessene Rede und schleuderte mit seinem Blitz den Gotteslästerer von der erklommenen Zinne. Nachdem beiderseits viel Blut geflossen, einigte man sich dahin, daß der Streit durch einen Zweikampf zwischen Eteokles und Polyneikes ausgefochten werden solle. Der Bruderkampf endete damit, daß sich die beiden gegenseitig durchbohrten, noch im Sterben dem



62. **Der Bruderkampf des Eteokles und Polyneikes.**

Relief auf einer etruskischen Urne.

Die Brüder, beide tödlich verwundet, werden von Gefährten gehalten; auf einer Felserhöhung im Hintergrunde sitzt eine geflügelte Todesgöttin mit dem Schwerte.

Bruderhasse nicht entsagend. Der Krieg nahm seinen Fortgang, die besten Helden der Argiver fielen ihm nach und nach zum Opfer; zuletzt ereilte auch den Seher Amphiaraos sein Geschick; aber in demselben Augenblick, wo ihn der Todesstoß treffen sollte, spaltete Zeus mit seinem Blitz die Erde, und Amphiaraos versank mit Roß und Wagen in die Tiefe. Von den sieben Helden entrann nur Adrastos dem allgemeinen Verderben durch die Schnelligkeit seiner schwarzmähnigen Stute Areion. Mit kummervollem Herzen kam er nach Argos zurück.

In Theben waltete seit dem Tode des Eteokles Jokastens Bruder Kreon als König. Er erließ das Gebot, daß die erschlagenen Feinde, besonders aber der Leib des Polyneikes, unbeerdigt bleiben und eine Beute der Geier und

Hunde werden sollten. Antigone, die einst des blinden Vaters Schritte so liebevoll geleitet, vernahm den Befehl mit Schaudern. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Bruder der Ruhe des Grabes entbehren solle, und beschloß, dem grausamen Gesetz Trotz zu bieten. Vergebens riet ihr die schüchterne Schwester Ismene von dem Wagnis ab. Mit ihren schwachen Händen grub Antigone dem Bruder ein Grab und senkte den teuren Leib hinein. Doch man hatte sie beobachtet; sie ward vor Kreon geführt, der dem Gesetze zufolge sie verurteilte, lebendig begraben zu werden. Der Seher Teiresias drohte zwar mit der Strafe der Götter, der König aber erklärte, nur bei strenger Beachtung der Gesetze erblühe des Vaterlandes Wohlfahrt, und befahl, das Urteil zu vollziehen. Antigone steigt in die schauerliche Gruft hinab. Hämon aber, des Königs einziger Sohn, der heimlich mit Antigone verlobt war, giebt sich auf ihrem Grabe selbst den Tod.

Die Sieben hatten ihren Zug gegen Theben unter den ungünstigsten Vorzeichen begonnen. Als zehn Jahre später ihre Söhne, die sogenannten Epigonen oder Nachkommen, nach Böotien einrückten, um der Väter Tod zu rächen, waren alle Götter dem Unternehmen gewogen; es gelang vollkommen. Die Thebaner wurden geschlagen und verließen die Stadt, um in den Wildnissen von Illyrien eine neue Heimat zu suchen; in Theben aber ward von den siegreichen Epigonen Thersandros, der Sohn des Polyneikes, in sein väterliches Erbe eingesetzt.

Das sind in den Hauptzügen die Geschicke des Labdakidenhauses; sie boten zumal den tragischen Dichtern einen dankbaren Stoff, den diese denn auch mit Liebe behandelt haben, nicht ohne ihn für ihre Zwecke mit weitgehender Freiheit abzuwandeln. Ob und wie weit diese Mythen auch historische Thatsachen enthalten, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln. Die Sphinx, welche entschieden ägyptisches Gepräge trägt, scheint nach dem Orient zu weisen. Ihr Tod soll vielleicht die Abschaffung fremden Gottesdienstes zum Ausdruck bringen. Daß es zwischen Böotien und den auf der anderen Seite des korinthischen Golfes gelegenen Landschaften schon früh zu kriegerischen Verwickelungen kam, würden wir auch ohne die Sage vom Zug der sieben Argiver und ihrer Epigonen mit Bestimmtheit annehmen.

d) Der Zug nach Troja.

Wir kennen bereits Troja oder Ilion (s. S. 40 ff.), jene Stätte uralter Kultur am Gestade des Hellesponts, von deren Schicksalen man in Hellas mehr sang und erzählte als von irgend einer anderen. Wir entnahmen auch schon den Trümmern dieser Stadt, daß sie mit ihren mächtigen Mauern, Türmen und Thoren durch einen alles verzehrenden Brand zerstört worden sein muß. An diese Zerstörung als Abschluß einer langen, feindlichen Belagerung hat nun die Sage angeknüpft, und so entstand nach und nach das gewaltige Lied vom trojanischen Krieg. Ehe wir den Verlauf dieses Krieges an der Hand der Sage schildern, müssen wir seiner Vorgeschichte kurz gedenken, auch über Heimat und Herkunft der Haupthelden das Nötige vorausschicken.

In Troja selbst herrschte der Sage nach das Geschlecht des Zeus-Sohnes Dardanos. Ein Enkel desselben hieß Tros, der Ahnherr der Troer.

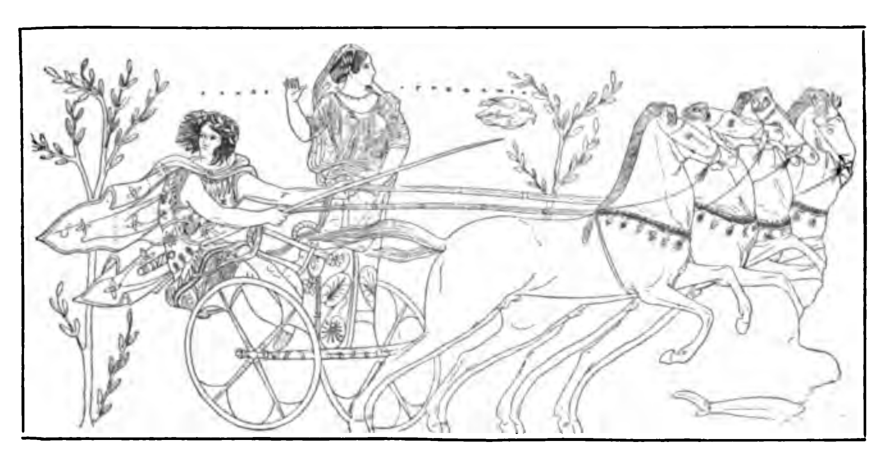
Von den drei Söhnen des Tros wurde der älteste, Ilos, der Gründer der Stadt Ilion, der jüngste aber, Ganymedes, war von so ungewöhnlicher Schönheit, daß Zeus ihn durch seinen Adler zum Olymp emportragen ließ und dort zum Mundschenken der Götter machte. Der Nachfolger des Ilos hieß Laomedon; die Anlage der Burg Pergamon inmitten der Stadt wird auf ihn zurückgeführt. Die Mauern dieser Burg waren so riesenhaft hoch und fest, daß nicht wohl Menschen sie erbaut haben konnten. Es hieß daher, daß Poseidon und Apollo sie für Laomedon aufgeführt hätten. Laomedon enthielt nun aber den Göttern den ausbedungenen Lohn vor; diese schicken daher ein alles verschlingendes Seeungeheuer, von dem der König sein Land nur dadurch befreien kann, daß er seine Tochter Hesione dem Ungeheuer preisgiebt. Zum Glück kommt gerade Herakles des Weges und erschlägt das Scheusal. Aber auch er wird von Laomedon um seinen Ehrensold betrogen, sammelt ein Heer und erstürmt zum erstenmal die von Göttern gebaute Burg.

Der einzige Sohn des Laomedon, der bei dieser Erstürmung mit dem Leben davonkam, war Priamos. Seltene Schätze waren in seinem Palaste aufgehäuft; eine zahlreiche Nachkommenschaft tapferer Söhne und blühender Töchter und Enkel umgab und stützte sein Alter, und viele umwohnende Völker waren ihm dienstbar und verbündet. Unter den fünfzig Söhnen, die ihm Hekabe geboren, waren besonders Hektor, Deïphobos und der schöne Paris, unter seinen Töchtern Polyxena und die Seherin Kassandra berühmt.

Schauen wir uns nun nach den Heldengeschlechtern um, die auf griechischer Seite in diesem Krieg besonders hervortreten, so muß da zunächst von den Brüdern Agamemnon und Menelaos die Rede sein. Sie führten ihr Geschlecht auf Tantalos zurück, den Sohn des Zeus, der in Kleinasien im reichen Lydien ein mächtiger König war. Die Götter selbst stiegen von ihren Höhen nieder, um an seinen Festen teilzunehmen, und zum Entgelt öffneten sie ihm den Olymp, daß er sich mit ihnen bei Nektar und Ambrosia erfreue. Solches Glück stieg dem Sterblichen zu Kopf; er dünkte sich bald den Unsterblichen gleich und beschloß, ihre Untrüglichkeit auf die Probe zu stellen. In seinem Palast am Berge Sipylos bei Smyrna bereitete er ein großes Fest. Er tötete seinen eignen Sohn Pelops und bereitete aus den zarten Gliedern des Knaben ein schreckliches Mahl, das er den Himmlischen vorsetzte. Doch diese durchschauten den Frevel; nur Demeter, versunken in Gram um ihre geraubte Tochter Persephone (s. u.), verzehrte achtlos ein Stück von der Schulter. Da erhob sich Zeus mit allen seinen Schrecken; sein Blitzstrahl schleuderte den Übelthäter in die untersten Räume des Tartaros, wo er ausgesuchte Qualen zu leiden hatte. Er stand in einem Teich, und das Wasser reichte ihm bis ans Kinn; wollte er sich aber, von brennendem Durst gepeinigt, nach dem Wasser bücken, so sickerte es vor ihm in den Boden. Über sein Haupt streckte ein Apfelbaum seine fruchtbeladenen Zweige; wollte er aber, von Hunger gequält, nach den Äpfeln greifen, so schnellten die Zweige in unerreichbare Höhe empor. Noch heute nennen wir ähnliche Nöte Tantalusqualen.

Pelops, den die Götter wieder zusammengesetzt und dem sie statt der mangelnden Schulter eine künstliche von Elfenbein eingesetzt hatten, hielt es nicht lange mehr in seiner lydischen Heimat aus; er nahm alle seine Reichtümer

und zog gen Hellas. In Elis, an der Mündung des Alpheios, landete er und begab sich alsbald zum König Önomaos, der über die fruchtbaren Ufer des Flusses bis weithin zur Ebene von Olympia gebot. Dem Önomaos war geweissagt worden, er werde sterben, wenn sich seine Tochter vermähle; so hatte er verkündet, er wolle sie nur dem zum Weibe geben, der ihn im Wagenrennen besiege; hole er selbst aber den Freier ein, so durchbohre er ihn von hinten mit der Lanze. Zu dieser Wettfahrt, bei der schon viele ums Leben gekommen waren, meldete sich nun Pelops. Er überwand den König, indem er dessen Wagenlenker Myrtilos bestach, daß er statt der Nägel wächserne Pflöcke in die Radzapfen des Wagens einsetzte. Als nun die Fahrt begann und die Achsen warm wurden, schmolz das Wachs, die Räder flogen vom Wagen, Önomaos stürzte und wurde von seinen Pferden zu Tode geschleift. Dem Myrtilos hatte Pelops die Hälfte des Reiches, das er mit Hippodameiens Hand erwerbe, zu geben versprochen; aber um seines Ver-



188. Pelops mit Hippodameia als Sieger.
Darstellung auf einer Vase aus Arezzo.

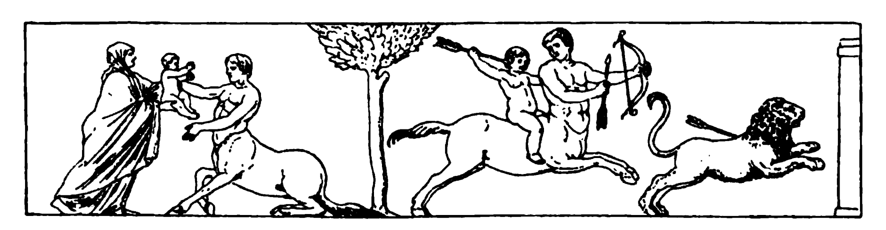
sprechens ledig zu sein, stürzte er ihn ins Meer. Mit einem furchtbaren Fluch auf Pelops und sein ganzes Geschlecht sank Myrtilos in die Fluten. Pelops wurde zwar ein gewaltiger Herrscher im Peloponnes, der von ihm den Namen erhielt, und in Olympia ward er als Erneuerer der von Herakles gestifteten Kampfspiele mit Blutspenden an seinem Grabe geehrt. Aber der Fluch ruhte nicht. Thyestes und Atreus, seine Söhne von Hippodameia, haßten ihren Stiefbruder Chrysippos, weil er ihnen, wie sie meinten, vom Vater vorgezogen wurde, und auf Anstiften der Hippodameia erschlugen sie ihn. Sie wurden deshalb von Pelops aus dem Lande vertrieben und zogen nach Mykenä, wo sie das Volk wegen ihres großen Reichtums auf den Herrschersitz des Eurystheus erhob.

Doch der Fluch ihres Vaters schwebte auch hier über ihrem Haupte. Thyestes verführte das Weib seines Bruders zur Untreue und mußte darum das Land verlassen. Demütig kehrte er nach langer Zeit nach Mykenä

zurück, von Atreus scheinbar herzlich empfangen. Ein festliches Mahl ward zur Feier seiner Ankunft bereitet; das Ehrengericht aber, das auf des Königs Gebot die Schaffnerin dem Thyestes vorsetzte und das dieser sich arglos munden ließ, war — sein eigenes Kind, das Atreus dem Bruder geschlachtet hatte. Nur von Gedanken der Rache erfüllt, ergriff Thyestes aufs neue die Flucht; den einzigen Sohn, der ihm noch übrig war, lehrte er nicht, wie man die Götter ehre, sondern wie man durch Gewalt und Arglist den Feind verderbe. Als der Knabe herangewachsen, schlich er sich unerkannt in die Königsburg zu Mykenä und erschlug bei Nacht den Ohm auf seinem Lager.

Die Söhne dieses grausamen, so unglücklich endenden Atreus waren Agamemnon und Menelaos, die Anführer des trojanischen Krieges. Sie waren gleich dem Vater reich und mächtig. Der ganze Peloponnes gehorchte ihrem Zepter. Sie teilten sich in das Pelops-Erbe in der Weise, daß Agamemnon zu Mykenä, Menelaos in Sparta gebot. Wie der alte Fluch des Tantalidenhauses auch in dieser Generation nicht erlosch, wird uns später beschäftigen.

Neben den Pelopiden weist der Heldensang den Nachkommen des Äakos im trojanischen Kriege die Hauptrolle zu. Dieser Äakos war ein



64. Scenen aus Achills Jugend.

Nach einer antiken Marmortafel im kapitolinischen Museum zu Rom.

Thetis übergiebt den kleinen Achill dem Kentauren Chiron zur Erziehung; dieser führt ihn auf die Löwenjagd.

Sohn des Zeus, sein Wohnsitz die Insel Ägina im saronischen Golfe. Er war fromm und ehrte die Götter; seine Gerechtigkeit war so groß, daß er nach seinem Tode neben Minos und Rhadamanthys (s. oben S. 73) das Amt eines Totenrichters versehen durfte. Seine Söhne ahmten ihm nicht nach. Peleus und Telamon, die älteren Brüder, töteten den jüngeren Phokos, weil er in allen Kampfspielen den Preis davontrug. Aber der alte Vater wollte lieber kinderlos sein, als die Missethat ungestraft lassen; er verbannte die Mörder aus seinem Lande. Nach mancherlei Abenteuern fand endlich Telamon Wohnsitz und Herrschaft auf der Insel Salamis; Peleus aber mit einem Schwarme tapferer Myrmidonen wird heimisch am thessalischen Berge Pelion und gründet sich dort im Lande Phthia eine Herrschaft. Die Götter sind dem lanzenkundigen Helden hold, sie bestimmen ihm die Seegöttin Thetis, die silberfüßige, wie sie Homer nennt, zum Weibe. Er überfiel sie nach dem Rate des weisen Chiron am Gestade, wo sie der Ruhe pflegte, und hielt sie trotz aller zauberischen Verwandlungen fest, bis sie sich in ihr Schicksal fügte. In Chirons Höhle am Pelion fand die Hochzeit statt, an der alle Himmlischen teilnahmen. Wir kommen darauf noch zurück. Der Sohn dieses Peleus, Achilleus, ist zur Lieblingsgestalt der Sage geworden.

Schon von seiner Jugend wußte sie viel Wunderbares zu berichten. Die Mutter habe das Kind nachts in Feuer gelegt, tags mit Ambrosia gesalbt, um es unsterblich zu machen. Oder sie habe den Kleinen in die Fluten des Unterweltsflusses Styx getaucht, damit er fest würde gegen Hieb und Stich; nur an der Ferse, wo die Mutter ihn hielt, sei er verwundbar geblieben.

Der Lehrer Achills war der alte Kentaur Chiron: mit dem Gedärm von Löwen und dem Mark von Bären und Ebern nährte der den Helden, lehrte ihn die Kunst des Bogens, aber auch Saitenspiel und Sprüche der Weisheit.

Später brachte dann Thetis ihren Sohn nach Skyros, einer Insel des ägäischen Meeres, und ließ ihn mit den Töchtern des dortigen Königs Lykomedes aufwachsen, damit er der Heldenthaten vergesse. Denn ein Orakel verhieß ihm entweder ein thatenreiches und kurzes, oder ein thatenloses aber langes Leben. Wir werden sehen, daß alle Fürsorge der göttlichen Mutter den Heldendrang des Sohnes nicht zu ersticken vermochte.

Kaum weniger berühmt als Achilleus sind Telamons Söhne, der gewaltige Aias mit seinem riesigen Schilde und sein Halbbruder, der kühne Bogenschütze Teukros. Auch diese Äaciden sollten im trojanischen Krieg eine glänzende Rolle spielen und ihrer Heimatinsel Salamis strahlenden Ruhm erwerben.

Einer der größten Lieblinge der Volkssage war endlich Odysseus, der Sohn des Laertes, ein Nachkomme des korinthischen Königs Sisyphos, jenes berüchtigsten aller Gauner. Ein Gemisch von rüstiger Kraft mit pfiffiger Schlauheit, von unverwüstlicher Zuversicht und Geistesgegenwart spiegelt Odysseus die Eigenart des hellenischen Volkes aufs getreuste. Die See, diese hohe Schule des Abenteuers, dies Element der Griechen, ist auch das seine. Auf der meerumspülten Insel Ithaka war seine Heimat, sein Weib die sinnige, minnige Ikarios-Tochter Penelope, die Krone aller Frauen, das Ideal der Weiblichkeit, wie der Grieche es sich dachte: treu, arbeitsam, die liebevolle Mutter ihres Söhnleins Telemachos.

* * *

Nach dieser Einleitung wenden wir uns nun dem Kriege selbst zu. Die Götter sollten ihn beschlossen haben, um der drohenden Übervölkerung der Erde zu steuern. Sein Anlaß aber war folgender.

Als einstmals Paris die Herden seines Vaters Priamos am Fuße des Ida weidete und unter einem Baume der Ruhe pflegte, näherten sich ihm Hera, Athene und Aphrodite, jede in ihrer Weise geschmückt. Ihnen voran schritt Hermes und eröffnete dem erstaunten Hirten, was die Göttinnen zu ihm führe. Mit beredter Zunge berichtet er ihm, es sei jenseits des Meeres in dem thessalischen Lande Phthia eine große Hochzeit gefeiert worden, indem daselbst Peleus, der Beherrscher der Myrmidonen, sich mit der Meergöttin Thetis ehelich verbunden habe. Alle Götter seien geladen gewesen, nur Eris, die Unheil stiftende Zwietracht, habe man ausgeschlossen. Sie habe deswegen unter die Versammelten einen goldenen Apfel rollen lassen mit der Inschrift: „der Schönsten“. Sofort hätten die drei obersten Göttinnen Anspruch auf die Goldfrucht erhoben und Zeus zur Entscheidung angerufen; der aber habe sie an den königlichen Hirten am Ida verwiesen, weil derselbe ein besonderer Kenner der Schönheit sei. Paris that die Wahl weh; denn jede der drei Göttinnen gab ihm

die schönsten Worte, um den Apfel zu erhalten. Hera verhieß ihm Reichtum und Herrschaft über Asien, Pallas Weisheit und Kriegsruhm vor allen Helden der Erde, Aphrodite aber eine Frau, die unter allen Sterblichen an Liebreiz ihr selbst am nächsten komme. Der königliche Hirt, der bei seinem müßigen Hüteramte schon oft ans Freien gedacht hatte, fand das letztere Anerbieten seinen heimlich genährten Wünschen sehr entsprechend. Er überreichte daher der Göttin der Liebe und Schönheit die Goldfrucht.



65. **Helena zur Entführung überredet.**
Relief im Museum zu Neapel.
Aphrodite redet auf die verwirrt dasitzende Helena, der geflügelte Liebesgott auf Paris ein.

Jahre verflossen, ehe die Verheißung der Aphrodite in Erfüllung ging. Einst aber, als Paris wieder unter dem schattigen Baume am Abhange des Ida ruhte, erschien ihm abermals die Göttin der Liebe und forderte ihn auf, nach Sparta zu segeln: dort in dem Königshause des Atriden Menelaos werde er finden, was er suche. Den Worten der Göttin folgsam trat er die Reise an und landete bald an der lakonischen Küste.

König Menelaos nahm ihn gastlich auf; seine Gemahlin Helena aber, die Tochter des Tyndareos, oder des Zeus und der Leda, wie früher (vgl.

S. 71) bemerkt, verliebte sich alsbald in den vornehmen Asiaten; und als Menelaos zu einem festlichen Opfer nach Kreta fuhr, folgte sie dem Fremden auf sein Schiff, das sie samt vielen Schätzen wohlbehalten nach Ilion brachte.

Hera sandte ihre Botin Iris zu Menelaos, um ihm den geschehenen Frevel zu verkünden. Der beraubte Held kehrte in die verödeten Hallen des Palastes zurück und sann auf blutige Rache. Der mächtige Agamemnon zu Mykenä war sein Bruder, der greise, vielerfahrene Nestor, König zu Pylos, sein Freund. Mit beiden ging er wegen der Sache zu Rate, und man beschloß, alle Völker des Hellenenstammes zum gemeinschaftlichen Rachekrieg aufzufordern. Viele griechische Fürsten waren so wie so eidlich zur Hilfeleistung verpflichtet. Denn sie hatten seinerzeit ebenso wie Menelaos um die göttlich



66. Opferung der Iphigenie.

Marmorrelief zu Florenz.

Kalchas, von zwei Opferdienern begleitet, schneidet eben der Iphigenie eine Locke von der Stirn, um dieselbe, wie dies bei jedem Opfertiere geschah, ins Feuer zu werfen. Ganz links hinter der Platane steht Agamemnon, das Haupt vor Schmerz sich verhüllend.

schöne Helena gefreit und dem Tyndareos schwören müssen, daß sie den von Helena erkorenen Mann allesamt in seinem Besitz schirmen wollten. Darauf berief sich nun Menelaos. Aber nicht überall folgten die Helden willig der Einladung, denn der Zug war weit, die Macht von Ilion groß; doch siegten die Klugheit und Überredungskunst der Abgesandten über alle Hindernisse. Für das Gelingen des Unternehmens war besonders die Teilnahme des starken Achilleus nötig. Er lebte damals, als Mädchen verkleidet, unter den Töchtern des Königs Lykomedes auf Skyros. Die Boten, die man nach ihm absandte, konnten ihn unter den Frauen nicht herausfinden. Der verschlagene Odysseus breitete daher Frauenschmuck und köstliche Gewänder aus und legte wie zufällig auch eine glänzende Waffenrüstung hinzu. Dann ließ er Trompeten schmettern, wie wenn Feinde eingedrungen wären. Die Mädchen wendeten

sich sogleich zur Flucht; Achilleus aber warf die schleppenden Gewänder ab, legte Helm und Harnisch an und ergriff die ragende Lanze. So ward er entdeckt, und nun wählte er ein ruhmvolles, wenn auch kurzes Leben und folgte den Boten.

Die Fürsten und Helden mit ihren Scharen versammelten sich in der Bucht von Aulis, einer böotischen Seestadt der Insel Euböa gegenüber. Alle überragte an Macht und Reichtum Agamemnon, der in hundert Schiffen seine wehrhafte Mannschaft aus Mykenä und in fünfzig anderen die arkadische Jugend herbeiführte. Menelaos brachte sechzig Schiffe, der alte Nestor neunzig, Idomeneus von Kreta und der tapfere Diomedes von Argos jeder achtzig. Odysseus hatte nur zwölf Schiffe bemannt, und ebenso viele der Telamonier Aias; aber jener brachte seinen klugen Rat, dieser seinen starken Arm. Die leichtbewaffneten Lokrer erschienen unter der Anführung des jüngeren Aias, eines Sohnes des Oïleus. Fünfzig Fahrzeuge trugen den unüberwindlichen Achilleus und seine tapferen Myrmidonen. Man zählte überhaupt an 1200 Schiffe und mehr als 100000 streitbare Männer.

Widrige Winde hemmten die Abfahrt der Flotte. Sie waren von Artemis gesendet, die Agamemnon durch die Erlegung einer heiligen Hindin beleidigt hatte. Der Oberpriester Kalchas wurde befragt: er erklärte, die zürnende Göttin begehre als Sühne, daß Agamemnon seine eigene Tochter Iphigenie ihr opfere. Nach langem Seelenkampf willigte der Vater ein, und die Jungfrau ward von Mykenä aus den Armen ihrer Mutter Klytämnestra weggeführt. Als schon auf dem Altar das Opfermesser über ihr gezückt war, ließ sich eine Wolke nieder. Artemis selbst fühlte Erbarmen, entzog die Jungfrau dem Tode und trug sie nach Tauris, der heutigen Krim, wo sie fortan als Priesterin im Heiligtume der Göttin waltete. Bald schwellte nun günstiger Wind die Segel und führte die Flotte nach der Insel Tenedos, dem troischen Strand gegenüber. Odysseus und Menelaos wurden abgeordnet, Rückgabe der Helena und der geraubten Schätze zu fordern; aber sie kehrten unverrichteter Sache zurück, und die Flotte steuerte nun dem Lande zu, voran das Fahrzeug des Menelaos.

Die Belagerung von Troja soll zehn Jahre lang gedauert haben; aber erst das zehnte Jahr des Krieges ist Gegenstand der Ilias, jener gefeierten Dichtung Homers, von der wir im folgenden einen kurzen Abriß zu geben versuchen.

Man konnte die Stadt wegen ihrer mächtigen Mauern weder mit stürmender Hand einnehmen, noch wegen ihrer Weitläufigkeit sie einschließen und durch Hunger bezwingen. Die Hellenen hatten ihre Schiffe aufs Land gezogen und am Strande um sie her ein Lager errichtet. Auf dem Felde zwischen Stadt und Lager war der Tummelplatz der beiderseitigen Scharen. Da war aber von keiner Schlachtordnung die Rede. In ungeordneten Haufen standen die Streiter einander gegenüber; die Führer, durch starke Rüstungen und Waffenübung den gemeinen Kriegern überlegen, jagten auf zweirädrigen Wagen daher, kämpften aber gelegentlich auch zu Fuß. Die Hauptwaffe war der Speer, der selten zum Stoß, gewöhnlich zum Wurf verwendet wurde; dann griff man zu Feldsteinen und endlich zum Schwert. Das Haupt des Kriegers deckte der Helm mit wallendem Roßhaarbusch, den linken Arm der Schild, die Brust der Panzer; alle diese Waffenstücke waren von Leder, oft mit Erz

beschlagen. Jeder Krieger bewegte sich unabhängig von den anderen, focht gewöhnlich im Einzelkampf, den oft Rede und Gegenrede einleiteten, worin die Leidenschaft, welche die Krieger erfüllte, sich ergreifend offenbarte. So anziehend dies in der Erzählung hervortritt, so wenig kann es mit der Massenwirkung der griechischen Heere in historischer Zeit verglichen werden, da die Krieger in geschlossenen Reihen, Schild an Schild und Speer an Speer gedrängt, von einer Willenskraft in Bewegung gesetzt, von einem und demselben Gedanken durchdrungen und geleitet, die unzähligen Haufen der Barbaren zu Boden warfen.

Besonders schwierig erwies sich die regelmäßige Zufuhr von Lebensmitteln für ein so großes Belagerungsheer. Die Scharen zerstreuten sich oft plündernd in der Nachbarschaft, zogen auch wohl in weitere Entfernung auf Raub und Beute aus. So wird von Achilleus berichtet, daß er zwölf Städte an der Küste und elf im Innern des Landes erstürmte und stets mit reicher Beute zurückkehrte. In den Kämpfen vor der Stadt tötete er mehrere Söhne des Priamos, und seine Kraft war bald so gefürchtet, daß sich die troischen Scharen gar nicht mehr ins offene Feld wagten.



67. Achill zückt das Schwert gegen Agamemnon.

Wandgemälde aus Pompeji, vielleicht nach einem Tafelgemälde des Malers Theon von Samos (um 300 v. Chr.).

Es entstand aber Zwiespalt zwischen ihm und dem Völkergebieter Agamemnon. Dieser hatte Chryseïs, die Tochter eines Priesters des Apollon, als Beute in sein Zelt geführt. Darüber zürnte der Gott, und der Priester Kalchas verlangte ihre Rückgabe. Agamemnon mußte Folge leisten; allein er ließ dafür die schöne Briseïs, eine Beute des Achilleus, von diesem fordern. Heftig zürnte der Held über diese Ungerechtigkeit und beschloß, sich der Teilnahme an den Kämpfen zu enthalten. Er wollte fortan nur ein müßiger Zuschauer des Kampfes sein und flehte zu seiner göttlichen Mutter, daß sie den Achäern Demütigung schaffe. Thetis vernahm die Bitte des Sohnes. Sie stieg empor zu den Höhen des Olympos und umfaßte die Kniee des Donnerers Zeus, damit er das Flehen des Sohnes erfülle. Zeus nickte der Göttin Gewährung, und alsbald wächst den Troern der Mut, während in den Reihen der Achäer Verzagtheit sich kund thut.

Agamemnon berief eine Versammlung und schlug, um den Mut der Helden zu prüfen, die Heimkehr vor. Kaum aber hat er das Wort gesprochen, so strömen alle Krieger nach den Schiffen. Nestor und Odysseus haben viele Mühe, sie zur Versammlung zurückzuführen und durch die Macht ihrer Rede den sinkenden Mut des Heeres wieder aufzurichten.

Als man an diesem Tage zur Feldschlacht ausrückte, trat alsbald Hektor in die Vorderreihen und gebot mit weithin schallender Stimme Ruhe. Dann kündigte er den Entschluß seines Bruders Paris oder Alexandros an, durch einen Waffengang mit Menelaos dem weiteren Blutvergießen ein Ziel zu setzen. Wer



68. Idealköpfe der Helden von Troja.

Menelaos. Paris. Diomedes. Odysseus. Nestor. Achilleus. Agamemnon.

dem anderen obsiege, solle Helena und die geraubten Schätze als Preis des Sieges hinnehmen, die streitenden Völker aber solle ein Bündnis versöhnen.

Dies Wort ward von beiden Seiten mit Beifall aufgenommen. Die Heere lagerten sich, den Kampf zu schauen. Unter Gebet und Opfern wurde ein Waffenstillstand beschworen. Dann steckten Hektor und Odysseus den Kampfplatz ab, und die Streiter traten hervor: Alexandros strahlend in Schönheit und glänzenden Waffen, Menelaos bräunlich, in schlichter Rüstung. Der Kampf mit den Speeren führte zu keiner Entscheidung. Aber schon stürmte Menelaos mit gezücktem Schwert heran. Er führte auf das Haupt des Gegners einen wuchtigen Streich, doch die spröde Klinge zersprang am Erzbügel des Feindes. Jetzt ergriff er mit gewaltiger Faust den Roßhaarbusch seines Widersachers, und er hätte ihn schmählich fortgeschleift zu den Achäern, wäre nicht durch die Gnade Aphroditens das Helmband zerrissen. Paris entfloh; Menelaos aber, den leeren Helm in den Händen, klagte laut, daß ihm Zeus die Züchtigung des frevelhaften Jünglings versagt habe.

Jauchzend begrüßten die Hellenen ihren Helden als Sieger, die Troer aber standen schweigend umher. Einer von ihnen, der Bogenschütze Pandaros, konnte dem Unmut über die Niederlage nicht widerstehen; er griff zu seinem Geschoß und traf den frohlockenden Menelaos, daß ein Blutstrom alsbald seine Rüstung rötete. Die Wunde war nicht tödlich, aber der so feierlich beschworene Vertrag war schnöde gebrochen. Agamemnon schwur nicht zu rasten, bis das ganze treulose Geschlecht durch das Schwert, die Stadt aber durch Feuer von der Erde vertilgt sei. Darauf begann die Schlacht mit gesteigerter Heftigkeit von neuem.

Allen voran stritt des Tydeus Sohn Diomedes. Auf seinem Wagen, den Sthenelos, des Kapaneus Sohn, mit Meisterschaft lenkte, rollte er kühn durch die Haufen der Troer und sandte mit gewaltigem Speere den Tod in ihre Reihen, bis ihm Pandaros, der nie fehlende Bogenschütze, einen Pfeil tief in die Schulter heftete. Er wich jetzt hinter die Schlachtreihe zurück und ließ sich von Sthenelos den Pfeil aus der Wunde ziehen. Aber Pallas Athene hatte seine Not erspäht; sie nahte ihm hilfreich, stillte den Schmerz seiner Wunde und erfüllte sein Herz mit unbezwinglichem Mute. „Vor keinem Sterblichen weiche zurück", sagte sie zu ihm, „auch nicht vor Aphrodite, wenn sie sich in das Getümmel wagt. Nur den anderen Göttern fürchte zu begegnen." Sofort stürzte der Held von neuem in das dichteste Gewühl. Es dauerte nicht lange, so begegnete er dem Pandaros, den Äneas, der ruhmvolle Sohn des Anchises und der strahlenden Aphrodite, auf seinen Streitwagen genommen hatte. Die Rosse des Äneas gehörten zu den schönsten in Troja; sie hoffte jetzt Diomedes zu erbeuten. Er schoß den Pandaros mit seinem Speer durch den Mund, und als Äneas vom Wagen sprang, um den Leichnam des Waffengenossen vor Mißhandlung zu bewahren, da warf ihm der schreckliche Tydide einen Feldstein an die Hüfte, daß es Nacht vor seinen Augen wurde. Auch Äneas war jetzt verloren, wenn nicht Aphrodite, die über dem Sohn wachte, ihn aufgehoben hätte. Diomedes stutzte anfangs bei dem Anblick der Göttin. Doch bald erinnerte er sich der Worte seiner Beschützerin, fuhr kühn mit dem Speer auf die Göttin los und verwundete sie an der Hand, so daß Ichor (Götterblut) herausfloß. Aufschreiend vor Schmerz ließ Aphrodite den Sohn aus

ihren Armen fallen und stieg eilends zum Olymp empor, um sich bei Zeus über die Keckheit des sterblichen Mannes zu beklagen. Inzwischen nahm sich Phöbos Apollon des troischen Helden an und brachte ihn in Sicherheit. Seine schönen Rosse aber trieb Diomedes frohlockend nach den Schiffen.

Immer wilder wurde die Schlacht. Ares selbst, der Kriegsgott, stand den Troern zur Seite, während Hera und Pallas Athene den Argivern halfen. Athene fand ihren Liebling Diomedes, wie er außerhalb des Getümmels das geronnene Blut aus der Wunde drückte, die Pandaros ihm beigebracht hatte. Sie tadelte ihn, daß er so müßig stehe, während das Heer seines starken Armes bedürfe. „Pallas Athene“, rief er zur Antwort, „siehe, dort mordet Ares, dem mächtigen Hektor gesellt. Vor dem unsterblichen Gotte wich ich zurück, wie du selbst mir geboten.“

„Wohlan denn, auch ihm sollst du getrosten Mutes begegnen“, versetzte die Göttin, indem sie seinen Wagen bestieg und die Rosse dem Kriegsgott



69. Hektors Abschied von Andromache.
Relief von Thorwaldsen (1770—1844).

entgegenlenkte. Dieser sah den Helden heranstürmen, aber seine Beschützerin gewahrte er nicht, weil der Helm des Hades sie dem Auge der Menschen und Götter entzog. Er holte aus, den Tydiden zu durchbohren, doch lenkte Athene den Stoß ab, und nun fuhr ihm der Speer des kühnen Diomedes in die Hüfte, daß er, aufschreiend wie zehntausend Männer, entfloh und in einer dunklen Wetterwolke zum Olympos aufstieg.

Bald darauf begegnete dem Diomedes ein junger Krieger, schön wie einer der Unsterblichen, in glänzender Rüstung. Es war Glaukos, Fürst der Lykier, der den Troern zu Hilfe geeilt war. Diomedes frug ihn, ob er einer der Götter sei, daß er so kühn ihm entgegentrete. „Was forschest du nach meinem Geschlecht?“ erwiderte der junge Held; „der Menschen Geschlechter sind wie die Blätter im Walde. Der Wind weht sie herab, und wenn der Frühling neues Leben bringt, so treiben sie wieder im knospenden Walde hervor; so auch wächst ein Geschlecht, das andere schwindet. Ich aber“, fuhr er fort, „stamme aus dem Rosse nährenden Lande Argos, woher mein Ahnherr

8*

Bellerophontes in das Land der Lykier wanderte. Ich bin ein Sprößling seines Sohnes Hippolochos. Darum, Sohn des Tydeus, strebe ich in der Schlacht voran und scheue nicht den Kampf mit dir." Aber Diomedes senkte den mörderischen Speer, indem er mit freundlicher Rede entgegnete: „Wahrlich, so bist du mein Gastfreund von der Väter Zeiten her, denn mein Ahnherr bewirtete einst den herrlichen Bellerophontes. Daher ziemt es sich nicht, daß wir uns feindlich begegnen. Laß uns vielmehr die Rüstungen tauschen, daß die Völker erkennen, wie wir der Ahnherren Gastgenossenschaft ehren." Freudig schlug Glaukos in die dargebotene Rechte und gab die goldstrahlende Rüstung, die man auf hundert Rinder schätzte, gegen des Tydiden eherne hin, die nur neun Rinder wert war.

Der blutige Tag neigte sich zu Ende; da eilte Hektor in die Stadt, um den Göttern ein Opfer zu bringen, daß sie die wütenden Bedränger von Ilions ragender Feste abhalten möchten. Auf dem Rückweg nach der Walstatt begegnete ihm seine treue Gattin Andromache, der die Wärterin mit seinem Söhnlein Astyanax folgte. Freudig erblickte der Held sein Weib und sein Kind; sie aber trat mit Thränen zu ihm heran und umschloß seine Hand, indem sie sagte: „Grausamer Mann, dich tötet dein Mut, und nicht erbarmst du dich meiner, des unglücklichen Weibes, noch des unmündigen Kindes; bald werden wir verlassen und verwaist sein. Den Vater und sieben Brüder erschlug mir schon der göttliche Achilleus; die Mutter raffte der Artemis Geschoß im heimischen Palast dahin. Du, Hektor, bist mir Vater und Mutter, bist mir Bruder, bist mein alles. So erbarme dich meiner und meide die Feldschlacht."

Erschüttert durch ihre Worte versetzt Hektor:

„Mich auch härmet das alles, o Trauteste, aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und die saumnachschleppenden Weiber,
Wenn als ein Feiger ich schnöd' entwich aus der ehrenden Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernte biederen Mutes
Immer zu sein und zu streiten im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen."

Darauf wollte er den kleinen Astyanax auf den Arm nehmen; aber das Kind schmiegte sich, vor dem wallenden Helmbusch erschreckend, an die Brust der Wärterin. Nun nahm Hektor den Helm ab, und das Söhnchen, des Vaters Antlitz erkennend, ließ sich willig von ihm auf den Armen wiegen und lächelte, wie er es küßte (Abb. 69). Voll herzlicher Vaterfreude betete er:

„Zeus und ihr andern Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilion mächtig beherrschen;
Und man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds. Dann freue sich herzlich die Mutter!"

Mit diesen Worten gab er das Kind der Mutter zurück, die unter Thränen lächelnd ihm an die Brust sank. Scheidend strich er ihr mit der Hand über die blühende Wange und sagte:

„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Hades,
Doch dem Verhängnis entrann niemand von den Sterblichen, mein' ich.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl und gebeut den dienenden Weibern
Fleißig am Werke zu sein. Den Männern gebühret des Krieges
Sorge und mir zumeist in Ilions ragender Feste."

Darauf eilte der Held wieder hinaus in das Kampfgetümmel, entschlossen, den Schimpf auszutilgen, welchen die Feigheit des Bruders über die Troer gebracht hatte. Er forderte deshalb den Tapfersten der Griechen zum Zweikampf heraus. Neun der besten Helden, unter ihnen Diomedes, Aias, Odysseus und Agamemnon selbst, drängten sich zu dem gefahrvollen Streite und warfen das Los, um den Willen der Götter zu erkennen; das Los entschied für den Telamonier **Aias**.

„Siehst du", rief er stolz und freudig dem Gegner zu, „daß im Heere der Griechen noch kriegerische Männer dir zu begegnen wagen? Auf denn, greif' an, wie du vermagst!" „Meinst du mit trotzigen Worten mich zu schrecken?" versetzte Hektor; „ich habe gelernt in der Feldschlacht zu streiten, und mein Thun bürgt für meine Rede. Darum schirme Haupt und Brust, denn nicht mit heimlicher List, sondern mit offenem Angriff gedenke ich dich



70. Aias und Hektor tauschen Geschenke.
Attisches Vasenbild.

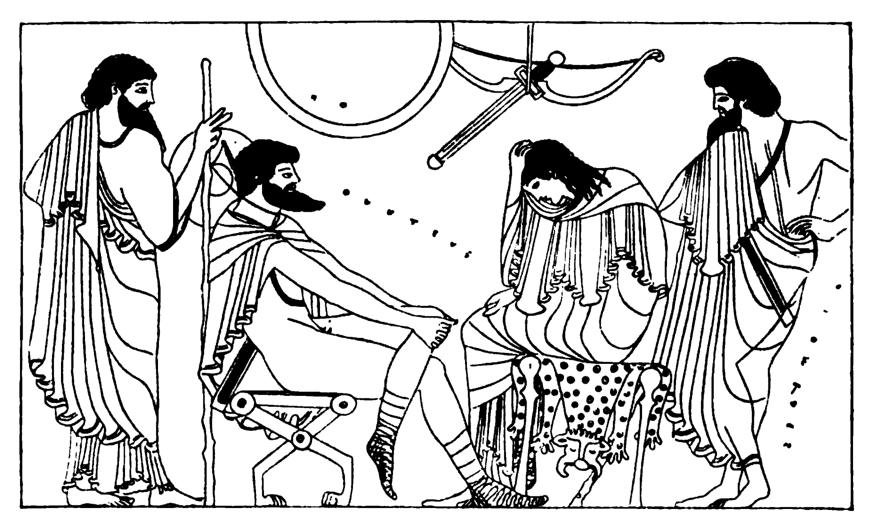
zu fällen." Mit diesen Worten schleuderte er die Lanze, die des Telamoniers Schild in die Mitte traf; doch durch die siebenfache Schicht von Leder und Erz vermochte sie nicht zu dringen. Dagegen durchbrach des Aias Speer Hektors Schild, und dieser vermied nur durch eine geschickte Wendung das grause Verhängnis. Dann warfen sie einander mit mächtigen Feldsteinen; aber auch dies ergab keine Entscheidung. Endlich griffen sie zu den Schwertern. Aber jetzt nahten Herolde und ermahnten, vom ferneren Kampfe abzulassen, weil die Nacht schon hereinbreche. „So mögen die Waffen denn heute ruhen", rief Hektor, „weil die Nacht es gebietet. Morgen oder an einem anderen Tage werde der Kampf zu Ende geführt. Doch bevor wir scheiden, wollen wir rühmliche Gaben einander darreichen, daß man von uns sage:

> „Seht, sie kämpften den Kampf der blutigen Zwietracht wie Männer,
> Und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet."

Darauf reichte er dem Aias sein treffliches Schwert und empfing dagegen einen purpurnen Leibgurt.

Am Abend versammelte Agamemnon die Helden in seinem Gezelt zum festlichen Mahle und legte selbst dem tapferen Aias das leckere Rückenstück vor, ihn für seine Thaten zu ehren. Als der Becher kreiste, nahm der greise Nestor das Wort. Er riet, die nächsten Tage zu ruhen, zur Bestattung der Toten einen Waffenstillstand zu schließen, zugleich aber auch eine starke Mauer um Lager und Schiffe zu bauen.

Ähnlichen Rat hielten die Troer, um Priamos versammelt. Die Waffenruhe ward von beiden Seiten angenommen. Als die Toten bestattet und Mauer und Graben um das Lager vollendet waren, begann der Kampf von neuem.



71. Der zürnende Achill.

Bild auf einem Gefäß aus Caere.

Achill, an dem das mädchenhafte Gesicht und die langen Locken auffallen, sitzt auf einem mit einem Pantherfell belegten Sessel, die rechte Hand im höchsten Schmerze an die Stirn gelegt; an der Zeltwand sind seine Waffen aufgehängt. Dicht vor ihm sitzt Odysseus, mit den gefalteten Händen sein linkes Bein umspannend, um seine Unruhe zu bemeistern. Hinter Odysseus steht Aias (?), hinter Achill dessen alter Freund Phoinix.

Um sein der Thetis gegebenes Versprechen endlich zu erfüllen, kündigte Zeus der Götterversammlung an, daß er jetzt allein die Schlacht lenken wolle, und verbot jede andere Einmischung.

Das Gefecht war an diesem Tage überaus hartnäckig. Diomedes hatte den Wagenlenker Hektors gefällt; da zogen Wetterwolken herauf, der Donner rollte und ein flammender Blitzstrahl fuhr vor den Rossen des Tydiden in die Erde. Noch dreimal versuchte es Diomedes, dem höhnenden Hektor die Spitze zu bieten; doch dreimal trieben ihn Blitz und Donner zu erneuter Flucht. Nur die Mauer, welche um das Lager und die ans Land gezogenen Schiffe getürmt war, hemmte die siegreich nachdrängenden Troer. Es war auch vergebens, daß die Griechen, von Agamemnon ermuntert, nochmals einen Vorstoß wagten. Nachdem Hektor auch noch den tapferen Teukros mit einem Feldstein schwer verwundet hatte, trieb er die Gegner endgültig in ihr Lager zurück. Er selbst samt dem Heere blieb die Nacht über bei lodernden Wachtfeuern im offenen Felde.



72. Der Kampf bei den Schiffen.

Nach einem griechischen Vasenbilde in München.

Links ist der Schnabel eines Schiffes sichtbar; der letzte Verteidiger (Aias) weicht eiligen Schrittes; Hektor dringt unwiderstehlich heran, kämpfend mit dem Speer, während ein Genosse ihm die Fackel zuträgt, die er in das Schiff schleudern will. Unter den ihm folgenden Trojanern läßt sich nur der letzte mit Köcher und phrygischer Mütze sicher als Paris benennen.

Am Abend erkannten die Griechen, daß sie der Hilfe des Achilleus nicht ferner entraten könnten. Die Rückgabe der schönwangigen Briseïs und reiche Geschenke wurden ihm angetragen; aber es war nicht sowohl der Verlust der Sklavin, was ihn so schwer kränkte, als der Übermut des Völkerhirten Agamemnon. Er verweigerte beharrlich jede Teilnahme am Kampfe. Mit diesem Bescheid entließ er die Boten Odysseus und Aias, nachdem er sie gastlich geehrt hatte.

Die Fürsten suchten ihr Lager auf, um von den Mühen des Tages zu rasten; aber Agamemnon fand keine Ruhe, denn seine Seele war bekümmert um die Völker, die er selbst in Bedrängnis gebracht hatte. Er verließ sein Zelt und irrte durch die finstere Nacht. Da begegnete er seinem Bruder Menelaos, der gleich ihm den erquickenden Schlaf nicht fand. Beide suchten den reisigen Nestor, den Beherrscher von Pylos, auf und beriefen nach dem Rate des Greises die Fürsten abermals zur Versammlung. Hier erboten sich Diomedes und Odysseus, zu den Troern zu schleichen, um womöglich Kunde von ihren ferneren Absichten zu bringen. Sie machten sich auch richtig auf den Weg und begegneten einem Boten Hektors, der Mauer und Schiffe erspähen sollte. Nachdem sie denselben ausgefragt und erschlagen, trafen sie auf thrakische Krieger unter dem Befehle des Rhesos, die abseits von den troischen Wachen und Feuern im Schlafe ruhten. Diese töteten sie mit der Schärfe des Schwertes und entrannen auf den schnell zusammengekoppelten Rossen des Thrakers.

Die nächtliche That der beiden Helden erhob den Mut des Heeres. Es rückte am frühen Morgen zur Schlacht aus. Allen voran zog Agamemnon. Seinem tödlichen Speer erlagen die edelsten Troer, bis an das skäische Thor trieb er die flüchtigen Scharen zurück. Auch hier, wo sich die Massen sammelten, drang er unwiderstehlich vor, bis ihm von einer Lanze der Arm durchbohrt wurde. Blutend verließ er die Walstatt, und Hektor führte nun die ermutigten Haufen der Troer wieder vorwärts. Diomedes suchte ihn zu hemmen; aber Paris, im Hinterhalte lauernd, schnellte ihm einen Pfeil in den Fuß. Den Verwundeten schirmte Odysseus. Lange hielt er allein den Andrang der Feinde aus; doch endlich stieß ihm ein starker Trojaner den Speer durch Schild und Harnisch in die Seite. Auf seinen Hilferuf erschienen Aias und Menelaos zu seinem Schutze und wehrten die Troer ab. Nachdem so die besten Helden der Griechen verwundet das Schlachtfeld geräumt hatten, gab es kein Halten mehr. Aias selbst wich zurück; Hektor aber führte seine Scharen in unwiderstehlichem Andrang gegen die Mauern des Lagers, hinter denen die Achäer Schutz suchten.

Umsonst mahnte jetzt der Seher Polydamas, vom weiteren Vordringen abzustehen, weil ein ungünstiges Vorzeichen erschienen war. Hektor rief ihm entgegen: „Ein Vorzeichen ist das beste, wenn man im Kampfe steht für das Vaterland!" und befahl den Sturm. Hin und her wogte der Streit; da riß der starke Sarpedon die Brustwehr herab und widerstand, an die Mauer geklammert, allen Versuchen, ihn wieder in die Tiefe zu stoßen. Hektor sah freudig den Erfolg. Er ergriff einen Stein, dergleichen mehrere Männer gewöhnlichen Schlags kaum mit Hebeln auf einen Wagen wälzen würden, trug diesen so leicht, wie ein Schäfer etwa ein Bündel Wolle trägt, und



73. **Menelaos mit der Leiche des Patroklos.**

Marmorgruppe im Hofe des Palazzo Pitti zu Florenz.

Nachbildung eines hochbewunderten und deshalb mehrfach wiederholten Werkes des 4. oder 3. Jahrhunderts. Früher bezog man die Gruppe auf Aias mit dem Leichnam des Achill; aber die Wunden an der Leiche sind genau dieselben, die dem Patroklos in der Ilias geschlagen werden. Menelaos ist nackt dargestellt, weil der Künstler nicht durch eine schwerfällige Rüstung die plastische Schönheit beeinträchtigen wollte. Ein Bruchstück derselben Statue wurde im 16. Jahrhundert in Rom bei dem Hause eines spottsüchtigen Schusters mit Namen Pasquino gefunden und an einer Straßenecke aufgestellt, wo es noch heute steht; der Name des Schusters ging später auf die Statue über, und es wurde Brauch, Spottverse, wie sie jener Schuster verfaßt hatte, sogenannte „Pasquillen", an dieser Statue anzukleben.

schmetterte ihn mit voller Wucht gegen das Lagerthor, daß es krachend auseinander brach. Jauchzend stürzte er, von seinen Scharen gefolgt, in den inneren Raum und geradeaus weiter nach den Schiffen. Erst bei diesen vermochte Aias die geschlagenen Scharen der Griechen so weit zu ordnen, daß sie, fest zusammengeschlossen, beharrlichen Widerstand leisteten.

In dieser Gefahr beschlossen Hera, Pallas Athene und der meerbeherrschende Poseidon, den Bedrohten auf eigene Hand Hilfe zu bringen. Die Himmelskönigin entlieh schmeichelnd von Aphrodite den Gürtel der liebreizenden Schönheit. Mit ihm geschmückt trat sie zu Zeus auf den Ida. Dieser, sonst gewohnt, seine Ehegenossin voll Widerwärtigkeit zu finden, war von der liebenswürdigen Anmut, mit der sie jetzt ihm nahte, leicht umgarnt. Unter ihren Liebkosungen versank er bald in tiefen Schlummer. Jetzt eilte Athene zu den durch die Erfolge der Feinde entmutigten Griechen; aus der Tiefe des Meeres erhob sich Poseidon und rief mit weitschallender Stimme die Scharen zur Schlacht. Die Troer wurden über die Mauer zurückgedrängt; Hektor, von einem Feldstein auf die Brust getroffen, mußte vom Kampfplatz getragen werden; näher und näher kam das Getümmel den Thoren der Stadt.

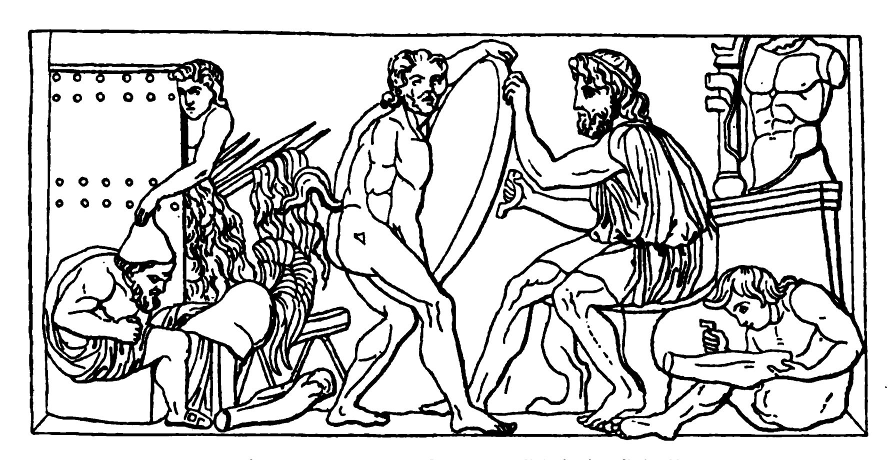
Als Zeus endlich erwachte, erkannte er mit Staunen die veränderte Lage. Fast hätte er im Zorn die schmeichelnde Hera in die Tiefe gestürzt. Auf sein Geheiß mußte Iris dem Erderschütterer Botschaft bringen, daß er sogleich in sein feuchtes Reich zurückzukehren habe. Apollon gab jetzt dem tapferen Hektor, der noch immer ächzend in den Armen seiner Getreuen lag, die alte Kraft zurück und scheuchte mit ihm die Achäer vor sich her wie der Wolf die furchtsamen Lämmer. Bald war die Lagermauer zum zweitenmal durchbrochen, und der Kampf drehte sich wieder um die Schiffe. Auf dem vordersten stand Aias, Telamons Sohn. Gleich einem Turm ragte er unter den Kriegern hervor. Die Geschosse rasselten ihm auf Helm und Schild; der Aufruhr des Streites rauschte um ihn wie der Ansturm der Meereswogen; er keuchte von der unendlichen Mühe, doch schleuderte er Speer auf Speer unter die Troer, welche schon Feuerbrände herantrugen, um die Schiffe zu verbrennen. Und wirklich gelang es dem Hektor, in eines der Fahrzeuge Feuer zu werfen, daß die Flammen himmelan loderten, weithin den Untergang der Achäer verkündend.

Diese Vorgänge beobachtete **Achilleus** mit seinem Waffenbruder **Patroklos** von einem seiner Schiffe aus. Er sandte seinen Freund ab, daß er ihm gewisse Nachricht brächte. Patroklos suchte den Nestor auf und erfuhr den bedenklichen Stand der Dinge. Er eilt zu Achilleus; er stellt ihm beweglich die verzweifelte Lage, ihre eigene Gefahr vor Augen. Dies endlich stimmt den schmollenden Helden zu einiger Nachgiebigkeit. Er waffnet den trauten Genossen mit seiner eigenen Rüstung und verstattet, daß er an der Spitze der Myrmidonen die Troer von den Schiffen zurücktreibe, schärft ihm aber ein, die Verfolgung nicht über die Lagermauer fortzusetzen.

Patroklos verspricht alles und zieht mit den kampfbegierigen, ausgeruhten Kriegern den erschöpften Griechen zu Hilfe. Dem unerwarteten Angriff und besonders dem Mut und dem tapferen Arme des Helden sind die siegestrunkenen Feinde nicht gewachsen; sie weichen unter großem Verluste zurück. Aber Patroklos vergißt sein Versprechen; von der Furie der Schlacht wird er von

den Schiffen zur Mauer, von dieser aufs flache Feld und bis in die Nähe von Troja fortgerissen. Aber nachdem er den Zeus-Sohn Sarpedon mit seinem Speer gefällt, wird er selbst im Getümmel zweimal verwundet und endlich von Hektor erschlagen, der sich sogleich in Achills treffliche Rüstung hüllt.

Um den toten Leib des Helden entbrennt der hitzigste Kampf; die Griechen werden abermals zum Rückzug gezwungen. Schon dämmert es, schon können sie den Leichnam nicht mehr verteidigen, da erscheint Achilleus, zwar waffenlos, doch auch so noch furchtbar, und schreckt durch seine weitschallende Stimme die Feinde von fernerer Verfolgung zurück. Sein Schmerz um den lieben Freund ist unermeßlich, und seine lauten Wehklagen rufen seine Mutter Thetis aus der Tiefe des Meeres in das Zeltgemach, das von Jammer erfüllt ist.



74. In der Schmiede des Hephästos. Griechisches Vasenbild.

Hephästos ist eben im Begriff, eine Handhabe an einen großen Schild zu befestigen, welchen ein vor ihm stehender Satyr mit beiden Händen festhält. Hinter dem Gott steht auf einem Untersatz ein fertiger Panzer; davor sitzt ein jugendlicher Satyr am Boden, welcher eine Beinschiene poliert. Links ist der Ofen; vor demselben hockt ein zwergartiger Alter (vermutlich Kedalion, der Lehrmeister des Hephästos) auf einem Steinwürfel und prüft die Politur eines Helmes. Ein hinter dem Ofen versteckter Satyr neckt den Alten, indem er ihm die Mütze vom Kopfe zieht.

Sie sucht ihn von den Gedanken blutiger Vergeltung abzulenken, indem sie verkündigt, daß auch ihn, wenn Hektor gefallen sei, alsbald des Todes Geschick ergreifen werde. Vergebens; er begehrt nur Rache, dann will er gern in das finstere Schattenreich niedersteigen. Nun erhebt sich Thetis zum Olymp und läßt von Hephästos eine schimmernde Rüstung anfertigen, Helm, Panzer, Beinschienen und vor allem einen Schild mit Bildwerk, welches die Gestirne des Himmels und das Schaffen der Menschen in Krieg und Frieden darstellt. Dies alles wurde kunstvoll in derselben Nacht noch vollendet, und ehe die Morgenröte mit rosigen Fingern emporstieg, brachte die Göttin dem harrenden Sohne das köstliche Waffengeräte. Bald ist er gerüstet; er tritt in die Versammlung der Fürsten, um zum schnellen Aufbruch zu mahnen, und bietet Agamemnon die Hand zur Versöhnung, denn aller Zorn um die erfahrene Kränkung ist erloschen. Der Völkerhirt aber bekennt freimütig sein Unrecht und läßt sogleich Briseïs und die Geschenke bringen, die er dem Peliden zur Sühne gelobt hatte. Nach eingenommenem Frühmahl rücken die Griechen zur

Schlacht aus, allen voran Achilleus, in der neuen Rüstung gleich einem Unsterblichen strahlend.

Aber auch die Troer sind auf dem Plane. Ihnen stürmt mutigen Herzens der edle Äneas voran. Mit mächtigem Schwunge schleudert er die Lanze nach dem Peliden, und nur die von Hephästos geschmiedete Wehr hemmt das grause Verhängnis. Der eschene Speer des Achilleus durchbricht krachend des Gegners Schildrand. Aber schnell hat Äneas einen Feldstein ergriffen, während der Pelide mit gezücktem Schwert auf ihn anstürmt. Nun wäre einer der Helden gegen des Schicksals Spruch gefallen, aber Poseidon entrückt den hochherzigen Äneas der Gefahr und führt ihn nach einer anderen Seite des Schlachtfelds. Achilleus dagegen wütet mit unnahbaren Händen in den Scharen der Troer, unersättlich im Mord und allenthalben den strahlenden Hektor suchend. Er trieb Haufen von Flüchtlingen in den Fluß Skamandros; er sprang ihnen nach in die Strömung und hieb sie mit dem Schwerte nieder, daß das Wasser von dem Blut sich färbte. Darauf erhebt sich zürnend der von Leichen gehemmte Skamandros und verfolgt den Helden mit seinen angeschwollenen Wogen. Vergebens strengt der Pelide seine gewaltige Kraft an,



75. Kampf zwischen Achill und Hektor.
Rotfiguriges attisches Vasenbild aus Caere.

die Fluten des Gottes umrauschen ihn in wilden Strudeln. Endlich kommt Hephästos ihm zu Hilfe und trocknet mit seinen Gluten die ausgetretenen Gewässer.

Die Troer waren indessen hinter ihre Mauern geflohen. Nur Hektor steht noch am Thore, den schrecklichen Mann erwartend, den er bisher gemieden. Mit lautem Frohlocken erblickt ihn Achill, stürzt auf ihn zu und verfolgt ihn, den die Ahnung des Todes ergreift, dreimal um die Mauer. Endlich hemmt der troische Held seinen Lauf. Er ist zum verzweifelten Kampf entschlossen. „Wie auch die Unsterblichen den Ausgang unseres Streites bestimmt haben", ruft er dem Verfolger entgegen, „ein Bund bestehe zwischen mir und dir, daß der Leib des Gefallenen nicht geschändet werde."

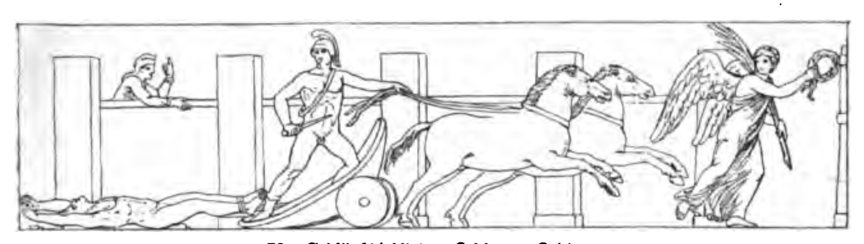
„Kein Bund ist zwischen uns", erwidert der wilde Krieger; „niemals schließt der Wolf mit dem Lamme Vertrag." Damit schleudert er die entsetzliche Lanze, die jedoch nur den oberen Schildrand des Gegners durchbricht und weithin in den Boden fährt.

„Gefehlt", ruft Hektor freudig, „nun wahre dich selbst, thörichter Schwätzer!" und krachend trifft sein Speer des Achilleus Schild, der aber, von Hephästos selbst geschmiedet, für menschliche Waffen undurchdringlich ist.

Jetzt zückt Hektor das zweischneidige Schwert, um es mit dem Nahkampf zu versuchen. Dagegen hat Achilleus die vom Schilde abgeprallte Lanze von neuem ergriffen und durchbohrt ihm damit die Kehle. Vergebens ist des Sterbenden Bitte um Schonung seines Leichnams; der mitleidlose Sieger schleift ihn an seinem Wagen unter den Augen des jammernden Priamos, der unglücklichen Andromache nach dem Lager, wo er den Hunden zum Fraße dienen soll.

Am folgenden Tage ist die Leichenfeier des Patroklos. Auf einem großen Holzstoße wird die Leiche verbrannt, zwölf gefangene troische Jünglinge werden dabei geopfert. Darauf wird die Asche in eine goldene Urne gesammelt und in einem hoch aufgerichteten Grabhügel beigesetzt. Zum Schluß werden festliche Spiele angeordnet, bei denen sich die ritterlichen Künste aller Helden im besten Lichte zeigen.

Dies alles konnte jedoch den Schmerz des Helden nicht lindern. In dem Gemache, das er sonst mit dem Freunde geteilt, saß er allein die lange Nacht hindurch. Das Haupt auf den Arm gestützt, hing er maßloser Trauer nach und zürnte den Göttern, die so Schweres über ihn gebracht hatten. In solche



76. Achill schleift den Leichnam Hektors.
Nach einem Marmortäfelchen im kapitolinischen Museum.
Nike, die Siegesgöttin, eilt mit Palmzweig und Kranz dem Wagen voran; ein Troer auf der Mauer erhebt klagend (?) die Hand.

Gedanken versunken, hört er nicht, wie ein Wagen heranrasselt, noch bemerkt er, wie ein ehrwürdiger Greis bei ihm eintritt, bis derselbe unter Thränen ihm Kniee und Hände umfaßt. „Höre mich, du göttergleicher Sohn des Peleus“, spricht der alte Mann, „höre mich um deines Vaters willen. Vielleicht umdrängen auch ihn in seinem Alter feindliche Scharen, und er sehnt sich innig nach dem starken Sohne, der ihn schütze. Aber er weiß doch, daß du lebst, und hofft auf deine Heimkehr, die alle Bedrängnis verscheuchen wird. Des getröstet sich der König in seiner Verlassenheit. Ich war auch einst glücklicher Vater, hatte fünfzig blühende Söhne, Stützen meines Alters; viele von ihnen sind gefallen, den trefflichsten erschlugst du selbst, und ich kann nicht mehr für sein Leben dich anflehen; ach, gieb uns nur den Toten zurück! Gieb ihn zurück, ich beschwöre dich bei dem Haupte deines alten Vaters, der niemals also vor einem jüngeren Manne knieen möge.“

Solcher Bitte vermag das Herz des Helden nicht zu widerstehen. Auch er weint um den fernen Vater, um den erschlagenen Freund, und seine Thränen vermischen sich mit denen des vor ihm knieenden Greises. Er richtet ihn auf: „Ich kenne dich wohl, alter Mann; du bist Priamos, der gleich mir schweres Leid trägt. Aber sei getrost, die Götter verleihen Sterblichen bald Traurigkeit,

bald auch Freude, und das muß man hinnehmen, wie sie es fügen. Nun da dich ein gütiger Gott durch die Wächter des Lagers hierher geleitet, soll deine Bitte nicht unerhört bleiben." Er will ihn zu seinem eigenen Sessel führen, aber der Greis fleht ihn an, zuvor die Geschenke, die er mitgebracht, entgegenzunehmen und die Leiche seines Sohnes an ihrer Statt auf den Wagen zu legen. Sogleich verläßt Achilleus das Gemach, befiehlt den Dienern, Hektors toten Leib zu waschen, mit wohlriechendem Öl zu salben und in ein reines Gewand zu hüllen. Er selbst hebt ihn dann auf den Wagen, indem er düster vor sich hin spricht: „Zürne mir nicht, Patroklos, wenn du im Hades vernimmst, daß ich Hektors Leichnam seinem Vater übergeben habe. Reichte er mir doch ansehnliche Geschenke, von denen auch dir ein Teil geweiht sein soll." Dann trat er wieder ins Zelt mit den Worten: „Dein Sohn ist gelöst, o Greis, wie du begehrst, er ruht auf dem Wagen. Nun aber gedenke des



77. Priamos bei Achill.

Darstellung auf einem Prachtgefäße aus Cervetri.

Wir sehen Achill in seinem Zelte, dessen Wände durch aufgehängte Waffen und Kleidungsstücke angedeutet sind, auf ein schönverziertes Speisesopha gelagert. Er hat eben gespeist, das Messer ist noch in seiner Hand. Unter dem Lager liegt, mit Wunden bedeckt, der Leichnam Hektors. Priamos steht in würdiger Haltung, den Stab aufstützend, vor dem Peliden; anscheinend hat er seine Anrede schon zu Ende gebracht; denn Achill wendet sich zu seinem Schenkknaben, um dem Gaste den Begrüßungstrank bringen zu lassen. Hinter Priamos stehen zwei Diener und zwei Dienerinnen, welche große Amphoren, Truhen und Silberschalen als Lösegeld tragen.

Mahles; nahm doch selbst Niobe Speise, als der Götter Geschosse alle ihre Kinder dahingerafft hatten."

Ein fettes Schaf ward geschlachtet, zubereitet und vorgelegt, auch Brot dazu verteilt. Während des Mahles betrachteten sich beide Männer. Priamos staunte über die gewaltige Gliederfülle und den feurigen Blick des Helden; dieser bewunderte das ehrwürdige Antlitz und die edle Haltung seines Gastes und vernahm mit Wohlgefallen seine verständige Rede. Als sie gespeist und zur Genüge von dem lieblichen Wein gekostet hatten, bereitete Achilleus dem müden Greise ein Lager, und dieser schlummerte unter dem Dache des furchtbaren Mannes so friedlich und sicher wie sonst im heimischen Palaste. Ehe der Morgen graute, schied der königliche Greis gen Ilion; beim Scheiden bewilligte ihm der Pelide noch eine elftägige Waffenruhe, damit er die Leichenfeier für Hektor würdig begehen könne."

Mit der Leichenfeier Hektors schließt Homers „Ilias". Andere, meist spätere Dichter haben die Erzählung fortgesetzt. Sie berichten u. a. von der streitbaren Königin Penthesilea, die mit ihren Amazonen den bedrängten Troern zu Hilfe eilt. Im heißen Kampfe treibt sie die Achäer in ihr Lager zurück, erliegt aber schließlich den Waffen des stürmisch hervorbrechenden Achilleus. Als der Sieger ihr die strahlende Rüstung raubt, wird er von Liebe zu der toten Heldin ergriffen. Wegen dieser schönen Empfindung verspottet ihn Thersites, der häßlichste und schmähsüchtigste Mensch im griechischen Lager. Ein Backenstreich des Peliden stopft ihm den Mund, raubt ihm aber auch das Leben.

Unterdessen langt der Held Memnon mit zahllosen Scharen wehrhafter Äthiopier an. Der gewaltige Kämpe scheucht die Achäer vor sich her wie



78. Kampf um den gefallenen Achill.

Vom Westgiebel des Athenetempels zu Ägina, jetzt in der Glyptothek zu München.

Links Aias, am Boden Achill zu Füßen der Athene, die in der Mitte des Giebels stand; rechts Äneas als Vorkämpfer der Troer.

furchtsames Wild, denn er ist stark wie ein Löwe, und seine Mutter, die rosenfingrige Eos oder Morgenröte, wandelt ihm schützend zur Seite. Selbst Achilleus sucht ihn zu vermeiden, weil nach dem Schicksalsspruche, wenn Memnon fällt, auch sein Lebensziel nahe ist. Als aber Antilochos, Nestors herrlicher Sohn, unter den Händen des furchtbaren Äthiopiers verblutet, da drängt es den Peliden zum entscheidenden Kampfe. Er siegt und erschlägt den Gegner; dann verfolgt er die Troer bis an die Thore der Stadt. Schon droht er in die ragende Feste selbst einzudringen, da vollzieht sich sein hartes Geschick. Ein Pfeil vom Bogen des Paris oder des Apollo, ihm in die allein verwundbare Ferse gesandt, bringt ihm den Tod.

Doch steht Troja noch immer unerschüttert. Die Griechen schwächen sich selbst durch verderblichen Hader um die Waffen des gefallenen Peliden. Aias und Odysseus erheben gleichzeitig Anspruch auf seine göttliche Rüstung. Sie

wird dem letzteren zuerkannt, weil gefangene Troer versichern, er habe die Stadt am schwersten durch tapfere That und klugen Rat geschädigt. Aias kann diese Zurücksetzung nicht verwinden; er stürzt sich, von Wahnsinn ergriffen, selbst in sein Schwert.

Die Starken sind zum großen Teil dahingeschieden; aber frische Kräfte treten an ihre Stelle. Der troische Seher Helenos, der gefangen worden war, hatte verkündigt, daß ohne die Geschosse des Herakles die Stadt nicht erobert werden könne. Philoktetes, der Erbe dieser Geschosse (s. o. S. 83), war auch mit gen Troja gefahren, aber wegen einer unheilbaren, stets eiternden Wunde auf der Insel Lemnos ausgesetzt worden. Dorthin fuhren jetzt Diomedes und Odysseus, um den kranken Bogenschützen abzuholen. Aber Philoktetes, voll berechtigten Grolles, weigerte sich, ihnen zu folgen. Es bedurfte der ganzen List des Odysseus, um ihn schließlich doch noch ins Feldlager vor Troja zu bringen, wo der kundige Arzt Machaon ihn alsbald heilte. Er raffte mit seinen tödlichen Pfeilen viele tapfere Trojaner hinweg, unter ihnen den Paris, den Urheber des unseligen Krieges.

Auch den Neoptolemos, den blühenden Sohn des Achilleus, holte Odysseus von der Insel Skyros herbei, wo er gleich seinem Vater in aller Stille zum Helden herangewachsen war. Odysseus trat ihm alsbald die von Hephäst geschmiedeten Waffen ab. Neoptolemos war durchaus das Ebenbild seines Vaters, kühn und stark wie jener. Er erlegte unter andern den Eurypylos, der aus Mysien den Troern zur Hilfe gekommen war und wie ein zweiter Hektor die Achäer bedrängt hatte.

Nach einem alten Schicksalsspruch war Ilion unbesiegbar, solange das Bild der Burggöttin, das sogenannte Palladion, in seinen Mauern weilte. Odysseus und Diomedes schlichen daher durch eine unterirdische Wasserleitung in die Stadt, erspähten eine günstige Gelegenheit, bemächtigten sich des heiligen Bildes und brachten es ungefährdet in das Lager der Griechen.

Aber immer war noch kein Ende des mühseligen Krieges abzusehen. Fürsten und Völker waren erschöpft; selbst Agamemnon riet einmal, auf den dunklen Meerschiffen nach der lang entbehrten Heimat zurückzusteuern. Gegen ihn erhob sich zürnend der kühne Diomedes, und Odysseus erklärte, was der offenen Gewalt nicht gelinge, werde oftmals durch Verstand und Klugheit erreicht. Dann legte er dar, was er in tiefer Seele ersonnen, und die versammelten Könige zollten ihm Beifall. Gleich am folgenden Tage ließ er von dem kundigen Werkmeister Epeios ein riesiges hölzernes Pferd zimmern, in dessen Leib er sich selbst mit den tapfersten Helden barg. Die übrigen verbrannten die Zeltlager und fuhren scheinbar der Heimat zu; in Wahrheit blieben sie abwartend hinter der Insel Tenedos liegen. Als die Troer fröhlich aus der Stadt eilten, fanden sie einen mißhandelten Griechen mit Namen Sinon, der ihnen hinterbrachte, daß einem Orakel zufolge ihre Stadt für alle Zeit unüberwindlich sein werde, wenn sie das gezimmerte Kunstwerk in ihre Mauern zögen. Man beriet hin und her. Da kam Laokoon, der Priester Apollos, des Weges. „Unglückselige Männer“, rief er, „wollt ihr Geschenke der Danaer annehmen? Glaubt ihr, daß von ihren Händen irgend ein Gut euch zugewendet werde? Ins Meer mit dem Ungetüm! oder besser noch ins Feuer!“ Mit diesen Worten stieß er seinen Speer mit Macht in den

Bauch des Rosses, und es klirrten im Innern die Waffen der verborgenen Männer. Bald darauf schossen zwei ungeheuere, dem Meere entstiegene Schlangen auf die beiden Söhne Laokoons los und umschlangen sie, und als der Vater zu Hilfe eilte, ward auch er in die tödlichen Ringe verstrickt, wie dies später von rhodischen Bildhauern in einer berühmten Marmorgruppe (s. unten) dargestellt worden ist.

Der Tod des Priesters und seiner beiden Söhne schien den Troern ein Wink der Götter, daß das hölzerne Pferd unter ihrem besonderen Schutze stehe. Sie zogen es in die Stadt, indem sie einen Teil der Mauer niederrissen, da die Thore zu eng waren. In der folgenden Nacht, während ganz Troja die endliche Befreiung in Lustbarkeit beging, gab Sinon der Flotte bei Tenedos das verabredete Feuerzeichen und öffnete dann die verborgene Thür des hölzernen Pferdes.



79. Die Helden entsteigen dem hölzernen Pferde. Stark vergrößert nach einem antiken geschnittenen Stein.

Die Helden stiegen heraus und begannen die Blutarbeit; zugleich brach das rasch zurückgekehrte Heer durch die Mauerlücke in die unbewachte Stadt. Bald erfüllte Raub und Mord alle Straßen. Nur auf der Burg sammelten sich streitbare Scharen zu beharrlichem Widerstand. Von dem Söller herab wurden Steine und Geschosse geschleudert, und mancher Achäer fand hier statt der gehofften Beute den Tod. Da gelingt es dem Neoptolemos, die Pforte der Burg mit der Axt zu zerspalten. Unter gräßlichem Morden dringt er vor bis zur Königshalle. Der greise Priamos hat die zitternden Glieder in die schwere Rüstung gehüllt; er schleudert noch eine ohnmächtige Lanze auf die Feinde seines Volkes, dann fällt er von der Hand des Neoptolemos, der, unbarmherziger als sein Vater, des schwachen Greises nicht schont. Auch Hektors kleiner Sohn findet bei ihm kein Erbarmen, er zerschmettert ihn am Gemäuer. Seine Mutter Andromache aber schleppt er mit sich ins Lager.

Ein anderer Schwarm, geführt von Menelaos und Odysseus, bricht in das Haus des **Deïphobos** ein, dem sich nach dem Tode des Paris die schöne Helena vermählt hatte. Hier sind viele tapfere Männer zur Abwehr bereit. Der Kampf wogt hin und her. Zuletzt siegt die Übermacht. Deïphobos wird erschlagen; Menelaos schwingt das mordende Schwert über dem treulosen Weibe, von Zorn übermannt; aber wie er ihr ins Angesicht schaut, das in unvergänglicher Schönheit blüht, erwacht die alte Liebe, und er schließt sie schirmend in die Arme.



80. Der Tod des Priamos. Nach dem Gemälde von Benvenuti.

Im Hof steht ein Altar, daneben unter einem Lorbeerbaum **das Bild des Zeus, des Apollon und der Aphrodite.** Priamos hatte sich zur Gegenwehr gewaffnet, aber auf die Bitten der Seinigen an die heilige Stätte begeben. Da kam, von Neoptolemos' mörderischem Spieße durchbohrt, sein Sohn Polites bluttriefend durch den Haufen der Feinde die weite Halle dahergerannt; Neoptolemos verfolgte ihn, bis der Knabe zu Priamos' Füßen an den Stufen des Altars tot niedersank. Priamos, ergrimmt über die an dem Kinde verübte Unthat wollte den Speer gegen Neoptolemos schleudern, aber von schwacher Hand geworfen, drang dieser kaum in den gegnerischen Schild. Jetzt packt Neoptolemos den Greis am silbergrauen Haare, reißt ihn nieder an den Altar, von dem entsetzt der Priester entflieht, und zückt mit der Rechten das Schwert gegen den Wehrlosen. Umsonst bitten die alten Troer für sein Leben, umsonst flehen die Töchter zu den Göttern, umsonst hängen sie sich an die Mutter, welche laut aufschreiend und händeringend zu dem toten Sohne heranstürzt. Mit grimmigem Blick auf die unglückliche Hekabe eilt Neoptolemos, seines Vaters Tod an dem Vater des Paris zu rächen.

Kassandra war in das Heiligtum der Burggöttin geflüchtet und hielt schluchzend die Bildsäule der Pallas umschlungen. Phöbos Apollon hatte einst um ihre Liebe geworben und ihr die Gabe der Weissagung verliehen. Aber Kassandra hatte sich dem Gott versagt, und seitdem war sie mit dem Fluche belastet, daß man ihren prophetischen Worten niemals Glauben schenkte. Sie hatte den ganzen unseligen Jammer geweissagt, aber niemand hatte auf sie gehört. Jetzt suchte sie Schutz bei der Göttin; allein Aias, Oïleus' Sohn, zerrte sie an den Haaren von der Bildsäule weg und führte sie unter schmählichen Mißhandlungen auf sein Schiff.

Nur ein Zweig der königlichen Familie blieb vom Untergang bewahrt. Seinen Vater Anchises auf den Schultern, seinen Sohn Askanius an der Hand, geschützt von seiner Mutter Aphrodite entkam Äneas glücklich durch gezückte Schwerter und lodernde Flammen nach dem Ida und von dort dann später nach Italien, wo seine Nachkommen das weltbeherrschende Rom erbauen sollten.

Indessen sinken Häuser und Paläste in Trümmer; was das Schwert nicht vertilgt, die Habgier nicht raubt, verzehren die Flammen, welche himmelan lodernd den Völkern ringsum den Untergang der herrlichen Stadt und die Rache der Hellenen verkünden.

e) Die Abenteuer der Heimkehr.

Unter Jubelruf zogen jetzt die siegreichen Griechen ihre Schiffe in die Salzflut und begannen die Heimfahrt. Aber die Götter waren ihnen gram wegen der in Troja verübten Frevel. Vor allem zürnte Athene dem jüngeren Aias, dem Sohne des Oïleus, der Kassandra von ihrem heiligen Altar gewaltsam fortgeschleppt hatte. An den Steilküsten Euböas sandte sie einen wilden Sturm, und mit dem Donnerkeil ihres Vaters zerschmetterte sie das Schiff des Aias. Dieser erreichte schwimmend eine Klippe und vermaß sich, allen olympischen Göttern zum Trotz sich zu retten. Da stieß Poseidon die Klippe um, so daß der Frevler versank.

Ein noch schrecklicheres Schicksal wartete auf den heimkehrenden Agamemnon. Seine Gemahlin Klytämnestra grollte ihm, seit er die Iphigenie in Aulis der Sache der Griechen geopfert. Ihren Groll benutzte Ägisthos, des Thyestes Sohn. Schmeichelnd umwarb er sie, bis sie die seine wurde und Palast und Thron Agamemnons mit ihm teilte. Als nun Agamemnon nach zehnjähriger Abwesenheit in der Bucht von Argos landete, kam ihm sein Weib mit falscher Freundlichkeit entgegen. Arglos begab sich Agamemnon in sein Haus und setzte sich an die Tafel. Da nahte Ägisth mit seinen Leuten und schlug den König und seine Begleiter nieder „wie Schlachtvieh in einem reichen Hause."

Doch lange sollte sich Ägisthos der weithin reichenden Herrschaft und der Ehegenossin nicht erfreuen. Ein Rächer wuchs heran in Orestes, dem Sohne Agamemnons, den die sorgende Schwester Elektra zu ihrem Ohm Strophios nach Phokis geflüchtet hatte. Mit dem Sohne dieses Fürsten, seinem treuen Freunde Pylades, machte sich Orestes nach zehn Jahren auf, um Blutrache zu üben.



81. Iphigenie. Nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach.
(Verlag von Franz Hanfstängl in München.)

Unerkannt treten die Freunde in die goldenen Hallen von Mykenä. Sie überreichen Klytämnestra eine Urne mit dem Vorgeben, daß darin die Asche des mittlerweile gestorbenen Orestes enthalten sei. Die entartete Mutter, immer in Furcht vor der Rache des Sohnes, kann ihre Freude über die Nachricht nicht verbergen. Noch zögert Orestes; aber Elektra, die ihn erkennt, schürt die Glut seines Zornes. So fällt Klytämnestra durch die Hand des Sohnes, und Ägisthos teilt ihr Schicksal. Doch aus dem dunklen Hades steigen die Eumeniden (Rachegöttinnen) herauf, wie aus der Seele des Verbrechers die Selbstanklage und die Pein des Gewissens. Vor ihren Schlangengeißeln entflieht der Muttermörder und sucht Zuflucht bei Apollon zu Delphi. Der Gott befiehlt ihm nach Tauris zu wandern und das heilige Bild der Artemis von dort nach Hellas zu bringen. Begleitet von seinem Busenfreunde Pylades, eilt er nach der taurischen Küste. Doch kaum sind sie gelandet, so werden sie von den Barbaren ergriffen und vor Thoas, den König des Landes gebracht. Uraltem Brauche gemäß befiehlt dieser, die beiden Fremdlinge der Artemis zu opfern. Schon werden sie vor den Altar geschleppt, da erkennt Iphigenie, welche die Göttin einst hierher entrückt und vor den Greuelthaten ihres Hauses bewahrt hatte, in Orestes ihren Bruder. Schnell ist nun die Flucht geplant, und das rettende Schiff trägt sie und das geraubte Götterbild der geliebten Heimat zu, nach der Iphigenie so oft am Meeresufer sehnsüchtig ausgeschaut hatte (vgl. Abb. 81). Durch die reine Jungfrau wird dann endlich Orestes entsühnt, wird der Fluch getilgt, der seit Generationen im Hause des Atreus seine schrecklichen Opfer gefordert hatte.

Am wunderbarsten gestaltete sich die Heimkehr des Odysseus, des Königs von Ithaka. Von den Irrfahrten und Abenteuern, die er bestehen mußte, ehe er nach 20 Jahren der Trennung seine treue Penelope wieder in die Arme schließen durfte, handelt das zweite große Heldengedicht Homers, die Odyssee. Wie die Ilias nur das letzte Jahr des trojanischen Krieges geschildert hatte, so versetzt uns auch die Odyssee gleich an das Ende der Irrfahrten des Odysseus. Und zwar führt uns der Dichter zunächst nach Ithaka.

Als auch nach der Eroberung Trojas Jahr auf Jahr verging, ohne daß Odysseus heimkehrte, war die gesetzliche Ordnung auf der Insel in Verfall geraten. Der greise Laertes kam nicht mehr zur Stadt; er lebte auf seinem Landgute, pflanzte Obstbäume und beschnitt seine Reben; aber seine Seele härmte sich um den fernen Sohn. Noch tieferes Weh erfuhr Penelope, denn sie war nicht nur von Trauer um den Gemahl erfüllt, sondern zugleich bedrängt von hundert Freiern, den Söhnen der Machthaber von Ithaka und den umliegenden Inseln, welche verlangten, daß sie einem von ihnen als Ehegemahl in sein Haus folge. Da sie dessen sich weigerte, so kamen die jungen Leute täglich in den Palast des Odysseus und zehrten in wüsten Gelagen die reiche Habe des Königs auf.

Wohl war Telemachos, den einst Odysseus als Säugling zurückgelassen, zum kraftvollen Jüngling herangereift; jedoch unvermögend, allein der ruchlosen Menge zu steuern, mußte er zusehen, wie die treuen Hirten tagtäglich gezwungen wurden, das beste Vieh zum Schmause der Schlemmer zu liefern. Er berief eine Volksversammlung und sprach unverzagt von dem schreienden Unrecht, das vor aller Augen an dem edelsten Geschlechte verübt werde. Aber

die Freier wagten es, ihm trotzig zu widersprechen. „Deine Mutter ist schuld, daß wir dein Gut verzehren“, rief der stolze Antinoos. „Vor vier Jahren verhieß sie, einen von uns zum Gatten zu erwählen, sobald sie das Leichentuch für den greisen Laertes fertig habe. Sie arbeitete emsig daran, aber es rückte nicht voran. Endlich verriet uns eine Dienerin, daß sie des Nachts auftrenne,



82. Penelope.

Statue im Vatikan.

Das schöne Werk ist mehrfach und zwar falsch ergänzt. Vor allem ist der Kopf nicht zugehörig, denn er ist männlich (!) und stammt von der Statue eines Jünglings, der sich eben die breite Siegerbinde um das lockige Haupt schlingt. Auch die Hände sind unschön ergänzt; endlich saß Penelope, wie sich nachweisen läßt, ursprünglich nicht auf einem Felsen, sondern auf einem Arbeitsstuhl, unter dem ein Wollkorb sichtbar wurde.

was sie am Tage gewoben. Wohl zwangen wir sie zur Fertigstellung des Tuches; aber sie beharrt nach wie vor auf ihrer Weigerung. Willst du nun, daß wir dein Haus verlassen, so sende deine Mutter zu Ikarios, ihrem Vater, der sie dann einem von uns zur Gattin geben wird; behältst du sie aber bei dir, so werden wir nicht aufhören, von deinem Gute zu schmausen.“

In der Versammlung hatte Pallas Athene in der Gestalt des Mentor, eines alten Freundes des Odysseus, für die gerechte Sache geredet. Sie nahte jetzt dem Jüngling, als er bekümmert am Meere stand, und forderte ihn auf, nicht müßig zu bleiben, sondern gleich dem Vater auf Abhilfe bedacht zu sein. Nach Pylos zu dem greisen Nestor und nach Lakedämon zu Menelaos solle er gehen und bei ihnen forschen, ob sie nicht von dem fernen Vater Kunde hätten. Als Telemachos darauf einging, beschaffte Mentor ein Fahrzeug mit rüstigen Ruderern; für Mundvorrat und herzstärkenden Wein sorgte die alte, treue Schaffnerin Eurykleia, der man das Vorhaben anvertraute. Nach Einbruch der Nacht glitt das Schiff mit günstigem Fahrwind durch die rollenden Wogen und erreichte am folgenden Tage die sandige Pylos. Hier waren gerade die Bewohner am Strande des Meeres versammelt, um dem Poseidon ein Opfer darzubringen, und mitten unter ihnen gewahrte man den greisen Nestor mit seinen Söhnen. Er empfing gastlich die Fremdlinge, wie sie aus dem Schiffe stiegen, und nötigte sie zur Teilnahme an dem Festmahl. Als man gespeist und am funkelnden Wein sich gelabt hatte, forschte Nestor, wer und woher die Gäste seien. Sofort offenbarte sich ihm Telemachos und bat ihn flehentlich, ihm Nachricht von seinem ruhmvollen Vater zu geben, wenn er irgend Kunde vernommen habe von seinem Leben oder von seinem Tode.

Darauf berichtete der Greis, wie er selbst nach dem Falle von Ilion mit den Seinen ohne Verzug die heimische Pylos erreicht und darum von Odysseus und seinen Schicksalen nichts erfahren habe. Er riet aber seinem Gaste, in Lakedämon bei Menelaos anzufragen, der viele Jahre in fremden Landen umhergeirrt sei. Gleich am nächsten Morgen entsandte er ihn auf glänzendem Wagen gen Sparta und gab ihm den eignen Sohn Peisistratos als Führer mit.

Als die Jünglinge an der spartanischen Königsburg hielten, feierte Menelaos gerade die Hochzeit zweier Kinder. Das hinderte ihn aber nicht, die fremden Ankömmlinge gastfrei aufzunehmen. Die Jünglinge staunten über die Pracht von Erz und Edelmetall, wovon die Wände ringsum glänzten. Als Telemachos meinte, die Wohnung des Königs strahle gleich dem Vorhofe des olympischen Zeus, erwiderte Menelaos, er habe diese Schätze nach unendlichem Leid in die Heimat gebracht; aber er wolle sie gerne missen, wenn er dadurch dem trautesten seiner Waffenbrüder, dem ruhmvollen Odysseus, die Heimkehr bereiten könne. Bei diesen Worten hüllte der Jüngling sein Angesicht in die Falten seines Mantels, um seine Thränen zu verbergen.

Inzwischen trat Helena herein, blühend und schön wie in früher Jugend. Dienerinnen trugen ihr die goldene Spindel und die purpurne Wolle im silbernen Körbchen. „Weißt du schon, Menelaos", fragte sie, „wer die Gäste sind? Gleicht nicht jener an Wuchs und Zügen ganz wunderbar dem göttlichen Odysseus?" Auch Menelaos hatte diese Ähnlichkeit entdeckt, und groß war daher seine Freude, als Telemach sich zu erkennen gab. Der Jüngling klagte dann dem Freunde seines Vaters, welcher Frevelthaten sich die Freier in Ithaka erkühnten, und wie er von ihm Auskunft über des Vaters Schicksal zu erhalten hoffe.

Menelaos erzählte, was ihm vor zwei Jahren der Meergott Proteus über die Irrfahrten des Odysseus mitgeteilt hatte, daß ihn nämlich die Nymphe Kalypso auf der meerumfluteten Insel Ogygia zurückhalte. Ob er freilich jetzt noch lebe und wo er weile, das wußte Menelaos nicht zu sagen. Aber so wenig tröstlich auch seine Nachrichten klangen, Telemach schied gleichwohl mit guter Zuversicht von ihm; hatte er sich doch überzeugen dürfen, wie treue und mächtige Freunde sein Vater besaß. Auch entging er auf der Heimfahrt glücklich einem Hinterhalt, den die Freier ihm gelegt hatten, und kehrte wohlbehalten und beladen mit Gastgeschenken von seiner ersten Fahrt in die Welt zu seiner besorgten Mutter zurück.

Hier bricht der Dichter ab und führt uns von Ithaka nach der weltentlegenen Insel Ogygia, wo die Nymphe Kalypso in hallender Grotte wohnt. Gar lieblich war dies Eiland, quellenreich und fruchtbar. Und lieblich war auch die Nymphe; sie verhieß dem Dulder Odysseus, der sich schiffbrüchig an ihre Insel gerettet hatte, alle Herrlichkeit der Welt, ja selbst die Unsterblichkeit, wenn er bei ihr bleibe und als Ehegemahl ihr einsames Leben schmücke. Aber das alles konnte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und der treuen Gattin nicht bezwingen. Tagelang saß er am Gestade und blickte über das endlose Meer: nur noch einmal wollte er den Rauch der Heimat aufsteigen sehen und dann geduldig sterben.

Das rührte endlich die Götter. Sie befahlen der Nymphe, dem Dulder die Heimkehr zu ermöglichen. Nach Kalypsos Anleitung baute nun Odysseus ein Floß (Abb. 83), empfing Speise und Trank und günstigen Fahrwind und steuerte der Heimat zu. Doch Poseidon, der ihm wegen der Blendung des Polyphemos (S. 139) unerbittlich zürnte, zerschlug das Fahrzeug. Mit Aufwendung aller Kräfte klammerte er sich an die Trümmer fest. Da tauchte die Meergöttin Leukothea aus den Fluten und warf dem sinkenden Schwimmer einen Schleier zu. Diesen band sich Odysseus wie einen Schwimmgürtel um und erreichte damit glücklich das Land, wo er sich in dürres Laub einwühlte und alsbald in tiefen Schlaf versank.

Es war Scheria, die glückliche Insel der Phäaken, wo ihn das Meer ausgespült hatte. Der verständige Alkinoos und seine womöglich noch verständigere Gattin Arete beherrschten das Eiland. Sie hatten ein einziges Töchterlein mit Namen Nausikaa. Der erschien Pallas Athene im Traum und befahl ihr, alsbald eine große Wäsche zu veranstalten. Die Eltern lobten den Plan, und so fuhr denn die Königstochter in der Frühe des nächsten Morgens, von ihren Gespielinnen begleitet, zum Waschplatz am Strande. Nachdem die Arbeit gethan, vergnügte sich das junge Volk mit Ballspiel. Ein Ball ging fehl und flog ins Wasser; laut kreischten die Mädchen — und weckten damit den Odysseus, der in der Nähe schlief. Mit einem Zweig sich die Blöße deckend, entstellt von Meerschlamm, kroch er aus dem Dickicht und erschien den Jungfrauen wie ein Ungetüm des Meeres; sie entflohen hierhin und dorthin. Nur Nausikaa hörte seine Rede an und ließ ihm Speise und Gewänder reichen. Nun war er bald ein anderer; ja er schien einem der Unsterblichen vergleichbar. Um nicht ins Gerede der Leute zu kommen, bat Nausikaa den schönen Fremden, nicht gleichzeitig mit ihr die Stadt zu betreten.



83. Odysseus bei der Nymphe Kalypso.
Nach F. Prellers Wandgemälde im neuen Museum zu Weimar.

Odysseus wartete an einem Brunnen vor dem Thore, bis es dunkelte. Dann erst suchte er die Königsburg auf. Die Schwelle und die Wände blinkten von Erz, die Pforte von Gold; silberne Pfosten faßten die Thür ein, während künstlich geformte Hunde von Gold und Silber zu beiden Seiten von ihr Wache hielten. Ein Hof und ein trefflich bestellter Garten umgaben den Palast; im Innern gewahrte er goldene Jünglingsgestalten als Fackelhalter und rings an den Wänden schöne Sessel mit köstlich gewirkten Teppichen darauf. Da saßen die Fürsten der Phäaken Tag für Tag um den hohen Alkinoos und seine Gattin Arete, des Rates gedenkend, zugleich auch der Speise und des würzigen Weines sich freuend. Eilends schritt Odysseus durch den Saal zu der Königin, deren Kniee er umfaßte. Er flehte der Götter Segen auf das königliche Haus und die Gäste herab und bat dann für sich um gastliche Aufnahme und Entsendung in die Heimat. Dann setzte er sich bescheiden in die Asche am Herde. Doch Alkinoos führte ihn zu einem silbergebuckelten Sessel und ließ dem Gaste Brot und Zukost, sowie einen Krug mit labendem Weine reichen.

Manchen Tag verbrachte der Dulder bei dem fröhlichen Volke der Phäaken, freute sich des Mahles und lauschte dem blinden Sänger Demodokos, welcher die frohen Gäste mit Harfenspiel und Gesang ergötzte. Bald hob dieser ein heiteres, bald ein ernstes Lied an; als er aber auch von dem Kriege vor Troja, von dem gezimmerten Rosse und den Thaten des Odysseus sang, da konnte der Gast die hervorbrechenden Thränen nicht mehr verbergen. Alkinoos hatte dies kaum bemerkt, als er dem Sänger zu schweigen befahl und den seltsamen Fremden nach Namen und Vergangenheit fragte. Jetzt endlich gab sich Odysseus zu erkennen und begann den atemlos lauschenden Phäaken die Abenteuer seiner Irrfahrt zu erzählen. So weiß es Homer einzurichten, daß wir aus des Helden eigenem Mund seine Schicksale vernehmen. Wir wollen hier die wichtigsten kurz verzeichnen.

Nach der Zerstörung Ilions gedachte Odysseus auf möglichst nahem Wege der Heimat zuzusegeln. Doch konnte er's sich nicht versagen, unterwegs in den Ländern der Barbaren Raub zu treiben. Unter anderm zerstörte er die Stadt der Kikonen an der thrakischen Küste; da aber seine Gefährten trotz seiner Mahnung zu eiliger Abfahrt erst mit einem Schmause den geglückten Handstreich feierten, wurden sie von den zahlreichen Scharen der Kikonen überfallen und unter schwerem Verlust auf die Schiffe getrieben.

Durch Stürme nach der Küste von Libyen verschlagen, kamen sie zu den Lotophagen, die sie gastlich aufnahmen und ihnen die Lotosspeise reichten, die so süß und lieblich war, daß die Krieger ganz und gar des Vaterlandes vergaßen und endlich nur mit Gewalt zur Besteigung der Fahrzeuge genötigt werden konnten.

Weiterfahrend erreichten sie das Land der ungastlichen Kyklopen. Odysseus ließ seine Flotte bei einer Insel landen, wo zahlreiche wilde Ziegen reichliche Jagdbeute boten. Er selbst fuhr auf dem eignen Schiffe nach dem festen Lande. Es war wild und bergig; nirgends zeigte sich eine Spur, daß Menschenhand die nährende Feldfrucht oder den Weinstock erzog. Mit zwölf entschlossenen Gefährten durchstreifte Odysseus die unwirtliche Küste und fand endlich eine geräumige Höhle, welche viel junges Vieh und

große Vorräte an Milch, Butter und Käse enthielt. Er beschloß die Rückkehr des Hirten abzuwarten und schmauste indes mit den Gefährten von den vorgefundenen und mitgebrachten Lebensmitteln. Am Abend kam denn auch eine Herde stattlicher Schafe zur gewohnten Stallung und hinter ihr her der Hirte Polyphemos. Er war nicht wie andere Menschen gebildet, sondern ein ungeschlachter Riese mit nur einem Auge auf der breiten Stirn. Er stellte einen ungeheuren Felsblock als schließendes Thor vor den Eingang seiner Höhle, melkte das Vieh, aß und trank auch reichlich von Milch und Käse. Als er darauf Feuer angezündet, erblickte er die Gäste und fuhr sie mit rauhem Gebrülle an. Vergebens bat ihn Odysseus um freundliche Gastlichkeit. Ohne Erbarmen ergriff der Riese zwei von den Griechen, zerschmetterte sie auf dem Boden und verzehrte sie mit Haut und Knochen zur Nachkost. Als er sich darauf dem Schlaf überließ, hätte ihm Odysseus am liebsten sein Schwert in die Eingeweide gebohrt; aber wer sollte ihnen dann den Felsblock vom Eingang wälzen? So bezwang er vorläufig seinen Unmut.

Am nächsten Morgen verspeiste der Kyklop abermals zwei der Gefangenen und trieb dann die Herde zur Weide, nachdem er zuvor die Höhle mit dem Felsblock sorgfältig verschlossen hatte. Den Tag über ersann Odysseus einen Anschlag, sich und seine Gefährten zu rächen und zu retten. Er hieb ein Stück von der zurückgelassenen Keule des Kyklopen ab und schnitzte sich daraus einen glatten, spitzigen Pfahl zurecht. Als nun der übelgesinnte Wirt am Abend heimgekehrt war und seine Nachkost verzehrt hatte, trat Odysseus mit einem Schlauche feurigen Weines auf ihn zu und bot ihm zu trinken. Dreimal leerte der Barbar den dargereichten Humpen. Dann streckte er sich trunken zum Schlafe aus. Jetzt ließ Odysseus den zubereiteten Pfahl im Feuer glühend machen und bohrte ihn dem Riesen in sein einziges Auge, daß Wimpern und Brauen zugleich versengt wurden. Vergebens suchte der geblendete Kyklop, der fürchterlich aufheulte, die Griechen zu greifen. Als er am Morgen seine Herde auf die Weide trieb, betastete er wohl die Rücken der Schafe, merkte aber nicht, daß die Gefangenen sich unten an die Wolle der stattlichen Tiere festklammerten und sich von ihnen zur Höhle hinaustragen ließen. Nachdem sie auf ihr Schiff entkommen, höhnte Odysseus den geblendeten Polyphemos; der aber hätte mit Felsblöcken, die er schleuderte, das Fahrzeug beinahe zertrümmert.

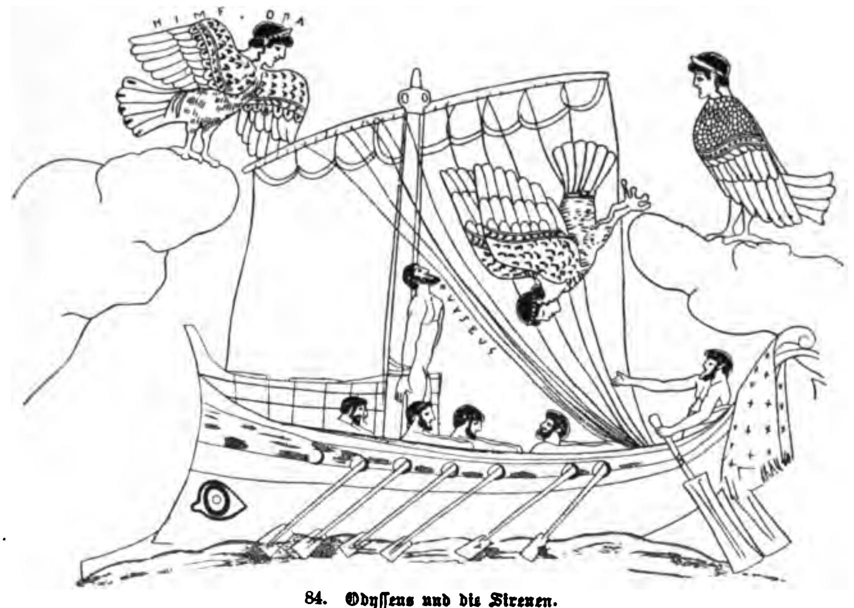
Den nächsten Halt machte Odysseus auf den äolischen Inseln, wo Äolus, der Gebieter der Winde, mit sechs Söhnen und ebensovielen Töchtern in prächtiger Behausung, von Flötenspiel erheitert, in ungestörter Freude lebte. Der göttliche Herrscher gewährte den Irrfahrern freundliche Herberge, und als sie von ihm schieden, überlieferte er dem Helden die feindseligen Winde in einem fest verbundenen Schlauche und sandte ihm einen Zephyr nach, der das Fahrzeug sanft nach der Heimat treiben sollte. Schon sahen die Männer Ithakas ragende Berge, da lösten sie neugierig, während Odysseus schlummerte, das Band des Schlauches, in dem sie Schätze verborgen glaubten. Sogleich stürmten die Winde heraus und führten das Schiff nach der äolischen Insel zurück. Als aber Äolus den Helden erblickte, jagte er ihn als einen vom Zorn der Götter Verfolgten von seiner Schwelle. Also fuhren die Bedauernswerten ohne Hilfe und Zuspruch weiter.

Nach sechs Tagen und Nächten gelangten sie zu den Lästrygonen, einem Volke menschenfressender Riesen, die sich auf das Schleudern gewaltiger Felsen verstanden. Nur ein einziges Schiff entging der Vernichtung. Mit ihm steuerte Odysseus weiter, bis er die Insel Ää erreichte, wo Kirke, die zauberkundige Göttin, wohnte. Die Genossen, die er als Kundschafter nach ihrer Wohnung sandte, fanden dort seltsame Dinge. Reißende Tiere, Wölfe und Löwen, wandelten friedlich umher und blickten sie traurig an, als wollten sie vor der Einkehr warnen. Die Zauberin nahm sie freundlich auf und setzte ihnen ein schmackhaftes Weinmus vor. Kaum aber hatten sie die Speise genossen, so berührte sie Kirke mit ihrem Zauberstabe und verwandelte sie in Schweine. Nur einer der Männer war vorsichtig im Versteck zurückgeblieben, und dieser eilte nun nach dem Schiffe und berichtete, was er gesehen. Sofort machte sich Odysseus selbst auf den Weg, die Freunde zu befreien. Hermes, der ihm begegnete, gab ihm ein Kraut, das jeden Zauber unwirksam machte. Damit gerüstet, trat der Held in die Wohnung der Göttin und speiste von der berückenden Kost. Wie sie darauf auch ihn verwandeln will, dringt er mit dem Schwerte auf sie ein. Flehend umfaßt sie seine Kniee. Sie erhält Verzeihung und löst den Zauber. Ein ganzes Jahr lang lebten jetzt die Griechen auf der üppigen Insel in Hülle und Fülle, aller Mühsal vergessend. Als endlich die Erinnerung an die Heimat wieder wach wird, entläßt sie Kirke reich beschenkt; doch rät sie dem Helden, zunächst nach den äußersten Grenzen des Okeanos zu fahren und den Hades, die Behausung der Toten, aufzusuchen. Dort würde ihm der thebanische Seher Teiresias den Weg zur lieben Heimat und seine ganze Zukunft verkünden.

Getrieben von günstigem Fahrwind, den Kirke ihnen nachgesendet, gelangten sie bald an die Ströme des Okeanos, der die Erde umflutet. Da fand der Held auch die gähnende Pforte, die zum finsteren Reich des Hades hinabführte. Nach Kirkes Anweisung grub er hier ein Loch in die Erde, schlachtete zwei schwarze Schafe und ließ das Blut in die Grube rinnen. Alsbald tauchten aus der Tiefe Jünglinge und Mädchen, Männer, Frauen und Greise, auch viele Krieger in blutgeröteten Rüstungen auf, die alle des Lebens Lust und Leid überstanden hatten. Wesenlos wie Wolken drängten sich alle nach der Grube, um von dem Blute zu schlürfen. Odysseus aber hielt sie mit gezücktem Schwert zurück, bis der Seher Teiresias erschien, der ihm über seine fernere Fahrt und über die Heimkehr Kunde geben sollte. Vor ihm barg er das Schwert in der Scheide, und der Seher begann, nachdem er von dem Blute geschlürft, seine Weissagung: „Wisse, o Laertiade, du wirst noch weit und lange umherirren, weil dir Poseidon zürnt, dessen Sohn Polyphem du geblendet hast; doch wirst du, wenn auch spät und ohne Gefährten, deine heimatliche Insel wieder erreichen. Dort findest du des Jammers viel, denn hundert Freier bedrängen dein treues Weib, sie zu neuer Ehe zu zwingen. Sie schmausen täglich von deiner Habe, und dein jugendlicher Sohn ist allein nicht Mannes genug, ihnen zu wehren. Wage du aber getrost den Kampf, denn Pallas Athene wird dir beistehen." Froh der Verkündigung, dankte Odysseus dem scheidenden Seher. Dann sah er den Schatten seiner Mutter sich nahen. Gern hätte er sie in die Arme geschlossen, aber sie war gleich einem Wolkenbild, und er griff nur leere Luft. Als sie von dem Blut ge-

trunken hatte, erzählte sie dem Sohn, wie sie aus lauter Gram um ihn gestorben, wie Laertes nur kummervoll sein Leben friste, wie Penelope von den Freiern unerträglich bedrängt sei. Traurig schied sie dann von dem traurigen Sohne.

Unter den Schatten, die das Opferblut in der Grube heranzulocken schien, wandelten auch Männer, die Odysseus wohl kannte, Kameraden vom trojanischen Krieg her. Gern gestattete er ihnen, von dem ersehnten Blute zu schlürfen. Voran schritt Agamemnon, das Antlitz von herzzernagendem Gram entstellt. Er berichtete, wie schändlich sein Weib an ihm gehandelt, und pries den Odysseus glücklich, daß in züchtiger Treue Penelope auf ihn



84. Odysseus und die Sirenen.

Darstellung auf einer Wasserurne aus Vulci.

Odysseus ist an den Mast seines Schiffes gebunden. Die Genossen, vom Steuermann zu unermüdlicher Arbeit angehalten, rudern mit angestrengter Kraft, um bald der Gefahr zu entfliehen. Eine der „Loreleyen", verdrießlich über den mißlungenen Anschlag, stürzt sich kopfüber in die Fluten. Das Auge am Vorderteil des Schiffes dient zur Abwehr des bösen Blickes.

harre. Dann schwebte Achills Schatten heran und fragte nach dem Geschick des Peleus und Neoptolemos. Aias kam, noch im Tode zürnend wegen der Waffenrüstung Achills (vgl. S. 128). Und so traten noch viele zur Grube. Doch den Odysseus erfaßte bleiches Entsetzen; eilends verließ er die Stätte des Grausens und trieb die Genossen, daß sie mit kräftigem Ruderschlag das Schiff ans Licht des Tages förderten.

Zunächst sprachen sie nochmals bei der Kirke vor und wurden von ihr mit Vorräten und guten Ratschlägen für die Weiterreise ausgestattet. Nach glücklicher Fahrt kamen sie dann zur Insel der Sirenen. Es waren dies Jungfrauen mit Vogelleib und Vogelkrallen, die einst in dreistem Wettgesang mit den Musen besiegt worden waren und nun als Verbannte auf

dieser Insel lebten. Durch ihr wundersames Singen berückten sie die vorbeikommenden Seefahrer, daß sie nach dem Ufer steuerten, wo dann ihr Fahrzeug auf die Klippen fuhr und sie selbst den Untergang fanden. Kirke hatte dem Odysseus geraten, sobald die Sireneninsel in Sicht käme, die Ohren der Gefährten mit Wachs zu verkleben, sich selbst aber an den Mastbaum festbinden zu lassen. Odysseus befolgte diesen Rat und kam so glücklich vorüber.

Sie fuhren jetzt in die Meerenge ein, die Sizilien von dem Festlande scheidet. Nur Odysseus wußte, daß ihnen hier von zwei entsetzlichen Meer-



85. Die Mausinsel bei Korfu.
Die mit Cypressen bewachsene Insel hat beiläufig die Form eines Schiffes.

ungetümen Verderben drohe; denn auf der einen Seite schlürfte der Strudel der Charybdis die Salzflut mit Schiffen und Menschen ein, um nach einer Weile alles zermalmt wieder hervorzustoßen; auf der anderen Seite lauerte die sechsköpfige Skylla auf Fraß. Nach dieser Richtung ließ der unverzagte Held steuern und stand selbst auf dem Verdeck mit zwei Lanzen, das Scheusal zu bekämpfen. Vergebens! — aus verborgener Felsschlucht schoß es urplötzlich mit seinen sechs Köpfen hervor und raubte ebenso viele Männer, die es schmatzend und die Knochen zermahlend hinunterschlang.

Die Nacht zwang die Schiffer, an dem Eilande Trinakia zu landen, wo die Rinder des Helios weideten. Teiresias hatte gewarnt, sie ja nicht anzutasten, weil sonst die Heimkehr verscherzt würde. Sie enthielten sich auch anfangs der heiligen Tiere. Als aber widrige Winde sie einen ganzen

Monat dort festhielten und zuletzt alle Vorräte aufgezehrt waren, schlachteten sie in der Verzweiflung, als Odysseus auf der Jagd war, einige der Rinder.

Die Strafe ließ nicht auf sich warten. Kaum waren sie wieder bei scheinbar günstigem Wetter auf dem Meere, so brach ein gewaltiger Sturm los, und ein Blitzstrahl zertrümmerte das Schiff. Nur Odysseus rettete sein Leben; er band Kiel und Mast des Schiffes zusammen und trieb so auf den Wellen. Er geriet in den Strom, den die Charybdis einschlürft; aber er faßte



86. Ithaka. Nach Menge.

den vom nahen Ufer überhängenden Ast eines Feigenbaums und hing schwebend über dem aufklaffenden Schlund, bis im zurückkehrenden Strudel mit den eingeschluckten Wassern auch das Gebälk wieder ausgespieen wurde. Er schwang sich darauf und wurde nach neun langen Tagen endlich ganz erschöpft an den Strand von Ogygia geworfen, wo die Nymphe Kalypso ihn liebevoll aufnahm.

Wie er von hier nach sieben Jahren quälenden Heimwehs endlich weiterfahren durfte und schiffbrüchig ins Land der Phäaken kam, das wissen wir bereits.

Die phäakischen Fürsten, denen Odysseus dies alles erzählte, waren natürlich nicht wenig stolz auf ihren seltsamen Gast. Sie ehrten ihn durch

Gastmähler und Wettspiele, sie verehrten ihm eine geräumige Truhe voll köstlicher Gastgeschenke, sie stellten ihm schließlich ein Schiff zur Verfügung, das ihn nächtlicherweile nach Ithaka brachte. Poseidon ließ die Rettung geschehen; aber als das Phäakenschiff heimwärts fuhr und schon Scheria sich näherte, schlug er es mit der Fläche der Hand und schuf es zum Felsen. Die Mausinsel (Abb. 85) bei Korfu galt im Altertum für dies versteinerte Schiff, Korfu selbst (Abb. 8) für Scheria.

Es war Nacht, als der Held schlafend an der Küste der heimatlichen Insel ausgesetzt wurde; daher glaubte er anfangs, als er beim Morgengrauen erwachte, die phäakischen Schiffer hätten ihn in ein fremdes Land geführt. Pallas Athene mußte ihm erscheinen und die Morgennebel zerteilen, ehe er es glauben konnte, daß er wirklich daheim war. Er verbarg sorgsam sein mitgebrachtes Gut im Geklüft einer Höhle und suchte, von der Göttin in einen zerlumpten Bettler verwandelt, den wackeren Eumäos auf, der als Erster unter den Hirten die zahlreichen Schweineherden des Königs unter seiner Obhut hatte. Der treue Knecht nahm den unscheinbaren Fremdling bereitwillig auf und erzählte ihm mit Unwillen von den Freiern, die täglich von der Habe seines abwesenden Herrn schmausten.

Während beide noch miteinander redeten, kehrte auch Telemachos in der Wohnung des trefflichen Sauhirten ein. Mit Hilfe der Athene war er auf der Rückfahrt von Pylos den lauernden Freiern entronnen und hier im Süden der Insel gelandet. Eumäos weinte vor Freude, als er den schönen Jüngling erblickte, um den er in Sorgen gewesen war. Er küßte ihm Angesicht und Hände und wünschte den Vater her, daß er den blühenden Sohn umarme. Odysseus aber, sein pochendes Herz bezwingend, stand vor dem vornehmen Ankömmling auf, um ihm Platz zu machen. Doch Telemach ließ es nicht zu, sondern wartete, bis ihm Eumäos aus Strauchwerk mit darüber gebreiteter Borstenhaut einen Sitz bereitet hatte. Als sich bald darauf der Sauhirt entfernte, um der sorgenvollen Penelope die Heimkehr des jungen Helden zu melden, entdeckte sich Odysseus dem Sohne. Beide hielten sich lange umarmt und weinten vor Freude des Wiedersehens und zugleich vor Schmerz über die Schmach, welche die übermütigen Freier ihrem Hause fortwährend anthaten.

Odysseus verkündigte nun dem Sohne, daß er den Tod des ganzen Schwarmes beschlossen habe. Telemach hatte Bedenken angesichts der großen Zahl der Freier, ihrer kräftigen Jugend und ihres Anhanges. Aber Odysseus beruhigte ihn mit Hinweis auf Athenens Hilfe.

Am folgenden Tage ging Odysseus mit dem treuen Sauhirten zur Stadt. Unterwegs begegnete ihnen der Ziegenhirt Melanthios, der ein Freund der Freier war. Er schalt den Eumäos, daß er einen lästigen Bettler in die edle Versammlung bringe, und trat voll Bosheit den verachteten Mann an die Hüfte. Geduldig ertrug Odysseus die unverdiente Mißhandlung.

Sie traten in den Vorhof des Palastes. Da lag auf dem Dung ein alter, aus Mangel an Pflege ganz verkommener Hund. Er war dem Verenden nahe; doch bewegte er Schweif und Ohren und blickte so flehend auf den Bettler, als wollte er sagen: kennst du mich nicht mehr, lieber Herr? Auch Odysseus erkannte sofort seinen treuen Argos, den er einst großgezogen

87. Odysseus wird von Eurykleia beim Fußwaschen erkannt. Griechisches Relief.

hatte; er verstand auch seine stumme Sprache und hatte Mühe, seine Thränen zu verbergen, als nun der Hund, nachdem er ihm zugewedelt hatte, auf sein Lager zurücksank und starb.

Die Reisenden traten in den Saal, wo lauter Jubel erscholl, so daß man schier den Harfenklang und die Stimme des göttlichen Sängers Phemios nicht hörte. Der Bettler setzte sich, wie es dem Bittenden geziemt, auf die Schwelle, aber Telemachos befahl, daß man dem Fremdling Fleisch und Weizenbrot reiche, und ermutigte ihn, bei den Gästen herum milde Gaben zu sammeln. Alle Freier spendeten dem Armen reichliche Bissen von ihrer Kost, nur Antinoos, der angesehenste unter den schmausenden Männern, bedrohte den Bettler mit Züchtigung. Als ihm aber Odysseus vorhielt, wie er dem Fremdling eine milde Gabe von dem fremden Gut verweigern könne, das ihm gar nicht gehöre, da warf ihm der unholde Mann einen Schemel an die Schulter. Die ganze Versammlung mißbilligte die schnöde Verletzung des Gastrechts, und Telemachos griff nach dem Speere, den Frevel zu ahnden; aber ein Wink des Vaters zwang ihn vorerst noch, dem Zorn zu gebieten. Bald herrschte von neuem beim Klange der Becher ausgelassenste Freude im Saale.

An der Pforte erschien jetzt ein zweiter Bettler, Iros mit Namen, den Freiern wohlbekannt und befreundet, jung und von stattlichem Wuchse. „Bettelsack", rief er voll Zorn dem Fremdling zu, „schere dich fort von der Schwelle, sonst schleppe ich dich an den Beinen hinaus und zerschlag' dir die Knochen." Doch Odysseus rührte sich nicht. Lachend umstanden die Freier die eifernden Bettler und hetzten zum Streit, dem Sieger köstliche Bissen verheißend. Also gürteten sich die Kämpfer; aber wie staunten die Freier, als sie die mächtigen Glieder des Fremdlings erblickten! Der Kampf währte nicht lange. Der Held wehrte leicht die Streiche des Gegners ab; dann aber traf er ihm den Hals, daß er zappelnd zur Erde sank und ein Blutstrom ihm aus dem Munde quoll. Unter dem Gelächter der Freier schleppte er ihn an den Beinen hinaus vor die Pforte und gab ihm seinen Stab in die Hände.

Erst am späten Abend verließen die gewaltthätigen Gäste den Saal. In dem weiten Raum sah sich Odysseus mit dem Sohne allein. Er deutete auf die Rüstungen rings an den Wänden, und wohl verstand ihn der Jüngling und half ihm die Waffen nach dem Söller bringen. Nachdem auch er die Ruhe gesucht hatte, verharrte Odysseus allein in der Halle und überdachte den Plan der Rache. Da trat Penelope herein mit ihren Mägden, und während diese den Tisch räumten, setzte die Herrin sich im Lehnstuhl an das Feuer und rief den Bettler zu sich. Wer und woher er sei, fragte sie ihn, und ob er nicht von Odysseus, ihrem edlen Gemahl, ihr Kunde geben könne. Eine wohl ersonnene Mär erzählte ihr der Listenreiche, ihre wahre Gesinnung zu prüfen; sie aber gebot der treuen Schaffnerin Eurykleia, ihm als einem lieben Gast die Füße zu waschen. Eurykleia hatte den Odysseus von kleinauf gepflegt und gewartet; kaum hatte sie daher die Narbe gefühlt, die einst ein Eber ihm am Knie geschlagen, da erkannte sie ihn und begrüßte voll Freude den Herrn. Der aber gebot ihr zu schweigen; und sie versprach ihm, das Geheimnis sorgsam zu wahren (Abb. 87).

Als die Morgenröte heraufstieg, strömten auch wieder die Freier in Haufen herbei. Sie erhoben die Hände zum Mahle, und in der Halle ertönten

wieder spottende Rede und schallendes Gelächter. Aber die edle Penelope überlegte, wie sie als Mutter dem Sohne es schuldig sei, sein Gut zu erhalten. Sie nahm den starken Bogen und die Pfeile, mit denen Odysseus einst gern sich geübt hatte, und trat in die Versammlung der Freier. „Weil ihr so gar unbändig mich bedrängt", sprach sie, „so versucht einen Wettkampf. Wer von euch das Geschoß meines entfernten Gemahls spannt und nach seiner



88. **Der Freiermord.**

Eine berühmte Darstellung dieser Scene kannte das Altertum von Polygnot; einen Nachklang seines Gemäldes besitzen wir vielleicht in diesem Bild, das die Außenseite eines attischen Bechers schmückt.

Weise den Pfeil durch die Öhre von zwölf hintereinander gereihten Äxten schnellt, dem will ich als Eheweib in die Behausung folgen."

Die Doppelbeile mit ihren halbmondförmigen Ausschnitten wurden im Estrich befestigt. Penelope zog sich in die oberen Gemächer des Hauses zurück, und die Freier traten zum Wettkampfe an. Wie sehr sie sich aber auch mühten, keiner vermochte den starken Bogen zu spannen. „Gebt mir doch auch das Geschoß", bat jetzt der unscheinbare Bettler; „ich war sonst nicht unerfahren im

Bogenspannen und möchte versuchen, ob mir die Jugendkraft nicht ganz entschwunden ist.“ Heftig tobten die Freier bei diesen Worten. Aber Telemach befahl, dem Bettler den Bogen zu reichen. Der spannte die Waffe ohne Mühe und schoß den Pfeil klirrend durch die Öhre.

„Dieser Wettkampf wäre vollendet“, rief der Held, indem er die Lumpen von sich warf und auf die Thürschwelle sprang; „ein anderes Ziel wähl' ich mir jetzt, das noch kein Schütze getroffen hat“, und gerade in die Kehle schnellte er dem trinkenden Antinoos den gefiederten Pfeil.

„Ha, ihr Hunde“, rief er jetzt in den Saal, „ihr wähntet, ich kehre niemals zurück; aber jetzt seht zu, wie ihr das Verderben von euch abwehrt.“ Das Morden begann (vgl. S. 88). Auf der Seite des Odysseus standen außer Telemach nur Eumäos und der Rinderhirt Philötios. Aber der Held verzagte nicht. Nie fehlend versandte er Pfeil auf Pfeil in die Reihen der Freier. Telemach holte inzwischen für ihn und die treuen Hirten Lanzen und Rüstung aus der Kammer. Eine bedenkliche Wendung nahm der Kampf, als der Köcher geleert war; denn zwölf Schilde, Speere und Helme trug der listige Melanthios auch den Freiern zu, und die Geschosse flogen hinüber und herüber. Doch schließlich gelang die Niedermetzelung der Freier vollständig; nur der Herold Medon und der Sänger Phemios wurden von Odysseus verschont.

Nachdem der Saal gereinigt und mit Schwefel durchräuchert war, wurde Penelope gerufen. Sie aber erkannte den Gemahl nicht, und blieb stumm von Ferne stehen. Auch als der Held sich gebadet hatte und mit glänzendem Gewande umhüllt zu ihr trat, an Wuchs und Gestalt einem Unsterblichen ähnlich, verharrte sie bei ihrem Zweifel. Sie gebot, das Bett des Odysseus in den Saal zu stellen und ihm hier das Lager zu bereiten. Dieses Bett hatte Odysseus einst eigenhändig gearbeitet; der im Boden wurzelnde Stamm eines Ölbaums bildete den einen der vier Bettpfosten: es war unmöglich, das Bett von der Stelle zu rücken. Unmutig fragte daher Odysseus, wer den Fuß des Ölbaums abgehauen und sein kunstvolles Werk zerstört habe. An diesem Zeichen erkannte ihn die treue Gattin, schlang die Arme um ihn und küßte sein teures Haupt.

Am nächsten Morgen sucht Odysseus seinen alten Vater Laertes auf dem Lande auf und feiert auch mit ihm ein ergreifendes Wiedersehen. Durch Pallas Athene kommt mit den Verwandten der erschlagenen Freier eine Versöhnung zustande, und Odysseus herrscht nun wieder wie einst im Reiche von Ithaka.

* * *

Fragen wir zum Schluß nach den Elementen, aus denen sich diese reichen Sagenkreise zusammensetzen, so finden wir, daß auch hier *mythologische* Vorstellungen mit dunkler Kunde von *geschichtlichen* Erlebnissen sich innig verschmolzen haben. Der Raub der Helena und ihre glückliche Heimholung ist offenbar eine mythologische Vorstellung so gut wie die vom goldenen Vlies und der Fahrt der Argonauten: denn Helene heißt „die Strahlende“ und ist ursprünglich eine Verkörperung des Mondglanzes oder der Morgenröte, eine Göttin des Lichtes, das geraubt wird und zurückgewonnen werden muß. Aber mit dieser Vorstellung der Naturreligion ward schon früh die Überlieferung

von dem Heerzug des mykenischen Königs gen Troja, also ein geschichtliches Erlebnis verquickt. Und wie mancher andere Zug des geschichtlichen Lebens mag nach und nach in das vielgesungene Lied sich eingeschlichen haben! Denn jeder Stamm, der die Wundermär sang, erlaubte sich von dem Seinigen hinzuzufügen, Erlebtes und Erdichtetes. Unverkennbar sind besonders die thessalischen Zusätze: der olympische Zeus, die olympische Muse weist ebenso sicher und bestimmt nach Thessalien wie die Heldengestalt Achills, des Peliden vom Pelion, den Chiron, der thessalische Kentaur, erzog.

Und wie steht es mit der Odyssee? Auch hier ist die mythologische Grundlage nicht zu verkennen. Ist doch Odysseus selbst ursprünglich ein Gott, ein Doppelgänger des Poseidon. Der Kultus des Poseidon-Odysseus scheint vor allem in Arkadien verbreitet gewesen zu sein. Aus einem bloßen Beinamen des Gottes entwickelt sich nachträglich ein besonderer Heros, der das Meer als Lebenselement mit dem Gotte gemein hat, soviel auch die Dichter vom Haß der beiden späterhin wußten. Und wenn nun dieser göttergleiche Held seine Heimat lange meiden muß, wenn er zur Unterwelt niedersteigt, wenn er in die Gewalt der Kalypso, zu deutsch der „Verhüllerin", gerät, was ist das anderes als die so beliebte Vorstellung von dem sterbenden und endlich wiederkehrenden Naturgott? Auf diesem mythologischen Hintergrund spielen sich dann aber recht menschliche Schicksale ab, Schicksale eines Seemanns, der auf seinem Schiff die entferntesten Länder gesehen, der dem Seesturm und allen Schrecken der Fremde zu trotzen gelernt hat. Allmählich wurde so das Lied von den Leiden des Odysseus zum Sammelpunkt für alle Märchen, die man sich in Hellas über die wenig bekannten westlichen Meere und ihre fremdartigen Anwohner erzählte.

Gewaltige Schlachten und wunderbare Reisen, das waren von jeher die Stoffe, für die schlichte, gesunde Naturen sich am leichtesten begeistern. Kein Wunder daher, daß die echt volkstümlichen Weisen vom trojanischen Krieg und vom irrenden Odysseus von Generation zu Generation weiter gegeben, bereichert und vertieft wurden, bis schließlich der gottbegnadete Dichter erschien und, was ohne Regel und Zwang die Volksseele geschaffen, mit genialer Kraft zum vollendeten Kunstwerk gestaltete.

Vierter Abschnitt.

Die Zeit der Staatenbildung.

Wanderungen.

Zu den wenigen zweifellos feststehenden Thatsachen der älteren griechischen Geschichte gehört die dorische Wanderung. Die dorisch sprechenden Bewohner des Peloponnes waren sich mit Stolz und Bestimmtheit bewußt, daß sie erobernd in ihre Sitze eingezogen waren. Wie aber diese Eroberung vor sich gegangen, wußte später niemand mehr; und so verrät sich die Sage, die man sich nachträglich zurechtmachte, in jedem Zug als freie Erfindung.

Nach dieser Sage waren die Herakliden, das sind die Gefährten und Nachkommen des Herakles, von Eurystheus aus dem Peloponnes, der ihnen als Nachfolger des Perseus und als Erben des Herakles und seiner Großthaten mit Fug und Recht zukam, vertrieben worden. Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, in ihre angestammten Wohnsitze zurückzukehren, fanden sie bei Aigimios, dem König der in Thessalien und später am Nordabhang des Parnaß wohnenden Dorier, gastliche Aufnahme. Ja, Aigimios adoptierte sogar den Hyllos, den Sohn des Herakles, und hinterließ ihm die Herrschaft über das Dorierland. Aber die Herakliden konnten ihre peloponnesische Heimat nicht vergessen, und im Jahre 1104 gelang es ihnen wirklich, sie wieder in Besitz zu nehmen. Drei Brüder, Temenos, Kresphontes und Aristodemos, Urenkel des Hyllos, standen damals an ihrer Spitze. Ätolische Männer beteiligten sich an dem Zug. Nach einem Orakelspruche sollte der Einfall zur See geschehen und ein Mann mit drei Augen Führer sein. Daher wurden zu Naupaktos am korinthischen Meerbusen Schiffe zur Überfahrt gebaut; auch fand sich ein dreiäugiger Führer in dem Ätoler Oxylos, der ein Auge verloren hatte, aber mit seinem Maultier zusammen deren drei besaß. Unterwegs wurde Aristodemos vom Blitz erschlagen, an seine Stelle traten seine Zwillingssöhne Eurysthenes und Prokles, so daß die Unternehmung keinen Aufschub erlitt. Sie hatte den günstigsten Erfolg und machte die Herakliden mit ihren dorischen und ätolischen Kriegsleuten zu Herren über den größten Teil des Peloponnes. Das eroberte Land ward durch das Los verteilt, wobei Oxylos das fruchtbare Elis, Temenos die argivische Halbinsel, die Söhne des Aristodemos das Eurotas-Thal und Kresphontes Messenien erhielten.

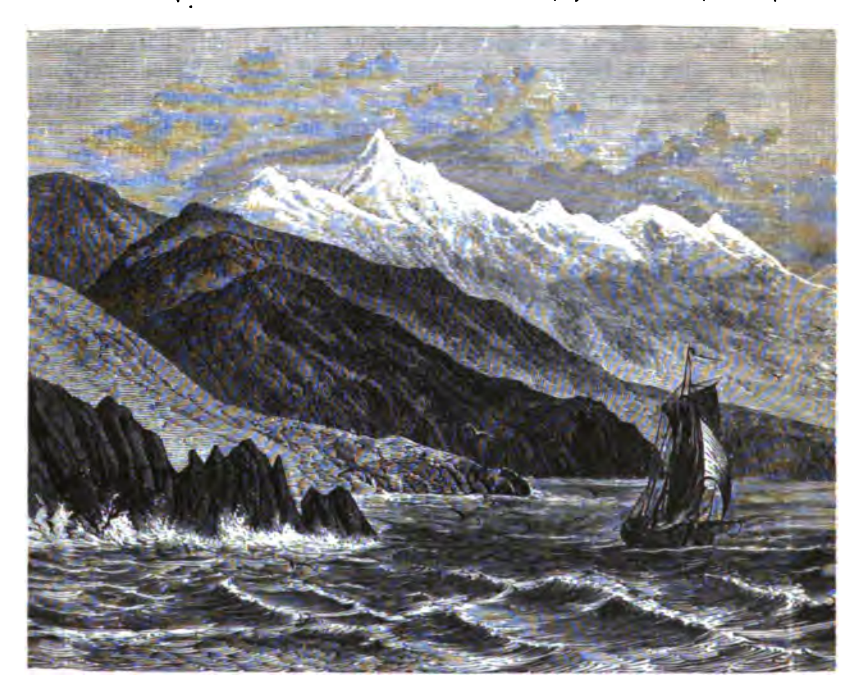
So erzählt die Sage. In Wahrheit vollzog sich dieser Einbruch der nordischen Bergvölker reichlich 100 Jahre früher, als die Überlieferung behauptet. Es handelte sich dabei auch nicht um eine Rückgewinnung früher behaupteter Sitze, sondern um eine richtige Eroberung. Die Herakliden-Sage erfanden die Dorier, um ihre Gewaltthat zu rechtfertigen, um ihre Herrschaft einigermaßen legitim erscheinen zu lassen. Die winzige Landschaft Doris am Nordfuß des Parnaß ist natürlich viel zu klein, um als ursprüngliche Heimat der Dorier zu gelten: der Volksstamm, der dort in historischer Zeit wohnte, stellt nur einen zurückgebliebenen Rest der ausgewanderten Horden dar. Die früheren Wohnsitze sind in den wilden Gebirgsthälern des Pindos zu suchen. Dort hatten sie sich in ungebrochener, urwüchsiger Kraft und Wehrhaftigkeit erhalten, und so gelang es diesen Söhnen der Berge leicht, über die hochkultivierten, aber in Wohlleben verweichlichten Achäer der Pelopsinsel Herr zu werden. Sie gaben der mykenischen Kultur, die so wie so schon im Niedergang war, den Todesstoß. Mykenä und Tiryns werden damals in Flammen aufgegangen sein. Die Dorier traten in so überlegener Zahl und mit so rücksichtslosem Nachdruck auf, daß in den von ihnen eroberten Gebieten auch ihre Sprache die ausschließlich herrschende wurde. Der ganze Prozeß erinnert so lebhaft an die Vernichtung des Römerreiches und seiner morschen Kultur durch unsere Vorfahren, daß man für die Jahrhunderte, in denen sich allmählich die dorische Herrschaft befestigte, den Namen „Das griechische Mittelalter“ in Vorschlag gebracht hat.

Nicht den ganzen Peloponnes haben sich die Dorier unterworfen. Die Arkadier in ihren Bergen wußten sich gegen die Eindringlinge zu behaupten. Große Scharen der aus ihren Sitzen verdrängten Achäer sollen sich am Nordrand des Peloponnes, in der seitdem Achaia genannten Landschaft neue Gemeinwesen geschaffen haben: daß hier niemals dorisch redende Menschen gewohnt haben, ist sicher. Die jonischen Ägialeer, die vorher in diesem Landstrich saßen, sollen, von den Achäern verdrängt, nach Attika geflohen sein. Auch sonst wanderten viele der ursprünglichen Bewohner des Peloponnes aus, nicht nur nach Attika, sondern auch auf die Inseln des ägäischen Meeres und bis hinüber nach Kleinasien. Was nicht aus dem Lande wich, wurde von den Doriern ausgerottet oder zu Leibeigenen gemacht. Mit der ganzen brutalen Sicherheit des ungesitteten Eroberers setzten die Dorier sich durch. Daß sie auf einer ganz niederen Kulturstufe standen, dafür bürgen uns die Zustände, die wir in den Hochburgen des unverfälschten Doriertums, in Sparta und auf Kreta, noch in späteren Jahrhunderten antreffen.

Auch die Dorier selbst machten im Peloponnes nicht Halt. Ihrer kriegerischen Überlegenheit sich bewußt, griffen sie weiter. Die Inseln Melos und Thera, vor allem Kreta, wurden von ihnen besetzt, und zwar mit solchen Volksmassen und unter so rücksichtsloser Gewaltthätigkeit, daß auch hier die dorische Sprache die herrschende wurde, die frühere Bevölkerung in Leibeigenschaft geriet. Auf der für die Schiffahrt so günstig gelegenen Insel entfaltete sich unter dorischem Regiment ein großer Wohlstand, eine weitreichende Macht, wie dies in der Gestalt des reichen und mächtigen Minos zum Ausdruck kommt. Auf diesen seegewaltigen Herrscher führten die kretischen Dorier auch die politischen Einrichtungen zurück, unter denen sie zu so ansehnlicher Blüte gelangt waren.

Auch auf Kos und Rhodos ließen sich in diesem Zeitraum zahlreiche dorische Auswanderer nieder, ja schließlich auch auf dem Festlande von Kleinasien, wo die Gegend von Halikarnaß von ihnen dorisiert wurde. Weit ins Binnenland vermochten sie aber nicht vorzudringen, ja selbst Halikarnaß ist immer eine halbwegs karische Stadt geblieben.

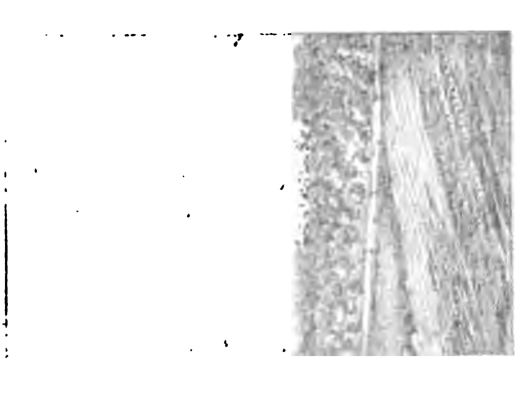
Das griechische Mittelalter hat aber nicht nur die dorischen Wanderungen erlebt; es ist überhaupt in seinem Anfang eine Zeit allgemeinen Wechsels, großer Völkerverschiebungen. Zu der Zeit, da die Dorier nach Süden zogen, brachen die Thessaler, ein epirotisches Bergvolk, über die Pindos-Kette in die Peneios-Ebene vor und eroberten sich das Land, das seitdem



89. Der Berg Ida auf Kreta.

nach ihnen Thessalien genannt wird. Die einheimische Bevölkerung machten sie leibeigen, zu sogenannten Penesten, die den Eroberern vom Ertrag ihrer Felder zinsen mußten. Die Thessaler selbst bildeten den Reiter- und Ritterstand im Lande; an ihrer Spitze standen mächtige Adelsgeschlechter, aus deren Mitte für den Fall eines Krieges der Tagos oder Herzog erkoren wurde. Als Kriegervolk waren die Thessaler für die Stämme ringsum mitnichten bequeme Nachbarn. Besonders die Phoker im Süden trauten ihnen nicht und bauten am malischen Golf zur Abwehr gegen sie die Festung der Thermopylen (s. unten).

Auch der Vorstoß der Thessaler setzte sich über das Meer nach Osten fort; Bewohner der Magneten-Halbinsel und andere, denen der Raum in der





Heimat zu eng wurde, fuhren nach den Inseln und Gestaden der Troas hinüber. Sie trafen hier mit Auswanderern aus Böotien und aus Achaia zusammen und verwuchsen in der Ferne mit ihnen zu einem Volke mit einheitlicher Mundart, die man die äolische, die „bunt zusammengewürfelte“, nannte. Den Hauptsitz der asiatischen Äoler bildete die wunderliebliche Insel Lesbos mit dem Doppelhafen von Mytilene (vgl. Abb. 9); am gegenüberliegenden Festlande bauten sie Kyme, an der Mündungsbucht des Hermos, der den Verkehr zwischen dem reichen Lydien und der See vermittelte, das wichtige Smyrna (vgl. Abb. 10); weiter landeinwärts, am Sipylos-Berge, gründeten magnetische Auswanderer die Stadt Magnesia. Dies war der am weitesten ins Binnenland vorgeschobene Posten der Äoler. Sie brachten nicht nur vielfach ihre Ortsnamen aus der alten in die neue Heimat mit, sondern vor allem auch den reichen Sagenschatz ihres Volkes; und so erklangen an den Gestaden der Troas jetzt die thessalisch-böotischen Lieder von den Lapithen und Kentauren, von Thetis und Achill, von der wunderbaren Fahrt der Argo.

War so der Norden der vorderasiatischen Küste in der Hauptsache durch Kolonisten aus Nordgriechenland, der Süden durch solche aus dem Peloponnes besiedelt worden, so scheint Mittelgriechenland die große Masse der Auswanderer gestellt zu haben, die zwischen Äolern und Doriern in der Mitte im sogenannten jonischen Kleinasien sich niederließen. Auch diese Jonier waren ein Mischvolk gleich den Äolern. Aus Attika und von der Insel Euböa stammte die Mehrzahl; aber auch Ägialeer aus dem nördlichen Peloponnes und vereinzelte Scharen aus dem westlichen Hellas waren darunter. Sie alle verschmolzen drüben in Asien zum jonischen Volke und sprachen die jonische Mundart. Zuerst faßten sie auf den Kykladen Fuß, dann wurde das an allen Erzeugnissen reiche Chios sowie das bergige Samos besetzt, endlich ein großer Teil der asiatischen Küste. Phokäa, Ephesos, Milet, Priene, Kolophon und andere, im ganzen zwölf Städte, erreichten hier rasch eine ungewöhnliche Blüte. Sie bildeten zusammen einen Bund, und besaßen am Vorgebirge Mykale bei Milet ein dem helikonischen Poseidon geweihtes Bundesheiligtum. In dem schönen Lande mit seiner reichen Küstenbildung, seinen feingeformten Vorgebirgen und tief einschneidenden Meeresbuchten, unter dem lachendsten und angenehmsten Klima der Welt, an viel besuchten, gewinnbringenden Handelsstraßen wohnend, entwickelten sich die Jonier zu einem betriebsamen, lebensfrohen, jedem Fortschritt begeistert huldigenden Völkchen.

* * *

Alle diese Verschiebungen der griechischen Stämme, nach Süden und Osten und über das Meer, vollzogen sich gewiß ebenso allmählich wie die deutsche Völkerwanderung. Jahrhunderte gingen darüber hin, bis eine gewisse Ruhe und Stetigkeit wieder Platz griff. Dann aber scheint, etwa vom Jahre 900 an, eine verhältnismäßig stille Zeit gefolgt zu sein, ohne große äußere Umwälzungen, aber reich an innerer Entwickelung. Denn für das ganze materielle und geistige Leben der Folgezeit hat das 9. und 8. Jahrhundert die Formen geschaffen, auf politischem Gebiete wie auf dem der Religion und Sitte, der Kunst und Poesie. Und die Führung bei dieser Neugestaltung aller Lebensformen hatten die kleinasiatischen Griechen, vorab die Jonier.

Kulturzustände im 9. und 8. Jahrhundert.

An der Spitze der Gemeinwesen damaliger Zeit finden wir allenthalben einen König, der, aus gottentsprossenem Geschlechte, sein Amt als ein von den Göttern verliehenes Vorrecht übt. Die königliche Würde war erblich in der Familie des Herrschers. Im Kriege, wo er seinen Stamm als Herzog führte, war seine Macht eine unumschränkte. In Friedenszeiten, wo er hauptsächlich Recht zu sprechen, die Schwachen zu schirmen, den Göttern im Namen seines Volkes zu opfern berufen war, mußte er sich an Recht und Herkommen halten. Seinen Unterhalt lieferte ihm ein Krongut; außerdem bekam er von jedem Opfer einen Löwenanteil, und für seine Thätigkeit als Schiedsrichter lohnte man ihm mit Geschenken.

Neben dem König steht gewöhnlich ein Rat der Alten. Anfänglich wird er, wie der Name sagt, nur aus wirklichen Greisen sich zusammengesetzt haben. Später verschaffte weniger das Alter, als Zugehörigkeit zur adligen Sippe Sitz und Stimme im Rat. Homer zeigt uns diese Berater des Königs in täglichem Verkehr mit dem Oberhaupt. Täglich besprechen sie mit ihm die Angelegenheiten des Volkswohls, täglich finden sie sich an seiner Tafel in der Königshalle ein, wo außer Speise und Trank auch die Lieder der Sänger sie erfreuen. Der König steht nicht hoch und unumschränkt über seinen adligen Beratern, sondern ist an ihre Zustimmung gebunden. Sie benehmen sich wie seine Pairs, sie heißen wohl geradezu „Könige“, und das Verhalten der adligen Jugend Ithakas (vgl. S. 133) zeigt deutlich, wie geneigt der Adel war, sich über den König zu erheben.

Bei wichtigen Angelegenheiten wurde eine Versammlung des ganzen Volkes berufen; doch führten auch da nur die Fürsten das Wort; die große Menge, welche der Rede wenig mächtig war, schwieg und unterwarf sich dem Beschlusse der Führer, und wenn einmal ein geringer Mann seine abweichende Meinung äußerte, so konnte er Scheltworte und Hohngelächter, ja sogar Schläge davontragen, wie es in jener Heeresversammlung vor Troja dem Thersites erging (vgl. S. 127). Im übrigen bestand zwischen dem König und seinem Volke ein gut patriarchalisches Verhältnis; wie ein Vater für seine Kinder sorgt, so sorgte er für seine Unterthanen.

Die Griechen siedelten ursprünglich in offenen Dörfern. Das urbar gemachte Land gehörte anfangs der Gesamtheit; in gleichen Ackerlosen wurde es an die einzelnen Familien zur Nutznießung überlassen. Erstreckte sich aber diese Benutzung über lange Zeiträume, so gewöhnte man sich, das nur geliehene Land als Privateigentum zu betrachten.

Schon in mykenischer Zeit hatte sich hie und da im Anschluß an eine Königsburg eine Stadt entwickelt. Das griechische Mittelalter sah solche in Menge erstehen. Es scheint nicht eigentlich das Bedürfnis nach größerer Sicherheit gewesen zu sein, das die Landbewohner zu Stadtgemeinden zusammentreten ließ, denn die Städte dieser Zeit waren vielfach ohne Mauerring und offen. Vielmehr empfahl die gesteigerte Kultur mit ihren nur bei vielfältiger Arbeitsteilung zu leistenden Aufgaben ein engeres Zusammenwohnen. Die Kolonien von Kleinasien zeigen daher von Anfang an städtische

Einrichtung; auch im Mutterlande wird sie die Regel. Homer kann sich selbst so rohe Völker wie die Lästrygonen nur in Städten wohnend denken.

Auch das Bedürfnis nach ununterbrochen waltendem Rechtsschutz ließ sich in Städten viel besser befriedigen als in Dorfgemeinden. Wie übel es mit der öffentlichen Sicherheit und mit der Handhabung des Rechts im allgemeinen stand, zeigt unter anderem die Schamlosigkeit der Freier im Hause des Odysseus. Da fand sich niemand, der ihnen wehrte und die bedrängte Penelope schützte. Als beste Schutzwehr galt eine starke Faust und zuverlässige Verwandte und Freunde. Totschlag und Mord zu strafen, war nicht Sache des Staates sondern der Familie, die am Mörder Blut-



90. Olivenhain auf Korfu.

Schattig ist es in einem solchen Olivenwald nicht; tiefen, deutschen Waldesschatten findet man überhaupt in Griechenland fast nirgends. Die Wurzelstränke dieser Oliven sind z. T. viele Jahrhunderte alt, reichen vielleicht bis ins klassische Altertum zurück.

rache übte oder mit einem Wergeld sich begnügte. Daß die Gesellschaft als solche durch begangene Frevel gekränkt werde, und daß sie darum den Übelthäter zur Strafe ziehen müsse, fand damals in dem Rechtsgefühl des Volkes noch keinen Raum. Es gab allerdings ein Gefühl für Recht, Ehre und allgemeine Wohlfahrt, doch war es noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen, und es bedurfte starker Reizmittel, um es zur That aufzurufen, wie dies das Aufgebot gegen Ilion beweist. Herren- und rechtlos war zumal das Meer; Seeraub galt entschieden für ein mehr oder weniger ritterliches, durchaus nicht entehrendes Gewerbe. Rechtlos war auch jeglicher Fremde. Ihn schützte nicht der Staat, ihn schützte nur die religiöse Scheu, die in Zeus einen Schirmherrn aller Fremdlinge verehrte. Im Verkehr untereinander

waren die homerischen Griechen, wenigstens die Adligen, deren Lebensweise wir allein näher kennen, von einer so feierlichen, gemessenen Höflichkeit, daß man sich an die zeremoniellen Sitten des Orients erinnert fühlt. Sie empfanden es offenbar, wie rasch ihre Faust zur Gewaltthat war, wie leicht ihr Temperament zu Ausbrüchen naturwüchsiger Roheit sich hinreißen ließ, und so legten sie sich in diesen strengen Umgangsformen freiwillig Zügel an.

Ein im ganzen erfreuliches Bild gewährt das Familienleben dieser Zeit. Der Grieche besaß in der Regel nur eine Frau, die er dem Vater der Braut durch reiche Gaben abkaufte. Die Frau war keineswegs immer die willenlose Sklavin des Mannes, wie dies im Morgenlande Sitte ist, sondern sie stand



91. Altgriechische Frauentracht.
Nach einem griechischen Vasenbilde schwarzfigurigen Stils.
Die Frauen tragen den faltenlosen, eng den Körper umschließenden, um die Hüften gegürteten Peplos; darüber die ebenfalls faltenlose, aber locker um die Brust hängende Jacke; die zwei mittelsten noch außerdem das Himation.

dem Gemahl als Genossin und Mitverwalterin des Gutes zur Seite; ja in der Herrschaft über das weibliche Gesinde, in der Förderung und Anordnung weiblicher Arbeiten pflegte der Mann ihr vollständig freie Hand zu lassen. Es kam selbst vor, daß eine kluge Frau mit im Rate der Männer saß und ihre Meinung freimütig äußern durfte. Die Stellung, die eine Königin Arete neben ihrem Alkinoos einnahm, die herzliche Zuneigung, die einen Hektor mit seiner Andromache, einen Odysseus mit seiner Penelope verband, lassen darauf schließen, daß die Auffassung von der Ehe vielfach eine erfreulich hohe und ideale war. Auch das Verhältnis der Kinder zu den Eltern erscheint in der Überlieferung meist von schönster Pietät getragen. Echt menschliche

Beziehungen verbanden endlich auch die Herrschaft mit dem dienenden Gesinde. Dies bestand zumeist aus erbeuteten oder erkauften Sklaven, die man aber mild zu behandeln pflegte. Bewährte Sklaven sehen wir fast Familiengliedern gleichgeachtet. Der „göttliche" Sauhirt Eumäos z. B. hatte viele Knechte unter seinem Befehle und küßte ohne weiteres den erwachsenen Sohn seines Herrn, als derselbe von seiner gefährlichen Reise nach Pylos und Sparta zurückkehrte (vgl. S. 143).

Solche Sklaven in reichen Häusern hatten es weit besser als verarmte Freie, die sich als Tagelöhner für Brot und Kleidung bei Großgrundbesitzern verdingten. Das Los dieser freien Tagelöhner, die kein eigenes Ackerland mehr besaßen, wird allgemein als höchst traurig geschildert. Es mangelte ihnen ein fester Wohnsitz und sogar die Heimat; sie konnten willkürlich entlassen werden und mußten dann Hunger und Kummer leiden, wenn sie



92. Athenische Männertracht um 500.

Vasenbild des Brygos.

Die Hälfte der Männer ist nur mit einem Mantel bekleidet; die übrigen tragen darunter noch einen fein gefältelten leinenen Chiton. Beachte auch, wie kunstvoll die langgewachsenen Haare zu einem Schopf (Krobylos) hinaufgebunden sind.

nicht bald wieder Beschäftigung fanden. Ihnen nützte ihre Freiheit wenig, denn sie waren beständig die Sklaven des Mangels. Das Vorrecht, das sie vor den Unfreien voraus hatten, nämlich Heeresdienst leisten und an den Volksversammlungen teilnehmen zu dürfen, bedeutete für sie mehr eine Last: so kam es, daß viele freiwillig ihre Freiheit aufgaben und sich im Schutz und in der Botmäßigkeit eines mächtigen Herrn wohler fühlten als im Besitz der Unabhängigkeit.

Über den Hausbau des griechischen Mittelalters sind wir ohne nähere Kunde. Daß er schwerlich sehr entwickelt war, wird mit Sicherheit angenommen werden dürfen. Der Südländer ist ja durch sein Klima viel weniger als wir auf ein schirmendes Obdach angewiesen, und sein Leben spielt sich daher zum großen Teil unter Gottes freiem Himmel ab. Nur die Könige und Fürsten hatten ansehnliche Behausungen, und alles spricht dafür, daß sie von denen der mykenischen Zeit nicht allzusehr verschieden waren. Nur eines war anders

geworden. Während in Tiryns (vergl. o. S. 52) die Männer- und Frauenwohnung gleichmäßig zu ebener Erde gelegen war, wohnt die Königin Penelope im Obergemach des Palastes und muß eine Treppe niedersteigen, wenn sie aus ihren Räumen in die Versammlung der Freier gelangen will. Und diese Anordnung blieb von da an im griechischen Wohnhaus die Regel. Im übrigen macht uns die homerische Schilderung vom Palast des Odysseus den Eindruck, als ob er in Bezug auf Pracht und Ausstattung hinter dem Palast von Tiryns erheblich zurückgestanden hätte. Waren doch aller Wahrscheinlichkeit nach die Könige des griechischen Mittelalters zwar liebenswürdiger und patriarchalischer, aber dafür auch machtloser und weniger begütert als die Machthaber des mykenischen Zeitalters.



98. Jüngling mit Haarflechte und Löckchen. Bronze aus Herkulaneum. (Nach Collignon).

Die ursprüngliche Art der Bekleidung war bei den Griechen wie bei allen Indogermanen wohl die mit Tierhäuten; in abgelegenen Gegenden, zumal im Gebirge, hielt sich diese Tracht bei der ärmeren Bevölkerung bis in die spätesten Zeiten. Daneben kam entsprechend der Blüte der Viehzucht frühzeitig die Verwendung von Wolle auf. Die Männer trugen im Haus einen langen, enganliegenden Leibrock (Chlaina); er war an den Hüften gegürtet und konnte so nach Bedarf gelängt oder gekürzt, d. h. über den Gürtel in die Höhe genommen werden. Ging man auf die Straße, so hüllte man sich noch in einen Mantel (Himation), den man gleichfalls fest und straff mit möglichst wenig Fältelung umlegte. Diese lange, enge Gewandung, die für Wagenlenker (vgl. unten Abb. 127 u. 130) und Musiker bis in späte Zeit üblich blieb, war für die Arbeit auf dem Felde und für den Kriegsdienst natürlich ungeeignet: der Arbeiter und Kriegsmann trug jederzeit den kurzen, nur bis zu den Knieen reichenden Leibrock, der später die allgemeine Männertracht wurde.

Der Peplos oder das Untergewand der Frauen entsprach dem der Männer durchaus: er war gleichfalls aus Wolle, eng und anliegend, um die Hüften gegürtet, auf den Schultern und an den Säumen der offenen Seite mit Fibeln oder Spangen zusammengeheftet. Es kam auch vor, daß man ihn über den Schultern auf eine längere Strecke zusammenheftete, so daß er wie ein Ärmel den Oberarm deckte (vgl. Abb. 82 und 91). Den Oberkörper umschloß oft noch eine ärmellose, bis zur Taille reichende Jacke. Zum Ausgehen warfen sich die Frauen dann noch einen Mantel um.

Eine von der beschriebenen grundverschiedene Tracht kam in Jonien auf. Dort lernte man durch die Phönizier die blendende Leinwand kennen und stellte daraus weite, wallende Gewänder her, deren künstliches, feines Gefältel

durch Näharbeit erzeugt und durch das Plätteisen gestärkt wurde (vgl. Abb. 78). Man bezeichnete diese leinenen Prunkgewänder mit dem chaldäischen Wort **Chiton**, d. i. Linnen. Als Männertracht war dieser jonische Chiton fast zu zierlich und kokett (vgl. Abb. 92): seit dem 5. Jahrhundert wurde er allerwärts durch ein kürzeres wollenes Unterkleid ersetzt, das man den dorischen Chiton nannte. Er bestand aus einem oblongen Stück Wollstoff, das auf der rechten Schulter mit einer Spange befestigt wurde, während man für den linken Arm ein Armloch schnitt. Handwerker und wer sonst schwere Arbeit that, knüpfte über der rechten Schulter die Gewandzipfel nicht zusammen, so



94. Altertümliches Hermesbild.

Von der Akropolis in Athen. Bemerkenswert durch die seltsame Haarfrisur (Krobylos).

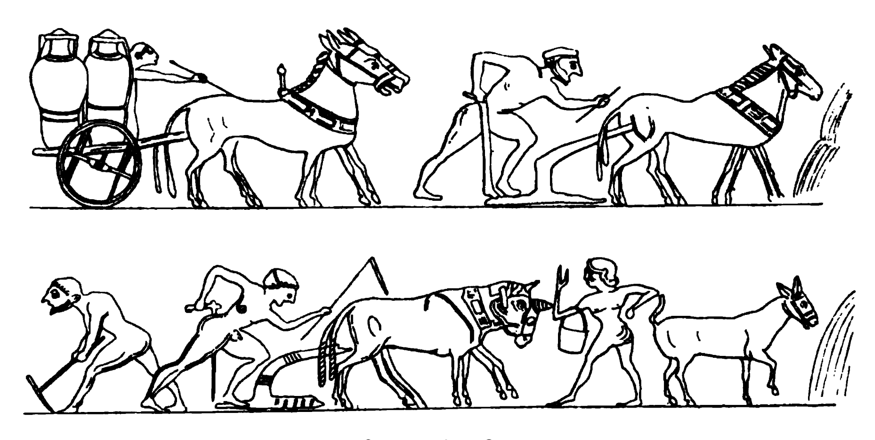
daß die ganze rechte Brust frei blieb (vgl. den Argos auf Abb. 55 und den Odysseus auf Abb. 88).

Wenn der Chiton gut kleidete, so war das weniger das Verdienst des Schneiders, als dessen, der den Chiton trug und geschmackvoll zu drapieren wußte. Und dasselbe gilt mehr oder weniger von allen griechischen Gewändern: ihre Schönheit besteht nicht eigentlich in der Kostbarkeit des verwendeten Stoffes oder der ausputzenden Zuthaten; sie besteht auch nicht in der tadellosen Form, die ein Kleiderkünstler mit Schere und Nähnadel zustande gebracht hat; sie besteht vielmehr lediglich in der geschmackvollen Anordnung, die der damit Bekleidete ihnen geben mußte.

Große Sorgfalt verwandte der Grieche von jeher auf seine **Haartracht**; nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer ließen sich die ungeschorenen Haare in langen Locken tief in den Nacken hängen. So von Locken umwallt haben wir uns die homerischen Helden zu denken. Die Jonier, die in der Kleidung so großer Zierlichkeit sich befleißigten, liebten es auch, ihre Haare

ganz besonders reich und weibisch zu frisieren. Sie flochten sich gern lange Zöpfe, die sie anmutvoll sich um die Stirn legten (vergl. Abb. 93); oder sie sammelten das Haar zum Haarbeutel (Krobylos), den sie zierlich mit Bändern umschlangen oder mit goldenen Spiralen, Cikaden genannt, am Hinterhaupt hochnahmen (vgl. Abb. 92 und 94). Außer den Joniern waren auch die Athener bekannt durch ihre Vorliebe für fein gefältelte Leibwäsche und kunstreich frisiertes Haupthaar.

Die Hauptbeschäftigung der Hellenen, der freien wie der hörigen, war auch in dieser Zeit Viehzucht und Ackerbau. Die Macht des Adels beruhte auf der Blüte und Ausdehnung seines landwirtschaftlichen Betriebes, dem er mit Selbstgefühl oblag. Selbst der König Odysseus rühmte sich seiner Geschicklichkeit in der Führung des Pfluges. Herakles und der trojanische



95. Altgriechischer Ackerbau.

Nach der Darstellung auf einer Schale im Louvre.

Oben rechts ein mit Maultieren bespannter Pflug, dessen Sterze ein Mann mit der rechten Hand leitet, während er mit dem linken Fuß auf den Pflug tritt, um ihn tiefer in den Erdboden eingreifen zu lassen; mit der Gerte in der Linken treibt er die Tiere an. Links ein ebenfalls mit Maultieren bespannter zweirädertiger Karren, auf dem zwei verschlossene Gefäße stehen; daneben ein Treiber mit seinem Stabe. Unten zunächst rechts ein nicht angeschirrtes Maultier; dahinter ein Mann mit dem Saatkorb im Arme. Darauf folgt links ein mit zwei Rindern bespannter Pflug, an welchem der Pflüger in der schon beschriebenen Stellung thätig ist. Hinter diesem zerschlägt ein Mann mit der Hacke die aufgelockerten Erdschollen.

Königssohn Paris trieben persönlich die Herden zur Weide. In diesen Herden bestand, nach ihnen bemaß sich der Reichtum. Der Preis wertvoller Besitztümer, kostbarer Waffen wurde nicht nach Goldstücken, sondern nach Rindern bestimmt. Der Feldbau wurde in der Weise betrieben, daß die Äcker ein Jahr um das andere brach lagen. So erschöpften sie sich nicht und trugen in reichlichen Ernten Gerste, Spelt und Weizen. Wo auf steinigem Boden Getreide nicht fortkam, pflanzte man die edle Olive, die vor kurzem erst aus Asien eingeführt worden war (vgl. Abb. 90). Ihre Früchte wurden gegessen, oder es wurde das zur Zubereitung anderer Speisen, zum Salben des Körpers und zur Beleuchtung unentbehrliche Öl daraus gewonnen. An den Berglehnen rankte in üppiger Fülle der Weinstock und erquickte mit dem lieblichen Saft seiner Trauben Könige und Sklaven. In manchen Gegenden gedieh auch die Feige und anderes Obst vortrefflich. Auch feines Gemüse wurde schon hie und da

gezogen. Der gütige Himmel aber, das liebliche Klima ließen selten Mißwachs und Not entstehen.

Die Herden bestanden vor allem in Ziegen und Schafen, die Milch, Fleisch und Kleidung lieferten. Auch die Zucht der borstigen Schweine wurde eifrig betrieben, und man ließ sich das gebratene Fleisch derselben bei festlichen Gelegenheiten trefflich schmecken. Rinder züchtete man weniger. Auch für die Roßzucht war das Land im großen und ganzen nicht sonderlich geeignet. Wo sie wie in Thessalien, Argos und Elis gedieh, da lieferte sie doch nur Material für den Krieg und den Rennsport, während als Zug- und Lasttier allenthalben Esel und Maulesel dienten.

Die Häute der Tiere wurden zu Kleidung und Waffen verarbeitet; ein Mantel aus zottiger Wolle, ein Helm und Schild und Panzer von



96. Spinnerin.

Griechisches Vasenbild.

Die Linke hält den Rocken mit der Wolle, die Rechte zupft daraus den Faden, an dessen Ende die Spindel mit dem fertig gesponnenen Garn hängt. Durch die tanzende Bewegung, in die man von Zeit zu Zeit die Spindel versetzte, wurde der Faden zusammengedreht und bekam die nötige Haltbarkeit.

Stierhaut mit Metallbeschlägen waren im Frieden wie im Krieg für jedermann unentbehrlich. Die Verarbeitung der Schafwolle besorgten die Frauen. Sie spannen mit der Spindel das Garn und webten am Webstuhl den Stoff zu Leibrock und Decke und kunstreichen Teppichen (vgl. Abb. 97). Leinwand, Baumwolle und Seide waren wenig bekannt und kamen nur durch phönizische Händler ins Land.

Wie die Kleider, so wurden auch die anderen gewerblichen Erzeugnisse noch immer meist im Hause hergestellt. Doch beginnt — eine Folge der verfeinerten Technik — die Arbeitsteilung, und die Zahl der gelernten Handwerker nimmt zu. Neben dem Zimmermann für Haus- und Schiffbau, neben dem Waffenschmied, der jetzt auch vielfach eiserne Waffen neben den ehernen schmiedet, wird die Zunft der Töpfer, der Sattler und Bogner von Bedeutung.

Zu den Handwerkern rechnete man auch Ärzte und Traumdeuter, Herolde, Sänger und Musikanten. Alle diese Männer waren hochgeschätzt, wenn sie ihre Kunst verstanden; aber zur herrschenden Gesellschaftsschicht zählten sie nicht; jeder noch so kleine Grundbesitzer hielt sich für berechtigt, auf sie vornehm herabzusehen.

Auch der Beruf des Seemanns und Handelsmanns galt nicht für adlig; er wurde fast nur von Leuten ohne Grundbesitz ausgeübt; selbst dann noch, als der Gewinn, den Seefahrt und Handel abwarfen, den aus der Landwirtschaft sich ergebenden weit überstrahlte, erfreuten sich See- und Handelsleute nur geringer Achtung.



97. Telemach begrüßt die Penelope am Webstuhl.

Nach einer antiken Vase.

Dieser Webstuhl von beachtenswerter Größe ist, wie das im Altertum die Regel war, ein aufrechter, bei welchem stehend am senkrecht herabhängenden Aufzug gearbeitet wird. Rechts und links sehen wir zwei Balken, welche oben durch einen Querbalken verbunden sind; die Fäden des Aufzuges (der Kette) sind an einem etwas tiefer angebrachten Querholz, dem Garnbaum, befestigt, um welches man bereits ein großes Stück des fertigen, mit allerlei Mustern versehenen Gewebes aufgerollt sieht. Die Kettenfäden sind straff gespannt durch kleine, unten angeknüpfte Gewichte, die Zettelstrecker. Zwei Querlatten (Weberladen) sind so durch die Kettenfäden geschoben, daß mit der einen Latte die geraden, mit der anderen die ungeraden Fäden gehoben werden können. Ob der Einschlag mittels eines Schiffchens oder einer Nadel erfolgt, ist aus der Abbildung nicht ersichtlich.

Die Meerfahrten der damaligen Hellenen erstreckten sich südwärts bis nach Ägypten, sie berührten im Osten und Norden die Küsten des Schwarzen Meeres, sie mieden in auffallender Weise den Westen: gleich im jonischen Meer begann die Fabelwelt, über die das Unglaublichste fabuliert und geglaubt wurde. Weite Fahrten über das offene Meer vermied man auch jetzt noch so viel als möglich und fühlte sich so recht zu Hause nur im ägäischen Archipelagus mit seinen Asien und Europa verbindenden Inselreihen. Auf diesem recht eigentlich griechischen Meer war aber der Seeverkehr ein außerordentlich reger. Weitgereiste Leute gab es allenthaben, und die geographischen Kenntnisse, die ein Homer z. B. über Hellas und Vorderasien besitzt, sind ganz erstaunlich für diese frühe Zeit.

Der Adel hielt sich, wie gesagt, von dieser lukrativen Beschäftigung fern. Er kümmerte sich nur um die Verwaltung seiner Güter und führte, wenn nicht gerade Krieg war, ein behagliches Genußleben. Die Freuden des Mahls wechselten mit denen der Jagd. Die Höhepunkte aber des Lebens bildeten die kriegerischen Wettspiele, die Turniere dieser Zeit, die man im Anschluß an Begräbnisse vornehmer Leute abzuhalten pflegte. Ein fürstlicher Luxus wurde hierbei entfaltet, in glänzenden Waffen mit großem Gefolge stellte man sich ein und errang durch Kraft und Geschicklichkeit kostbare Kampfpreise. Seit dem achten Jahrhundert wurden solche Wettspiele auch als Gottesdienst zu Ehren der Götter veranstaltet. Am berühmtesten waren von Anfang an



98. Vase geometrischen Stils.

Nach ihrem Hauptfundort, dem Dipylon-Thor Athens, werden solche Gefäße gemeiniglich Dipylon-Vasen genannt.

die alle vier Jahre zu Olympia in Elis gefeierten Spiele, die Pelops oder Herakles oder der elische König Iphitos eingeführt haben sollten. Im Jahre 776 begann man damit, den jeweiligen Sieger im olympischen Wettlauf urkundlich zu verzeichnen; der Wettlauf selbst wurde gewiß schon geraume Zeit vorher geübt. Davon später mehr.

Früh kam es auf, bei diesen Spielen auch für Sänger und Tänzer Preise auszusetzen. Denn Lied und Reigentanz, diese „Zierden des Mahles“, durften wie bei keiner Tafelrunde so überhaupt bei keinem Feste fehlen. Etwas Musik war so ziemlich das einzige, was ein adliger Jüngling außer dem Waffenhandwerk zu erlernen pflegte; mit ihrem Lob auf die Großthaten der Helden diente sie nicht bloß zur Unterhaltung, sondern wirkte auch erzieherisch und spornte die Jugend zu allem Guten an.

Mit der Musik aufs innigste verwandt ist die Dichtkunst. Sie spielte im griechischen Mittelalter eine so hervorragende Rolle, daß wir ihr ein eigenes Kapitel widmen müssen. Von den anderen Künsten und ihrer Ausübung ist um so weniger zu berichten. Die Baukunst bekam keine so großen Aufgaben mehr gestellt wie einst von den Herrschern der mykenischen Periode. Die Plastik brachte es über ganz ungeschickte Versuche noch nicht hinaus. Die praktischen Künste des Webers, Töpfers und Metallarbeiters behaupteten durchaus noch die Führung.

In der Vasenmalerei dieser Zeit, die allein in erheblichen Resten noch zu uns spricht, herrscht der „geometrische" Stil (vgl. Abb. 98), der einförmig linearen Mustern, wie man sie in Geflecht und Gewebe erfunden haben mochte, den Vorzug gab. Gelegentlich versuchten sich die Vasenmaler auch an Scenen aus dem Leben, an Land- und Seeschlachten und feierlichen Leichenbegängnissen. Aber die Menschen und Tiere, die sie schufen, entbehren durchaus der Lebenswahrheit, sind schematisch und dünnleibig wie in Zeug gewebte Muster. Neben diesem geometrischen Stil tritt auf Gefäßen des 8. Jahrhunderts ein anderer zu Tage, der nochmals eine direkte, starke Einwirkung des Orients, und zwar Assyriens, verrät: Löwen, Panther, phantastische Ungeheuer und Flügelwesen, wie sie die assyrische Kunst so reichhaltig ersonnen hat, zieren zu Streifen geordnet den Bauch dieser Gefäße, die in Korinth und Chalkis besonders schön fabriziert wurden (vgl. Abb. 99).

Aus dem Orient kam um diese Zeit auch die wichtigste aller Kulturerrungenschaften den Griechen zu, nämlich die Buchstabenschrift. Sie war um das Jahr 1000 in Phönizien erfunden worden und fand nach und nach durch phönizische Händler ihren Weg auch nach Hellas. Kaufleute waren jedenfalls die ersten, die mit dieser Kunst umzugehen verstanden. Den homerischen Helden ist sie völlig unbekannt. Mit dem 8. Jahrhundert verwendete man sie vereinzelt zur Aufzeichnung öffentlicher Urkunden; erst seit dem 7. Jahrhundert wird der Schriftgebrauch ein regerer und allgemeiner. Doch für die Litteratur war die Schrift auch jetzt noch belanglos, indem die Dichter ihre Lieder nur in mündlichem Vortrag, nicht in schriftlichen Aufzeichnungen dem Publikum darboten.



99. Frühkorinthisches Gefäß.

Homer und Hesiod.

„Hesiod und Homer sind es gewesen, die den Griechen ihre Theogonie geschaffen und den Göttern die Beinamen gegeben und Ämter und Fertigkeiten unter sie verteilt und ihre Gestalt bezeichnet haben."
Herodot.

Die unvergänglichste Schöpfung des griechischen Mittelalters ist der Heldengesang. Er ist zugleich das ureigenste Erzeugnis des griechischen Genius, nicht durch Vorbilder des Morgenlandes geweckt, nicht in Formen geschaffen, die dem Osten entlehnt werden konnten, nein, durch und durch griechisch. Er tritt uns in den homerischen Gesängen in so ausgereifter, abgeklärter Gestalt entgegen, daß wir unwillkürlich nach seiner Entwickelung fragen: denn eine Dichtung, die nach Form und Inhalt so gleichmäßig vollendet ist, pflegt nur da zu gelingen, wo schon viele Vorgänger dichterisch thätig waren.

Für den Griechen gehörte, wie wir schon sahen, Musik und Gesang zu jedem festlichen Begängnis: sie sangen beim Gottesdienst wie beim Gastmahl, bei Erntefesten ebenso gut wie an der Bahre ihrer Angehörigen und Freunde. In gehobenen Momenten, in Freud, in Leid, im brünstigen Gebet oder in der angeregten Stimmung des Gelages erhebt sich die Rede von selbst zu gewähltem Ausdruck, fügen sich uns die Worte unwillkürlich zu gleichmäßigen Sätzen; und diese gebundene Form wird zwingendes Bedürfnis, wenn wir unsere Rede singend vortragen oder mit rhythmischen Tanzbewegungen begleiten wollen. So entstand allenthalben, so entstand auch bei den Griechen die erste Poesie; ihre im Rhythmus gebundenen, im Ausdruck gesteigerten Satzgebilde prägten sich leicht und sicher dem Gedächtnis ein und gingen von Mund zu Mund, von einer Generation zur anderen.

Die älteste Poesie war bei den Griechen wie bei anderen Völkern religiöser Natur; man sang Hymnen zum Preise der Götter, man richtete Bitten an sie oder man dankte für ihre Wohlthaten; man besang ihre Macht und Herrlichkeit, oder man sprach in ernsten, oft düsteren Weisen zu den Unterirdischen und klagte über das rasch hinwelkende Leben der Natur und des Menschen.

Aber früh sang man auch in weltlichen Weisen das Lob der Vorfahren. Wenn im Männersaal der Humpen kreiste, dann griff der adlige Held wohl selbst zur Laute und erzählte, was er wußte von den herrlichen Thaten seiner Ahnen. So singt Achill in seinem Zelt, so singt Patroklos mit ihm um die Wette. Mit der Zeit machte man höhere Ansprüche an solche Lieder, und der Stand berufsmäßiger Sänger kam auf. Sie gingen nicht aus adligen Kreisen hervor, zählten vielmehr zu den Handwerkern: aber sie dienten ausschließlich dem Adel, nicht dem Volk; sie sangen in den Hallen der Fürsten und Herren, nicht unter dem Volk auf Markt und Straße, und ihre Lieder spiegeln daher das adlige Leben, nicht das Volksleben ihrer Zeit. Vielfach ergriffen Blinde, denen die Natur einen anderen Erwerb verschlossen hatte, diesen adligen Beruf.

Als älteste Hymnendichter nennt die Überlieferung den Eumolpos und Musäos. Sie sollen Thraker gewesen sein und in der thrakischen Landschaft

Pierien um den Fuß des Olympos zuerst den Kultus der Musen eingerichtet haben. Aus demselben Pierien stammte auch der früher schon genannte Orpheus. Die Tiere des Waldes, ja Felsen und Haine, wurden von seinem Liede erregt, wie viel mehr die Herzen der Menschen, denen er in seinen Gesängen Anleitung zu Gottesdienst und gesetzlicher Ordnung gab. Als seine Gattin Eurydike durch einen Schlangenbiß starb, drang Orpheus in die Unterwelt.



100. Orpheus' Abschied von Eurydike.

Marmorrelief in der Villa Albani in Rom.

Die dritte Gestalt (ganz links) ist Hermes, der Geleitsmann der Toten. Er hat die Eurydike an der Hand gefaßt, um sie wieder zur Unterwelt hinabzuführen.

Seine Töne erweichten den finsteren Hades, daß er verhieß, Eurydike solle dem Gatten zur Oberwelt folgen, wenn dieser unterwegs nicht nach ihr zurückblicke. Orpheus aber, schon nahe dem himmlischen Lichte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, sah sich um und war nun auf immer von dem geliebten Weibe getrennt. In stummem Schmerz saß er sieben Tage am strömenden Hebros und irrte dann klagend durch das Hämos-Gebirge, wo ihn rasende

Weiber aus dem Gefolge des Bacchos, die sogenannten Mänaden, zerrissen. Um den Grabhügel auf der Insel Lesbos, unter dem sein Haupt ruhen sollte, nisteten Nachtigallen und sangen dort schöner als an anderen Orten.

Die thrakischen Sänger haben allesamt einen mythischen Charakter. Wir haben es schwerlich mit geschichtlichen Persönlichkeiten zu thun, und so nimmt es nicht wunder, daß von ihren Gesängen sich gar nichts erhalten hat. Aber es fehlt überhaupt an Resten jener ältesten Poesie: alles, was sie hervorgebracht, wurde überwuchert und verdrängt durch das epische Heldenlied, als dessen Urheber der Sänger Homeros galt.

Schon den alten Griechen schien es fraglich, ob denn wirklich die ganze Fülle der Heldendichtung dem einen Dichter zugeschrieben werden dürfe; mehr und mehr beschränkte man seine Urheberschaft auf die vollendetsten Teile derselben, und das spätere Altertum wollte nur Ilias und Odyssee als seine Schöpfungen anerkennen. Ja es gab eine Richtung unter den griechischen Litterarhistorikern, die auch die Odyssee ihm absprach und nur für die Ilias die Bezeichnung homerisch gelten ließ.

Wie stellen wir uns zu der Frage?

Als erwiesen kann gelten, daß die zwei Dichtungen, wie sie uns vorliegen, nicht das Werk eines einzelnen sind, so wie etwa „Hermann und Dorothea" die Schöpfung Goethes ist. Auch damit kommt man nicht aus, daß man eine Ur-Ilias und Ur-Odyssee annimmt, die erst durch nachträgliche Erweiterungen und störende Zusätze den einheitlichen Charakter, den Homer seinen Dichtungen anfänglich verliehen, eingebüßt hätten. Es handelt sich hier nicht um die Schöpfung eines einzelnen, sondern um die eines ganzen Standes. Das beste, was den epischen Sängern des griechischen Mittelalters gelungen ist, lebt in den beiden Heldenliedern weiter. Diese sind der Niederschlag einer Jahrhunderte umfassenden Dichterthätigkeit. Ein glücklicher Sang überdauerte den, der ihn zuerst gesungen; er wurde wieder und wieder vorgetragen, reicher und immer reicher ausgeschmückt. Mit ähnlichen Gesängen verwandten Inhalts wurde eine möglichst innige Verknüpfung angestrebt, und durch wiederholte Überarbeitungen und Redaktionen sind schließlich die beiden leidlich geschlossenen Epen entstanden. Der im ganzen einheitliche Ton, der diese Schöpfungen so zahlreicher Ingenien immerhin auszeichnet, erklärt sich aus dem starken Zwang, den auf den einzelnen Dichter die von den Vorgängern mit Glück gehandhabte Kunstweise ausübte. Schon die Form des Hexameters, die sich nach und nach als die einzig für epischen Vortrag zulässige herausbildete, brachte einen einheitlichen Grundton in den Heldengesang. Auch fanden gewisse ausschmückende Beiwörter solchen Beifall, daß sie formelhaft immer und immer wieder angewandt wurden; ja ganze bis ins einzelne ausgemalte Bilder konnte man nicht oft genug wiederholen. Und wie in der Form so war jeder spätere Dichter auch im Inhalt durch eine mächtige Tradition gebunden; er mußte die Heldensage im großen und ganzen eben doch so vortragen, wie sie seinen Hörern geläufig war. Er durfte wohl die eine oder die andere Situation etwas reicher ausmalen, aber der freien Erfindung waren sehr enge Schranken gesteckt. Schließlich ist der epische Sang gerade an dem erdrückenden Übermaß des traditionell Vorgeschriebenen oder doch Gegebenen erlahmt und abgestorben.

Die Sprache des homerischen Epos ist eine Sprache für sich; sie ist niemals und nirgends so gesprochen worden, sie ist, was man eine Litteratursprache nennt. Man sieht es ihr an, wie sie nach und nach sich gebildet hat. Ihre ältesten Bestandteile gehören dem äolischen Dialekt an; sie reichen gewiß zum Teil bis in die mykenische Zeit hinauf. Über diesen äolischen Grundstock hat sich dann aber eine mächtige jonische Sprachschicht gelagert, die das Äolische nur hier und da noch durchschimmern läßt. Es spiegelt sich in dieser Mischung die landschaftliche Entwickelung des Heldengesanges, der zuerst im äolischen Kleinasien seine hauptsächliche Pflege fand, um darnach durch die kleinasiatischen Jonier zur vollen Blüte gebracht zu werden.

Auch der Sagenstoff, der verarbeitet wurde, bezeugt diesen Entwickelungsgang; denn der Glaube der äolischen Thessaler nimmt, wie schon früher (S. 149) hervorgehoben wurde, in den epischen Gesängen eine herrschende Stellung ein: man erinnere sich an die Rolle, die der thessalische Olymp, die thessalischen Musen, die thessalischen Kentauren und ein Held wie Achill mit seinem echt thessalischen Vater Peleus in dem Epos spielen. Auch die große Argo-Sage ist im äolischen Thessalien zu Haus, und es darf nicht als Zufall gedeutet werden, daß die trojanischen Helden gerade aus dem äolischen Hafenplatze Aulis ausfahren. Mit den nach Kleinasien auswandernden Äolern sind auch ihre Sagenstoffe dorthin gekommen; von den dortigen Äolern wurden sie dann den südlich angrenzenden Joniern mitgeteilt, um nun, im 9. und 8. Jahrhundert, nach jonischem Geschmack abgewandelt zu werden. Bei den Joniern galt geistige Einsicht mehr als ungestüme Kraft; ihnen behagte heiterer Lebensgenuß mehr als eine Heldenlaufbahn voll Not und Entbehrung; ihnen stand im Vordergrund des Interesses die See mit ihren Wundern und Schrecken. Dem entspricht es durchaus, wenn nun der schlaue Odysseus, der redegewandte Nestor Lieblingsgestalten des Heldenlieds werden, der eine wie der andere der Inbegriff des vielgewandten, weitgereisten, seeerfahrenen Joniers. Und wenn über allem epischen Sang der Griechen etwas wie Sonnenglanz und Lenzhauch liegt, so wird auch dieser sonnige, wonnige Ton zweifelsohne den jonischen Sängern verdankt.

Alle diese Sänger, äolische wie jonische, dachten sich ihre Helden als längstabgeschiedene Vertreter einer untergegangenen größeren Welt. Soviel sie irgend konnten, sorgten sie dafür, daß eine tiefe Kluft zwischen dem heroischen Zeitalter und ihrer Gegenwart zu klaffen schien. Zustände und Thätigkeiten, deren moderne Natur bekannt war, hütete man sich sorgfältig, der Heldenzeit anzudichten: die Helden des Epos reiten nicht, sondern fahren auf Streitwagen; der Gebrauch der Schrift ist ihnen noch völlig unbekannt, ebenso die großen Völkerverschiebungen, die infolge der dorischen Wanderung stattgefunden hatten. Aber so gewissenhaft man auch auf den Unterschied der Zeiten achtete, schließlich kannte eben jeder Sänger doch nur die eigene Zeit und ihre Sitten und Anschauungen und konnte auch nur schildern, was er um sich her lebendig sah. Und darum waren wir in unserem guten Recht, wenn wir die Sitten und Zustände des griechischen Mittelalters an der Hand des Heldenliedes rekonstruierten. Alle Gedanken, die während dieses Zeitalters die griechische Volksseele beschäftigten und bewegten, haben in den Liedern der epischen Sänger einen unverfälschten Ausdruck gefunden.

Was die äolischen und vor allem die jonischen Sänger so wahr empfanden und erquickend frisch von der ruhmreichen Vorzeit sangen, mußte das Entzücken jedes Griechen wecken. Und so war es auch. Das äolisch-jonische Lied ward Gemeingut aller Hellenen, ward allenthalben in Hellas mit gleicher Begeisterung vorgetragen und gehört. Es liegt auf der Hand, wie dadurch ein einigendes Band um alle Teile der Nation geschlungen werden mußte. Das Epos rief eine von allen verstandene Litteratursprache ins Leben, es schuf eine allgemein anerkannte Form der Sage; es erreichte, daß neben den vielerlei lokalen Anschauungen über das Wesen der Götter ein für alle maßgebender Götterglaube aufkam, nämlich eben der, den die äolisch-jonischen Sänger verkündigten. Gerade von dieser religiösen Wirkung des siegreich vordringenden Heldengesanges soll gleich noch ausführlicher die Rede sein.



101. Homer.
Marmorbüste im Museum zu Neapel.

Aber wo bleibt bei dem allen der Vater Homer?

Wenn es überhaupt einen Dichter dieses Namens gegeben hat — und warum sollte es nicht? — so dürfte er zu der Zeit gelebt haben, als aus den umlaufenden Einzelgesängen größere zusammenhängende Epen entstanden. Vielleicht war er vor anderen geschickt, Übergänge und Zusammenhänge herzustellen, wo solche von Haus aus fehlten; vielleicht zeichnete er sich durch einen ungewöhnlich hinreißenden Vortrag aus. So viel ist sicher, daß wir die Wirksamkeit dieses Mannes nie genau werden abgrenzen können. Schon das frühe Altertum war ohne sichere Kunde über ihn und stattete ihn mit durchaus legendarischen Zügen aus. Er ist ihm der Inbegriff eines fahrenden Sängers, blind und arm. Sieben, meist jonische Städte machten sich den Ruhm streitig, die Stätte seiner Geburt zu sein. Das Schicksal trieb ihn viel umher, in allen Städten von Äolis und Jonien versuchte er seine Kunst. Um einen Gastfreund zu belohnen oder seine Töchter auszusteuern, verschenkte und veräußerte er

wohl gar seine Gedichte. Beim Wettkampf hat er Unglück; obwohl er seinem Rivalen Hesiod weitaus überlegen ist, wird dennoch diesem die Palme zuerkannt. Auf der kleinen Sporaden-Insel Jos gaben ihm Fischer, die keine Fische gefangen, aber sich gelaust hatten, das Rätsel auf:

„Die wir fingen, ließen wir zurück,
Die wir nicht fingen, tragen wir mit."

Homer gelingt es nicht, diesen Tiefsinn zu ergründen, und er stürzt sich aus Gram darüber ins Meer. Solche Anekdoten sind natürlich nicht ernst zu nehmen, liefern uns keine historische Gestalt. Indem man ein Lied als homerisch bezeichnete, gestand man damit eigentlich nur zu, daß man seinen Autor nicht kenne: homerisch und anonym oder namenlos will demnach so ziemlich dasselbe besagen.

Die Sänger des Heldenliedes hatten ihren Vortrag mit der Phorminx begleitet und was sie boten, machte mehr oder weniger Anspruch auf die Bezeichnung Gesang. Als man aber mit der Zeit höhere Anforderungen an die Musik stellte, erschien der epische Singsang zu monoton. Man ließ ihn daher fallen und ging zur Deklamation über. Stabsänger oder Rhapsoden nannte man die Deklamatoren, weil sie statt der Phorminx einen Zweig oder Stab, Rhabdos genannt, in der Hand hielten.

Diese Rhapsoden beschränkten sich nicht darauf, die überlieferten Heldengesänge immer wieder zu deklamieren, sondern sie schufen auch selbst gelegentlich neue Gedichte. Aber wie ihre Vortragsweise eine andere war als die der epischen Sänger, so auch der Gehalt und die Tendenz ihrer Dichtung. Der Heldengesang wollte unterhalten und erfreuen, er wollte das Verlangen nach Neuigkeiten, das die Jonier beständig quälte, nach Kräften stillen. Das war für die Rhapsoden nicht mehr die Hauptsache. Sie strebten viel mehr nach Belehrung als nach Unterhaltung; ihnen kam es auf Vertiefung des Wissens an, sie lebten nicht im Reich der Phantasie, sondern in den prosaischen Problemen ihrer Gegenwart, sie produzierten weniger Poesie als Wissenschaft und praktische Lebensweisheit.

Der Hauptvertreter der Rhapsodik ist Hesiodos. Er war der Sohn eines aus Kyme in Kleinasien nach Böotien gewanderten Bauern; beim Weiden der Schafe am Abhange des Helikon erschienen ihm die Musen und verliehen ihm Dichtergabe. Was er verkünden wollte, waren nicht Ausgeburten der Phantasie, sondern lautere Wahrheit, wie er sie verstand. Sein Lied vom Ursprung der Götter, mit griechischem Namen Theogonie genannt, ist der Versuch einer zusammenhängenden Götterlehre, worin er sich mehr als Theologe denn als Dichter bethätigte. Und noch entfernter von der sonnigen Poesie Homers ist sein Gedicht „Werke und Tage". Es zeigt uns den Rhapsoden im Rechtsstreit mit seinem Bruder Perses; vom bestechlichen Adel, der ihm den Rechtsschutz versagte, appelliert er an die Menge, damit sie ihm zu dem Seinigen verhelfe. Daran reiht er Ermahnungen an seinen Bruder und empfiehlt ihm, nicht durch Prozeß und Betrug, sondern durch redliche Arbeit als Landwirt oder Seemann sein Brot zu verdienen. Hesiod zeigt sich in diesem Gedicht in offenem Widerstreit gegen den herrschenden Adel, sittlich entrüstet über die Schlechtigkeit der Welt; er zeigt sich vor allem als ausgeprägter Charakter, und so beginnt mit ihm jene glänzende Reihe selbständiger Persönlichkeiten, an denen die griechische Geschichte reicher ist als irgend eine andere.

Hesiod hat Schule gemacht: seine Nachfolger bestrebten sich gleich ihm, die Fülle der umlaufenden Sagen zum einheitlich geordneten Lehrgebäude zu vereinen, Ordnung in die Götter- und Heroenwelt zu bringen und überall lückenlose Stammbäume aufzustellen. In Griechenland fehlte ein Priesterstand, der für Bewachung der reinen, allein seligmachenden Götterlehre zu sorgen sich berufen fühlte; wenn es die Griechen trotzdem zu einer Nationalreligion und zu etwas wie einer Theologie gebracht haben, so war dies den epischen Dichtern, den homerischen wie denen aus Hesiods Schule, zu danken.



102. **Der Kopaïs-See.**
Nach Karl Rottmanns Gemälde in der Neuen Pinakothek in München.
Der rundliche Berg in der Ferne ist der Helikon, an dessen Fuß Askra, die Heimat Hesiods, gelegen war.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Dichter, indem sie auf die religiösen Anschauungen der Menge bestimmenden Einfluß gewannen, den alten Götterglauben in mehr als einer Beziehung mit neuem Inhalt erfüllten. Ihr Werk ist es vor allem, wenn die Vermenschlichung der Götter mehr und mehr eine vollständige wurde. Wir haben früher darauf hingewiesen, wie alle Heroen aus ursprünglichen Gottheiten sich entwickelten, wie die Helden der Sage in den meisten Fällen irgendwo in Griechenland göttliche Verehrung genossen. Ganz in dieser Richtung liegt es, wenn nun auch die Götter selbst von ihrer himmlischen Höhe, wo sie fromme Andacht als allgewaltige Naturkräfte wirksam dachte, mehr oder weniger heruntergezogen und ihrer Göttlichkeit entkleidet wurden. Die Art, wie der Zeus Homers im Kreise der Olympier waltet, unterscheidet sich in nichts von dem Regiment, wie es dazumal ein

irdischer König inmitten seiner adligen Pairs zu handhaben pflegte: genau wie der König sich wehren muß, damit seine Magnaten ihm nicht über den Kopf wachsen, so hat der Göttervater oft einen schweren Stand gegen Hera und die übrigen Bewohner des olympischen Palastes. Dem epischen Dichter kam es nicht darauf an, zu erbauen, seine Lieder sollten und wollten nicht Hymnen sein, um die Götter gnädig zu stimmen. Auf Unterhaltung und ergötzlichen Zeitvertreib war es beim Heldengesang abgesehen, und dieser ergötzliche Ton ward auch beibehalten, wo der Dichter von den Göttern sprach. Wie hätte er es sich entgehen lassen sollen, die Verbindungen, die vielfach die Götter mit Heroinen eingegangen hatten, als ganz und gar irdische Liebesgeschichten zu deuten und romanhaft auszumalen?

Aber indem der epische Dichter das Leben seiner Götter so nach irdischer Weise gestaltete und ihnen menschliche Regungen und Triebe in immer größerem Umfang andichtete, mußte ihm die genaue Wesensbestimmung eines jeden Gottes Bedürfnis sein. Nicht die Priester, sondern die Dichter haben dafür gesorgt, daß jeder Olympier seine festen Attribute erhielt, an denen man ihn alsbald erkannte; die Dichter haben jedem seinen genau begrenzten Wirkungskreis angewiesen, sie haben das Verdienst, daß diese Götter als scharf geprägte Gestalten in plastischer Klarheit auch noch jetzt vor aller Augen stehen.

Wenn es für das religiöse Denken der Hellenen bezeichnend ist, daß in ihren Augen Unbelebtes überhaupt nicht existierte, sondern in jedem Berg und Baum, in jedem Quell und Wasserlauf eine Gottheit hausend gedacht wird, so ist auch diese Vorstellungsweise durch die Epiker und ganz besonders durch Hesiod zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Auch die dem Irdischen zugewandte Weltanschauung der Hellenen, die mit allen Fasern an dieser Erde und ihren Freuden hängt und die sich Öderes, Trostloseres nicht denken kann, als tot zu sein und im Schattenreich zu weilen, auch sie stammt hauptsächlich von den jonischen Epikern mit ihrer jonischen Lebenslust und Fähigkeit zu genießen. Die **Volksreligion** ist zu vielen dieser Fragen anders gestanden als das Epos; sie brauchte Götter von überirdischer Heiligkeit, ernste, feierliche Gewalten, zu denen sich beten ließ. Sie konnte es nicht gut heißen, daß die Lokalgötter so vielfach im Heldengesang zu Heroen verblaßten; sie hielt am göttlichen Wesen dieser Gottheiten fest und widmete ihnen, wo sie konnte, göttliche Ehren. Aber auf die Dauer erwies sich die Volksreligion und ihr Priesterstand der hinreißenden Macht der Dichter gegenüber machtlos. Herodot hat recht, der Grieche dachte sich im großen und ganzen seine Götter so geschaffen und so gestaltet, wie Homer und Hesiod sie ihm geschildert hatten.

* * *

Nach Hesiod war zu Anfang das **Chaos**, die Kluft der Klüfte, erfüllt mit dem Urstoff aller Dinge. Darauf entstand die breitbrüstige Erde **Gäa**, die unerschütterliche Feste der überirdischen wie der unterirdischen Götter, und **Eros**, der schönste von allen Unsterblichen, die schöpferische Macht der Liebe. Die Erde gebar aus sich selbst den Himmel **Uranos**, die Berge und das Meer. Aus der Ehe der Gaia mit Uranos erwuchs das Geschlecht der riesigen **Titanen**. Hesiod kennt ihrer zwölf. Die wichtigsten sind **Kronos** und **Rhea**, sowie **Japetos** mit seinen Söhnen **Atlas**, **Prometheus** und **Epimetheus**.

Dem Kronos gebiert seine Schwester Rhea eine Reihe von Kindern: Poseidon und Hades, Hestia, Demeter und Hera; endlich den Zeus. Doch da Kronos wußte, daß einer seiner Söhne ihn überwältigen würde, so verschlang er die Kinder, die Rhea gebar, bis diese ihren Jüngstgeborenen, den Zeus, zu retten vermag, indem sie dem Gatten statt des Kindes einen in Windeln gewickelten Stein darbietet. Zeus wächst schnell heran und zwingt den Vater Kronos, seine verschluckten Geschwister wieder von sich zu geben. Aber erst nach hartem Ringen gelingt es dem Zeus und seinem göttlichen Anhang, den Kronos und die Titanen zu überwältigen und in den tiefsten Grund der Unterwelt zu verstoßen.

Nachdem das neue Göttergeschlecht auch gegen die Giganten, die riesenhaften Abkömmlinge des Kronos und der Gäa, in schwerem Kampf gesiegt und den Göttersitz des Olympos verteidigt hatte, war seine Herrschaft begründet. Zeus teilt mit seinen Brüdern Poseidon und Hades das Regiment der Welt. Er selbst wird Herr des Himmels; Poseidon erhält das Meer und alle Gewässer; Hades schaltet im Totenreich.



168. Prometheus als Menschenbildner.

Darstellung an einem Sarkophag auf dem Kapitol zu Rom.

Prometheus hält den eben geformten Menschen mit der linken Hand auf seinem Schoß. Den Modellierstab in der Rechten, überlegt er, was etwa noch zu bessern sei. Schon ist auch Athene herangetreten, um das vollendete Gebilde durch den darüber gehaltenen Schmetterling (das Symbol der Seele) zu beleben.

Auch das Menschengeschlecht entstammt der allgemeinen Mutter Erde. Lange Zeit entbehrten die Sterblichen aller höheren Einsicht und Erkenntnis. Sie kannten namentlich nicht das Feuer, dessen Anwendung zu einer besseren Gestaltung des Lebens so unentbehrlich ist. Dies sah voll Erbarmen der Japetide Prometheus, einer der Titanen, der dem Untergange seines Geschlechts durch kluge Voraussicht entgangen war. Er entwandte einen Funken von dem himmlischen Licht und brachte ihn den Sterblichen, obgleich er wußte, daß ihn dafür der allwaltende Zeus bestrafen werde. Und so geschah es auch. Durch Hephästos ließ Zeus den Titanen an eine Felswand des Kaukasus anschmieden und ihm täglich durch seinen Adler die rasch nachwachsende Leber aus dem Leibe fressen, bis Herakles den Dulder aus dieser Pein befreite (vgl. S. 78). Auch die Menschen suchte Zeus dafür heim, daß ihnen wider seinen Willen die Gabe des Feuers geworden war. Er läßt durch Hephästos das reizende Bild einer schönen Jungfrau erschaffen, das dann alle Götter mit Vorzügen und Gaben ausstatten müssen. Dies also von allen beschenkte und daher Pandora genannte Frauenbild führte sodann Hermes in das Haus des Epimetheus. Wohl hatte diesen sein Bruder Prometheus gewarnt, ein Geschenk vom Zeus unter keinen Umständen anzunehmen. Aber Epimetheus, d. i. der Nachbedachte, handelt, wie es sein Name besagt: erst als er das Weib an seinem Herde aufgenommen, erkennt er ihre ver-

hängnisvollen Fehler. Vor allem ist es ihre ungezügelte weibliche Neugier, die Unheil anrichtet. Im Hause des Epimetheus steht ein Faß, darin alle Übel beschlossen sind. Pandora hebt den Deckel von dem Faß — und nun verbreiten sich böse Krankheiten und andere Qualen über die bis dahin so glückliche Menschheit. Nur die Hoffnung, ein zweifelhaftes Gut, bleibt in dem Faß zurück, als Gegengift gegen die Not des Lebens. — Modern, nicht antik, ist die Vorstellung von der Pandorabüchse, wonach das Weib in einer Büchse, die sie als Aussteuer von den Göttern erhält, alle jene Qualen in das Haus des Epimetheus mitbringt und dort durch Heben des Deckels entfesselt.

Prometheus, der offenbar ursprünglich der griechische Gott des Feuers und also der Vorgänger des Hephästos war, brachte den Menschen mit dem Feuer auch den Opferbrauch. Hesiod erzählt höchst scherzhaft, wie er die Menschen anleitete, die Bestandteile des geschlachteten Tiers auf zwei Haufen zu legen; auf den einen das gute Fleisch und den aufgeschnittenen Magen darüber, auf den anderen die Knochen, verhüllt in verlockendes Fett. Als nun Zeus mit den Göttern sich nahte, wurde er aufgefordert, sich einen der beiden Haufen zu wählen — und er wählte den mit den Knochen. Seitdem war es Sitte, den Göttern nur die geringwertigen Teile des Opfertiers zu verbrennen, die übrigen wohlweislich selbst zu verzehren.

Sehr nahe lag es, den göttlichen Bringer des Feuers, durch dessen Gebrauch die Menschen so eigentlich erst zu Menschen wurden, geradezu zum Schöpfer des Menschengeschlechts zu stempeln. Aus Thon soll Prometheus die ersten Sterblichen modelliert, Athene aber soll die lebendige Seele ihnen eingeflößt haben (vgl. Abb. 103). In Phokis zeigte man noch in später Zeit die Lehmhütte, in der Prometheus die Menschen geformt haben sollte.

Doch die Sterblichen sträubten sich gegen das Regiment der Götter. Da beschloß Zeus, die ruchlose Menge durch eine große Wasserflut zu vertilgen. Auf sein Geheiß thaten sich die Schleusen des Himmels auf, und der Regen strömte Tag und Nacht; auch die Erde eröffnete ihre Brunnen und spie unendliche Wasserströme aus. Endlich waren auch die obersten Berggipfel von der Flut bedeckt, Menschen und Tiere versanken ins Meer. Nur Deukalion, ein Sohn des Prometheus, samt seinem Weibe Pyrrha überlebten die Sintflut. Er hatte von seinem Vater erfahren, daß Zeus das Hochwasser senden werde. So baute er denn eine große und feste Arche und fand darin Rettung. Neun Tage trieb er auf dem uferlosen Wasser umher; da nahm die Flut allmählich ab, die Höhen traten wieder hervor, und die Arche blieb auf einem Gipfel des Parnassos sitzen. Deukalion und Pyrrha stiegen heraus, und ihr erstes Beginnen war, daß sie dankbar für ihre Rettung dem Zeus Opfer und Gebete darbrachten. Sie wünschten aber, es möchten wieder Menschen entstehen. Da erhielten sie den Befehl, die Gebeine ihrer Mutter hinter sich zu werfen. Nach langem Überlegen versuchten sie es mit Steinen als den Gebeinen der Mutter Erde, und siehe, aus den Steinen die Deukalion warf, erstanden Knäblein, aus denen seiner Ehegenossin Mägdlein. Die Kinder wuchsen in kurzer Zeit auf und bevölkerten wieder die Lande.

Deukalion hatte von der Pyrrha einen Sohn Namens Hellen. Hellen aber ward Vater des Doros, Xuthos und Äolos, unter die er das gesamte hellenische Land verteilte. Xuthos verband sich mit Krëusa, der

Tochter des erdgeborenen attischen Helden Erechtheus, und zeugte mit ihr den Achäos und Jon. So wurden die Söhne und Enkel Deukalions die Stammväter der wichtigsten griechischen Stämme, der Dorier und Äoler, der Achäer und Jonier.

Von Hesiod stammt auch die Mythe von den verschiedenen Zeitaltern der Menschheit. Das älteste, zu Kronos Zeiten, wird von ihm als das goldene bezeichnet. Die Menschen lebten dazumal wie die Götter in ewiger Jugend und Heiterkeit, und nahte endlich der Tod, so kam er über sie wie ein Schlummer. Nach dem goldenen schuf Zeus ein silbernes Geschlecht; es war dem vorhergehenden weder an Geist noch Körper ebenbürtig. Hundert Jahre saß ein Kind dieser Zeit der Mutter auf dem Schoße; und war es endlich erwachsen, so lebte es vor Unvernunft und Übermut nur kurze Zeit. Dem dritten oder ehernen Zeitalter lag ausschließlich Krieg und Blutvergießen am Herzen. Mit riesigen Gliedern und grausamer Kraft waren diese Menschen ausgestattet. Durch ihre eigene Gewaltthätigkeit gingen sie schließlich zu Grunde. Es folgt das Geschlecht der gottähnlichen Heroen, und auf diese endlich das eiserne Zeitalter, ein Geschlecht der Arbeit, des mühsamen Feldbaues, Tag und Nacht von Sorgen umringt. Und zu diesem eisernen Geschlecht gehört die jetzt lebende Menschheit.



104. Zeus von Otricoli.

In Otricoli (am Tiber oberhalb Roms) gefunden, jetzt im Museum des Vatikan. Das beste uns erhaltene Bild des Zeus, aber nicht vor der Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden.

Die Götter seit Homer und Hesiod.

Ehe wir uns den weiteren politischen Schicksalen des Griechenvolks zuwenden, scheint es angezeigt, den Kreis seiner Götter, wie er durch Homer und Hesiod endgültig festgestellt wurde, in Kürze zu betrachten. Diese Göttergestalten

sind zumal dadurch, daß eine Reihe der genialsten Künstler späterhin ihre beste Kraft daran gesetzt haben, um sie in Gold und Elfenbein, in Erz und Marmor abzubilden, von universaler, alle Zeit überdauernder Bedeutung geworden.

Noch immer nimmt Zeus die oberste Stelle ein (vgl. Abb 104). Er ist der Vater der Götter und Menschen, der Wolkensammler, der donnerfrohe Herr des Himmels, den die Sterblichen bei allen Anliegen anrufen; er gilt für die höchste Naturmacht und die höchste sittliche Macht zugleich, für den Schirmherrn aller rechtlichen Ordnung, der über die Heiligkeit der Gesetze und Eidschwüre wacht, den Gastfreund und Schutzflehenden schirmt und durch Götterzeichen und Träume seinen Willen und damit die Zukunft kundgibt. Seine Attribute sind der Blitz und die Ägis, sein heiliges Tier der Adler.



105. Hera (?).
Nach ihren ersten Besitzern die „Farnesische" genannt. Neapel.

Neben Zeus thront im Olymp seine Schwester und Gattin, die Himmelskönigin Hera, mit den großblickenden Kuhaugen (vgl. Abb. 105). Durch heiligen Ehebund vereint mit dem höchsten der Götter ist sie überhaupt Beschirmerin der Ehe. In Argos und auf der Insel Samos wurde sie besonders verehrt.

Näher noch als Hera steht dem Göttervater seine jungfräuliche Tochter Pallas Athena. Sie schwingt gleich dem Vater den Blitz, sie führt wie er die Gewitterwolke, die Ägis. Durch einen Hammerschlag des Hephästos wurde sie aus dem Haupt des Zeus entbunden: sie verkörpert seine Weisheit. Sie ist es, die den Menschen klugen Rat erteilt, die zu allen Künsten und Handfertigkeiten sie anleitet. Der Ölbau ist ihr heilig. Von jeher dachte man sie sich auch kriegerisch: in voller Wappnung war sie dem Haupt des Vaters entsprungen. Sie vereint im Kriege Besonnenheit mit Heldenmut (vgl. Abb. 106).

Bei Zeus' schönstem Sohn Apollo ist die ursprüngliche Bedeutung als Hirtengott mehr und mehr zurückgetreten. Man verehrte in ihm vor allem den Gott des Lichtes und des Sonnenlichtes im besonderen. Man dachte ihn sich mit Bogen und Köcher und in seinen raschen Geschossen die Sonnenstrahlen verkörpert. Mit denselben Geschossen sandte er gelegentlich auch hinraffende Pest und plötzliches Sterben. Doch das Milde und Hilfreiche, das von jeher in Apollos Wesen überwog, überwiegt jetzt erst recht, und so ist denn der Heilgott Asklepios der Sohn Apollos und ein Teil seines eigensten Wesens. Als Orakelgott verdrängt Apollo mehr und mehr den seit Alters in Dodona



106. Athene.

Marmornachbildung der Goldelfenbeinbildsäule des Phidias. Das Original stand einst im Parthenon zu Athen (s. unten). Beachte die Säule, welche der eine Siegesgöttin tragenden Rechten zur Stütze dient und zugleich ein Gegenstück bildet zum Schilde und der Burgschlange zur Linken der Göttin.

und anderwärts schicksalkündenden Zeus; apollinische Orakelstätten gab es in Kleinasien, auf Kreta und Delos, vor allem aber in der phokischen Bergstadt **Delphi**. In dem von allen Seiten eingeschlossenen Gebirgsthal, wo das Echo schaurig von senkrechten Gebirgswänden widerhallt, wo in dem unzugänglichen Geklüfte große Adler in Menge ihre Horste haben und in tiefen Gebirgsspalten Wasserrunsen tosend niederstürzen, wurden schon früh in den Menschen fromme Schauer geweckt. Häufige Erdbeben, die von den Felswänden loses Gestein



107. **Kopf des Apollo vom Belvedere.**

Die bekannteste Statue des Apollo, Ende des 15. Jahrhunderts bei Rom gefunden, jetzt im Belvedere des Vatikan.

donnernd zur Tiefe führten, erhöhten noch das Unheimliche der Örtlichkeit. Aus einer Erdspalte drangen betäubende Schwefeldämpfe. Hier nahm die Pythia, die erlesene Priesterin des Gottes, auf heiligem Dreifuß Platz, hier ließ sie von den Schwefeldämpfen sich betäuben; die abgerissenen Worte aber, die sie in solchem Zustand ausstieß, wurden von den Priestern aufgefangen und daraus die Orakelsprüche zurechtgemacht. Immer mehr wurde es Brauch, bei jedem Unternehmen zuvor des delphischen Gottes Rat einzuholen, und schon in homerischer Zeit sammelten sich „hinter der steinernen Schwelle des Verkündigers“ fabelhafte Schätze. Im 7. Jahrhundert war Delphi der religiöse

Mittelpunkt für ganz Hellas; ja selbst aus Lydien und Phrygien und aus dem fernen Etrurien schickten die Könige um Rat nach dem delphischen Orakel.

Dem strahlenden Licht des Tages steht das milde Licht der Nacht gegenüber, dem Apollo seine jungfräuliche Schwester Artemis. Die düsteren Züge, die ihr ursprünglich anhafteten, sind jetzt gemildert; sie wird als schöne, hochgeschürzte Jägerin gedacht, die mit den Nymphen jagend durch den Bergwald streift und doch zugleich das Wild beschirmt und sein Gedeihen fördert. Gleich dem Bruder führt auch sie Bogen und Pfeile; sendet er den Männern plötzlichen Tod, so Artemis den Frauen.

Neben diesen beiden Lichtgottheiten gab es noch zwei besondere Götter für Sonne und Mond, den Helios und die Selene. Ja selbst die Morgenröte fand in der „rosenfingrigen" Eos ihre eigene göttliche Verkörperung.

Auch bei Hermes, dem Sohne des Zeus von der Atlas-Tochter Maia, tritt die ursprüngliche Naturkraft und Bedeutung als Herdengott mehr und mehr zurück. Er gilt jetzt vorzüglich als Götterbote, als Förderer der Gewerbe und Geschäfte, wie überhaupt des Handels und Verkehrs, und ward daher von Kaufleuten und Schiffern als Verleiher des Reichtums angerufen. Ferner stand er der Redekunst und Gymnastik vor, war Hüter der Grenzen und Straßen und endlich der Totenführer auf dem Wege in die Unterwelt. Man errichtete ihm sogenannte Hermensäulen, kleine viereckige Pfeiler mit Hermes-Kopf, die man an Straßen, öffentlichen Plätzen und an den Thüren der Häuser aufstellte und später oft mit sinnreichen Denksprüchen verzierte (vgl. Abb. 16). Flügelschuhe, ein Flügelhelm und der von Schlangen umringelte Heroldstab sind die Abzeichen dieses Gottes.

Auch der Gott des Feuers und der Schmiede, Hephästos, wird natürlich jetzt zum Sohn des Zeus. Als seine Gemahlin denkt sich das Epos die Aphrodite, die Göttin der Liebe und Schönheit, deren Gefolge die drei Chariten oder Grazien bilden. Um Kunstwerke zu bilden, muß dem schaffenden Künstler die Schönheit zur Seite stehen, das war die tiefsinnige Bedeutung dieser Ehe, die übrigens nicht glücklich war, denn Aphrodite ließ sich durch die äußerlichen Reize des Kriegsgottes Ares bestimmen, ihrem rußigen Gemahl untreu zu werden.

Insofern das Feuer am häuslichen Herde Verwendung fand, dachte man es sich in der Hestia verkörpert. Der Reinheit des Feuers entsprach die Jungfräulichkeit dieser Göttin. Sie war hochgeehrt und erhielt bei allen Opfern zuerst ihren Anteil.

Der jüngstgeborene Sohn des Zeus war Dionysos oder Bacchos: er hatte den Göttern für Nektar und Ambrosia zu sorgen, zu den Menschen aber brachte er aus dem Osten die Pflege des Weinstockes. In wilder Weinlaune wurde er von Männern wie Weibern verehrt, und die Silene und Satyrn, die sein Gefolge bildeten, konnten sich in ausgelassener Derbheit nicht genug thun.

Das Meer, dies Lebenselement der Hellenen, beherrschte Zeus' Bruder Poseidon (vgl. Abb. 108). Breit war seine Brust wie die Fläche des Meeres, dunkel sein Haar wie die Tiefe des Ozeans, düster und finster sein Wesen. Schwarz mußten die Opfertiere sein, die man ihm schlachtete. Von allen Vorgebirgen, des Festlandes wie der Inseln, winkten dem Seefahrer seine Heiligtümer zu und versicherten ihn des göttlichen Schutzes.

An die Stelle der Erdgöttin Gäa war die Demeter gerückt, die Schutzpatronin der Landwirtschaft. Sie lehrt die Menschen den Pflug zu gebrauchen,



108. Poseidon.

Kolossalstatue aus griechischem Marmor im Museum des Lateran zu Rom. — Poseidon wurde nie in thronender, selten in sitzender Haltung abgebildet, meist wie hier mit aufgestütztem Fuße stehend. In den Gesichtszügen zeigt unser Bild den Ausdruck vollkommenster Ruhe. Man beachte die Form des Haupthaares, die eine schwere, geschlossene Masse bildet, welche wie von Meeresfeuchte durchzogen erscheint. In der Körperbildung tritt eine Neigung zum Wuchtigen hervor; zumal Arme und Brustmuskeln, die bei Seeleuten durch Schwimmen und Rudern hauptsächlich ausgebildet sind, strotzen bei dem meerbeherrschenden Gotte von Kraftfülle. Seine Linke stützt er auf den Dreizack, in seiner Rechten hält er den Schmuck vom Hinterteil eines Schiffes, wie er auch seinen rechten Fuß auf ein Schiffsvorderteil stellt.

sie macht sie ansässig und pflanzt unter ihnen bürgerliche Sitten und Satzungen. Ihre Tochter Persephone raubt Hades oder Pluton, der dritte Bruder des Zeus, dem die Unterwelt als Reich zugefallen. Lange hatte Demeter die Welt durchirrt, um die Geraubte zu suchen. Endlich wurde vereinbart, daß Persephone abwechselnd ein halbes Jahr bei ihrem Gemahl in der Tiefe und die andere Hälfte des Jahres bei ihrer Mutter verweilen solle — gerade wie die Vegetation ein halbes Jahr tot in der Erde ruht, um in jedem Frühling ans Licht zu dringen und die zweite Jahreshälfte in Saft und Kraft zu stehen.

Natürlich wurden auch die Vorstellungen, die man sich von der Unterwelt machte, immer bestimmter, klarer. Den Gestorbenen geleitet Hermes zunächst an den Acherusischen See, den die Ströme Styx und Kokytos bilden. Hat dann das Begräbnis stattgefunden, so setzt Charon in seinem Kahn den Toten über den See ins Schattenreich. Dort empfangen ihn die Totenrichter. Die Gerechten entschweben darnach zu den Inseln der Seligen, die der Lethe-Strom, d. i. der Strom des Vergessens, silberhell umflutet; den Verdammten öffnet sich in tiefster Tiefe der Tartaros, wo Sisyphos und Tantalos, die Danaïden und andere Sünder in ewigen Strafen schmachten. Der Herrschaft des Hades untersteht auch Kerberos, der vielköpfige Höllenhund; ferner die Erinyen, die Rächerinnen des Mordes, die Keren, weibliche Todesgottheiten von furchtbarer Erscheinung, und endlich die drei Moiren oder Parzen, die den Lebensfaden anspinnen, weiterspinnen und abschneiden.

Die Formen des Gottesdienstes waren die denkbar einfachsten. Ein Altar in einem abgegrenzten Bezirk, das war an vielen Orten die einzige Zurüstung. Nur wo ein Orakel mit dem Heiligtum verbunden war, bedurfte man einer Behausung, eines Tempels, den man aus Fachwerk mit Ziegeln roh genug herstellte; es war schon viel, wenn man sein Dach auf der Frontseite mit hölzernen Säulen stützte. Das Bedürfnis nach einer Wohnstätte für den Gott war auch überall da vorhanden, wo man statt der alten Fetische aus Holz und Stein sich wirkliche Götterbilder mit menschlichen Formen schuf. Groß brauchten diese Tempel nicht zu sein; es genügte, wenn sie eben Raum für die Kultstatue und etwaige Kultgeräte gewährten. Die gläubige Gemeinde hatte im Tempelinneren nichts zu suchen; sie stand um den Altar vor dem Tempel, und der Gott schaute durch die offene Thür dem frommen Treiben zu. Die früher nicht seltenen Menschenopfer sind jetzt fast überall außer Gebrauch; die Auffassung der Götter ist durchweg eine höhere, reinere. Man erblickte in ihnen weniger mehr eine Verkörperung der rohen Naturgewalt als vielmehr die Vertreter der ewigen, sittlichen Weltordnung. Die Mängel jeder Vielgötterei haften natürlich auch diesem vielköpfigen Götterstaat des griechischen Mittelalters noch immer an: aber daß ein hochbegabtes, phantasie- und geistvolles, die Natur aufs feinste beobachtendes Volk diese Gestalten geschaffen, ist nicht zu verkennen. Schiller hat recht:

> Da der Dichtkunst malerische Hülle
> Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
> Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
> Und was nie empfinden wird, empfand.
> An der Liebe Busen sie zu drücken,
> Gab man höhern Adel der Natur,
> Alles wies den eingeweihten Blicken,
> Alles eines Gottes Spur.

Die Entwickelung von Argos und Sparta.

Unter den neu entstandenen dorischen Staaten des Peloponneses erhob sich zuerst der im Argiverlande zu ansehnlicher Macht. Nicht zu Mykenä, sondern in der Stadt Argos hatten die neuen Herrscher, die Nachkommen des Herakliden Temenos, ihren Sitz aufgeschlagen. Der bekannteste unter den argivischen Königen ist Pheidon, der zehnte in der Reihe. Er ist die älteste Gestalt der griechischen Geschichte, deren Thaten in der Überlieferung



109. Die Larisa von Argos.

Das große Gebäude auf halber Höhe des Burgbergs ist ein Kloster. Die Trümmer der alten Burg oder Larisa krönen die Höhe.

lebendig geblieben sind. Er nahm noch einmal die Vorherrschaft im ganzen Peloponnes für Argos in Anspruch und verstand es, durch List und Gewalt jeden Widerstand des Adels im eigenen Lande und den der benachbarten Könige zu überwältigen. Er war ein kräftiger, kühn vorwärts strebender Herrscher, der freilich bei der Wahl seiner Mittel nicht ängstlich fragte, ob sie sich in den Schranken des Rechtes hielten. Doch war eine ausgebreitete Herrschaft nicht sein einziges Ziel, vielmehr war auf die Geschäfte des Friedens, auf Handel und Verkehr sein ganz besonderes Augenmerk gerichtet. Namentlich führte er ein Maß- und Gewichtssystem ein, das durch sein Ansehen allgemeine Geltung im Peloponnes erhielt.

Er rühmte sich auch, zuerst in Hellas Münzen geprägt zu haben. Metalle als Zahlungsmittel waren schon früher bekannt; nicht nur Barren von Kupfer und Eisen, sondern auch Edelmetalle; aber Gewicht und Zahlungswert mußten jeweils durch Abwägen festgestellt werden. Indem nun der König durch seinen Münzstempel für den Vollgehalt eines Geldstücks Garantie übernahm, trug er viel zur Förderung eines rascheren Verkehrs bei. Der Münzfuß, nach dem er prägte, hieß der äginetische, weil auf der zu seinem Gebiet gehörigen Insel Ägina die königliche Münze sich befand. Die Einteilung des äginetischen Talents in 60 Minen entsprach dem in Babylon



110. Ruinen des Athene-Tempels zu Ägina.

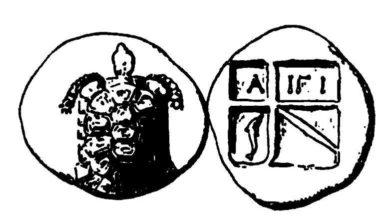
Aus dem Giebel dieses Tempels stammen die auf S. 127 abgebildeten Figuren.

üblichen Einteilungsverfahren: das äginetische Maß- und Münzsystem ist einfach das babylonische; das Verdienst Pheidons aber besteht darin, daß er zuerst diese bewährte Einrichtung aus dem Osten übernahm (vgl. Abb. 111).

Pheidon bemächtigte sich auch der Leitung der Festspiele, die in der Ebene von Olympia alle vier Jahre gefeiert wurden. Sie hatten damals noch nicht das Ansehen in ganz Hellas erlangt, wie in der Folgezeit; aber immerhin waren sie bereits von großer Bedeutung für den Peloponnes; daher ist das Bestreben Pheidons, die Leitung derselben an sich zu reißen, nur zu begreiflich. Aber er konnte sich gegen die verbündete Macht der Eleer und der Spartaner nicht halten und mußte sich nach Argos zurückziehen. In einem

Kampfe gegen Korinth soll der unternehmende Fürst im Handgemenge um das Jahr 740 gefallen sein. Mit ihm fiel die Macht seines Staates. Das Band, welches die Städte der argivischen Dorier zusammenhielt, lockerte sich nach seinem Tode, und seine Nachfolger wurden durch volkstümliche Regierungsformen in ihrer Macht so eingeschränkt, daß sie nach außen nur selten ihren Einfluß geltend zu machen versuchten.

An ihre Stelle sollte der dorische Stamm der Spartaner treten, der im Anfange nur einen Teil des Eurotas-Thales beherrschte, aber dann in rastlosen Kämpfen nach allen Seiten immer weiter um sich griff und schließlich durch kriegerische Überlegenheit die führende Macht im Peloponnes, ja in Hellas wurde. Den Grund zu Spartas Größe hat man zu allen Zeiten in seiner Verfassung erblickt und als Urheber dieser Verfassung den Lykurgos genannt. Was man über das Leben des großen Gesetzgebers zu wissen behauptete, klingt nun freilich sehr sagenhaft. Sein Vater Eunomos (d. i. das gute Gesetz) soll ein König aus der Familie der Prokliden (vgl. S. 150) gewesen sein. Als dieser bei einem Aufruhr erschlagen worden war, sei ihm sein ältester Sohn Polydektes in der Landesverwaltung gefolgt. Da jedoch auch dieser früh starb, so sollte der jüngere Bruder des Polydektes, Lykurgos, die Herrschaft übernehmen. Die Witwe seines Vorgängers bot ihm auch zu diesem Zwecke ihre Hand an. Da sie jedoch bald nachher eines Sohnes genas, so trat Lykurgos mit dem Kinde in die Volksversammlung, hielt es auf seinen Armen hoch empor als den rechtmäßigen König von Sparta und gab ihm den bedeutungsvollen Namen Charilaos, d. i. Freude des Volks.



111. Äginetische Münze.

Auf der Vorderseite eine Schildkröte, das Wappentier von Ägina; auf der Rückseite ein in fünf Felder geteiltes Quadrat mit einem Delphin und dem ersten Buchstaben des Namens Ägina.

Dennoch entging er der Verleumdung nicht. Die Witwe und ihre Verwandten streuten das Gerücht aus, er trachte als ein ungetreuer Vormund dem Kinde nach dem Leben, um es zu beerben. Um den ungerechten Vorwürfen zu entgehen, verließ Lykurg sein Vaterland. Zuerst ging er nach Kreta, dann nach Jonien in Kleinasien, von wo er angeblich die Gesänge Homers zuerst nach Griechenland brachte; endlich soll er sogar Ägypten und das entlegene Indien besucht haben. Überall lernte er die bürgerlichen Verfassungen kennen und holte sich Rats bei den Weisen und Lehrern dieser Länder. Besonders ward er mit Thaletas aus Kreta bekannt, der in lieblichen Dichtungen seine Ansichten vom Leben und von der bürgerlichen Ordnung vortrug. Er bewog ihn, nach Sparta heimzukehren, damit auch das dortige Volk für Gesetz und Verfassung empfänglich werde. Dies gelang über Erwarten: die Bürger selbst riefen den Verbannten zurück, damit er Ruhe und Ordnung bei ihnen stifte. Sobald Lykurgos dies erfuhr, begab er sich nach Delphi, wo ihn die Priesterin als den von den Göttern geliebten Weisen bezeichnete, dem Zeus selbst seine Ratschlüsse mitgeteilt habe. Das Gerücht von diesem Ausspruche des Orakels ging ihm nach Sparta voraus. Bald erschien er selbst, mit dem Ansehen

eines göttlichen Gesandten bekleidet. Dreißig der edelsten Spartaner umstanden ihn in voller Rüstung, als er vor das versammelte Volk trat, um seine Gesetze zu verkünden. Selbst die Könige, die anfangs über sein Auftreten betroffen waren, sollen sich bald auf seine Seite gestellt haben. Sehr unwahrscheinlich klingt dann wieder, was man über das Lebensende des großen Mannes sich erzählte. Hochbetagt ließ er die Könige und die ganze Gemeinde einen feierlichen Eid schwören, daß seine Gesetze befolgt werden sollten, bis er von einer Reise nach Delphi wiederkehre. Darauf ging er nach Delphi und erhielt den Ausspruch, Sparta werde durch Beobachtung seiner Verfassung stark und mächtig werden. Da erkannte er freudig, daß das Ziel seines Strebens erreicht sei. Er sandte den Spruch nach Sparta und ging dann in ferne Länder oder gab sich selbst den Tod, damit sein Volk niemals von seinem Eid entbunden werde. Er soll sogar vor seinem Tode angeordnet haben, daß sein Leib verbrannt und die Asche ins Meer gestreut werde, damit auch nicht ein Teil von ihm nach Sparta gelange und also die Spartaner für immer an ihr Gelübde gebunden blieben.



112. Blick von Mistra ins Eurotas-Thal.

Das Dorf Mistra liegt 1½ Stunden westlich von Sparta schon auf den Vorhöhen des Taygetos.

Fragen wir nun nach dem geschichtlichen Gesetzgeber Lykurg, so spricht viel dafür, seine Existenz überhaupt zu leugnen. Schon sein Vater Eunomos, das gute Gesetz, hat einen so verdächtigen, offenbar zurecht gemachten Namen. Desgleichen der Sohn Eukosmos (d. i. die schöne Ordnung), den man ihm angedichtet hat. Auch sein eigener Name ist verdächtig; er erinnert auffallend an einen Beinamen des Zeus, Lykaios, oder an das Beiwort Lykios, das Apollo als Lichtgott führte. So wäre denn Lykurgos ein spartanischer Gott gewesen; daß er in Sparta einen Tempel und besonderen Kultus besaß, wird ausdrücklich überliefert. Die Ansätze über Lykurgs Lebenszeit schwanken zudem in bedenklicher Weise. Und noch bedenklicher muß erscheinen, daß die

großen Historiker des 5. Jahrhunderts zwar die spartanische Verfassung kennen und viel erwähnen, aber über Lykurg sich vollständig ausschweigen. Am meisten aber spricht gegen ihn, daß eine Verfassung und Lebensordnung, wie er sie geschaffen haben soll, niemals das Werk eines einzelnen ist, sondern als Resultat jahrhundertelanger Entwickelung sich herauszubilden pflegt. Hat es also eine gesetzgeberische Persönlichkeit Namens Lykurgos überhaupt gegeben, so hat sie zweifellos nur einen Teil der spartanischen Verfassung ins Leben gerufen.

Wenden wir uns nun den gepriesenen Einrichtungen des Spartanerstaates zu, so fällt zunächst die Mischung seiner Bevölkerung aus mehreren grundverschiedenen Elementen auf. In den fünf offenen, von keiner Mauer umgebenen Dorfgemeinden, aus denen zu allen Zeiten die Stadt Sparta bestand, wohnten zunächst die Spartiaten selbst, die Nachkommen jener dorischen Eroberer, die mit den Herakliden Prokles und Eurysthenes in das Eurotas-Thal eingerückt sein sollten. Verglichen mit der von ihnen unterjochten Bevölkerung waren diese Dorier nur eine Minderheit. Sie durften die Waffen nicht aus der Hand legen, wenn sie sich behaupten wollten. Sie mußten an ihrer Eigenart hartnäckig festhalten, wenn sie der überlegenen Kultur ihrer Umgebung nicht erliegen sollten. So haben sie in der That die alten Sitten und Einrichtungen mit erstaunlicher Zähigkeit bewahrt und sind auf der niederen Kulturstufe, auf der sie bei ihrem Einzug in das Land sich befanden, grundsätzlich stehen geblieben. Ihre Stadt glich einem Heerlager; auf die Kriegsbereitschaft war das ganze Leben zugeschnitten; das Kriegshandwerk bildete die einzige Beschäftigung der Bürger. Handel und Gewerbe überließen die Spartaner den sogenannten Periöken, d. h. den Bewohnern der umliegenden Ortschaften und Städte, die sich mit den dorischen Eroberern auf gütlichem Wege verglichen und gegen eine Abgabe den freien Besitz ihres Geländes erlangt hatten. Am politischen Leben des Spartanerstaates hatten diese Periöken keinerlei Anteil; gleichwohl zog man sie zum Kriegsdienst und zu den Kriegssteuern unbedenklich heran. Ihr Gewerbefleiß ermöglichte es ihnen, zu erheblichem Reichtum zu gelangen; überhaupt war ihre Lage, von der politischen Unmündigkeit abgesehen, eine erträgliche. Traurig stand es dagegen mit der dritten Schicht der Bevölkerung, mit den sogenannten Heloten. Sie haben ihren Namen höchst wahrscheinlich von der Stadt Helos, die, nahe der Eurotas-Mündung gelegen, von den Spartanern mit stürmender Hand erobert werden mußte, und man verstand darunter alle diejenigen Bewohner des Eurotas-Thales, die sich gleich den Bürgern von Helos mit den Waffen für ihr Eigentum gewehrt und deshalb mit harter Leibeigenschaft bestraft worden waren. Sie erzielten zwar nach wie vor ihren Unterhalt von den Ländereien, die sie einst besaßen; aber diese, sowie sie selbst gehörten dem Staate, der davon nach Gutdünken Nutzen zog. Daher mußten sie zugleich die Äcker, Gärten und Weinberge der Spartiaten bauen, die Geschäfte in den Wohnungen derselben besorgen, als Diener und Leichtbewaffnete mit in den Krieg ziehen, als Matrosen die spartanischen Schiffe bemannen und ernteten dafür doch wenig Dank. Da ihre Zahl viel größer war als die der Spartiaten, so fürchtete man beständig, daß sie sich empören könnten, und hielt sie mit eiserner Strenge unter dem Daumen. Eine geheime Bewachung, die sogenannte Krypteia, war gegen sie organisiert;

junge Spartiaten mußten, so oft es nötig schien, wie eine Art Landjäger die Helotendörfer absuchen, alle Verdächtigen festnehmen oder, wenn sie Widerstand versuchten, kurzer Hand töten. Nur selten wurden Heloten, die sich durch tapfere Thaten ausgezeichnet hatten, in die Bürgerschaft aufgenommen; sie legten dann Lederkappe und Schafpelz, die Zeichen ihres Standes, ab und hießen Neodamoden. Auch kam es vor, daß Kinder dorischer Gutsherren von Helotenfrauen, nachdem sie die militärische Erziehung der spartanischen Jugend genossen, durch eine Art Adoption als sogenannte Mothaken das Bürgerrecht erlangten. Das im Besitze der Spartiaten befindliche Land des Eurotas-Thales zerfiel in Bauerngüter oder Klaroi, die im ganzen einander gleich waren. Bei der Besetzung des Landes hatte jeder wehrhafte Dorier



113. Kap Tänaron.

ein solches Bauerngut mit den zugehörigen Heloten angewiesen bekommen, damit er von dem Ertrage desselben sich ernähren und bewaffnen könne. Das Eigentumsrecht an diesen Klaroi war ein beschränktes, insofern sie nicht veräußert und nicht geteilt werden durften; fehlte ein Erbberechtigter, so fiel in ältester Zeit das Gut wohl an den Staat zurück. Es liegt auf der Hand, wie diese Einrichtung zu beständiger Gebietserweiterung hindrängte; wollte man jedes neugeborene Spartiatenkind mit einem eigenen Bauerngut ausstatten, so mußten bei zunehmender Bevölkerung immer neue Landlose beschafft werden.

Man hat der spartanischen Verfassung nachgerühmt, daß hier alle Bürger den gleichen Anteil am Volkswohlstand gehabt hätten; mit Unrecht. Schon bei jener ersten Verteilung des eroberten Landes wurden hervorragende Personen besonders gut bedacht. Dazu kamen Abstufungen des Wohlstandes durch gute

oder mangelhafte Bewirtschaftung, durch größere oder kleinere Kinderzahl. Kurz, auch bei den Spartiaten waren erhebliche Unterschiede des Besitzes vorhanden, und Reichtum wurde auch bei ihnen geschätzt und verschaffte Einfluß.

Freilich war es den Spartanern verhältnismäßig schwer gemacht, zu Wohlstand zu gelangen. Handel und Gewerbe waren ihnen verboten, und zudem besaß das spartanische Eisengeld, das die Gruben des Taygetos seit alters lieferten, außerhalb des Landes nur geringen Wert. Aber durch Kriegsbeute und Kriegsbeisteuern Verbündeter fanden Gold- und Silbermünzen schließlich doch auch ins Eurotas-Thal ihren Weg, und schon im 5. Jahrhundert waren große Summen Edelmetalls im Besitz einzelner Spartaner. Wie sehr man in der Folge auch in Sparta den Goldbesitz schätzen lernte und erstrebte, lehrt die Geschichte nur allzu deutlich.

An der Spitze des spartanischen Staates standen seit uralter Zeit die zwei Könige. Warum es gerade zwei waren? Man hat die verschiedenartigsten Erklärungen dafür in Vorschlag gebracht. Am einfachsten nimmt man an, daß neben den einen König, den man ursprünglich hatte, zu seiner Unterstützung und Stellvertretung allmählich ein zweiter eingesetzt wurde. Daß die Macht der Krone dadurch geschmälert wurde, war eine schwerlich beabsichtigte Folge. Gleich den homerischen Königen waren auch diese spartanischen Feldherren und Richter und Oberpriester in einer Person. Anfangs zogen sie immer beide ins Feld, später wurde es Gesetz, daß immer nur einer der Könige das Heer begleite. Auch die auswärtige Politik, der Verkehr mit fremdländischen Gesandten, lag ursprünglich in den Händen der Könige. Ihre Gerichtsbarkeit, die anfänglich eine ausgedehnte war, beschränkte sich in historischer Zeit wesentlich darauf, daß sie die Vermählung der Erbtöchter und die Adoptionen zu überwachen hatten. Sehr umfangreich waren ihre priesterlichen Obliegenheiten: sie vertraten die Gemeinde den Göttern gegenüber und vermittelten vor allem auch den Verkehr mit dem Orakel in Delphi. Die Einkünfte der Könige flossen teils aus umfangreichen Domänen, teils bestanden sie in Abgaben mancherlei Art. So erhielten die Könige von allen Opfertieren, die von Staats wegen geschlachtet wurden, die Häute, im Felde außerdem die Rückenstücke. Von der Kriegsbeute kam ihnen ein Ehrenanteil zu. Von jedem Sauwurf hatten sie ein Ferkel zu beanspruchen. Ihre Verköstigung war Sache des Staats. Wie sehr auch in der Folge ihr Ansehen beschränkt, ihre Vorrechte gemindert wurden, es blieb ihnen immer noch ein großer Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates, wenn sie Talent und Kraft besaßen, ihn geltend zu machen. Auch an äußeren Ehren gebrach es ihnen nicht; ihre Leichenbegängnisse erinnerten, was Pracht und Aufwand betraf, an die orientalischer Fürsten. In allen anderen griechischen Staaten erlag das ursprüngliche Königtum im 8. bis 6. Jahrhundert dem mächtiger werdenden Adel; nur in Sparta, wo es keinen Adel gab, behaupteten sich die Könige durch alle Jahrhunderte als Träger der Souveränität.

Im Kriege war ihre Macht eine unumschränkte; im Frieden waren sie an die Zustimmung eines Rates der Alten, Gerusia genannt, gebunden. In dieser ehrwürdigen Versammlung von Männern, die alle das sechzigste Lebensjahr überschritten haben mußten, wurden unter dem Vorsitz der Könige alle äußeren und inneren Angelegenheiten des Staates beraten. Sie bildete

in Hochverratssachen das oberste Gericht, das selbst die Könige vorladen konnte. Auch die Könige hatten in der Gerusia ihre Stimme abzugeben, so daß die Versammlung aus 30 stimmberechtigten Mitgliedern bestand. Sie waren in ältester Zeit gewiß von den Königen ernannt worden; später wählte sie die Bürgerschaft durch Zuruf aus den Angehörigen einiger wenigen „ratsverwandten“ Familien, und zwar auf Lebensdauer. Sie waren niemandem Rechenschaft schuldig.

Die Gesamtheit aller über 30 Jahre alten vollberechtigten Spartaner kam zu Wort in der Apella oder Volksversammlung, die monatlich am Eurotas zwischen dem Bache Knakion und der Brücke Babyka zur Zeit des Vollmondes abgehalten wurde. Alle Beschlüsse der Gerusia, welche das Gemeinwohl betrafen, wurden vor die Apella gebracht und hier ohne Debatte durch bloßen Zuruf entweder angenommen oder verworfen. Über Krieg und Frieden und Bündnisse hatte hier das Volk die letzte Entscheidung zu fällen; auch wählte es in diesen Versammlungen die Geronten und Beamten und bestimmte im Kriegsfalle, welcher von den Königen ins Feld zu ziehen habe. Eigene Anträge zu stellen, der Regierung Ziele und Wege zu weisen, das lag der spartanischen Volksversammlung fern.

Unter den spartanischen Beamten standen die Ephoren in einer Ausnahmestellung oben an. Über die Zeit ihrer Einsetzung, über ihre ursprüngliche Bedeutung war schon das Altertum nicht einig. Ihr Name bezeichnet sie als Aufsichtsbehörde. Es gab ihrer fünf, die jährlich vom Volke erwählt wurden. Sie beriefen Volksversammlung und Gerusia und brachten nach und nach auch den Vorsitz in beiden an sich. Sie verhandelten mit fremden Gesandten, sie gaben Weisungen an die Feldherren und griffen im Namen Spartas in die Verhältnisse anderer Staaten ein. Sie beaufsichtigen die Erziehung der Jugend, und auch die Erwachsenen unterstanden ihrer Zucht. Bei ihrem Amtsantritt erließen sie jeweils die Weisung, die Schnurrbärte nicht ungebührlich lang wachsen zu lassen. Desgleichen erklärten sie bei ihrem Regierungsantritt den Heloten förmlich den Krieg; die früher erwähnte Kryptela wurde von ihnen gehandhabt. Alle ihnen ungehörig erscheinenden Handlungen der Bürger konnten sie bestrafen; die Könige selbst unterstanden ihrer Kontrolle, und die Ephoren waren die einzigen, die beim Nahen eines Königs sich nicht von ihren Sitzen zu erheben brauchten. Ihre Macht wuchs allmählich der der Könige entschieden über den Kopf. Nur in einer Hinsicht war sie beschränkt: sie dauerte nur ein Jahr und nach Ablauf desselben mußte vor dem Volke Rechenschaft abgelegt werden.

Alle Einrichtungen in Sparta hatten zum Ziel, die Bürger für den Staatsdienst möglichst geeignet zu machen: hier war nicht der Staat der Bürger wegen, sondern der Bürger des Staates wegen da. Die behördlicherseits überwachte Zucht erstreckte sich über alle. Man wollte vor allem körperlich tüchtige Bürger. Daher wurden gleich die neugeborenen Kinder von besonders damit beauftragten Männern besichtigt, nach deren Ausspruch man die Verkrüppelten im Taygetos aussetzte, die wohlgestalteten den Eltern zurückgab. Nur bis zum siebenten Lebensjahre blieb der Knabe im Hause unter mütterlicher Aufsicht. Dann übernahm der Staat die Erziehung. Die Knaben wurden in Rotten geteilt und von Aufsehern erzogen. Täglich hatten sie sich im Laufen und Ringen, im Lanzenwerfen und Tanzen zu üben. Die Kost war eben genügend; wer mehr begehrte, mußte es sich stehlen, wurde aber, wenn ertappt, schwer gezüchtigt. Um die Knaben gegen Schmerzen

abzuhärten, wurden sie von Zeit zu Zeit am Altar der Artemis blutig gegeißelt. Der Kreis der geistigen Bildung war eng; nur auf die Erlernung der Musik legte man Gewicht, und darauf, daß die Jugend sich eine knappe, witzige Ausdrucksweise angewöhnte. Geist mit Kürze der Rede zu verbinden, ist nirgends wieder so gelungen wie in Sparta. Noch heute loben wir schlagenden, knappen Ausdrücken die „lakonische Kürze“ nach.

Ähnlich wie die Knaben wurden auch die Mädchen erzogen, aber gesondert. Vom Spinnen und Weben und kunstreichem Putz verstanden sie wenig. Am liebsten zogen auch sie in kurzen Gewändern hinaus auf die Übungsplätze zu Wettlauf und Ringen, zu Ballspiel und Tanz (vgl. Abb. 116). Knaben, Jünglinge und ernste Männer waren Zuschauer und sprachen ihren Beifall oder Tadel aus. Dasselbe geschah wohl von Mädchen und Frauen bei den Übungen der männlichen Jugend. Überhaupt war der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern wenig beschränkt. Aber dadurch wurde die Sittlichkeit nicht gefährdet,



114. Gymnastische Übungen.
Innenbild einer Trinkschale.

In der Mitte zwei Faustkämpfer, die Hände mit Schlagriemen umwunden. Ein Aufseher korrigiert mit langer Gerte die Stellung des einen der Kämpfenden. Von rechts kommt ein Jüngling mit Hanteln in der Linken; ein anderer mißt linkerhand mit einer Meßkette die Weite eines Sprunges oder Wurfes aus.

sondern die Spartanerinnen waren, wie durch äußere schöne Form, so durch keuschen Sinn und züchtigen Lebenswandel in ganz Hellas rühmlich bekannt.

Die Erziehung schloß nicht mit der Kinderzeit, sondern die Jünglinge und Männer waren zu den gleichen, ja zu noch schwereren, unausgesetzten Übungen verpflichtet. Auch der herangereifte Bürger gehörte nach spartanischer Ansicht nicht dem eigenen Hause, sondern vor allem dem Vaterlande, der Gesamtheit. Gelockert, zum Teil völlig gelöst wurden daher die zarten Bande der Gatten- und Verwandtenliebe, um alle Herzen dem Staate ausschließlich zuzuwenden. Wie die männliche Jugend in Knabenherden aufwuchs, so lebten die Männer in Zeltgenossenschaften von je 15 Mann. Sparta glich auch in Friedenszeiten einem Heerlager. Jeder Spartiate war zur Ehe gezwungen, damit es dem Volksheer nicht an Nachwuchs fehle; aber auch die Verheirateten lebten gemeinsam und speisten gemeinsam in den Zelten. Zu diesen gemeinschaftlichen Mahlzeiten, die man Syssitien nannte, mußte jeder bestimmte Beiträge an Gerstenmehl, Feigen, Käse und Wein liefern; wer sie nicht regelmäßig lieferte, verlor damit zugleich das Recht, an der Verwaltung des Staates

teilzunehmen. Diese Mahlzeiten waren berühmt, ja berüchtigt durch ihre Einfachheit; besonders verschrieen war die sogenannte schwarze Suppe, die aus Fleischbrühe, Blut, Essig und Salz bestand. Nach freier Wahl scharten sich die Bürger zu Tischgenossenschaften zusammen; in frei gebildeten Gruppen nahmen sie auch ihre gymnastischen und kriegerischen Übungen vor und rückten endlich zur Zeit des Krieges gegen den Feind. Von Standesunterschieden war nirgends etwas zu spüren. Das adlige Reiterheer der alten Zeit war in Sparta schon früh durch die Regimenter schwerbewaffneten Fußvolkes, die sogenannten Hopliten, verdrängt; nicht der Einzelkampf des Ritters in köstlicher Rüstung entschied, sondern die festgeschlossene Masse der gleichgewaffneten Bürger, die Schulter an Schulter unter Flötenmusik in die Schlacht zogen. Es geht ein ausgesprochen demokratischer Zug durch dies spartanische Volk und Heer. Wie



115. Gymnastische Übungen.

Die andere Seite der unter 114 abgebildeten Schale.

Links ein Ringerpaar; dann wieder ein Aufseher mit Stock und Gerte. Weiterhin lockert ein Jüngling mit einer großen Hacke den Boden, was namentlich beim Springen notwendig war. Neben diesem wieder ein Jüngling mit einer Meßschnur. Alle Figuren mit Ausnahme der Aufseher und des Jünglings mit der Hacke sind völlig unbekleidet, da Nacktheit bei den gymnastischen Übungen der Griechen Sitte war.

Sparta keine irgendwie nennenswerte Reiterei besaß, so auch keinen bevorzugten Adel. Alle Spartiaten, die sich die vorgeschriebene Erziehung angeeignet hatten, ihre monatlichen Beiträge zu den Syssitien leisteten und sich nicht durch Feigheit vor dem Feinde um ihre bürgerlichen Ehrenrechte brachten, standen sich in Bezug auf Rechte und Pflichten völlig gleich.

Wenn dieses demokratische Gemeinwesen trotzdem nach außen einen aristokratischen Eindruck machte, so kam das daher, daß die spartanische Bürgerschaft sich von Jahrhundert zu Jahrhundert entschiedener gegen alle fremden Einflüsse verschloß und immer eigensinniger an ihren eigenartigen Einrichtungen festhielt. Die Not erzog sie so; sie waren nicht immer von dieser chinesischen Engherzigkeit. Noch im 6. Jahrhundert scheint ein frischeres Leben im Eurotas-Thale geherrscht zu haben; noch sperrte man sich nicht ängstlich gegen das Ausland ab, noch wurden fremde Sänger aufgenommen und ihre Lieder gern gehört; noch freute man sich des Lebens bei frohen Festen. Aber dann kamen die schweren Kriege, die unter den Bürgern bedenklich aufräumten; die Zahl der geknechteten Leibeigenen nahm in demselben Maße zu, wie die der

Bürger ab. Das kleine Häuflein der herrschenden Krieger mußte straff zusammengehalten, jede Erschütterung durch fremde Einflüsse ängstlich gemieden werden; so kam diese herrschende Minderheit in die Stellung und Haltung eines Adels den Periöken und Heloten gegenüber, so kam sie dazu, sich gegen jeglichen Fortschritt hartnäckig zu verschließen. Während allenthalben sonst in Hellas um 600 der Wunsch nach schriftlicher Abfassung des landläufigen Rechts sich geltend macht, hat man in Sparta allein sich beharrlich gegen diese Neuerung gewehrt. Die Vorstellungen, die man sonst mit den Begriffen Königtum oder Monarchie, Adelsherrschaft oder Aristokratie, Volksherrschaft oder Demokratie verbindet, wollen auf die spartanischen Einrichtungen samt und sonders nicht recht passen. Hier herrschen Könige — und doch ist der Staat nichts weniger als eine Monarchie; hier schließt sich eine herrschende Kriegerkaste in schroffster Weise gegen ihre Umgebung ab — und doch kann von einer Adelsherrschaft in Sparta nicht die Rede sein. Dieses spartanische Völkchen ist eben durchaus etwas Eigenartiges, das nirgends auf Erden auch nur annähernd so sich wiederholt hat. Für Kunst und Wissenschaft hat es nur wenig geleistet, an diesem Ruhmestitel der Hellenen hat es so gut wie keinen Anteil. Aber um so hervorragender sind seine Leistungen in der Gymnastik und in jeder kriegerischen Tugend. Und so hat es sein reichliches Teil beigetragen zu dem Weltruhm des hellenischen Volkes. So lange es Menschen geben wird, die sich für selbstlose Vaterlandsliebe, für Mannesmut und Todesverachtung begeistern, so lange wird man auch die Spartaner preisen und ihre Zucht und Strenge der Jugend als leuchtendes Vorbild hinstellen.



116. Wettläuferin.

Marmorstatue im Vatikan nach einem Original aus Bronze, bei dem die häßlichen Stützen natürlich fehlten. Ähnlich wie bei dieser zum Wettlauf antretenden Jungfrau dürfte auch das Kostüm der spartanischen Mädchen bei gymnastischen Übungen gewesen sein.

Messenische Kriege.

Um für die zunehmende dorische Bevölkerung immer wieder neue Ackerlose zur Verfügung zu haben, sah sich der spartanische Staat schon früh gezwungen, seine Waffen nach außen zu tragen und die engen Grenzen seines Gebietes nach Norden und Süden zu erweitern. Nachdem die Spartaner sich in den Besitz des ganzen Eurotas-Thales gesetzt hatten, blickten sie, ermutigt durch die bisherigen Eroberungen und im Vollgefühle ihrer kriegerischen Überlegenheit, verlangend nach Westen, nach der fruchtbarsten aller peloponnesischen Landschaften, nach Messenien. Die Messenier, ein ihnen verwandter dorischer Stamm, hatten die Berge, Thäler und Küstenebenen westlich von Lakonien besetzt und sich, wie es scheint, mit den alten Einwohnern, soweit sie nicht ausgewandert waren, zu einem Volke vermischt. Bei der Üppigkeit der Wiesen, dem Reichtum der Fruchtgelände und Weinberge hatten sie sich dem Ackerbau zugewendet und so einen guten Teil des altdorischen kriegerischen Sinnes eingebüßt. Doch beteiligten sie sich lebhaft und öfters siegreich an den Wettkämpfen im nahen Olympia; auch mangelte es nicht an Ansätzen zu feinerer Bildung, die unter Spartas hartem Joch dann leider verkümmern mußten. Ein eigentlicher Mittelpunkt fehlte dem Lande, denn Stenyklaros, das als Hauptstadt angegeben wird, besaß niemals großes Ansehen.

Die Geschichte der messenischen Kriege wurde erst niedergeschrieben, als niemand mehr lebte, der sie mitgemacht: so trägt sie ein durchaus sagenhaftes Gepräge. Nicht fern von den höchsten Gipfeln des Taygetos, beim Tempel der Artemis Limnatis, deren Fest Spartaner und Messenier gemeinsam zu begehen pflegten, soll der Streit zum Ausbruch gekommen sein, indem mutwillige Messenier sich Gewaltthätigkeiten gegen lakedämonische Jungfrauen erlaubten und, als König Teleklos zu ihrem Schutz herbeieilte, diesen erschlugen. Nach anderer Angabe hätte Teleklos mit jungen Männern in Frauentracht den Streit veranlaßt. Nach langen vergeblichen Verhandlungen über die zu gewährende Genugthuung entbrannte im Jahre 743 der erste messenische Krieg. Nach vier Jahren unentschiedenen Kampfes neigte sich im fünften der Sieg den Spartanern zu: die geschlagenen Messenier mußten sich auf den Berg Ithome zurückziehen. Sie befragten das Orakel zu Delphi um ihre Zukunft und erhielten die Weisung, eine edle Jungfrau aus dem Geschlechte des Äpytos den Göttern zu opfern. Das Los wurde gezogen und fiel auf die Tochter des Lykiskos, der aber sein Kind durch eilige Flucht dem grausen Schicksal entzog. Als die Messenier verzagend keinen Rat wußten, bot Aristodemos, ebenfalls ein Nachkomme des Äpytos, seine Tochter zum Opfer dar und tötete sie mit eigener Hand, als ihr Verlobter sie zu retten suchte. Die entsetzliche That schien dem Lande zum Heil zu gereichen, denn fünf Jahre lang wagten die Feinde keine entscheidende Schlacht, bis ihr tapferer König Theopompos sie von neuem zum Siege führte. Jetzt ernannten die Messenier Aristodemos zum König, ungeachtet der Blutschuld, die auf ihm ruhte. Er brachte den Spartanern, als sie im fünften Jahre seiner Herrschaft abermals das Kriegsglück versuchten, eine empfindliche Niederlage bei. So waren allmählich zwanzig Jahre unter wechselnden Kämpfen vergangen,

und noch war kein Ende abzusehen. Abermals befragten die Messenier das Orakel, und der Spruch verkündete, dem Volke sei Sieg beschieden, das zuerst hundert Dreifüße auf den Altar des Zeus zu Ithome stelle. Ein verschlagener Spartaner schlich sich auf die Burg und schmückte den Zeus-Altar mit hundert kleinen Dreifüßen aus Thon. Die Erfüllung des Orakels und andere unheilvolle Vorzeichen erschreckten die Messenier, und selbst Aristodemos fühlte seinen Mut wanken. Im Traum erschien ihm die gemordete Tochter und warf ihm ein Totenhemd über. Verzweifelnd am Geschicke des Vaterlandes stürzte sich Aristodemos auf dem Grabe der Ermordeten in sein Schwert.

Die Messenier aber unterwarfen sich jetzt den Spartanern, die sie zu Heloten machten und ihr reiches Land unter sich aufteilten. Viele wanderten nach Elis und Arkadien aus, andere suchten jenseits des Meeres an der Straße von Messina eine neue Heimat.

Während der schweren Kriegsjahre waren viele Bürger in Sparta verarmt; sie hatten ihre Beiträge zu den Syssitien nicht mehr bestreiten können und daher ihr Bürgerrecht eingebüßt. Dagegen hatte man, um die im Heere entstandenen Lücken zu füllen, Periöken in die dorische Gemeinschaft aufgenommen, ohne ihnen jedoch volle Rechtsgleichheit zu gewähren. So gab es viel Unzufriedene; und diese machten den verwegenen Anschlag, an einem Feste mit gewaffneter Hand die Verfassung umzustürzen. Der Plan wurde entdeckt und die Empörer gezwungen, außer Landes zu gehen: sie fanden zu Tarent in Unteritalien neue Wohnsitze.

Unter den Leistungen, zu welchen die überwundenen Messenier verpflichtet wurden, war die drückendste die jährliche Abgabe ihrer halben Ernte, die niederbeugendste aber die Teilnahme an den zehntägigen Trauerfeierlichkeiten bei dem Tode eines spartanischen Königs. In diesem Falle mußten nämlich Abgeordnete aus jeder Dorfschaft in Trauerkleidern nach Sparta sich begeben, gerade wie dies aus allen Städten und Dörfern Lakoniens geschah.

In dumpfer Erstarrung ertrug das messenische Volk eine Zeitlang das aufgebürdete Joch. Als aber eine frische Jugend heranwuchs, der die Schrecken des ersten Krieges unbekannt waren, reifte in den jugendlichen Herzen der Entschluß, die spartanische Knechtschaft um jeden Preis abzuschütteln. Der Aufstand begann in dem Flecken Andania, im Nordosten des Landes, und an seine Spitze trat Aristomenes, ein Heldenjüngling aus dem alten Königsgeschlecht der Äpytiden. Es gelang ihm, sein Volk zum Siege zu führen und die Spartaner für längere Zeit ganz aus Messenien zu verdrängen. Ja, auf abgelegenen Pfaden soll er bis nach Sparta geschlichen und im Tempel der Athene einen Schild aufgehängt haben mit der Aufschrift: „Aristomenes weiht der Göttin dies Zeichen des Sieges über die Spartiaten." Mit der Kühnheit kam das Glück, und dieses lockte Bundesgenossen herbei. Die Arkadier und Argiver schickten den Messeniern Hilfsvölker; denn auch sie waren von dem mächtigen Sparta bedroht.

In Sparta aber herrschte zu aller Kriegsnot auch noch Zwietracht unter den Bürgern, indem die durch den Verlust ihrer messenischen Landlose Betroffenen eine neue Aufteilung von Grund und Boden verlangten, die



117. **Der Ithome von Phigalia (Bassä) aus.**

Der dorische Temtel im Vordergrunde wurde um 430 durch den attischen Baumeister Iktinos auf einer uralten Kultstätte des Apollo im südwestlichen Winkel Arkadiens in romantischer Bergeinsamkeit errichtet. Am südlichen Horizont sieht man den tafelförmigen Bergrücken des Ithome. Der Marmorfries, der einst die Tempelcella schmückte und Kentauren- und Amazonenkämpfe darstellt, ist jetzt im Britischen Museum zu London.

übrigen Spartaner aber davon nichts wissen wollten. In dieser doppelten Not trat in Sparta ein Mann auf, der ganz geeignet war, die Gemüter der Bürger zu versöhnen und ihren kriegerischen Sinn zu neuen Thaten zu begeistern. Es war der Dichter **Tyrtäos**, der angeblich aus Aphidnä in Attika stammte und auf besonderes Ersuchen spartanischer Staatsboten von Athen entsendet worden war. In markigen Schlachtgesängen (s. u.) schilderte er die Ehre, welche dem Tapferen, die Schmach, welche dem Feigen zu teil wird. Er wies die Spartaner auf ihre ruhmreiche Vergangenheit hin und mahnte zur Eintracht. So stiftete er Frieden in der Bürgerschaft und vermochte sie dazu, nochmals ihre gesamte Heereskraft zur Rückeroberung Messeniens aufzubieten.

Es kam zur Schlacht am „großen Graben“. Der arkadische König und Verbündete der Messenier **Aristokrates** entfloh mit seinen ungeordneten Haufen gleich beim ersten Anprall, wodurch auf Aristomenes und seine Tapferen die ganze Gewalt der stürmenden Feinde fiel. Da erlagen die angesehensten Männer; die übrigen suchten mit Aristomenes ihr Heil in der Flucht. Auf dem schwer zu ersteigenden Bergrücken **Eira** sammelten sich die Flüchtlinge, zogen einen Mauerring um die Kuppe des Berges und behaupteten sich hier noch elf Jahre lang gegen die Spartaner. Aristomenes unternahm von hier aus häufige Streifzüge nicht nur durch das messenische Gebiet, sondern bis Lakonien und kehrte oft mit reicher Beute zurück. Bei einem dieser Züge geriet er mit 50 Begleitern in die Gefangenschaft der Spartaner. Diese schleppten die Unglücklichen in die wilden Schluchten des Taygetos und stürzten sie mit Wehr und Waffen in einen Abgrund. Nur Aristomenes blieb wunderbarerweise am Leben. Er brachte drei Tage unter den Leibern seiner zerschmetterten Freunde in dumpfer Betäubung zu. Als er wieder zum Bewußtsein kam, hörte er ein eigentümliches Knirschen, wie wenn ein Raubtier seine Atzung verzehrt, und erblickte bei dem Dämmerlichte, das von oben in die Schlucht fiel, einen Fuchs, der an den Leichen nagte. Er folgte ihm durch Felsenspalten und Höhlungen, bis er ins Freie gelangte. Nach mühseliger Wanderung erreichte er Eira wieder, wo ihn sein Volk jauchzend begrüßte. Schon am folgenden Tage überfiel er korinthische Krieger, die von Sparta zur Eroberung der Feste aufgeboten waren, und vernichtete die ganze Schar. Seine Kraft schien unverwüstlich.

Unter solchen Thaten und Ereignissen war das siebzehnte Jahr des Krieges herbeigekommen und mit ihm die Stunde des Unterganges für das tapfere Volk. Ein Zufall entschied über das Geschick des heldenmütigen Restes der Messenier, der sich auf der Berghöhe von Eira so lange gehalten hatte. Ein spartanischer Überläufer lebte in heimlicher Verbindung mit einer Messenierin. In einer dunklen Gewitternacht besuchte er sie, erfuhr aber, daß ihr Gatte zurückgekehrt sei, weil derselbe wie sämtliche ausgestellte Wachen bei dem Unwetter keines Überfalls gewärtig sei. Der Fremdling eilt alsbald ins spartanische Lager zurück und verkündigt, was er in Erfahrung gebracht hat. Sogleich wird das Heer unter die Waffen gerufen und beginnt die steilen Abhänge zu ersteigen. Weder Sturm noch Regen, nicht der rollende Donner und nicht die aufleuchtenden Blitze machen die abgehärteten Krieger irre. Sie brechen in den feindlichen Mauerring ein, wo zuerst das Geheul der Hunde



118. Die Mauern des alten Messene am Fuß des Ithome. Nach Bory de St. Vincent.
1: Der Berg Ithome (vgl. Abb. 7). 2: Der Eliasberg, die höchste Erhebung des Taygetos-Gebirges.

sie verrät. Die Messenier, wie sie sich dem Schlafe entraffen, stürzen ihnen entgegen. In den engen Gassen gelingt es dem Aristomenes, dem Eindringen der Feinde Einhalt zu thun. Nur Blitze erleuchten den nächtlichen Kampf; die Fackeln verlöscht der strömende Regen. Mit dem anbrechenden Tage endigt das Gefecht mit nichten; die Messenier haben sich sorgfältiger bewaffnet und geordnet und verteidigen Schritt für Schritt die letzte Burg ihrer Freiheit.

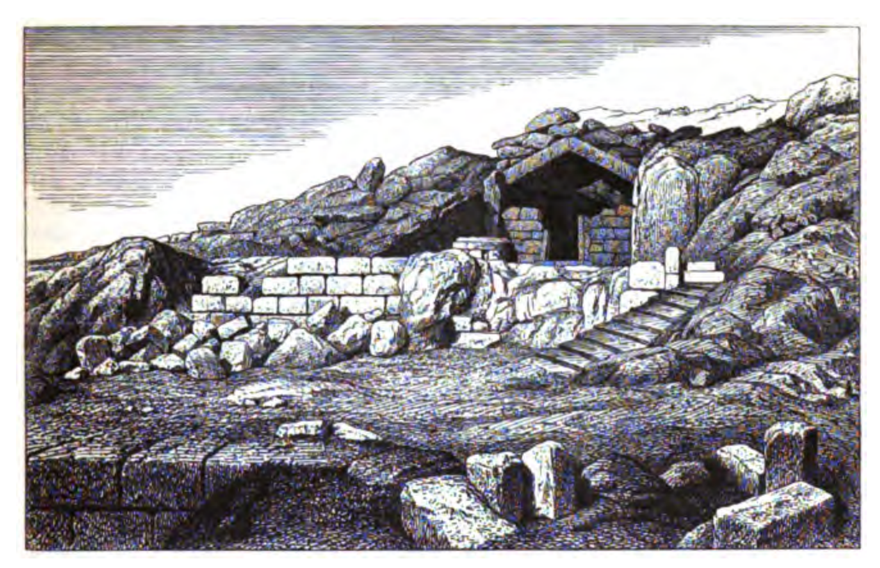
Drei Tage währt der Kampf fast ohne Unterbrechung. Am dritten Tage sah sich Aristomenes auf die äußerste Höhe der Bergfeste gedrängt und gab jetzt durch Neigen des Kopfes und Senken des Speeres den feindlichen Feldherren seine Bitte um freien Abzug zu erkennen. Da jene es für bedenklich hielten, die verzweifelten Feinde zum Äußersten zu treiben, so öffneten sie ihre Reihen und ließen sie unangefochten ziehen. So gelangte Aristomenes mit den Trümmern seines unglücklichen Volkes in das Nachbarland Arkadien. Später begab er sich nach Rhodos, dessen Beherrscher Demagetos sich mit seiner Tochter vermählte. Das Gedächtnis des Helden Aristomenes bewahrten die unterdrückten Messenier noch lange in ihren Herzen und in ihren Liedern: wie ein Halbgott wurde er noch in späten Jahrhunderten verehrt.

Vorherrschaft Spartas. Während des messenischen Krieges und besonders nach dem siegreichen Ausgange desselben vergrößerten die Spartaner ihr Gebiet auch nach anderen Seiten, was sie namentlich mit der arkadischen Stadt Tegea und den stammverwandten Argivern in Streit verwickelte. Es gelang den Spartanern nicht, Tegea zu überwinden, doch zwangen sie die Tegeaten, ein Bündnis mit ihnen einzugehen. Dem Beispiel der Tegeaten folgten die übrigen Arkadier und schlossen sich gleichfalls eng an Sparta an. Noch langwieriger war der Kampf gegen die Argiver, bis endlich im Jahre 519 der unternehmende König Kleomenes das argivische Heer zum Rückzug in einen Wald zwang und diesen anzünden ließ: für lange hinaus wurde damit die Wehrkraft der Argiver vernichtet.

Durch solche Kriegsthaten erlangte Sparta die unbestrittene Vorherrschaft im Peloponnes, und es glückte ihm, die gesamte Halbinsel, mit Ausnahme von Argos, zu einer Kampfgenossenschaft unter seiner „Hegemonie“ (d. i. Führung) zusammenzuschließen. Diese Hegemonie hielt sich lange in den Schranken weiser und gerechter Mäßigung. Man begnügte sich mit der Führerschaft im Kriege und dem Vorsitz im Bundesrate, der bei wichtigen Veranlassungen nach der Stadt am Eurotas berufen wurde. Da hielt man über Krieg und Frieden, über die Zahl des zu stellenden Kriegsvolkes, über die Streitigkeiten unter den bundesverwandten Staaten Beratungen und faßte entsprechende Beschlüsse. Im übrigen enthielt man sich aller Eingriffe in staatliche Ordnungen und Gebräuche der Verbündeten, so daß Sparta im wesentlichen nur das Oberhaupt einer freien Bundesgenossenschaft war. Der Oberbefehl über eine so ansehnliche Macht, wie der peloponnesische Bund sie stellte, sicherte ihm aber nicht nur die Vorherrschaft in ganz Hellas, er verschaffte ihm auch hohes Ansehen weit über dessen Grenzen hinaus, so daß selbst auswärtige Könige um seine Gunst und Unterstützung warben.

Einigungsmittel der Griechen.

Während so im Peloponnes, dank der erfolgreichen Eroberungspolitik Spartas, ein festerer Zusammenschluß der Stämme und Städte sich gebildet hatte, ließ im übrigen Hellas die nationale Einigung noch so gut wie alles zu wünschen übrig. Zwar begannen die Griechen aller Zungen seit dem 7. Jahrhundert sich als Glieder eines Stammes zu fühlen, und der im 6. Jahrhundert aufkommende Gesamtname Hellenen (s. oben S. 28) unterschied alles, was griechisch sprach und zu griechischen Göttern betete, von den



119. **Die Grotte des Apollo auf Delos.**

Ältestes Heiligtum des Gottes auf der Insel, hoch am Berge Kynthos gelegen mit Prachtaussicht auf das Kykladenmeer. Die Grotte ist mit zehn großen Granitbalken eingedeckt. Man sieht in ihrem Innern noch die Basis für ein Götterbild. Vor dem Eingang ist eine Opfergrube, daneben ein runder Steinsockel, der einst einen Dreifuß getragen haben mag.

umwohnenden Barbaren. Aber der Zusammenhalt unter diesen Hellenen war trotz alledem ein äußerst lockerer.

Die Amphiktyonien.

Das Beste zur Förderung des nationalen Einheitsgedankens leistete die Religion. Opferfeste, die zu Ehren gemeinsam verehrter Götter gemeinsam gefeiert wurden, brachten schon früh benachbarte Völkerstämme in nähere Berührung; aus der gottesdienstlichen Verbindung entwickelte sich leicht eine politische. Man nennt solche religiös-politische Verbände zwischen Nachbarvölkern mit einem griechischen Wort Amphiktyonien, zu deutsch: Vereinigung der Umwohnenden. Der einigende Mittelpunkt war jederzeit ein gefeiertes Heiligtum. Ein solches war der Poseidon-Tempel auf der Insel Kalauria bei Trözen, wo aus Argolis und Athen, aus Ägina und Sparta die Gläubigen alljährlich zusammenströmten.

Auch die kleinasiatischen Griechen erfreuten sich solcher Amphiktyonien; wir hörten schon von der Bedeutung, die das Poseidon-Heiligtum auf dem Vorgebirge Mykale für den Zusammenhang der jonischen Kleinasiaten besaß (s. o. S. 153).

Sehr alt war auch die völkervereinende Kultgemeinschaft, die alljährlich auf Delos, an der Geburtsstätte Apollos, sich versammelte; im Anschlusse an die religiöse Feier entwickelte sich hier ein reges Jahrmarktstreiben, eine richtige Messe.

Weitaus die wichtigste Amphiktyonie war aber die, deren ursprünglichen Mittelpunkt das Heiligtum der Demeter zu Anthela am Oeta, später das Orakel zu Delphi bildete. Sie scheint im 7. Jahrhundert entstanden zu sein. Zwölf Völker nahmen an ihr teil; schließlich gehörten so ziemlich alle Bewohner von Thessalien und Mittelgriechenland zu dem Bunde. Ein jeder Staat hatte das Recht, zwei Abgeordnete zu den zweimal im Jahre stattfindenden Versammlungen zu schicken, die im Frühjahr zu Delphi, im Herbst bei Anthela zu gemeinsamen Opfern und zur Beratung der Bundesangelegenheiten zusammentraten. Zu den Hauptaufgaben des Bundes gehörte der Schutz und die Verwaltung des delphischen Heiligtums, sowie die Instandhaltung der nach Delphi führenden „heiligen" Straßen. Außerdem aber wachte der Bund darüber, daß einige völkerrechtliche Bestimmungen von allen Mitgliedern der Amphiktyonie beachtet wurden. Man ging nicht so weit, zu beanspruchen, daß beständig Friede zwischen den Bundesstaaten bestehe; das wäre doch nicht durchführbar gewesen. Aber für den Fall des Krieges sollte keine amphiktyonische Stadt der anderen das Trinkwasser abgraben oder sie von Grund aus zerstören dürfen. Man sieht, diese Amphiktyonie war eine segensreiche Einrichtung; doch muß man sich hüten, ihre Bedeutung für den nationalen Zusammenhalt der Hellenen zu überschätzen.

Das delphische Orakel.

Ein einigendes Band um alle Griechenvölker schlang auch das schon mehr erwähnte Orakel des delphischen Apollo, der „gemeinsame Herd von Hellas", wie es im Volke hieß. Die ganze Nation erkannte seine Bedeutung an, hegte unbedingtes Zutrauen zu seiner Priesterschaft und ihrer Unparteilichkeit, rief in allen großen Fragen seine Entscheidung an. Es war etwas daran, wenn man Delphi als Mittelpunkt der Erde bezeichnete und jenen Stein von der Form eines halben Eies, der sich im delphischen Tempel befand, für den Omphalos, d. i. für den Nabel der Erde, ausgab (vgl. Abb. 20). In den Jahrhunderten nach der dorischen Wanderung war das Ansehen Delphis stetig im Wachsen. Pflegte die Pythia ursprünglich nur einen Monat des Jahres den Dreifuß zu besteigen, so erteilte sie später das ganze Jahr über ihre Antworten. Nicht bloß Privatleute gingen sie um Rat an; auch die staatlichen Behörden entschlossen sich nicht leicht zu einer wichtigen Maßnahme, ohne den Segen des delphischen Gottes für ihr Vorhaben eingeholt zu haben. Wurde in einer Stadt die Abänderung der Verfassung oder die Aussendung einer Kolonie geplant, so wandte man sich zunächst nach Delphi. Die dortigen Priester waren dadurch, daß aus allen griechischen Landen beständig Anfragen an sie kamen, über alle wichtigen Vorkommnisse, über die politische Lage in Hellas selbst wie bei den Nachbarvölkern ungewöhnlich gut unterrichtet. So

war es ihnen möglich, wirklich sachverständigen Rat zu erteilen und sich und ihr Orakel in Ansehen zu erhalten. Was man von ihnen wünschte, war übrigens in den seltensten Fällen ein eigentlicher Rat, meist begehrte man nur des Gottes Bestätigung zu dem Vorhaben, zu dem man so wie so schon fest entschlossen war. Immerhin war auch so der Einfluß des Heiligtums ein großer. Die delphische Priesterschaft erwarb sich außerdem das Verdienst, die nationale



120. Apoll auf dem Dreifuß segelnd.

Gemälde auf einer griechischen Wasserurne, jetzt im gregorianischen Museum des Vatikans.

Auf dem mit großen Flügeln versehenen Dreifuß, dessen Tragringe hier als Sitzlehne behandelt erscheinen, schwebt Apoll lorbeerbekränzt über die Fluten des Meeres; vielleicht eine symbolische Darstellung der Gründung und Aussendung von Kolonien durch das Orakel des Gottes.

Religion vor Verwilderung zu bewahren, indem sie der Aufnahme beliebiger neuer Gottheiten sich widersetzte. Sie förderte die Rechtssicherheit, indem sie bei Mordthaten auf Sühne drang und gegen den Mißbrauch der Blutrache eiferte. Sie predigte Selbsterkenntnis und edle Mäßigkeit, wie jene Reihe von Weisheitssprüchen zeigt, die in der Vorhalle des Tempels in goldener Schrift geschrieben standen. Man las da den Spruch des Kleobulos aus Lindos: „Maß zu halten, ist gut"; den des Periander: „Jegliches vorbedacht!" „Mehrere machen es schlimm", von Bias von Priene; „Bürgschaft bringet dir

Leid", vom Milesier Thales; „Nimmer zuviel", von Solon, und endlich den berühmtesten von allen: „Erkenne dich selbst", für dessen Urheber der Lakedämonier Cheilon galt.

So war das delphische Orakel in mancher Hinsicht das Gewissen von Hellas. Aber das Ansehen, dessen es sich auch in den Barbarenlanden des Ostens und Westens erfreute, brachte es mit sich, daß man in Delphi mehr kosmopolitisch als national dachte; man wollte die Kundschaft der reichen Barbaren ebenso wenig verlieren wie die der Landsleute. Und so hat auch



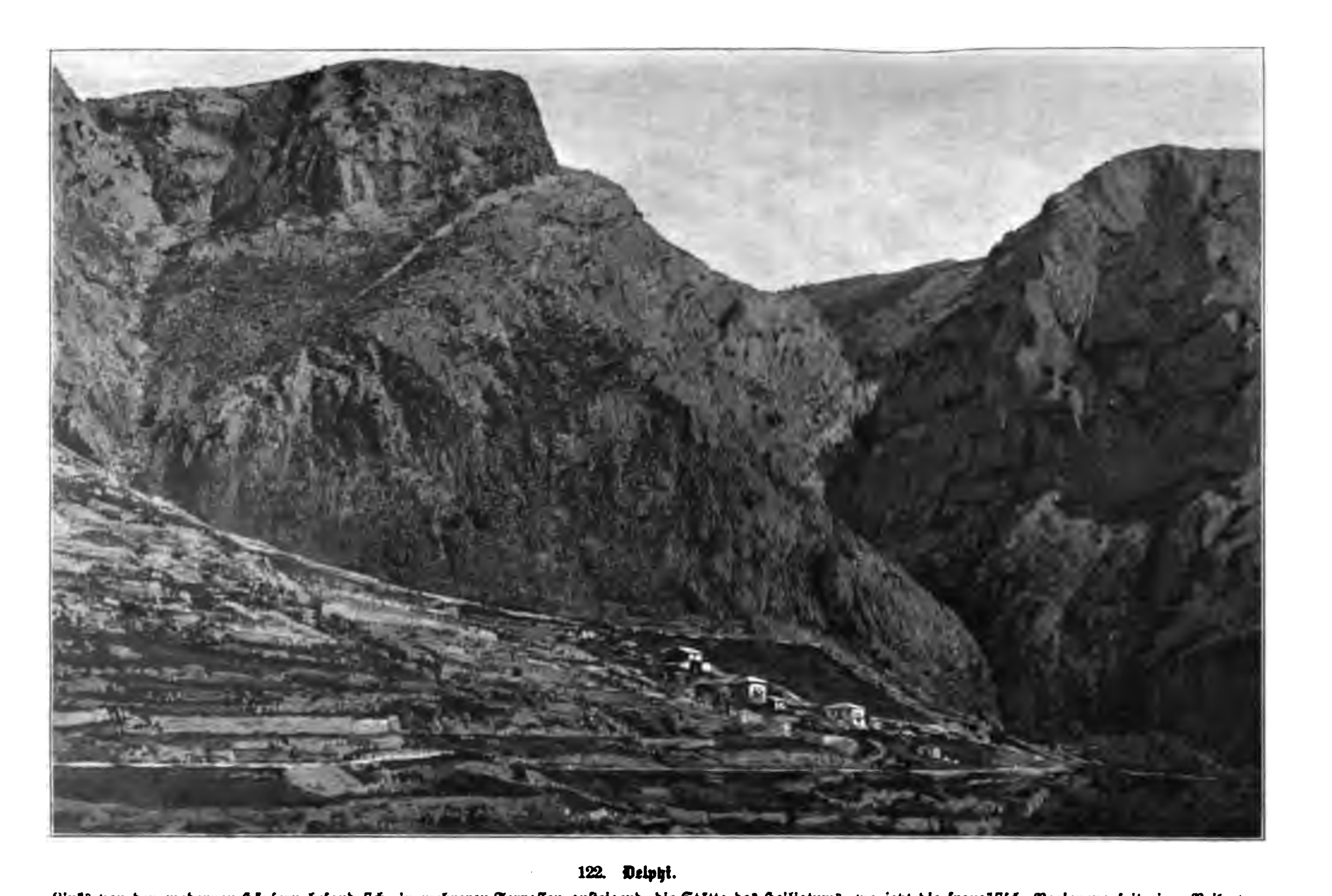
121. Das delphische Orakel.

Darstellung auf einer zu Ruvo in Apulien gefundenen griechischen Vase.

In der Mitte des Hintergrundes sehen wir den Tempel angedeutet. Rechts von dem Gebäude sitzt Apollo mit dem Bogen in der Rechten im Schatten einer mächtigen Palme. Der große pythische Dreifuß steht links neben dem Tempel; ebenda erscheint in halber Figur die Pythia. Ihre Gebärde deutet Schrecken an über das, was im Vordergrunde vor sich geht. Dort sehen wir einen großen Opferaltar mit erhöhten Seitenwänden, auf den sich mit dem Knie Neoptolemos stützt, das Schwert zur Verteidigung gezückt, obwohl ihm schon aus der klaffenden Wunde an der linken Brust das Blut entströmt. Daneben steht in hervorragender Größe der Omphalos, der geweihte Nabelstein, geschmückt mit Binden und Perlensträngen. Hinter diesem verbirgt sich Orestes nach vollbrachtem Mordstoße. Nach einer späten Sage hatte sich nämlich Neoptolemos nach Delphi begeben, um den Apoll wegen seines Vaters Tod (vgl. S. 127) zur Rechenschaft zu ziehen, war aber dort durch Orestes oder einen Priester auf Befehl der Pythia erstochen worden.

das delphische Orakel für die nationale Einheit lange nicht die Bedeutung gehabt, die es hätte haben können.

In grauer Vorzeit, so berichtet die Gründungssage, zog der pythische Gott in Delphinsgestalt kretischen Schiffen voraus durch die blauen Meereswogen nach Krissa am korinthischen Golf. Dort verwandelte er sich in ein glänzendes Meteor, flog über die glückliche Au von Krissa und schwebte leuchtend über dem noch einsamen, unbewohnten Thale von Delphi. Dann stand er wieder in seiner göttlichen Schönheit, die Kithara in der Linken, den siegreichen Bogen in der Rechten, mitten unter den Kretern und führte sie



122. Delphi.

Links von den modernen Häusern befand sich, in mehreren Terrassen ansteigend, die Stätte des Heiligtums, wo jetzt die französische Regierung seit einer Reihe von Jahren ergebnisreiche Ausgrabungen vornehmen läßt. Im Hintergrund erblickt man die Phädriaden oder Schimmerfelsen und die Schlucht des kastalischen Quells.

nach dem stillen Thale. Und als er ihnen dort von der künftigen Herrlichkeit des Ortes, von der hier aufgehenden besseren Gotteserkenntnis und edleren Sitte ein prophetisches Lied sang, vergaßen sie Heimat und Schiffe und legten am Rand der kastalischen Quelle den Grund zu der weltberühmten Stadt Delphi.

Die Pilger, die von Böotien her auf beschwerlichen Bergpfaden der Orakelstätte sich näherten, kamen zunächst an die schön gefaßte kastalische Quelle. Hier mußten sie sich mit dem heiligen Wasser besprengen, denn ein alter Spruch der Pythia heischte:

„Rein von Herzen erschein' im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Pilgrim, aber dem Bösen
Wüsche das Weltmeer selbst nicht von der Seele die Schuld."

Eine spätere Zeit wollte wissen, daß ein Trunk aus der Kastalia nicht nur das Herz läutere, sondern auch die Seele zum Dichten begeistere.

In wenigen Minuten erreichte man von hier den Eingang zum heiligen Bezirk, den eine hohe Quadermauer umschloß. Um an der abschüssigen Berglehne Raum für einen Tempelbau zu gewinnen, mußte man mit Hilfe einer gewaltigen Stützmauer eine künstliche Terrasse aufführen. Diese Stützmauer, ganz bedeckt mit Inschriften, die u.a. zahlreiche Beschlüsse der delphischen Amphiktyonen verewigen, ist wohlerhalten; von dem berühmten Apollo-Tempel aber steht so gut wie nichts mehr aufrecht. Es war ein kostbarer Marmorbau, den im 6. Jahrhundert der korinthische Baumeister Spintharos errichtet und die Athener Praxias und Androsthenes mit bildnerischem Schmuck aufs reichste ausgeschmückt hatten. In seiner Vorhalle, die gleich dem Tempel selbst mit allerhand köstlichen Weihgeschenken angefüllt war, standen die schon erwähnten (S. 201 f.) Sprüche der griechischen Weisen; hier befand sich sinnigerweise auch ein Bild des Homer, des Weisesten der Weisen. Im Allerheiligsten aber gähnte jener Erdspalt, über dem auf goldenem Dreifuß die Pythia Platz nahm, wenn sie des Gottes Willen erforschen wollte. Nordwestlich an den Tempel stieß das Theater, in welchem bei der Feier der pythischen Spiele (s. u.) die Wettgesänge vorgetragen wurden; ferner das von den Knidiern erbaute Versammlungshaus für Einheimische und Fremde, die sogenannte Lesche, welche mit berühmten Gemälden Polygnots verziert war. Über den ganzen heiligen Bezirk waren natürlich Weihgeschenke jeder Größe und Gattung zerstreut. Schon außerhalb des Bezirkes lag endlich die Rennbahn oder das Stadion; und nicht weit davon, im sogenannten Synedrion, traten die amphiktyonischen Abgesandten zu ihren alljährlichen Beratungen zusammen.

Die Festspiele.

Ein weiteres, nicht gering anzuschlagendes Einigungsmittel zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen bildeten die Festspiele, bei denen die Hellenen ihre besten Leistungen in körperlicher Kraft und Gewandtheit den Göttern zu Ehren zur Schau stellten. Viele dieser Feste besaßen nur eine lokale Bedeutung; einige aber übten eine Anziehungskraft auf weite und weiteste Kreise aus, und unter diesen letzteren nehmen wieder diejenigen Spiele, die zu Olympia in Elis an den Ufern des Alpheios veranstaltet wurden, die erste Stelle ein.

Die Stätte des alten Olympia besitzt neuerdings für uns Deutsche eine ganz besondere Bedeutung; denn durch deutsche Gelehrte und mit deutschem Gelde wurde sie vor 25 Jahren aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder herausgeschält und — freilich nur in Trümmern — der forschenden Betrachtung erschlossen. Das Verdienst an dieser idealen That im Dienste der Wissenschaft gebührt vor allem dem Historiker Ernst Curtius, der als Erzieher Kaiser Friedrichs III., als Jugendfreund Emanuel Geibels und als Verfasser einer glänzend geschriebenen griechischen Geschichte einen gefeierten Namen hat. Schon im Jahre 1852 hatte Curtius durch einen begeisterten



123. Olympia.

Die Gegend hat einen durchaus nicht großartigen Charakter; sie erinnert an deutsche Mittelgebirgslandschaften.

Vortrag über Olympia Stimmung für den Plan der Ausgrabung gemacht. „Von neuem", so läßt er sich vernehmen, „wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern? Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe (s. u.), so bleibt doch für uns Olympia ein heiliger Boden, und wir sollen in unsere, von reinerem Licht erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe,

die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.“

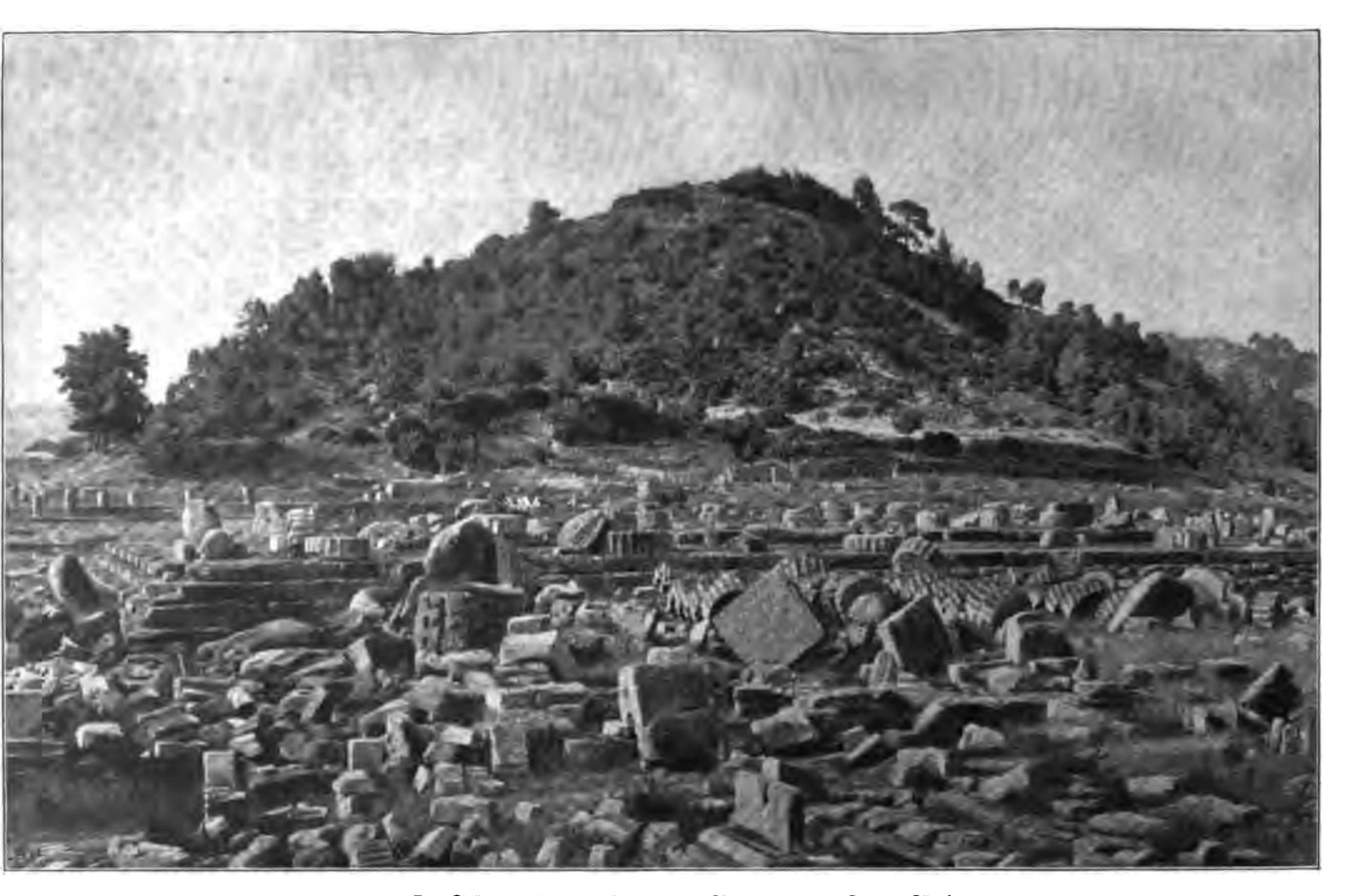
König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der unter den Zuhörern weilte, war so begeistert, daß er am liebsten gleich selbst mit dem Sammelbecken an die Saalthüre getreten wäre. Aber, wie es damals leider die Regel im deutschen Wesen war, es blieb bei der Begeisterung, zur That gedieh man nicht.

Doch die von Curtius gegebene Anregung erwies sich gleichwohl als kräftig und nachhaltig. Als 20 Jahre später das neue Reich erstanden war,



124. Ernst Curtius (gest. 1896).

als nach dem blutigen Völkerkampf der edle Wunsch sich regte, nun auch ein echtes Friedenswerk in Angriff zu nehmen, „da erwachte, so erzählt uns Curtius selbst, in dem Kronprinzen der Eindruck jenes Vortrags über Olympia. Der Träger der Kaiserkrone ergriff den Gedanken mit ruhmwürdiger Energie; der allen hellenischen Sympathien fernstehende Kanzler beauftragte den Professor mit Abschluß eines Vertrages mit der Krone Griechenland, und der junge Reichstag bewilligte, ohne daß eine Stimme des Widerspruches laut wurde, Hunderttausende von Thalern für eine Unternehmung, bei der nichts zu erwerben war als der Ruhm, zum erstenmal eine der an Denkmälern



125. Das Trümmerfeld von Olympia; im Hintergrund der Kronos-Hügel.

reichsten Plätze von Altgriechenland mit seinen Tempeln, Bildwerken und Inschriften vollständig freizulegen".

In sechsjähriger Arbeit, von 1875—81, ist die große Aufgabe gelöst worden; daß sie gut gelöst wurde, dafür bürgt allein schon der unverhohlene Neid, mit dem die Franzosen die Erfolge der deutschen Ausgrabung beobachteten.

In einer 1000 m breiten Ausbuchtung des fruchtbaren Alpheios-Thales, da, wo dem größeren Hauptfluß von rechts her der nur nach Regengüssen wasserreiche Kladeos zuströmt, lag am Fuße einer kleinen, dem Gotte Kronos geweihten Höhe die Altis (d. i. der Hain) von Olympia, dicht mit Bäumen und Büschen bestanden. Hier, wo nie eine Stadt, sondern stets nur ein Heiligtum sich befand, soll Herakles seinem göttlichen Vater Zeus die Wettspiele gestiftet haben. Neben Herakles galt als Schutzpatron und heroisches Vorbild für die olympischen Sieger Pelops, des Tantalos' Sohn; er war der erste, welcher den elischen König Önomaos in der Wettfahrt mit dem Wagen besiegt und dadurch dessen Tochter Hippodameia sich erstritten haben sollte (vgl. S. 106).

Die erste Aufzeichnung eines olympischen Wettkampfes geschah im Jahre 776: seitdem wurden die Sieger regelmäßig verzeichnet und damit ein Hilfsmittel gewonnen, die Jahre voneinander zu unterscheiden und zu berechnen. Gleichen Schritt mit der zunehmenden Bedeutung der olympischen Spiele hielt auch die Verbreitung der nach Olympiaden rechnenden Chronologie: sie war schließlich in ganz Hellas in Gebrauch. Schon zur Zeit der ersten Olympiade (776) hatte Sparta seine mächtige Hand über das Heiligtum ausgestreckt und brachte seine Hegemonie im Peloponnes durch seine Schutzaufsicht über das Hauptfest der Peloponnesier zum Ausdruck. Es hatte dazu mit Elis einen Bund geschlossen, dessen Grundlage die gemeinsame Anerkennung des olympischen Zeus und die gemeinsame Beteiligung an seiner Feier war, die ordnungsmäßig in jedem fünften Jahr nach der Sommersonnenwende mit Eintritt des Vollmonds als Bundesfest begangen werden sollte. Damit stand vielerlei in Verbindung, was die bis dahin getrennten Seiten der Halbinsel in eine nahe und folgenreiche Berührung brachte. Wege wurden gebahnt, die Festzeiten geordnet, gegenseitige Verpflichtungen übernommen. Die Eleer hatten das Amt, das herannahende Fest durch heilige Sendboten zu verkünden. Mit dieser Ankündigung begann die Waffenruhe; die Straßen mußten offen und ungefährdet sein, alles Umland des Tempels in voller Sicherheit. Wer diese Ruhe durch Gewaltthat störte, wurde vor das Tempelgericht der Eleer geladen; der Verurteilte fiel dem gekränkten Gott als Knecht anheim und konnte nur durch eine bestimmte Summe gelöst werden. Es bildete sich ein Tempelschatz, es befestigte sich eine Reihe von Satzungen, die als heiliges Recht von Olympia Geltung gewannen.

Immer weitere Kreise des griechischen Volkes beteiligten sich nach und nach an den olympischen Spielen. Dorier und Jonier, Binnenländer und Seevolk traten hier in eine zwanglose Gemeinschaft, welche durch die Heiligkeit des Gottesfriedens vor jeder Störung bewahrt wurde. Hier lernten sie sich trotz des fremden Klanges abweichender Mundarten als Volksgenossen fühlen, hier bildete sich eine heilsame Gegenwirkung gegen die vielen Eifersüchteleien zwischen den Nachbarstädten, hier verschmolz Heimatsstolz mit nationalem Sinne. Denn wie jeder Sieger zunächst seiner Vaterstadt, dann aber auch dem

Hera-Tempel. Schatzhäuser der Einzelstaaten. Stadion.

Kladeos. Leonideion. Zeus-Tempel. Echo-Halle.

128. **Der Festplatz von Olympia.** Rekonstruktion von Josef Durm.

Der kleine Rundtempel linkerhand vor dem Hera-Tempel war das Philippeion, von Philipp von Makedonien nach der Schlacht bei Chäronea (338) errichtet. Die riesige Nische zwischen dem Hera-Tempel und den 12 Schatzhäusern der Einzelstaaten wurde von Herodes Attikus um 150 n. Chr. erbaut: sie enthielt ein großes Wasserbassin. Die fast 100 m lange Echo-Halle stammt auch erst aus makedonischer Zeit. Wozu das Leonideion ursprünglich diente, ist unbekannt: später benutzte es der römische Statthalter als Absteigequartier.

ganzen Volke Ruhm einbrachte, so gereichten auch alle neuen Erfindungen und Erzeugnisse, die hier auf dem großen Jahrmarkt der Nation zur Schau gestellt wurden, nicht nur dem engeren Heimatkreise, sondern dem Vaterland zur Ehre.

Im Anfang war das Fest auf einen Tag beschränkt, und es fand nur ein Wettlauf in dem sogenannten Stadion statt. Es war das eine langgestreckte Rennbahn mit auf drei Seiten ansteigenden, grasbewachsenen Wällen, wo die Zuschauer sich ohne besondere Sitzvorrichtungen auf dem Erdboden niederließen. Auf der Nordseite lieferte der ansteigende Kronos-Hügel diesen Wall, im Osten und Süden mußte er durch künstliche Erdanschüttung gewonnen werden. Der Abstand der einen Schmalseite von der anderen betrug 600 olympische Fuß oder etwas über 192 m, eine Entfernung, die bei den Griechen das Stadion hieß und eines ihrer wichtigsten Längenmaße darstellte.



127. Bespannung eines Wagens aus älterer Zeit. Nach einem Vasenbilde.

Ein zweirädriger Wagen wird eben bespannt. Noch sind nur die beiden Deichselpferde angeschirrt, mit dem einen derselben ist der Wagenlenker, den man am langen weißen Chiton erkennt, nebst einem Diener noch beschäftigt, während ein anderer Gehilfe ein drittes Pferd zum Anschirren herbeiführt. Die Pferde sind durch einen breiten Ledergurt an das auf ihren Rücken liegende Joch geschirrt, das seinerseits an der Deichsel befestigt ist. Die Zugstränge sind an den Ringen der Wagenbrüstung befestigt.

An der westlichen Schmalseite bezeichnet eine Mauer die Ablaufschranke, an der östlichen eine gleichfalls erhaltene Mauer das Ziel, wo die Kampfrichter saßen. Wer die kurze Strecke von der einen Mauer zur anderen in einmaligem Lauf am schnellsten zurücklegte, der war Sieger, nach dem ward die betreffende Olympiade benannt. Und das blieb auch so, als später die Zahl der Übungen vergrößert und eine Menge schwierigerer Übungen zum einfachen Lauf hinzukamen. Denn die Eleer waren unermüdlich thätig, ihre Festspiele immer weiter auszubilden und sie dadurch gegen die Konkurrenz anderer Spiele zu sichern. Zum einfachen Lauf durch das Stadion fügten sie schon bald den Doppellauf, dann den Dauerlauf; dann wurde der Ringkampf, der Weit- und Hochsprung, der Wurf mit der Metallscheibe (Diskos) und mit dem Speer, endlich der Faustkampf in das Spielprogramm aufgenommen und der Wettbewerb in der Weise geregelt, daß nur, wer in den ersten Kämpfen gesiegt

hatte, auch an den weiteren teilnehmen durfte, so daß der endliche Sieger beim Faustkampf als Sieger dieser ganzen Gruppe von Wettkämpfen, die man Pentathlon oder Fünfkampf nannte, anzusehen war.

Eine wichtige Neuerung brachte das Jahr 680 durch die Einführung des ritterlichen Wagenrennens. Das Stadion war dafür zu klein; südlich von ihm wurde jetzt ein Hippodrom eingerichtet, von dem aber so gut wie nichts mehr zu erkennen ist. Während bei den anderen Wettkämpfen der Gewandteste siegte, so siegte beim Wagenrennen der Reichste. Denn Sieger war nicht der zufällige Wagenlenker, sondern der Besitzer des Gespanns. Um aber Viergespanne zu halten und zu üben, bedurfte es großer Geldmittel. So bot das Wagenrennen vor allem Gelegenheit, seinen Reichtum zu zeigen und sich dadurch bei den Landsleuten beliebt zu machen; es wurde ein politisches Machtmittel, dessen sich emporstrebende Machthaber wiederholt mit Glück bedient haben. Um dieser spät eingeführten Kampfgattung ein größeres Maß von Weihe und Berechtigung zu verschaffen, wurde die uns bekannte Sage



128. **Griechisches Wettfahren.** Nach einem Vasenbilde.

von Pelops ausgebildet, der schon in grauer Vorzeit durch Wagenrennen dem Könige des Landes Thron und Tochter abgewonnen haben sollte (vgl. S. 106).

Noch später als das Wettfahren kam das Wettstreiten mit Waffen, endlich das Ring- und Faustkampf vereinigende Pankration auf. In der Folge wurden in den meisten dieser Kampfarten auch besondere Spiele für die Knaben eingeschoben, und um 520 trat der Wettlauf vollgerüsteter Krieger dazu. Auch Maulesel- und Füllengespanne ließ man vorübergehend in die Rennbahn ein. Als Zuschauer war jedermann willkommen, nicht nur freie Männer, sondern auch Frauen, nicht nur Griechen, sondern auch Barbaren und Sklaven. Aber als Kämpfer wurden nur freigeborene Griechen von unbescholtener Vergangenheit zugelassen. Vor dem Kampfe mußten sie schwören, daß sie die vorgeschriebenen zehnmonatigen Übungen durchgemacht hätten. Mit den Kampfrichtern betraten sie dann durch einen besonderen Eingang das Stadion, woselbst die Herolde Name und Vaterland jedes einzelnen ausriefen.

Fünf Tage dauerte in historischer Zeit das Fest. Der erste Tag war der gegenseitigen Begrüßung und allerhand Vorbereitungen, wie jenem Eidschwur, vorbehalten. Wahrscheinlich fand an diesem Tage auch das große Opfer für den olympischen Zeus statt; aus der Asche der Schenkelstücke, die

14*

bei diesem Anlaß verbrannt wurden, entstand allmählich inmitten der Altis nordöstlich vom Zeustempel ein ganzer Aschenberg, der 125 Fuß im Umfang und 22 Fuß in der Höhe maß. Mit dem ersten Sonnenstrahl des zweiten Festtages begannen dann die Wettkämpfe der Jugend und dauerten bis in die Nacht. Der dritte Tag brachte die Kämpfe der Männer, der vierte die Pferderennen und den Wettlauf der Krieger. Endlich am fünften wurden die Preise an die Sieger verteilt; sie bestanden in Reisern des wilden Ölbaumes, der vor der Westhalle des Zeus-Tempels wuchs: ein erlesener Knabe mußte sie mit goldenem Messer vom Baume schneiden. Wie karg war solch ein Preis, und doch trug er dem Empfänger die Anwartschaft auf die höchsten Ehren ein. War es nicht schon ein Großes, daß der Name des Siegers, seines Vaters und seines Heimatortes vom Herold vor ganz Hellas verkündigt wurde? Und welche Ehren warteten erst des Heimkehrenden! Große Feste wurden zu seinem Willkommen veranstaltet, auf einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen zog er ein, von Freunden geleitet, von Sängerchören empfangen und von den heimischen Dichtern besungen. Auch materielle Vorteile fehlten nicht: die Sieger und ihre Nachkommen waren abgabenfrei, sie hatten lebenslänglich einen Freitisch im Rathaus ihrer Stadt, Ehrenplätze im Theater und allerhand Vorzüge im Kriegsdienst.



129. Der Dornauszieher.
Kapitolinisches Museum in Rom.
Nach Ansicht der meisten Archäologen ein frühes Werk des 5. Jahrhunderts, einen Wettläufer darstellend, der siegte, obgleich er sich beim Lauf einen Dorn in den Fuß gestochen hatte. Andere erkennen darin eine Genrefigur in bewußt altertümelnder Manier aus der Zeit Alexanders des Großen.

Außer den Wettkämpfern traten übrigens auch geistig hervorragende Männer gelegentlich mit ihren Leistungen in Olympia auf. Berühmte Redner und Philosophen sprachen hier gern zur Menge, und Themistokles, der Befreier von der Persernot (s. unten), feierte gerade in Olympia seinen höchsten Triumph, als bei seinem Erscheinen im Stadion die versammelten Griechen ihn als Sieger von Salamis begrüßten. Nicht wenige kamen derart nach Olympia, nicht um zu sehen, sondern um gesehen zu werden. Festgesandtschaften der einzelnen Staaten traten mit goldenen Stirnbinden und anderem auffälligen Schmucke auf; die Zelte, die sie bewohnten, waren wohl gar aus Purpurzeug genäht. Kostbare, kunstreiche Gaben, Zeugen ihres heimischen

Wohlstandes, brachten sie dem Gotte dar, und viele Staaten, besonders die dorischen Großgriechenlands, hatten in Olympia eigene Schatzhäuser, um alle diese Weihgeschenke sicher zu verwahren (vgl. Abb. 126). Die Prozessionen, welche besonders am fünften Tage bei den verschiedenen Tempeln des Festplatzes die Runde machten, gaben Anlaß, diese Kostbarkeiten wirkungsvoll zur Schau zu stellen. Wer wünschte, daß die Nation von seinem Reichtum Kunde erhielte, daß ein Sieg, den er in glücklichem Kriege erfochten, ihm Ruhm eintrage bei den Volksgenossen, was konnte der besseres thun, als ein Denkmal seines Sieges, seines glücklichen Wohlstandes in der Altis von Olympia zu errichten, wo ganz Hellas sich Rendezvous gab? Ein ganzer Wald von Denkmälern sammelte sich so allmählich in dem Festraum an; dieser bekam das Aussehen einer permanenten Ausstellung. Götterbilder waren es in der Hauptsache; von ihnen, wie von den Tempeln in Olympia, muß später ausführlich die Rede sein. Aber fast noch zahlreicher als die Götterbilder waren die Bildnisse der Sieger in Stein und Erz; denn das war noch ein ganz besonders geschätztes Recht des siegreichen Wettkämpfers, daß er ein Bildnis in der Altis errichten durfte. In der Regel war es nicht ein Porträt: man wollte schöne Bildwerke, nicht authentische, in dem heiligen Bezirk. Erst wer dreimal gesiegt hatte, durfte seine eigene Gestalt, sein eigenes Antlitz im Haine durch Künstlerhand verewigen lassen. Unbekleidet zeigte sich seit dem Ende des 8. Jahrhunderts die hellenische Jugend auf den Ringplätzen; anders durfte sie auch die Kunst nicht darstellen. Denn je mehr die Hellenen ihren Leib in den Ringschulen kunstgerecht ausbildeten, um so weniger dachten sie daran, sich desselben zu schämen. Mochten die Barbaren, denen es nicht gelungen war, den Menschenleib zu etwas den Göttern Wohlgefälligem zu verklären, ihn scheu und ängstlich verhüllen, die Hellenen stellten den Körper mit voller Unbefangenheit dar als das Schönste und Edelste der sichtbaren Schöpfung. Es liegt auf der Hand, welchen Gewinn von dieser Sitte die Künstler haben mußten: die schönsten, kräftigsten Leiber standen ihnen in herrlicher Bewegung tagtäglich Modell.



130. Wagenlenker.
Unlängst bei den französischen Ausgrabungen in Delphi gefundene Bronzefigur, zu einem syrakusanischen Weihgeschenk gehörig (vgl. S. 158).

Kaum geringeres Ansehen genossen die pythischen Spiele zu Delphi, die anfänglich nur alle acht Jahre und nur mit Opfern und Hymnengesang gefeiert wurden. Als dann im ersten „heiligen“ Kriege (595) die Stadt Krissa, deren Bewohner die durch ihr Gebiet ziehenden Delphi-Pilger durch harte Besteuerung belästigt und ausgebeutet hatten, durch die vereinten Truppen der Amphiktyonen zerstört und die fruchtbare krissäische Ebene dem Apollo geweiht worden war, verwendete man die Beute dazu, festliche Spiele nach dem Vorbilde der

olympischen in Delphi einzurichten, die seitdem im dritten Jahre einer jeden Olympiade abgehalten wurden. Man verband hier poetische und musikalische Wettkämpfe mit den gymnastischen, weil dies des Gottes der Dichtkunst und des Lyraspiels würdig schien. Einen Hauptteil der Feier bildete jederzeit der sogenannte pythische Nomos, eine Komposition zu Ehren des pythischen Apoll, die auf der Flöte vorgetragen wurde. Anfangs schmückte man die Sieger mit goldenen Kränzen, dann aber hielt man einen Lorbeerkranz und die damit verbundene Ehre für hinreichend.

Ähnlich berühmt wie die olympischen und pythischen Spiele und auch in ihrer Einrichtung ganz ähnlich waren die zu Nemea und bei Korinth



131. Zeus-Tempel zu Nemea.
Später Bau: Die drei Säulen sind zwar dorischen Stils, doch von jonischer Schlankheit.

gefeierten. Bei denen, die zu Nemea, einem zwischen Mykenä und Korinth gelegenen Waldthale, alle vier Jahre abgehalten wurden, führten die Argiver den Vorsitz; ein Eppichkranz war hier der Preis für den Sieger. Zu den Wettkämpfen, die auf dem Isthmus von Korinth zu Ehren Poseidons stattfanden, pflegten ganz besonders die Athener in Scharen sich einzufinden. Ein Fichtenkranz war hier der Preis, nach dem die Wettkämpfer strebten.

Die Wirkung dieser vier großen Feste bestand vor allem darin, daß sie alle Hellenen in gemeinsamem Gottesdienst und gemeinsamer Sitte verbunden zeigten, nach denselben Zielen körperlicher und geistiger Bildung strebend, friedlich vereint wenigstens die Festzeit über, wenn auch sonst Krieg zwischen den Stämmen und Städten wütete.

Politische und soziale Entwickelung in der Zeit von 800—500.

Die Neigung, gesonderte Wege zu gehen, war bei den Hellenen jederzeit größer als die zusammenzustehen. Ihre Stärke wie ihre Schwäche war dies Bedürfnis nach Entwickelung der Eigenart. Es lag ihnen ihrem ganzen Wesen nach fern, einen einzigen Staat, ein großes Herdenvolk bilden zu wollen, wie sie der Orient wiederholt hervorgebracht. Schon früh entwickelte sich, wie wir sahen (s. S. 154), städtisches Leben; die alten Stammesverbände lockerten sich, engerer Zusammenschluß bestand nur innerhalb der Stadtgemeinden, und es ist kein Zufall, daß dasselbe Wort „Polis“ sowohl die Stadt als den Staat bezeichnet. Stadt und Staat fielen bei den Griechen zusammen; ein richtiges Staatsgebilde konnte nach ihrer Ansicht nur Bürger umfassen, die alle an den gemeinsamen Angelegenheiten persönlich teilzunehmen in der Lage sind; das ist aber nur möglich, wenn das Staatsgebiet von geringer Ausdehnung ist, sich über die Bannmeile einer Stadt nicht wesentlich hinauserstreckt. Auch wo wir größere Landschaften staatlich geeint finden, wie in Lakedämon und Attika, bildet doch eine Stadt das Rückgrat des Staates, muß doch, wer politisch etwas bedeuten wollte, in der Stadt wohnen oder sie doch bequem von seinem Landsitz aus erreichen können.

Innerhalb dieser Städte nahm das öffentliche Leben in den Jahrhunderten nach der großen Wanderung eine Entwickelung, die sich allenthalben in gleicher Weise vollzog; vom anfänglichen Königtum, wie es Homer uns überall als bestehend schildert, ging man zur Herrschaft des Adels über, und dieser seinerseits wurde schließlich abgelöst durch die Herrschaft des Bürgertums. Nur Sparta fügt sich dieser Ordnung nicht; Sparta hat nie einen eigentlichen Adel besessen, Sparta ist überhaupt ein Gebilde ganz für sich.

Die Aristokratie. Der Übergang vom Königtum oder der Monarchie zum Adelsregiment oder der **Aristokratie**, wie die Griechen diese Staatsform nannten, vollzog sich in den verschiedenen Städten auf verschiedene Weise und aus verschiedenen Gründen. Bald bot das üppige, gewaltthätige Wesen eines Königs die Veranlassung, daß man die Monarchie abschaffte, bald fehlte es dem Herrscherhause an überlegenen Persönlichkeiten, um auf die Dauer sich behaupten zu können. In den meisten Fällen aber vollzog sich die Änderung in der Weise, daß die adligen Berater des König sich neben ihm zu einer Machtfülle erhoben, die mit dem Wesen der Monarchie sich nicht vertrug. Schon bei Homer erscheint diese Entwickelung angebahnt; schon dort heißen die adligen Genossen des Königs auch ihrerseits Könige, schon dort ist der Herrscher an die Zustimmung seiner adligen Ratsherren mehr oder weniger gebunden. Ursprünglich wird der König selbst diese Ratsherren ernannt haben; später geschah dies durch das Volk, oder der Rat ergänzte sich durch eigene Wahl neuer Mitglieder. Ursprünglich war hohes Alter eine Vorbedingung für den Eintritt in den Rat; später genügte die hohe Geburt: aus dem Altersrat wurde ein Adelsrat. Und dieser so zusammengesetzte Rat war es nun, der sich allerorten über die Monarchie emporschwang. Der ungewöhnliche Einfluß dieser adligen Herren beruht auf ihrem ungewöhnlich ausgedehnten Grundbesitz; wie kleine Könige schalten sie auf ihren Gütern über zahlreiche Tagelöhner und leibeigene Knechte. Ihr

Reichtum erlaubt es ihnen, im Streitwagen oder hoch zu Roß ins Feld zu ziehen, wo sie natürlich die Leitung in Händen haben. Aus ihren Reihen gehen alle Beamten hervor, aus ihrer Mitte alle Richter, die nach der Väter Weise ohne geschriebenes Gesetzbuch dem Volke Recht sprechen. Zwischen sich und den gemeinen Leuten befestigt dieser Adel eine tiefe Kluft; wer nicht zu einer adligen Sippe gehört, wer keine „Verwandtschaft“ hat, bedeutet nichts. Großes Gewicht legten diese Adligen auf ihren Stammbaum, den sie lückenlos bis zu den Göttern zurückzuführen verstanden.

Jahrhundertelang ließ sich das Volk diese Herren und ihr Regiment gefallen. Aber je mehr auch der kleine Mann zu Wohlstand und Bildung kam, um so unleidlicher wurde ihm die Bevormundung durch den Adel: gleichgebildete Bürger müssen auch gleichberechtigt sein. Der Ständekampf begann, hier früher, dort später; aber er begann allenthalben. Das Ergebnis des Kampfes war nicht immer das gleiche. Sehr oft wurde nur das eine erreicht, daß die Grundsätze, nach denen die adligen Richter Recht sprachen, aufgezeichnet und damit die ärgste Willkür abgestellt wurde. Dies Bedürfnis nach geschriebenem Recht scheint zuerst in den Kolonien erwacht zu sein; es führte schließlich allerorten dazu, daß wenigstens das Strafmaß schriftlich festgelegt und nicht mehr dem Belieben der adligen Richter anheimgestellt wurde. Die Entscheidung darüber, was als öffentliches Recht in das Gesetzbuch aufzunehmen sei, wurde gemeiniglich einem anerkannt weisen Manne anvertraut, der über den Parteien stehend, mit unumschränkter Vollmacht ausgestattet, das schwere Werk vollbrachte.

Aber bei dem Kampfe gegen die Adelsclique konnte auch ein anderes sich ergeben. Das Volk bedurfte eines Führers und fand ihn meist in einem ehrgeizigen Aristokraten, der an der Spitze der unzufriedenen Bürger den Einfluß zu erlangen hoffte, den ihm seine eigenen Standesgenossen nicht einräumen wollten. Hatte er dann aber den Adel zu Boden geworfen, so zeigte er meistens wenig Lust, seine Macht wieder abzugeben; statt der Adelsherrschaft errichtete er nicht die verheißene Herrschaft des Volkes, sondern seine eigene.

Die Tyrannis. Der Grieche nannte einen solchen durch Gewalt emporgekommenen Regenten einen T y r a n n e n; bald nach 600 kommen die ersten auf — und schon um das Jahr 500 sind sie überall wieder verschwunden. Die Tyrannis war überall nur ein Durchgangszustand; keine Tyrannenfamilie hat es verstanden, mehr als 100 Jahre sich zu behaupten. Die Bürgerschaft in ihrer breiten Masse, die sogenannte Demokratie, hat schließlich allenthalben den maßgebenden Einfluß auf die Stadt- oder Staatsregierung in ihre Hand gebracht.

Schon zur Zeit der Adelsherrschaft hatte es in den Städten nicht an Hader und Parteileidenschaft gefehlt. Der Adel war nicht immer einig, vielmehr oft in zwei Lager gespalten, die sich blutig bekämpften und nicht eher Ruhe gaben, als bis die unterliegende Partei die Stadt räumte und in die Ferne zog.

Noch mehr Streit, noch mehr Unzufriedene gab es, als auch das Bürgertum anfing, Ansprüche an die Herrschaft zu machen. Man half sich in solcher Zeit oft damit, daß man die Unversöhnlichen unter geeigneten Führern und ausgestattet mit dem Segen des delphischen Orakels nach Asien oder nach Italien schickte und dort eine Kolonie gründen ließ. Die großartige Kolonisationsthätigkeit, die von den Griechen in dieser Zeit entfaltet wird, hängt so mit der Entwickelung des Verfassungslebens aufs innigste zusammen; alle Elemente, die sich in der

Heimat nicht unterdrücken lassen wollten, die sich daheim nicht ausleben konnten, stachen in See und gründeten sich jenseits des Meeres ein neues Gemeinwesen.

Die Kolonisation. Natürlich waren diese politischen Gründe nicht immer maßgebend für die Ausführung einer Kolonie. In der Mehrzahl der Fälle wurde eine solche nahe gelegt durch Übervölkerung der Heimat oder durch die Interessen des Handels und der Industrie, die größere Absatzgebiete für ihre Waren heischten. Oft waren es daher nur Faktoreien, die man im fremden Lande begründete, lediglich dazu bestimmt, Waren abzusetzen und Rohprodukte dagegen einzutauschen. Aber ebenso oft waren es auch Ackerbaukolonien, die hinauszogen, um die fremde Erde mit allem Nachdruck anzubauen und landwirtschaftlich auszubeuten. An manchem Punkte wollte die erste Ansiedelung



132. Stadtmauer von Priene,
mit Blick auf das Mündungsgebiet des Mäander und die Stelle des einstigen Milet.

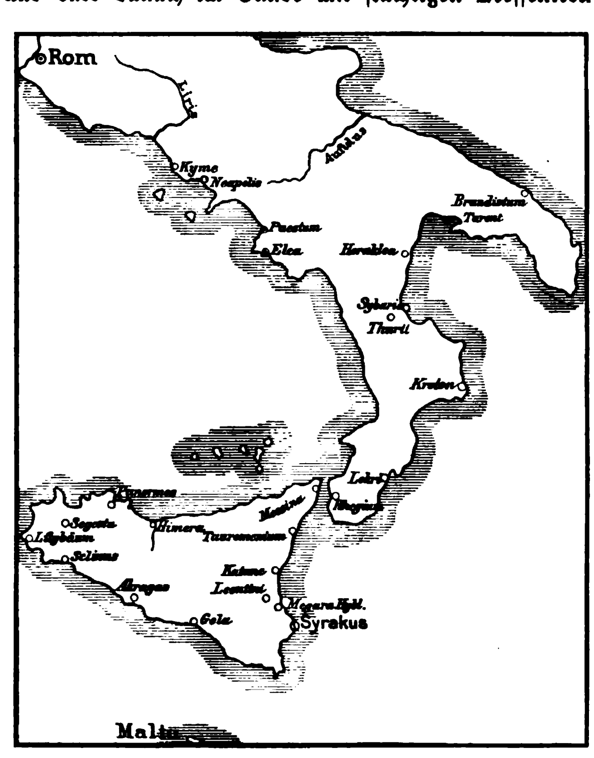
nicht gleich gedeihen; es war eine zweite, eine dritte nötig, die nicht alle von derselben Stadt auszugehen brauchten; so war die Bevölkerung mancher Kolonie eine recht gemischte, indem zu den Griechen verschiedener Herkunft auch noch Reste der Urbevölkerung hinzutreten konnten. Für eine so zusammengewürfelte Menge gab es natürlich keine eigentliche Mutterstadt. Überhaupt pflegten die Kolonien sich politisch durchaus auf eigene Füße zu stellen. Wohl trug man Feuer vom Staatsherd der Heimat in die neue Ansiedelung und bekundete damit seinen Willen, der Religion und Sitte der Heimat treu bleiben zu wollen; wohl galt es als Frevel, die Mutterstadt zu bekriegen — aber irgend welche Abhängigkeit der Kolonisten von der alten Heimat bestand in der Regel nicht; die Kolonien sind für die Mutterstädte wohl eine Quelle des Ruhmes, nicht aber der Macht geworden. Das beste Blut ging mit ihnen aus der alten Heimat fort.

Die reichsten und mächtigsten Städte von Hellas waren im 8. und 7. Jahrhundert die jonischen Städte an der kleinasiatischen Küste; sie besaßen die meisten Schiffe, die bestberittenen Krieger; der gewinnreiche Handel mit dem Orient lag in ihren Händen. Auch in geistiger Hinsicht behaupteten sie die Führung; der jonische Dialekt eroberte sich immer weitere Gebiete. Jede neue Form des Verfassungslebens hat sich in Jonien zuerst herausgebildet. So ist es nur in der Ordnung, daß auch in der Kolonisationsthätigkeit die jonischen Städte alle anderen überflügelten. Besonders gilt dies von Milet. An der Mündung des Mäander gelegen, beherrschte es ein weites, fruchtbares Hinterland. Sein Hafen war einer der besten. Seine Industrie blühte; berühmt waren zumal die milesischen Wollwaren. Um ihren Produkten neue Märkte zu eröffnen, strebten die Milesier danach, an fremden Küsten Handelsniederlassungen zu gründen. Ganz besonders bevorzugten sie den Hellespont und das Schwarze Meer. Über 80 Kolonien legten sie hier allmählich an, zuerst an der Südküste, dann auch an den übrigen. Die bedeutendsten milesischen Niederlassungen waren Abydos am Hellespont, Kyzikos an der Propontis, Sinope an der Südküste des Schwarzen Meeres. Anfangs mutete sie dies Meer höchst fremdartig an; in seiner unübersehbaren Weite, mit seinen flachen Küsten ohne Hafenbuchten mußte es ihnen durchaus ungriechisch erscheinen. Aber bald versöhnte sie mit dem fremdartigen, von ungesitteten Völkern umwohnten Meere der große Gewinn, den sie aus dem dortigen Handel zogen. An nützlichen Bodenprodukten waren seine Gestade überreich. Getreide gedieh an der Nordküste, Flachs im Osten, Bau- und Schiffsholz im Süden. Die Küstengebirge waren ergiebig an mancherlei Metallen, das Meer selbst ungemein fischreich. Hatten es die Milesier anfangs als „ungastlich" bezeichnet, so korrigierten sie sich bald und nannten es das „gastliche Meer" (Pontos Euxeinos).

Neben den Milesiern kommen als Kolonisten des Schwarzen Meeres hauptsächlich die Megarer in Betracht. So bedeutungslos der kleine Isthmus-Staat Megara in Griechenland selbst ist, so wichtig und reich sind seine Kolonien. Vor den Milesiern schon setzten sie sich am Bosporos fest, und zwar zunächst in Chalkedon mit seinem fruchtbaren Gelände und bequemen Strand, erst später gegenüber am goldenen Horn von Byzanz, wo die Jagd auf den Thunfisch am einträglichsten war. Auch nach Sizilien lenkten die Megarer den Strom ihrer Kolonisten; sie gründeten dort an der Ostküste das hybläische Megara, und von hier aus wurde später das reiche Selinus im Südwesten der Insel angelegt.

Die bedeutendsten Handelsstädte im europäischen Griechenland waren im 8. und 7. Jahrhundert ohne Zweifel Chalkis und Eretria, nachbarlich gelegen auf der Insel Euböa. Weithin reichte ihr Einfluß über Festland und Inseln. Sie verfügten über eine große Kriegsmacht, sie waren tonangebend in der Industrie, besonders in der Fabrikation von Erzwaren und Thongeschirr; sie waren bahnbrechend auch als Kolonisten. Auf der Halbinsel Chalkidike, an der thrakischen Küste, legten sie nach und nach 32 Handelsplätze an, die freilich durch die später gegründete korinthische Kolonie Potidäa samt und sonders überflügelt wurden. Früh fuhren die Jonier von Euböa aber auch nach Westen, nach Sizilien und Unteritalien. Vielleicht schon um das Jahr 1000 gründeten sie auf steilem, leicht zu verteidigendem Felsen das wichtige Kyme, nördlich von Neapel, das

jahrhundertelang der Hauptmarkt Mittelitaliens werden sollte, wo sich der Umtausch italischer Produkte gegen Waren des Ostens hauptsächlich vollzog. Puteoli, Neapel, Herkulaneum am Vesuv sind Tochterstädte dieses chalkidischen Kyme. An seiner Gründung waren auch anderweitige Anwohner des Euripos, sogenannte Graikoi, beteiligt, und wir haben schon früher (S. 28) darauf hingewiesen, daß die Italiker nach diesen für sie wichtigsten Vertretern der hellenischen Rasse diese selbst benannten. Chalkidier waren es ferner, die an der Meerstraße von Messina in der sichelförmigen Bucht die Stadt Zankle, d. i. Sichel, anlegten und bald danach im Bunde mit flüchtigen Messeniern das gegenüberliegende Rhegion erbauten, um nun durch diese beiden Plätze die Meerenge vollständig zu beherrschen. Die Stadt Himera, an der Nordküste Siziliens am gleichnamigen Flüßchen gelegen, war gleichfalls eine Schöpfung der Chalkidier, die lange auf der reichen Insel ein entschiedenes Übergewicht behauptet haben. Auch die blühenden Städte am Fuße des Ätna, Naxos, Katana, Leontini, endlich die Vorgängerin von Syrakus, die Ansiedelung auf der Insel Ortygia, führten ihren Ursprung auf die Jonier Euböas zurück. Ihre führende Stellung



138. Die griechischen Kolonien in Süditalien.

büßten diese durch einen unglückseligen Krieg ein, der um das Jahr 650 zwischen Chalkis und Eretria wegen des zwischen beiden Städten gelegenen lelantischen Gefildes ausbrach. Ganz Hellas nahm an diesem Kampfe teil, aus dem schließlich Chalkis als Siegerin hervorging. Doch die Nachwirkung des Krieges haben auch die Chalkidier nie verwinden können. Ihre Schwäche benutzten geschickt die Ägineten und Korinther, um sie auf dem Weltmarkt zu überflügeln.

Von Ägina und seiner im südlichen Hellas allgemein herrschenden Münze war schon die Rede (vergl. S. 183 f.). Die Ägineten galten um 600 für die reichsten Kaufleute von ganz Hellas. Womöglich noch energischer als die Ägineten benutzten die Korinther die durch den lelantischen Krieg geschaffene

günstige Lage, um sich des so einträglichen Handels mit dem Westen zu bemächtigen. Zunächst setzten sie sich auf der reichen Insel Korkyra (Korfu) fest; ihre dortige Kolonie wuchs rasch heran, stellte sich aber bald zur Mutterstadt nichts weniger als freundlich. Wichtiger wurde ihre Niederlassung in Sizilien. Anknüpfend an die chalkidische Besiedelung von Ortygia gründeten sie das mächtige Syrakus, das zeitweilig die herrschende Stadt in ganz Sizilien werden sollte.

Im ganzen erwiesen sich die Griechen des Peloponnes und die Dorier überhaupt in der Kolonisation als weniger eifrig und geschickt; sie ließen sich allenthalben von den Joniern die Wege weisen, schickten auch meist nicht



184. Agrigent (Akragas).
Im Vordergrund die Ruinen des sogenannten Dioskuren-Tempels.

Handels-, sondern Ackerbaukolonien aus. So kamen die Achäer nach dem Golf von Tarent, nicht um dort Häfen zu öffnen und Handel zu treiben, sondern auf der Suche nach neuem Ackerland. Zum Unterschied von ihrer Heimat Phthia, die seit alters den Namen „Hellas“ führte (vergl. o. S. 28), nannten sie die neuen, geräumigeren Wohnsitze das „Große Hellas“ oder „Großgriechenland“, wie man gemeiniglich sagt. Dank dem wunderbar ergiebigen Boden blühten ihre Städte Sybaris und Kroton rasch empor; durch eine stattliche Kriegsmacht wußten ihre Bewohner die Italiker ringsum zur Leibeigenschaft zu zwingen. War die Üppigkeit der Sybariten sprichwörtlich, so blühte in Kroton wie nirgends der gymnische Sport. Eine Ackerbaukolonie war auch Tarent, von spartanischen Unzufriedenen gegründet. Der vortreffliche

Hafen und die rasch sich entwickelnde Industrie der Stadt brachten es aber mit sich, daß der Handel der Tarentiner bald einträglicher war als ihre Landwirtschaft.

In Sizilien war es besonders die Südküste, an der die Dorier kolonisierend thätig waren. Von Selinus, der Gründung der hybläischen Megarer, war schon die Rede; es stellt den am weitesten gegen die Phönizier vorgeschobenen



135. **Die Arkesilas-Schale.**

Fürst Arkesilas von Kyrene sieht dem Verladen und Abwiegen von Silphion, dem Hauptartikel von Kyrene, zu.

Posten der griechischen Kolonisation dar. Dorier von Rhodos und Kreta gründeten später in fruchtbarer Ebene die Stadt Gela, die Gelaer selbst zwischen ihrer Stadt und dem megarischen Selinus das zu ungemeiner Macht erblühende, großstädtische Akragas, wo um 570 Phalaris Tyrann wurde und durch seinen ehernen Stier, in dem er Menschen verbrannte, eine traurige Berühmtheit erlangte. Nur der Westen Siziliens war weder Doriern noch Joniern zugänglich, da sich hier, zumal in Panormos (heute Palermo) die

Phönizier mit größter Zähigkeit behaupteten. Ebenso wenig wurde das Innere Siziliens gräcisiert.

Von großer Bedeutung war eine Kolonie, die peloponnesische Dorier und Insulaner von Thera an der libyschen Küste anlegten: **Kyrene**. Die Stadt lag zwei Meilen vom Meere in einem Quellthale von so üppiger Fruchtbarkeit, daß nach weitverbreiteter Ansicht hier die Gärten der Hesperiden (s. o. S. 78) zu suchen waren. Im Unterschied von allen anderen Kolonien hat sich in Kyrene das Königtum als Verfassungsform lange gehalten. Ihre Einkünfte zogen die kyreniischen Könige hauptsächlich aus dem Verkauf eines heilkräftigen Gewürzkrautes, Silphion genannt, das botanisch sich nicht sicher ermitteln läßt, aber am ganzen Mittelmeere dereinst ein begehrter Handelsartikel war (vgl. Abb. 135).

Endlich muß noch von der kolonisatorischen Thätigkeit einer jonischen Stadt die Rede sein, die spät erst, aber dann um so nachdrücklicher überseeische Niederlassungen gründete. Ich meine **Phokäa**, die nördlichste Stadt des jonischen Kleinasiens. Im fernsten Westen, mitten im Handelsgebiete der Etrusker und Phönizier, legten sie in vortrefflich gewählter Lage nahe der Rhonemündung **Massilia**, das heutige Marseille, an, von dem aus griechische Kultur tief nach Gallien und Germanien hinein getragen wurde, dessen kühne Kaufleute quer durch das europäische Festland bis hin zur fernen Ostsee ihre Handelsbeziehungen spannen. Weniger durch Handel als durch geistige Regsamkeit seiner Bürger ragt eine zweite Kolonie hervor, die von Leuten aus Phokäa südlich von Neapel zu **Elea** gegründet wurde; wir werden von den eleatischen Philosophen späterhin zu reden haben.

Um 550 finden wir griechische Kolonisten an allen Gestaden des östlichen und zentralen Mittelmeers, lauter Pioniere des hellenischen Geistes, auch in weitester Ferne mit der Heimat durch zähes Festhalten an griechischer Sprache, Religion und Sitte verbunden. Die Phönizier müssen ihnen allenthalben weichen. Aus den fremdländischen Gebieten zieht der griechische Handel ungeheuren Gewinn. Die Gewerbethätigkeit in den griechischen Städten nimmt dank diesen ausgedehnten Absatzgebieten einen mächtigen Aufschwung; immer mehr geht man zu fabrikmäßigen Betrieben über und beschäftigt in denselben zahlreiche, aus der ganzen Welt zusammengekaufte Sklaven. Die Entwickelung des Schiffbaus hält mit der Entwickelung der Seefahrt gleichen Schritt; zum Schutze ihres Handels und der fernen Faktoreien beginnen die Städte schnellsegelnde Kriegsschiffe zu bauen. Die Lebenshaltung hebt sich allenthalben, selbst in Sparta. Durch die Fülle von Anschauungen, die der griechische Kaufmann in den Ländern der Barbaren empfängt, bereichert sich sein Wissen und Können, sein Gesichtskreis. Und noch einen Gewinn, der nicht hoch genug anzuschlagen ist, brachte dieses rege Handelsleben: die reichliche Berührung mit der Fremde entwickelte das hellenische Stammesgefühl und führte dazu, daß sich All-Hellas immer entschiedener gegen die Barbarenwelt abschloß. Unter den Hellenen selbst aber wurde der Zusammenhang inniger, je fleißiger die Schiffe zwischen den einzelnen Städten verkehrten und je zahlreichere Handelsbeziehungen herüber und hinüber angeknüpft wurden. Überall war so Fortschritt und Erfolg zu sehen, und das Bewußtsein, daß man am Vorabend großer Geschicke stehe, ging wie ein mächtiger Frühlingshauch durch alle hellenischen Lande.

Die Tyrannen der Isthmus-Staaten.

Nachdem wir so die kolonisierenden Griechen auf ihren Entdeckungsfahrten nach allen Enden des mittelländischen Meeres begleitet haben, ist es Zeit, daß wir uns wieder einmal danach umsehen, was sie in ihren ererbten Wohnsitzen während der Zeit erlebt und geleistet haben. Und



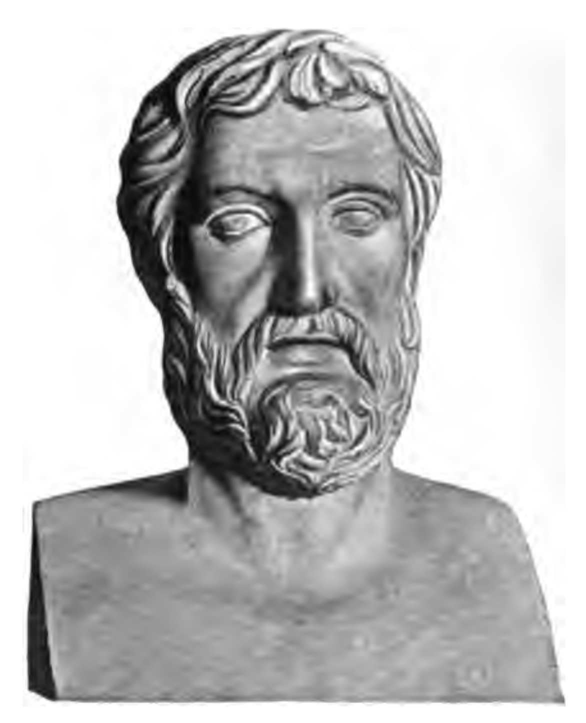
186. Akrokorinth.

Die höchste Stelle (575 m hoch) erreicht man von der Unterstadt aus in $1^1/_2$ Stunden. Die Aussicht von oben war schon im Altertum berühmt. Etwas unterhalb des Gipfels befindet sich die angeblich vom Pegasus (vgl. S. 68 u. 70) aus dem Boden gestampfte Quelle Peirene.

zwar wollen wir zunächst einmal am Isthmus von Korinth vorsprechen. Dort, wo das neuerwachte Verkehrsleben am stärksten im Ab- und Zuströmen der Reeder und Kaufleute sich kund gab, hatte auch eine neue Form des Verfassungslebens Platz gegriffen. Wir kennen sie schon: es ist die Tyrannis (vgl. S. 216).

In Korinth, das durch seine ragende Felsburg den Isthmus beherrschte, das seit dem lelantischen Kriege (vgl. S. 219) für die wichtigste Handelsstadt in Hellas galt, war um 750 das alte Königtum von einer Herrschaft des Adels abgelöst worden. Bacchiaden nannte sich die adlige Clique, die aus ihrer

Mitte das jeweilige Stadtoberhaupt erkor. Um 650 wurde ihre Macht durch einen kühnen und schlauen Emporkömmling Namens Kypselos gestürzt. Bei dem ungemeinen Glück, mit dem er seinen Staatsstreich ins Werk setzte, konnte es nicht fehlen, daß die Sage sich seiner Person bemächtigte. Sie wußte zu erzählen, daß ein Abkömmling der alten korinthischen Könige eine lahme Tochter Labda besaß, die kein Mann der königlichen Familie heimführen wollte. Dazu war jedoch ein reicher Bürger geringeren Ge-



187. Idealbild des Periandros.

Bei Tivoli gefunden, jetzt im Museum des Kapitols zu Rom.

schlechts, Aëtion, bereit, und er befand sich im Besitze der edlen Gattin sehr glücklich; denn sie gebar ihm einen lieblichen Knaben, dem das Orakel eine glänzende Zukunft weissagte. Die Adelspartei fürchtete, so berichtet die Sage weiter, von dem Kinde Gefahr für ihre Herrschaft und sandte zehn Männer ab, es zu töten. Aber die besorgte Mutter barg ihn in geheimer Lade, wovon er den Namen Kypselos, d. h. Kastenmann, erhielt. Der Vater ließ ihn auswärts erziehen. Als starker, blühender Jüngling kehrte er in seine Vaterstadt zurück, bewies sich daselbst leutselig und gütig gegen die geringen Leute, bezahlte ihre Schulden und Bußen und vertrieb, an ihre Spitze tretend, die Gegenpartei, worauf ihn die Menge als König

begrüßte. Er herrschte 30 Jahre lang mit Gerechtigkeit und als Wohlthäter des Volkes.

Noch glänzender war die Regierung seines Sohnes Periandros, eines reichgebildeten Staatsmannes voll Energie und weitblickenden Geistes, der den Handel und die Seemacht Korinths hoher Blüte entgegenführte. Die reiche Insel Korkyra im westlichen jonischen Meere, eine Kolonie von Korinth, wie bereits früher erwähnt (S. 220), hatte sich von der Mutterstadt losgerissen. Da ließ Periander eine mächtige Flotte bauen, und zwar nicht, wie früher üblich, offene Fahrzeuge mit je einer Ruderreihe auf beiden Seiten, sondern Trieren,



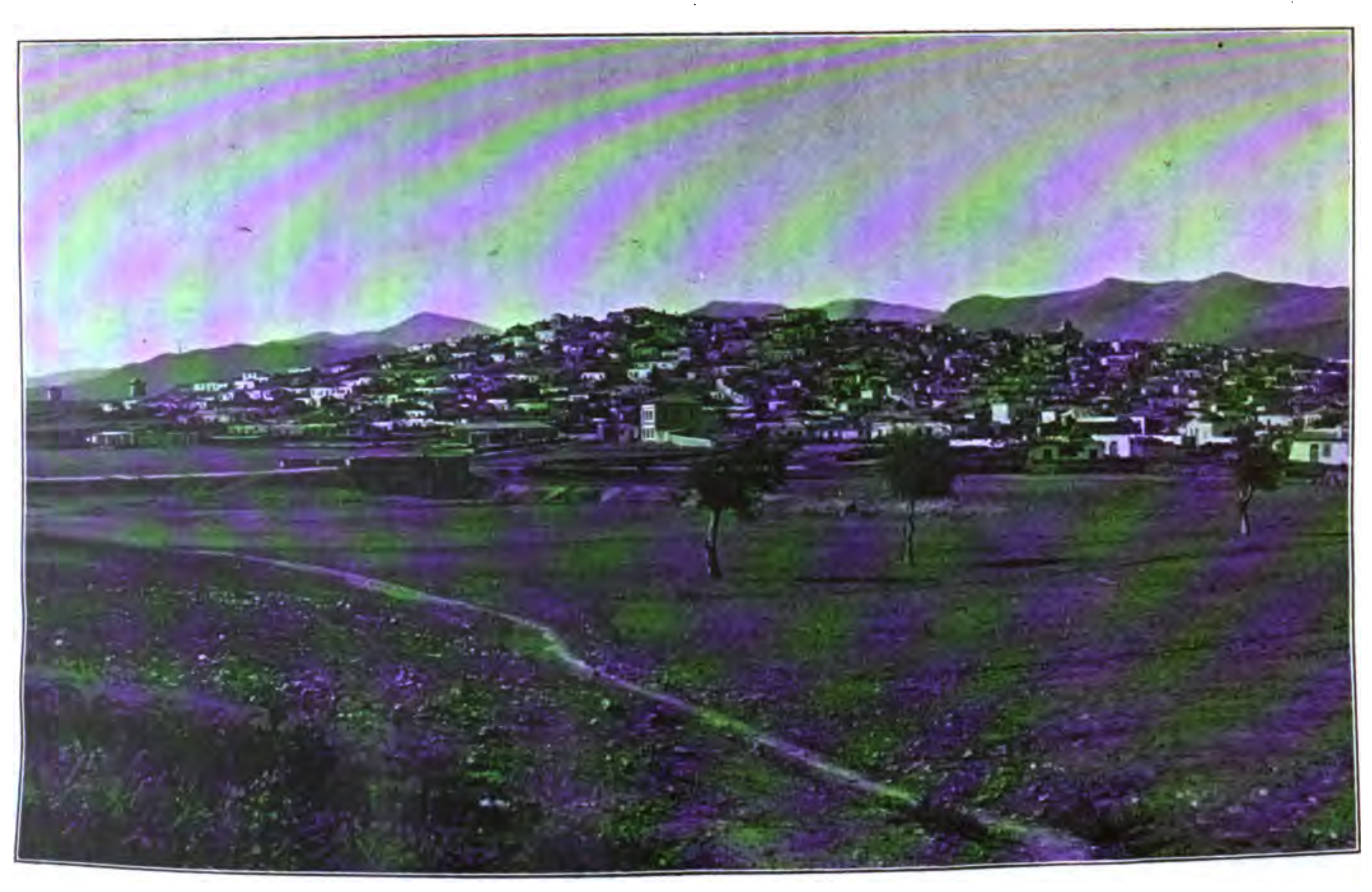
138. Der Kanal von Korinth.

Auch nach Periander trug man sich noch mehrfach im Altertum mit dem Gedanken, den Isthmus zu durchstechen. Einen ernsthaften Anfang damit machte der römische Kaiser Nero. Vollführt wurde das riesige Werk in den Jahren 1881 bis 1893. Der Kanal ist 23 m breit, 8 m tief, 6 km lang. Die Böschungswände sind an einer Stelle 78 m hoch.

d. h. Langschiffe mit drei Ruderbänken übereinander. Damit bezwang er nicht nur die abtrünnige Pflanzstadt, sondern er legte auch ost- und westwärts neue Niederlassungen an und breitete seine Herrschaft bis an entlegene Gestade aus. Er war weithin geachtet, wurde von streitenden Staaten als Schiedsrichter angerufen und von der Nachwelt unter die Zahl der sieben Weisen aufgenommen. Im Inneren wie nach außen regierte er mit Macht und scheute auch vor Gewaltthätigkeiten nicht zurück. Als der Tyrann von Milet bei ihm anfragte, wie er regieren solle, führte er den Boten auf ein Kornfeld und köpfte, ohne ein Wort zu sagen, alle hervorragenden Ähren mit dem Stocke. Er verbot den Bürgern den Müßiggang und sorgte durch große Bauten für

reichliche Arbeitsgelegenheit. An riesige Unternehmungen, wie die Durchstechung der Landenge, die erst in unseren Tagen gelungen ist (Abb. 138), hat schon Periander allen Ernstes gedacht. Als Freund und Gönner der Künste ließ er außer vielen anderen Werken der bildenden Kunst zum Andenken an die Rettung seines Vaters den weithin berühmten Kasten des Kypselos verfertigen, eine kolossale Lade von Zedernholz, worauf in fünf Reihen übereinander Götter und Heroen und besonders die Helden des trojanischen Krieges erhaben, teils in Holz, teils in eingelegtem Gold und Elfenbein dargestellt waren. Um die Korinther über den Verlust ihrer politischen Selbstbestimmung angenehm hinwegzutäuschen, stiftete er schöne Gottesdienste und fröhliche Feste. Seinem prächtigen Hofhalte verlieh die Gegenwart berühmter Dichter und Sänger wie Arion besondere Weihe. In seiner Familie war Periander nicht glücklich. Sein Weib Melissa hat er mit eigener Hand erschlagen. Seine Söhne starben sämtlich jung, so daß ein Neffe ihn beerbte. Doch da diesem Perianders thatkräftiges Wesen fehlte, wurde er von den reichen Kaufleuten gestürzt und die Republik wieder eingerichtet. Der große Zuschnitt, den die korinthische Politik unter den Tyrannen hatte, ging rasch verloren, ihr Kolonialreich zerfiel; die Interessen des Geschäfts gingen den reichen Pfeffersäcken über alles; mit Rücksicht auf das Geschäft mieden sie jede kühne That nach außen, jede energische Reform im Inneren. Zur Verherrlichung der erneuerten Republik sollten, so scheint es, die Festspiele dienen, die in Poseidons Fichtenhain auf dem Isthmus alle zwei Jahre abgehalten wurden (S. 214).

Erscheint Periander als eine finstere, fast grausame Herrschernatur, so war der etwa gleichzeitig im nahen Sikyon herrschende Tyrann Kleisthenes ein Mann voll guter Laune. Um 665 hatte in der gesund und fest gelegenen Stadt, deren Bewohner nicht der See, sondern der Landwirtschaft ihren Wohlstand verdankten, Orthagoras mit Hilfe der Bauern das Adelsregiment gestürzt und eine Tyrannendynastie gegründet, deren glänzendster Vertreter eben jener Kleisthenes war. Er machte durch seine Siege in den Wettspielen zu Olympia und Delphi in ganz Hellas von sich reden. Er beteiligte sich mit großem Kraftaufwand am ersten heiligen Kriege, der für Delphi gegen Krissa geführt wurde (s. o. S. 213). Seinen Anteil an der Beute verwendete er dann, um Sikyon mit Bauten und Kunstwerken zu schmücken und den Grund zu jener Bedeutung zu legen, die Sikyon bis in späte Zeit auf dem Gebiete der bildenden Künste behauptet hat. Kleisthenes stützte sich mit seiner Herrschaft auf die jonische Urbevölkerung; die dorischen Adligen suchte er auf alle Weise niederzuhalten und zu demütigen. So gab er den drei Stämmen, in die der sikyonische Adel zerfiel, die empörend beleidigenden Namen der Säulinge, Ferkelinge und Eselinge. Ein männlicher Erbe blieb ihm versagt. Um seine einzige Tochter Agariste bewarben sich die besten Söhne von Hellas. Kleisthenes soll sie alle nach Sikyon geladen haben, um seine Auswahl unter ihnen zu treffen. Am meisten gefielen ihm zwei Athener, Hippokleides und Megakles. Aber bei dem Gastmahle, das den Freiern veranstaltet wurde, und wo jeder mit geselligen Talenten zu glänzen suchte, bewies Hippokleides eine bedenkliche Gewandtheit im Tanzen. Als er gar mit dem Kopf sich auf einen Tisch stellte und die Beine in der Luft zappeln ließ, hatte Kleisthenes



189. Megara.
Die moderne Stadt liegt ziemlich genau auf der Stelle der alten, an den Abhängen zweier Höhenrücken.

genug und entschied sich für Megakles. Hippokleides wußte seine Abweisung mit Würde zu tragen: „Was macht sich Hippokleides daraus?“ soll er gerufen haben, eine Äußerung, die seitdem geflügeltes Wort wurde. Gleich den anderen abgewiesenen Freiern erhielt auch er ein Talent Goldes als Schmerzensgeld.

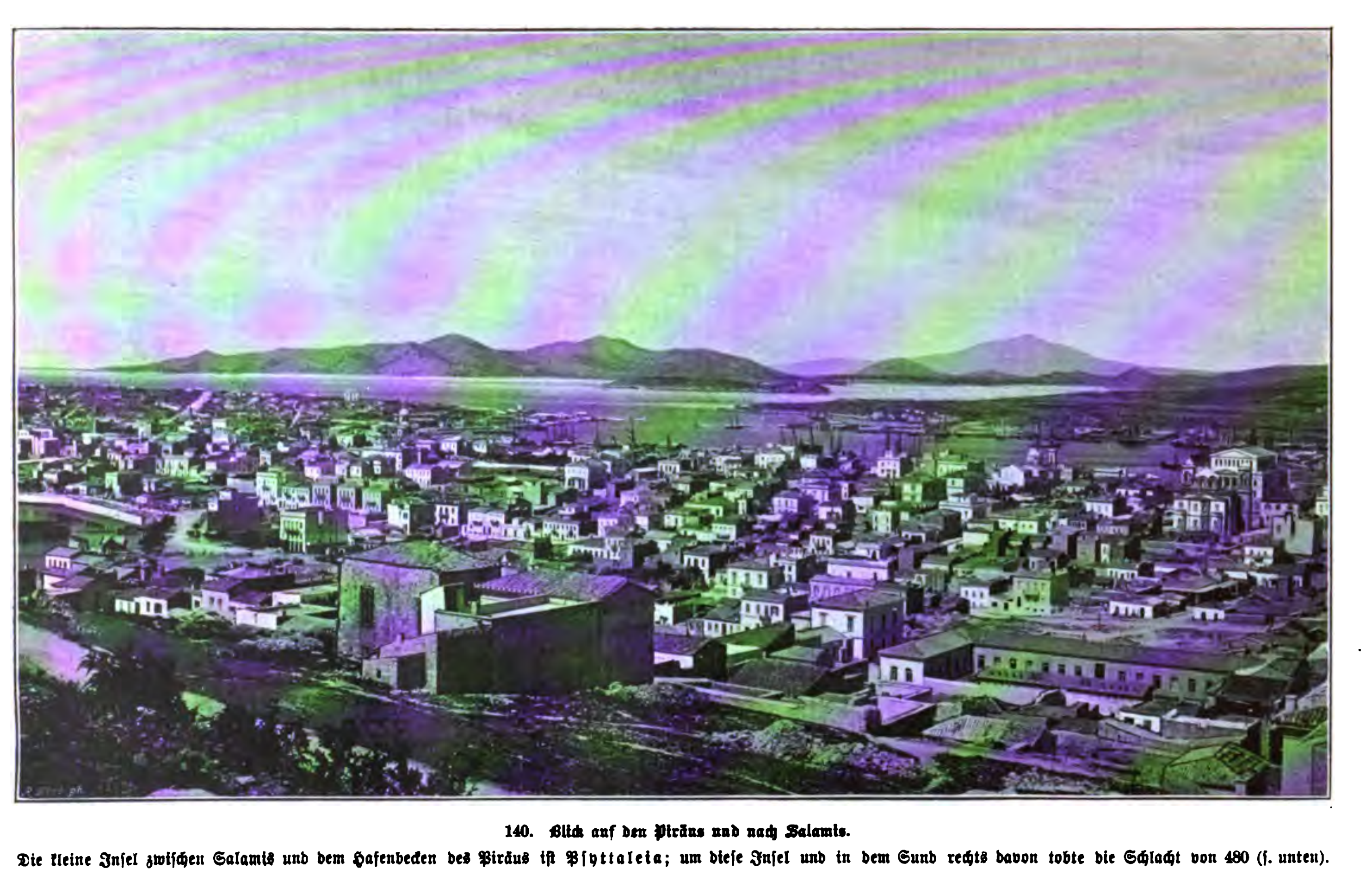
So mild und gerecht, so glanzvoll auch das Regiment des Kleisthenes war, die Tyrannis erwies sich auch in Sikyon nicht auf die Dauer lebensfähig. Sie zerfiel nach Kleisthenes' Tod; die Stadt schloß sich an Sparta an.

Am kürzesten dauerte die Tyrannis zu Megara. Dort hatte Theagenes mit Hilfe des niederen Volkes die Adelsherrschaft gestürzt und mit der Leibwache, die man ihm genehmigte, die Herden des Adels an der Tränke überfallen und niedergemacht. Alle Besitz- und Machtverhältnisse erfuhren eine tiefgreifende Änderung. Der Dichter Theognis, der als Aristokrat darunter schwer zu leiden hatte, giebt seinem Unmut leidenschaftlichen Ausdruck in den Worten: „Die früher nichts von Recht und Gesetz wußten, sondern draußen wie Hirsche lebten, in Ziegenfelle gehüllt, die sind jetzt die Guten; wer früher edel war, gilt jetzt als schlecht. Wer könnte ertragen, das anzusehen?“ Es dauerte denn auch gar nicht lange mit der Herrlichkeit. Gleich nach dem ersten Mißerfolge des Theagenes gegen Athen (s. unten) wurde der Tyrann vertrieben, und der Adel rückte wieder in seine führende Stellung ein.

Es fehlt ja viel daran, daß diese Tyrannen in voller geschichtlicher Klarheit vor uns ständen. Die Überlieferung bietet nur allerhand Anekdoten und zusammenhanglose Einzelheiten über sie. Und doch besitzen wir an ihnen die ersten ausgesprochenen Persönlichkeiten der griechischen Geschichte, Persönlichkeiten, die auch den Griechen selbst interessant waren, wie sie es uns sind.

Auch anderwärts kam um diese Zeit die Tyrannis auf. So vor allem in den jonischen Pflanzstädten Kleinasiens. Doch kennen wir wenig mehr als einige Namen. Ein besonderes Interesse verdient der Ausgang, den die Verfassungswirren in Mytilene auf Lesbos nahmen. Auch dort kam es zur Auflehnung des Bürgertums gegen den Stadtadel und zu endlosen Streitigkeiten, bis man den Pittakos, einen tapferen Bürger von allgemein anerkannter Klugheit, mit der Neuordnung der Gemeinde betraute. Pittakos hätte nun leicht Tyrann werden können — und der Dichter Alkaios scheute sich auch nicht, ihn so zu schelten — doch zog er es vor, der Gesetzgeber seines Volkes zu werden. Er führte im Gegensatze zu den üppigen Gelagen des Adels strenge Bürgerzucht ein; er bestimmte unter anderem, daß ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen strenger gesühnt werden solle, als wenn es bei nüchternen Sinnen vollführt war. Nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, legte er seine Machtfülle freiwillig nieder. Das Volk aber ehrte ihn als einen seiner sieben Weisen.

Von ähnlicher Hoheit und Uneigennützigkeit wie Pittakos war Solon, der berühmte Gesetzgeber Athens. Doch ehe wir von diesem reden, müssen wir uns im vorsolonischen Athen etwas umsehen.



140. Blick auf den Piräus und nach Salamis.

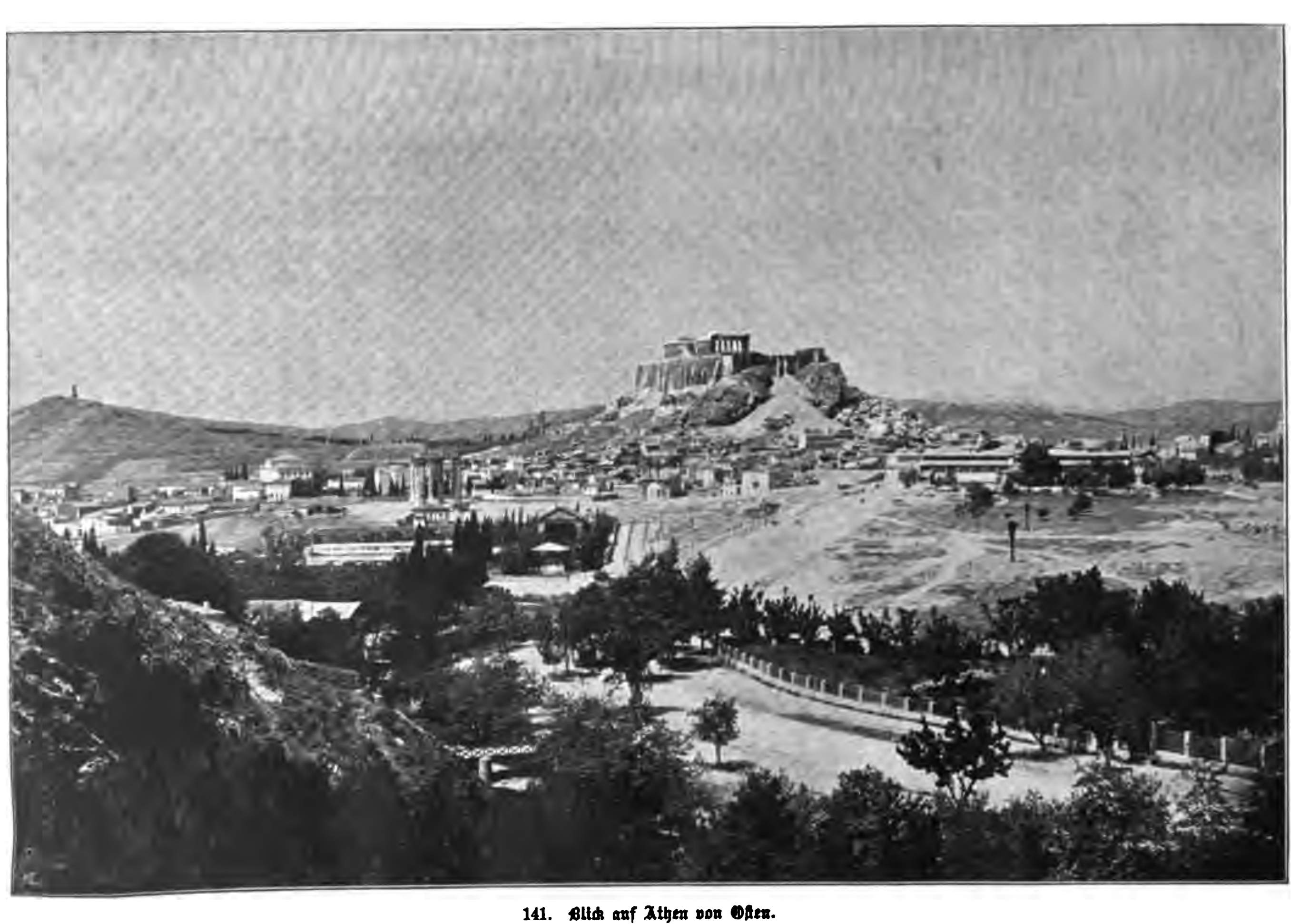
Die kleine Insel zwischen Salamis und dem Hafenbecken des Piräus ist Psyttaleia; um diese Insel und in dem Sund rechts davon tobte die Schlacht von 480 (s. unten).

Athen und die solonische Verfassung.

Anseh'n hab' ich dem Volke verlieh'n, soviel ihm gebührte,
Seiner Würde gemäß, mehr nicht und weniger nicht.
Doch den Mächtigen auch und die da prunkten im Reichtum,
Ihnen auch klugen Bedachts gab ich nicht über Gebühr.
Beiden stand ich zur Seite mit kräftig schützendem Schilde,
Nimmer, nicht hier, nicht dort, gönnt' ich dem Unrecht den Sieg.
Solon.

Athen, das spätere „Auge von Hellas", war bis um das Jahr 700 für das Leben der Nation ohne nennenswerte Bedeutung. Die attische Halbinsel liegt etwas abseits vom natürlichen Strom des Verkehrs, der Mittelgriechenland über den Isthmus mit dem Peloponnes verbindet. Seine Bewohner rühmten sich, von jeher im Lande gesessen zu haben; eine Invasion, wie die der Dorier nach der Pelops-Insel, hat Attika nie heimgesucht; hier schied sich nie wie in Sparta ein Stamm der Eroberer von einer unterdrückten Urbevölkerung. Deswegen fehlte es aber nicht an einzelnen fremden Elementen im Lande. Die Attiker waren stolz darauf, daß sie vielfach landflüchtigen Leuten einen Unterschlupf gewähren konnten, und die vornehmen Familien Athens führten gern ihren Stammbaum auf Nachkommen auswärtiger Dynasten zurück, die in Attika ein Asyl gefunden. Wie das Land von der großen dorischen Völkerwanderung so gut wie unberührt blieb, so hat es auch an der Kolonisation kaum teilgenommen. Dem entspricht es nur, daß es auf die Ausbildung der nationalen Sage ohne Einfluß blieb. Es erscheint, verglichen mit den Nachbarstaaten, entschieden als rückständig. Das viel kleinere Megara besitzt zur See Verbindungen mit den fernsten Küsten und versorgt mit seiner Einfuhr auch den attischen Markt. Äginetisch ist die landläufige Münze, äginetisch sind die Maße und Gewichte. Der Fremde regiert in Handel und Wandel; nur vereinzelte attische Segelbarken werden damals am Strande von Phaleron gelegen haben.

Soweit wir geschichtlich hinaufkommen, finden wir Attika als Einheitsstaat, geeint um Athen als herrschenden Mittelpunkt. Theseus soll diese Einigung, diesen sogenannten Synökismos, vollzogen haben. Zwar regierte nach dem Zeugnis des Historikers Thukydides „jede Gemeinde Attikas sich selbst, ja einige führten sogar Krieg miteinander, wie Erechtheus von Athen mit Eumolpos von Eleusis. Theseus vereinigte sie; die Ratsversammlungen der einzelnen Gemeinden löste er auf; nur in Athen blieb ein Rat und ein Rathaus, das nun für alle diente." An dieser früh vollzogenen Einigung des attischen Gebietes war gewiß die in jeder Hinsicht einzigartige Lage Athens in erster Linie schuld. Unangreifbar auf dem Felsplateau der Akropolis erbaut, inmitten der größten Fruchtebene der Landschaft gelegen, nur durch eine Stunde Weges von dem günstigen Strand von Phaleron getrennt, vereinigte diese Ansiedelung alle Eigenschaften, die man von einer Landeshauptstadt verlangen konnte. Das Gebiet, das sie beherrschte, war nach griechischen Begriffen von erheblicher Größe, machte, wenn man will, einen Großstaat aus; und das Gefühl, diesem einzigen griechischen Großstaat anzugehören, wird für die Athener schon früh ein Sporn gewesen sein und einen Keim für ihre spätere Größe gebildet haben.



141. **Blick auf Athen von Osten.**

Im Vordergrund das Flußbett des Ilisos. Die kleine Gitterbrücke führt zum Stadion, der zwischen Hügeln eingebetteten Rennbahn des alten Athen.

Seit alters zerfiel die Bevölkerung in drei Stände, in die Eupatriden oder Adligen, die Geomoren oder Bauern, die Demiurgen oder Handel- und Gewerbetreibenden. Räumlich war Attika in vier sogenannte Phylen eingeteilt, und es wird anzunehmen sein, daß im Gebiet einer jeden dieser Phylen oder Bezirke sowohl Eupatriden als Geomoren und Demiurgen ansässig waren. Die Regierung lag ursprünglich in den Händen eines Königs, ging aber wie anderwärts im Verlaufe des Mittelalters an den Adel über. Nach der Sage wäre die Aufhebung der königlichen Würde eine Folge des Todes des Königs Kodros gewesen. Als nämlich die dorischen Eroberer des Peloponneses ihre siegreichen Waffen auch gegen Athen wendeten, rückte ihnen, so wurde erzählt, Kodros entgegen. Ein Orakelspruch verhieß dem Volke den Sieg, dessen König falle. Kodros war sogleich bereit, für sein Vaterland zu sterben. Er drang in Bauerntracht ins feindliche Lager, fing Händel an und ward dabei erschlagen (1068). So war die Bedingung jenes Orakels zu gunsten der Athener erfüllt; die Dorier gaben den ferneren Kampf auf und traten den Rückzug an. Seitdem schien niemand würdig, Nachfolger des Helden zu sein.

In Wahrheit vollzog sich der Übergang vom Königtum zur Adelsherrschaft nur ganz allmählich. Zunächst setzte man, wenn der König zufällig kriegsuntüchtig war, neben oder unter ihn einen Kriegsobersten, Polemarchos genannt. Andererseits gab man ihm, als er allein die Rechtsprechung nicht mehr bewältigen konnte, sechs Richter oder Thesmotheten zur Seite. Um 750 verwandelte man das lebenslängliche Königtum in ein solches auf zehn Jahre; doch nahm man den König nach wie vor ausschließlich aus der königlichen Familie. Vierzig Jahre später konnte jeder Adlige „König" werden. Nach weiteren dreißig Jahren sehen wir das Königtum in ein jährlich neubesetztes Amt verwandelt und auf die Leitung der religiösen Feste und Blutgerichtsbarkeit beschränkt, während die politische Leitung des Staates einem neuen Oberbeamten, dem „Herrscher" oder Archon, übertragen wird. Später ward es üblich, sämtliche Oberbeamte, den Archon, den Opferkönig, den Polemarchos und die sechs Thesmotheten als die neun Archonten zu bezeichnen. Der eigentliche Archon gab dem Jahre den Namen, so daß beispielsweise, was im Jahre 594 geschah, „unter dem Archontat des Solon" sich ereignete; man unterschied daher diesen Archon von den übrigen acht als Archon Eponymos, d. i. der dem Jahr den Namen gebende.

Alle diese allmählichen Umwandlungen vollzogen sich, während thatsächlich der Adel Herr der Lage war: er allein besetzte die höchsten Ämter, er allein handhabte das Recht, verwaltete den Gottesdienst. Den jährlich wechselnden Beamten stand als dauernde Einrichtung der schon in der Königszeit nachweisbare Rat zur Seite, der sich aus adligen Mitgliedern der vier Phylen zusammensetzte und unter dem Vorsitz der vier sogenannten „Phylenkönige" auf dem Rathause oder Prytaneion tagte und gemeinsam dort auf Staatskosten speiste. Daneben bildete sich aber aus den gewesenen Beamten noch ein zweiter Rat, der auf dem Areshügel (Areopag) gegenüber der Akropolis sich zu versammeln pflegte und von den regierenden Beamten in schwierigen Fragen zu Rate gezogen wurde. Dieser zweite Rat oder Areopag gewann mit der Zeit eine fast allmächtige Stellung: die Blutsgerichtsbarkeit unterstand ihm ausschließlich, und es scheint fast, als wären alle Beamten vom Areopag ernannt

und eingesetzt worden. In dieser adligen Körperschaft lag also offenbar das Schwergewicht der Regierung.

Der attische Adel begründete seine Herrscherrechte mit seinem im Grund- und Herdenbesitz beruhenden Reichtum, sowie damit, daß seine reisigen Scharen die Landesverteidigung leisteten. Aber mit Zunahme von Handel und Industrie kamen auch die Bürgerlichen zu Wohlstand, und die geschlossenen Reihen der zu Fuß kämpfenden Bürger erwiesen sich mit der Zeit der adligen Reiterei überlegen. Der wohlhabende, streitbare Bürger verlangte mit Recht, daß man ihm Anteil an der Regierung gewähre.



142. Hügel des Ares (Areopag), von Süden gesehen.

Die Unzufriedenheit mit dem Adelsregiment wurde zunächst von einem adligen Mann benutzt: Kylon, der Tochtermann des Tyrannen Theagenes von Megara, auch als Sieger von Olympia ein Mann von Ruf, besetzte mit seinem zahlreichen Anhang und mit Söldnern, die ihm sein Schwiegervater zu Hilfe schickte, die Akropolis und versuchte es, sich zum Tyrannen aufzuschwingen. Aber der Archon Megakles, das Oberhaupt der mächtigen Familie der Alkmäoniden, rief das Landvolk zu den Waffen und belagerte die Kyloneer auf der Burg. Von Hunger und Durst bedrängt, konnten sie sich nicht halten; Kylon selbst entwich, seine Anhänger aber, die an den Altar der Eumeniden geflohen waren, wurden an heiliger Stätte getötet. Dies Ereignis veranlaßte langwierige Unruhen. Ein Fluch, glaubte man, ruhe seitdem auf den Alkmäoniden und durch sie auf dem Volke. Die Götter selbst schienen diesen Glauben

zu bestätigen, denn Seuchen brachen aus, und ein infolge der Vertreibung Kylons ausgebrochener unglücklicher Krieg mit Megara vergrößerte den Notstand. Als schließlich Theagenes sogar die Insel Salamis eroberte und von da aus die attische Küste verheerte, erreichte die Unzufriedenheit im Volke den höchsten Grad. Der Adel ließ sich endlich herbei, einige Zugeständnisse zu machen. Zunächst wurden die Alkmäoniden aus der Stadt verbannt, sodann der Archon Drakon beauftragt, das bestehende Recht niederzuschreiben und der Willkür der adligen Richter dadurch einen Riegel vorzuschieben. Das von ihm zusammengestellte Gesetzbuch fiel durch seine Härte auf, es schien mit Blut geschrieben. Man hielt es damals für nötig, gegen Diebe mit Todesstrafen vorzugehen. Auch auf Müßiggang stand angeblich der Tod. Aber trotz ihrer „drakonischen Strenge“ bedeutete diese Rechtsverzeichnung einen Fortschritt: die Rechtssicherheit wurde größer, die Zahl der Gewaltthaten ging zurück.

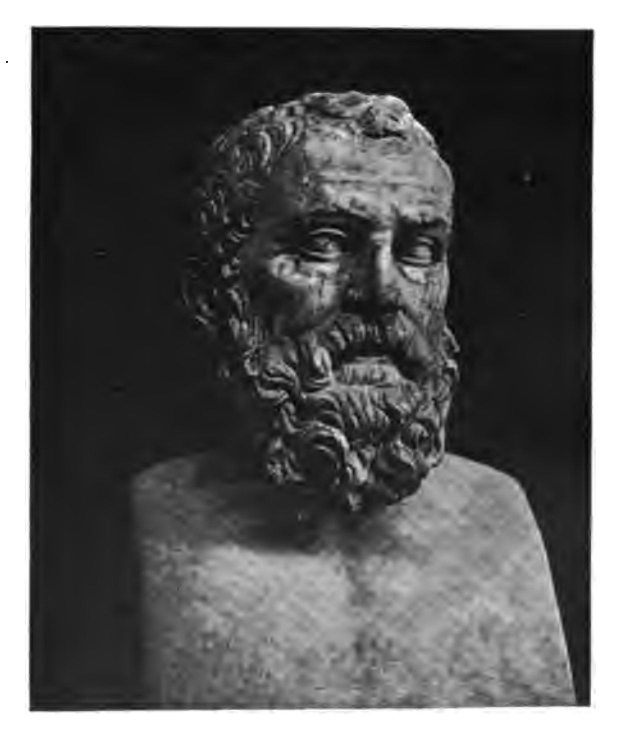
Mehr noch als der Handel und Gewerbe treibende Bürger litt übrigens der kleine Landwirt, der Geomore, unter dem Adelsregiment. Zumal seit gemünztes Geld aufgekommen war und den Tauschhandel mit Landeserzeugnissen so gut wie verdrängt hatte. Jede größere Anschaffung erforderte jetzt bares Geld. Wer keines besaß, wen Mißwachs oder Kriegsnot um seine Ernte gebracht hatte, der mußte Geld aufnehmen und bekam es nur zu hohen Zinsen: 10% und mehr ließen sich die adligen Gläubiger zahlen. Konnte der Bauer die Zinsen nicht aufbringen, so blieb ihm nur die Wahl, entweder außer Landes zu fliehen oder sich seinem Gläubiger als Knecht zu ergeben und — das war die Regel — über die Grenze verkaufen zu lassen. Mit äußerster Rücksichtslosigkeit wurden diese harten Schuldgesetze von der besitzenden Klasse gehandhabt; dazu kam der megarische Krieg und steigerte die Not ins unerträgliche.

Der herrschende Adel erkannte zu spät die Zeichen der Zeit. Nicht als ob er gar nichts gethan hätte, der Not des Volkes zu steuern. Aber er suchte durch Maßregeln der äußeren Politik zu erreichen, was nur durch Reformen im Inneren sich bewerkstelligen ließ. In richtiger Erkenntnis, daß Attika längst nicht mehr genug Getreide produzierte, um seine Bewohner zu ernähren, suchte man den Weg nach den Kornkammern am Schwarzen Meer sich offen zu halten und besetzte deshalb das Vorgebirge Sigeion in der Nähe des alten Troja. Die Bürger von Mytilene versuchten diese Niederlassung der Athener zu hindern, aber sie mußten sie schließlich dulden. Weniger glücklich war der attische Adel in seinen Versuchen, die unleidliche Umklammerung durch Megara zu sprengen und Salamis zurückzugewinnen. Alle Angriffe auf diese Insel wurden blutig abgeschlagen, so daß angeblich bei Todesstrafe jeder Antrag auf Wiedererwerbung von Salamis verboten wurde.

Die Unzufriedenheit im Volke mußte bei so zweifelhaften Erfolgen der Adelspartei von Jahr zu Jahr wachsen. Schließlich stand Athen unmittelbar vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges, als ihm durch Solon Rettung wurde.

Solon ist der erste griechische Staatsmann, dessen ganze Denkweise klar zu Tage liegt, dessen Ziele und Bestrebungen wir bis ins einzelne kennen. Er ist eine der idealsten Gestalten aller Zeiten, von sonniger Klarheit und bis ins höchste Alter ungetrübter Heiterkeit, ein Mann von heißer Vaterlandsliebe und doch frei von Fanatismus, temperamentvoll, leidenschaftlich und doch besonnen stets auf das Erreichbare gerichtet. Er war von vornehmster

Herkunft, aber trotzdem nicht sonderlich reich; er hatte in seiner Jugend große Reisen gemacht und seinen Gesichtskreis geweitet: er stand in jeder Hinsicht über den Parteien. Das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb er durch die Rückeroberung von Salamis. Durch begeisterte Verse entflammte er das Volk zu einem nochmaligen Handstreich gegen die Insel, der diesmal gelang. Die Sage hat es sich nicht nehmen lassen, diesen Vorgang aufs reichste auszuschmücken. Das früher erwähnte Verbot, wonach mit Todesstrafe bedroht wurde, wer nochmals zur Eroberung des Eilands aufforderte, umging Solon,



143. Idealbild Solons.
Büste im Museum zu Neapel.

indem er sich wahnsinnig stellte. In heiliger Verzückung, die niemand zu stören wagte, sprang er auf den Heroldstein am Markt und verkündete in begeisterten Versen, er komme als Herold von Salamis, wo man mit Hohn der Athener gedenke, weil sie das gepriesene Eiland den Feinden nicht zu entreißen wagten. Er schloß mit den Worten:

„Auf, zum Kampf, Athenäer, für Salamis' herrliche Fluren,
Auszutilgen die Schmach! Tapfere schmücket der Kranz.

Diese Mahnung wirkte so mächtig auf die Menge, daß sich die Bürger vom Markte weg in die Fischerkähne stürzten und im ersten Anlauf die Insel den Megarern entrissen.

Aller Augen waren seit diesem Erfolg auf Solon gerichtet. Unumwunden verurteilte er das adlige Mißregiment. In einem großen Gedicht, das von Mund zu Mund ging, schilderte er die traurige Not des Gemeinwesens, das eine Reform gebieterisch verlange. Zum Schluß droht er den Eupatriden:

Die ihr im Schoße des Glücks des Guten so reichlich genossen,
Reicht zum Frieden die Hand, fort mit dem thörichten Stolz.
Zähmt den begehrlichen Sinn: maßlos die Wünsche zu nähren,
Frommt euch selbst nicht, und wir, glaubt es, wir geben nicht nach.

Der Adel konnte es nicht hindern, daß Solon im Jahre 594 zum Archon mit unumschränkter Vollmacht ernannt und die gesamte Zukunft des Staates in seine Hand gelegt wurde.

Viele fürchteten, Solon werde die ihm gewordene Macht mißbrauchen, um sich zum Tyrannen emporzuschwingen. Aber er widerstand der Versuchung; „der Staat, so erklärte er, bedarf nur neuer Gesetze, nicht eines neuen Herrn." Die erste Aufgabe, die er in Angriff nahm, war die, den attischen Bauernstand zu retten. Er bediente sich dazu der sogenannten Seisachtheia oder Lastenerleichterung, eines gewaltsamen Mittels. Denn es bestand darin, daß alle Schulden, die auf den Grundstücken lasteten oder bei denen der Schuldner mit seiner Person verpfändet war, ohne alle Entschädigung für nichtig erklärt, die Schuldsklaven freigegeben und die Aufnahme von Schulden auf den Leib für alle Zukunft untersagt wurde. Außerdem wurden zahlreiche in die Fremde verkaufte attische Bürger auf Staatskosten zurückgekauft. Auch wurden dem Güteraufkauf, durch den der ganze Grund und Boden in der Hand weniger Besitzer vereinigt zu werden drohte, gesetzliche Schranken gesetzt. Daß diese gewaltthätige, für die besitzende Klasse mit großen Einbußen verbundene Reform ohne Blutvergießen sich durchsetzen konnte, spricht deutlich für die Not der Zeit und die Ohnmacht des Adels.

Nachdem er so den wirtschaftlichen Fortbestand des attischen Kleinbauern gesichert hatte, ging Solon daran, auch seine politische Lage zu heben. Zu dem Ende wurden alle Sonderrechte, die der Adel und die Stadtbürger vordem besessen hatten, aufgehoben. Es gab nun für alle freien Bürger Attikas nur noch ein und dasselbe Recht, und jeder konnte selbst vor Gericht seine Sache vertreten. Das sollte aber nicht besagen, daß auch alle Attiker in gleichem Maße zur Teilnahme an der Regierung berufen seien. Den Zutritt zu Staatsämtern machte Solon von dem Vermögen abhängig, indem er von der Ansicht ausging, daß, je mehr ein Bürger besitze und je mehr er infolgedessen dem Staat steuern und in guter Rüstung ihm dienen könne, um so lebhafter sein Interesse für den Fortbestand dieses Staates sei, er also um so besser ihn verwalten werde. Diese Abstufung der politischen Rechte nach dem Besitzstand nannte der Grieche Timokratie. Solon unterschied vier Vermögensklassen. Die unterste bildeten die Theten oder Taglöhner, die durch Arbeit für andere ihr Brot verdienten, die im Kriegsfall nur Schützen, Schleuderer und Ruderknechte lieferten, die keinerlei Steuern zu bezahlen hatten, die aber dementsprechend auch zu keinem Ehrenamt gewählt werden konnten. Das einzige Recht, was sie besaßen, war das der Teilnahme an den Volksversammlungen und an den Volksgerichten. Die Vollbauern, in Athen Zeugiten genannt, dienten als Hopliten in schwerer Rüstung und wurden auch

zu den Kriegssteuern herangezogen. Sie besaßen nicht nur aktives, sondern auch passives Wahlrecht, d. h. sie konnten nicht nur Beamte erwählen, sondern auch selbst zu solchen sich wählen lassen. Nur das Archontat war ihnen verschlossen; selbst die reicheren unter ihnen, die ein Reitpferd besaßen und deshalb das städtische Reiterkorps bildeten, hatten zum Archontat keinen Zutritt. Man mußte schon zu der vornehmsten Klasse der sogenannten „Fünfhundertscheffler" (Pentakosiomedimnoi) gehören, wenn man als Archont zur Leitung des Staates berufen werden wollte. Die Einschätzung der Bürger in diese vier Vermögensklassen richtete sich im großen und ganzen nach dem Erträgnis ihres Grundbesitzes. Bei den Zeugiten wurde in Bausch und Bogen eine Jahresernte von 200 Scheffeln (Medimnen) vorausgesetzt, bei den Rittern eine solche von 300, bei der ersten Klasse eine von 500 Scheffeln. Fabrikanten und Kaufleute ohne Grundbesitz wurden entsprechend ihrem Einkommen den verschiedenen Klassen zugewiesen. Um von dieser Einteilung und dem damaligen Vermögensstande überhaupt einen Begriff zu geben, sei bemerkt, daß ein Medimnos (Scheffel) Getreide einer Drachme (= 78 Pf.) an Wert gleich geschätzt wurde, und daß man annahm, ein solches Maß Frucht reiche für einen Mann auf 46 bis 48 Tage hin, während derselbe überhaupt mit drei Obolen (= 42 Pf.) täglich und eine ganze Familie mit 5 Minen (= 500 Drachmen oder 390 Mark) jährlich sehr anständig leben könne. Man sieht, es waren damals sehr wohlfeile Zeiten, oder richtiger, das Geld hatte einen sechs- bis achtfach höheren Wert als gegenwärtig.

In der Organisation der Verwaltung hat Solon nur wenig geändert. Die alte Einteilung in die 4 Phylen behielt er bei. Alle Wahlen und Abstimmungen fanden nach Phylen statt. Für das Archontat stellte jede Phyle 10 Kandidaten, die dann in die engere Wahl kamen. Einzelne Ämter wurden schon jetzt nicht durch Wahl, sondern durchs Los besetzt. Auch die Befugnisse der einzelnen Beamten hat er kaum geändert. Der Archon Eponymos oder Archon schlechtweg behielt die Oberleitung des Staates, daneben die Rechtsprechung in allen Dingen, die den Staat angehen. Der Archon Basileus leitet das Religionswesen und ist Vorsitzender in den Blutgerichten. Der Archon Polemarchos verwaltet das Heerwesen und führt das Bürgeraufgebot im Felde; zugleich ist er der Gerichtsstand für die Fremden. Die sechs Thesmotheten endlich hatten die Zivilgerichtsbarkeit unter sich.

Auch die beiden schon früher bestehenden Ratskollegien behielt Solon bei. Der den drei oberen Klassen zugängliche Rat der Vierhundert leitete nach wie vor die Verwaltung und den Staatshaushalt und führte den Vorsitz bei den Volksversammlungen. Er wurde alljährlich durch Neuwahlen neu gebildet, während der Rat des Areopag aus lebenslänglichen Mitgliedern, nämlich aus gewesenen Archonten, bestand und demgemäß eine hochkonservative Körperschaft darstellte. Die Beamten hatte er jetzt nicht mehr zu wählen (s. S. 232 unten), aber außer dem höchsten Blutbann gehörte eine gewisse Oberaufsicht über das ganze Verfassungsleben und über alle Kulthandlungen zu seinen Befugnissen. Er kontrollierte ebensowohl die Archonten als Rat und Volksversammlung; er strafte Unregelmäßigkeiten mit Geldbußen; vor ihm mußten die abtretenden Beamten sich rechtfertigen. Er war niemand verantwortlich außer der Gottheit und seinem Gewissen.

Der eigentliche Souverän in Athen war die **Volksversammlung**. Abgesehen von der Oberaufsicht durch den Areopag war sie in ihren Beschlüssen unumschränkt. Die Beamtenwahl, die Entscheidung über Krieg und Frieden lag ihr ob. Alle über 20 Jahre alten Bürger hatten in ihr Sitz und Stimme. Solon legte endlich auch den Grund zu dem Volksgericht der **Heliäa**, bei welchem diejenigen Bürger Berufung einlegen konnten, die sich von irgend einem Beamten zu Unrecht verurteilt glaubten. Zu diesem Ende wurden aus jeder der vier Phylen 1000 Männer durch das Los bestellt, welche einen feierlichen Richtereid ablegten.



144. Schulunterricht in Athen.

Darstellung auf einer Schale, gemalt von dem berühmten Vasenmaler **Duris**.

Links unterweist ein Kitharist einen Knaben im Leierspiel. Rechts davon hält ein anderer Lehrer eine Schreibrolle, worauf ein Gedicht steht, das der Schüler auswendig zu lernen hatte und nun hersagt. Der bärtige Mann ganz rechts ist wahrscheinlich der Pädagoge oder Erzieher, der seinen Zögling zur Schule zu begleiten pflegte.

Solons Wahlspruch soll gewesen sein: In nichts ein Übermaß. Seine Verfassung macht dem Wahlspruch alle Ehre. Es fehlte wahrhaftig nicht an Stimmen, die ihn zu radikalen Maßregeln verleiten wollten:

„Hätt ich erfüllt,
Was alles meine Gegner damals kühn begehrt,
Und was die andern jenen Übles zugedacht,
Manch' Opfer hätt' in langem Zwist die Stadt beklagt.
Drum hab' von allen Seiten klug ich mich geschirmt
Und ging, ein Wolf in dichter Meute, meinen Weg."

Ohne Blutvergießen hatte er seinen Bürgern allen zum Vollbesitz des gleichen Bürgerrechtes verholfen. Er durfte sich schmeicheln, alle, hoch wie niedrig, für sein Verfassungswerk interessiert zu haben, und so ist es für ihn überaus bezeichnend, daß er jeden, der in Zeiten öffentlichen Zwiespaltes nicht Partei ergriff, mit Verlust des Bürgerrechtes bedroht haben soll.

Ein gesunder Zug maßvollen Fortschrittes geht durch sein Verfassungswerk. Alle Vorrechte, die ein freiheitlich regiertes Volk sich wünscht, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, das Recht sich zu Genossenschaften zusammen-

zuschließen und Berufsinteressen gemeinsam zu fördern, besaßen die damaligen Athener. Auch die Fremden genossen als Metöken oder Schutzbürger in Athen günstigere Bedingungen als irgend sonst wo in Griechenland. Diese freiheitliche Richtung verhinderte den Gesetzgeber aber nicht, wo er es für nötig hielt, dem Verkehrsleben gewisse Beschränkungen aufzuerlegen. So wurde die Ausfuhr von Bodenprodukten bei hoher Strafe verboten, gegen den Luxus und Müßiggang mit polizeilichen Strafen vorgegangen. Den Aufschwung, den Handel und Industrie in Attika damals nahmen, haben diese Maßregeln nicht aufgehalten. Solon entsprach den gesteigerten Bedürfnissen des Verkehrs durch eine Neuordnung der Maße und Gewichte, durch die Einführung neuen Geldes, das nicht mehr nach äginetischem, sondern nach



145. Schulunterricht in Athen.

Die andere Seite von der Vase des Duris (Abb. 144).

Ein jugendlicher Lehrer, auf einem Stuhle sitzend, bläst dem vor ihm stehenden Knaben auf einer Doppelflöte vor; vermutlich handelt es sich um Gesangsunterricht. Die Gruppe rechts zeigt uns Lehrer und Schüler beim Schreibunterricht. Der Lehrer steht im Begriff, eine ihm eben überreichte Arbeit zu korrigieren. Daneben sitzt wieder der Pädagoge.

euböischem Fuß geprägt wurde: mit der Bevormundung Athens durch Ägina hat er so ein für allemal gebrochen.

Besondere Sorgfalt wurde im solonischen Athen auf die Erziehung der Jugend verwendet. Der Unterschied zwischen vornehm und gering fiel fort; ihren Kindern Unterricht erteilen zu lassen, ward allen Bürgern vorgeschrieben. Der Grammatist lehrte Lesen und Schreiben, der Kitharist gab Musikunterricht. Die Knaben mußten edle Dichtungen ihrem Gedächtnis einprägen, um sie dann zum Klang der Saiten zu singen (vgl. Abb. 144 und 145). Wie sehr Solon selbst die alte Poesie schätzte, hat er dadurch bewiesen, daß er für einen möglichst vollkommenen, öffentlichen Vortrag der homerischen Gedichte in Athen gesorgt hat. Neben diesen wissenschaftlichen Übungen gingen gymnastische auf den Ringplätzen oder Palästren her. Hierbei wurde nicht nur die Stärke und Gewandtheit des Körpers, sondern auch eine edle Haltung ins Auge gefaßt und dem Waffendienst vortrefflich vorgearbeitet. Vom 18. bis zum 20. Lebensjahre mußten die Jünglinge als Epheben die Polizei auf dem Lande und den Garnisondienst in den Grenzfestungen versehen; dann erst wurden sie Mitglieder des Gemeinwesens und erlangten Zutritt zu der Volksversammlung.

Aber trotz dieser sichtlichen Erfolge war keine Partei mit Solon ganz zufrieden: dem Adel hatte er zuviel genommen, den Bürgerlichen zu wenig gegeben. Um den vielen Ausstellungen, die von allen Seiten laut wurden, auszuweichen, ließ Solon sich versprechen, daß man während der nächsten 10 Jahre an seiner Verfassung nichts ändern wolle, und begab sich dann auf weite Reisen nach Ägypten und Lydien. Er hat es nicht zu hindern vermocht, daß sehr bald schon erhebliche Verschiebungen mit seinem Verfassungswerk vorgenommen wurden; gleichwohl ist dasselbe die Grundlage des attischen Staates zu allen Zeiten geblieben.

Solon bei Krösos. Die Überlieferung läßt Solon auf seiner großen Reise auch dem König Krösos von Lydien einen Besuch abstatten. Dieser Besuch ist allerdings historisch wenig beglaubigt, da der Weise schon 559 starb,



146. Gymnastische Übungen.

Gemälde auf einer in Corneto gefundenen griechischen Vase des 5. Jahrhunderts v. Chr., von dem Vasenmaler Pamphaios herrührend.

In der Mitte steht der Aufseher (Gymnasiarch), der mit der Gerte die Übungen überwacht. Ganz links sehen wir zunächst einen Läufer, dann einen Jüngling mit Hanteln. Rechts davon holt vor einem Flötenspieler, der zu den gymnastischen Übungen die musikalische Begleitung liefert, ein dritter Jüngling zum Lanzenwurf aus. Auf der rechten Bildhälfte übt sich ein Jüngling im Diskoswurf, zwei andere betreiben den Faustkampf.

der König aber erst 560 den Thron bestieg; aber Herodot hat darüber so anmutig berichtet, daß sein Bericht hier nicht fehlen darf.

Krösos hatte sich viele Völker, namentlich auch die griechischen Städte Kleinasiens, unterworfen. Von Waffenruhm und Reichtum umgeben, herrschte er in seiner glänzenden Hauptstadt Sardes und hielt sich für den Liebling des Glücks. Er ließ Solon an seinen Festen teilnehmen und zeigte ihm die Schätze und seltenen Kunstwerke in seinem Palaste. Da der einfache Weise über alle diese Herrlichkeit keine Verwunderung bezeigte, so fragte ihn der König, begierig, sich preisen zu hören, wen er unter allen Sterblichen für den glücklichsten halte. Solon erklärte dafür einen gewissen Tellos von Athen, der sich eines genügenden Wohlstandes und wohlgeratener Kinder und Enkel erfreut habe und endlich in einer siegreichen Schlacht für seine Vaterstadt mit Ehren gefallen sei. Der König fragte Solon erstaunt, wem er denn nach

diesem den Preis irdischen Glückes zuerkenne. Der Weise versetzte: „Zwei blühenden Jünglingen in Argos, Kleobis und Biton. Denen sandten die Götter das höchste Glück, das Sterblichen zu teil werden kann, ein durch Tugend geschmücktes Leben und schmerzlosen Tod. Sie waren Söhne einer Priesterin der Hera und hatten schon in mehreren Kampfspielen gesiegt. Als nun einstmals die Rinder, welche ihre Mutter in den Tempel ziehen sollten, zu lange ausblieben, spannten sie sich selbst vor den Wagen und zogen ihn unter dem Beifall ihrer Mitbürger nach der Opferstätte. Alles Volk pries die Mutter glückselig, die solche Söhne habe; sie aber betete zu der Göttin, daß sie den Jünglingen ihren besten Segen geben möge. Nach vollbrachtem Opfer entschlummerten Kleobis und Biton, und der Genius des Todes führte sie den Heroen zu, daß sie sich fortan mit den Unsterblichen freuen möchten."



147. Der Burgberg von Sardes.

„Und achtest du denn meinen Ruhm und meine Reichtümer für gar nichts?" forschte der König voll Unwillen. „O Krösos", erwiderte Solon, „das menschliche Leben ist lang und das Glück, das dich heute mit Kronen ziert, kann morgen schon entweichen. Darum ist kein Mensch glücklich zu preisen, als bis er das Ende seines Lebens erreicht hat."

Damals verachtete der König den Weisen um seines Ausspruchs willen, der ihm thöricht schien; als aber in späterer Zeit seine Hauptstadt von den Persern erstürmt und er selbst auf einem Holzstoß festgekettet ward, um den Feuertod zu erleiden, rief er in schmerzlicher Erinnerung aus: „O Solon! Solon!" Kyros, der siegreiche Perserkönig, erkundigte sich nach der Bedeutung dieser Worte. Nachdem er alles erfahren hatte, ließ er, eingedenk der Hinfälligkeit des menschlichen Glücks, den unglücklichen Krösos befreien und behielt ihn wie einen Freund und Ratgeber bei sich.

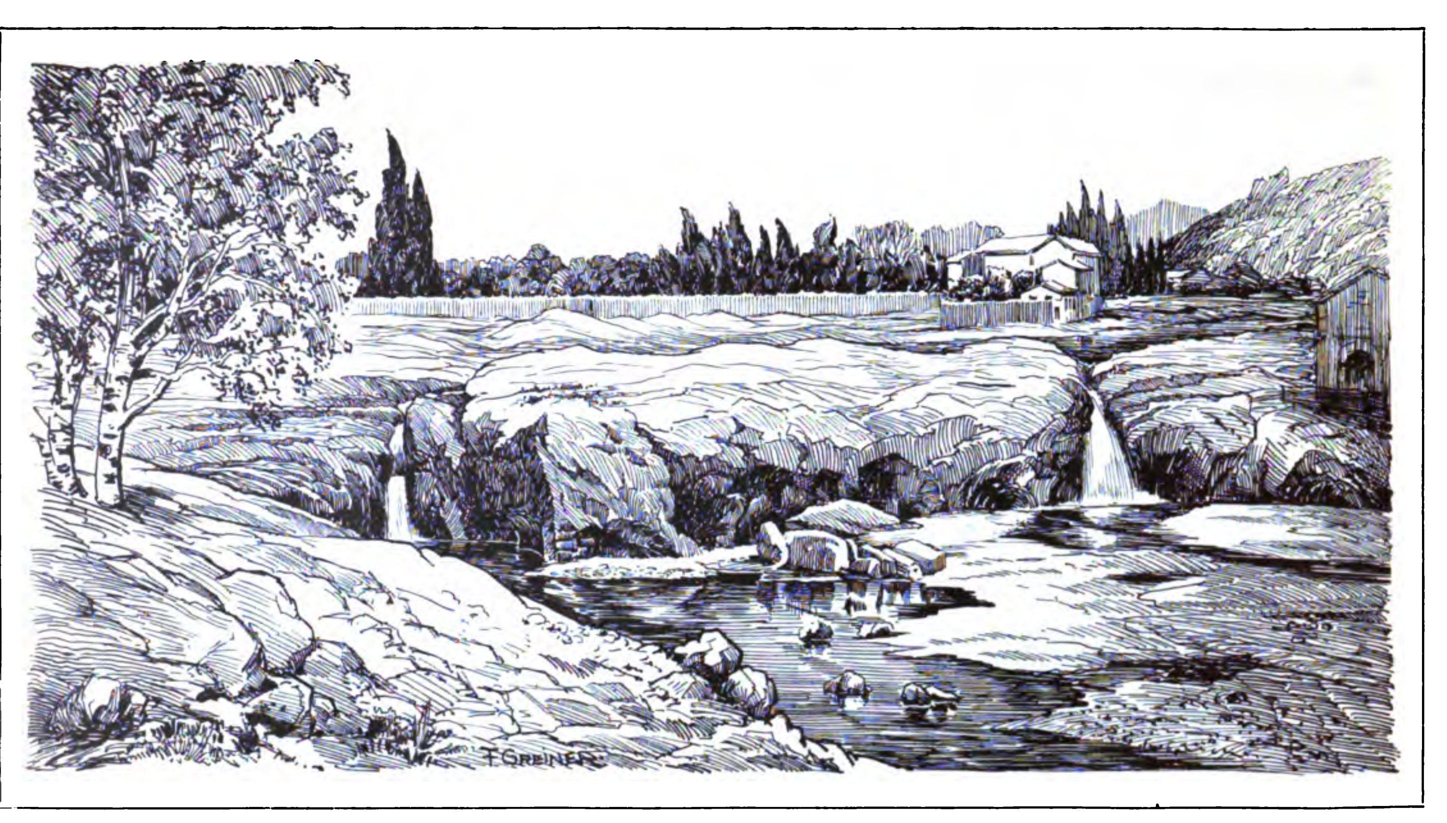
Die Tyrannis in Athen und die Reform des Kleisthenes.

Tragen will ich das Schwert verhüllt in Myrten
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Da von ihrer Hand fiel der Tyrann
Und sie dem Volk Athens Freiheit und Recht erkämpft.
Aus einem alten griechischen Lied.

Nach diesen Reisen kehrte Solon hochbejahrt in seine Vaterstadt zurück. Hier ward durch den Anblick neuerdings entbrannter Bürgerzwiste seine Ruhe und Heiterkeit gestört, die er sonst unter allen Verhältnissen bewahrt hatte. Die Pediäer oder reichen Grundbesitzer der Kephisos-Ebene unter Lykurgos, die Paraler oder Küstenbewohner, die von Schiffahrt und Handel lebten und von dem Alkmäoniden Megakles, dem Schwiegersohn des sikyonischen Tyrannen Kleisthenes, geleitet wurden, endlich die Diakrier oder Kleinbauern des Berglands, um deren Gunst sich der kluge Peisistratos bewarb, haderten widereinander und suchten die maßgebende Stellung im Staate an sich zu reißen.

Peisistratos hatte sich durch glänzende Waffenthaten gegen das verhaßte Megara populär gemacht. Eine Verwundung durch seine Feinde — er soll sie sich selbst beigebracht haben — verschaffte ihm die Erlaubnis, sich eine Leibwache von Keulenträgern zu halten. Mit diesen besetzte er im Jahre 561 die Akropolis und machte sich zum Tyrannen. Vergebens hatte der achtzigjährige Solon vor ihm gewarnt; jetzt ergriff er, um seine Verfassung zu schirmen, Schild und Schwert und rief zum Kampf gegen den Usurpator auf. Umsonst; niemand wagte sich dem Gewalthaber zu widersetzen. Peisistratos war weise genug, den ehrwürdigen Alten nicht anzutasten. Dieser ist bald darauf gestorben, bis ins höchste Alter lebensfrisch und bereit, mit seiner ganzen mächtigen Persönlichkeit für Recht und Gerechtigkeit einzutreten.

Peisistratos ist eine der merkwürdigsten Gestalten der griechischen Geschichte. Soviel kecker Mut, soviel raffinierte Schlauheit, soviel staatsmännische Weisheit und zugleich soviel guter Humor haben sich nicht leicht beisammen gefunden. Zunächst durfte er sich der Herrschaft nicht lange erfreuen; die beiden anderen Parteihäupter vereinigten sich und zwangen ihn, das attische Gebiet zu räumen. Als sie jedoch über die Teilung der Macht unter sich in Zwiespalt gerieten, landete Peisistratos in Marathon, schlug seine Gegner zwischen Marathon und Athen bei Pallene aufs Haupt und sicherte sich nun dauernd die Herrschaft (556). Nach einer anderen Überlieferung soll Megakles eine Verbindung mit dem unternehmenden Flüchtling dem Bunde mit Lykurg vorgezogen und ihm seine Tochter zur Ehe gegeben haben. Auf glänzendem Kriegswagen, so erzählte man sich, zog Peisistratos in Athen ein; niemand erhob gegen ihn Schwert oder Speer, denn neben ihm stand in reichem Waffenschmuck, hoch an Gestalt und schön von Angesicht, Pallas Athene, die Schirmherrin der Stadt, und bald war im ganzen Lande die Nachricht verbreitet, die Göttin selbst habe den Peisistratos in die Stadt zurückgeführt. Erst später wurde es offenkundig, daß ein Weib von stattlichem Wuchs,



148. Ilisos und Kallirrhoë. Nach Photographien gezeichnet von F. Greiner.

Im Flußbett des Ilisos, der hier sein Wasser, so er ausnahmsweise welches hat, über eine Felsbarre in kleinen Kaskaden zu Thal sendet, befand sich seit alters die gefeierte Quelle Kallirrhoë, d. i. die Schönfließende. Die Athenerinnen schöpften hier das Wasser zu den Opfern und für das hochzeitliche Bad. Peisistratos ließ die Wasseradern neu sammeln und in neun Röhren fassen, die innerhalb einer kleinen Säulenhalle sprudelten. Man glaubt in der Felswand noch Spuren dieser kunstvollen Brunnenanlage zu erkennen.

mit Namen Phya, die Rolle der Göttin übernommen und glücklich durchgespielt habe.

Gestützt auf eine starke Söldnerschar behauptete sich nun Peisistratos bis an seinen Tod im Jahre 527 als Alleinherr von Athen; seine Tyrannis gereichte der Stadt so sehr zum Segen, daß die späteren Geschlechter auf sie wie auf ein goldenes Zeitalter zurückschauten. Die solonische Verfassung ließ Peisistratos bestehen, nur erlaubte er sich, die Besetzung der Ämter maßgebend zu beeinflussen. Von einer Teilnahme der Bürger an der Regierung wollte er nichts wissen: sie sollten ihren Geschäften nachgehen und die Sorge für den Staat ihm überlassen. Da er durch die Kleinbauern des Gebirges hochgekommen war, mußte er sie in erster Linie bei guter Stimmung erhalten. Er überwies ihnen brachliegende Staatsländereien zur Bebauung, er legte allenthalben Landstraßen an, er richtete für die von den Bauern verehrten Götter Demeter und Dionysos staatliche Kulte ein. Aber er wurde auch den Interessen der Städter gerecht: sein glänzender Hofhalt auf der Akropolis bot vielen Verdienst, durch den Bau von Tempeln und eine großartige Brunnenanlage (vgl. Abb. 148) schuf er reichliche Arbeitsgelegenheit, den Handel hob er zu vordem nie erreichter Blüte. Zum Schutz dieses Handels pflegte er planmäßig die Beziehungen zu den fremden Staaten und Herrschern; am Hellespont, an der thrakischen Küste, auf Delos, dem alten Mittelpunkt des jonischen Stammes, faßte er festen Fuß und legte so den Grund zu der Großmachtstellung Athens im folgenden Jahrhundert. Besonders unterhielt er Verbindung mit den anderen Tyrannen seiner Zeit. Auf Naxos war Lygdamis nur durch ihn zur Herrschaft gelangt, und dieser Lygdamis wieder verschaffte dem Polykrates die Tyrannis auf Samos; auch mit letzterem war Peisistratos eng verbunden.

Dieser Polykrates war ein Tyrann von großem Zuschnitt; ebenso energisch wie gewissenlos und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel hatte er sich mit seinen 1000 Bogenschützen und 100 Fünfzigruderern ein großes Inselreich zusammenerobert und eine Seemacht begründet, wie sie das ägäische Meer noch nie zuvor gesehen hatte. Er unterhielt mit Amasis von Ägypten und anderen Potentaten Bundesgenossenschaft — und trieb doch Seeraub in großem Stil gegen Freund und Feind. Mit den reichen Mitteln, die er sich auf ehrliche oder unehrliche Weise verschaffte, bestritt er seine üppige Hofhaltung; Dichter wie Ibykos und Anakreon sangen am Hofe zu Samos ihre leidenschaftlichen, leichtlebigen Lieder; der berühmteste und teuerste Arzt seiner Zeit, Demokedes, stand im Sold des Polykrates. Eine großartige, durch den Felsen getriebene Wasserleitung, gewaltige Hafendämme, endlich ein Hera-Tempel von so riesigen Verhältnissen, daß er zu den Weltwundern zählte (vgl. Abb. 149), verdanken ihre Entstehung dem Willen des Tyrannen. Aber eine tiefgreifende Wirkung auf Bildung und Sitte konnte von diesem frivolen Gewalthaber nicht ausgehen.

Peisistratos und seine Söhne Hippias und Hipparch, die nach des Vaters Tod die Tyrannis anstandslos erbten, haben eine solche Wirkung in der That ausgeübt; nachhaltig war vor allem der Einfluß, den das religiöse Leben Athens durch sie erfuhr. So hat das große attische Nationalfest der Panathenäen durch Peisistratos seine Ausgestaltung erhalten. Alle vier

Jahre wurde es fortan mit besonderer Feierlichkeit begangen. Da zogen denn Jünglinge und Jungfrauen in feierlicher Prozession hinauf zur Burg und brachten der Göttin nach alter Sitte den Erntekranz, sowie ein neues, von Jungfrauen gewebtes Kleid, den Peplos, dar. Die Nacht vorher fand ein Fackelwettlauf statt, an den sich später Wagenrennen und gymnastische Wettkämpfe anschlossen. Der Preis war ein Kranz von Olivenblättern und ein Krug mit Öl von den Ölbäumen der Göttin (vgl. Abb. 150).



149. Säule vom Hera-Tempel in Samos.

Der Säulenschaft ist unkanneliert; der Tempel wurde vielleicht nie ganz vollendet. Er scheint das älteste Steindenkmal in jonischem Stil gewesen zu sein.

Peisistratos war es auch, der dem olympischen Zeus sowie dem pythischen Apollo zuerst einen eigenen Kultus widmete. Der ländlichen Gottheit Demeter baute er den großen Weihetempel zu Eleusis und ordnete ihren Gottesdienst in einer Weise, daß diese Kultstätte weit über Attika hinaus Berühmtheit erlangte. Die bäuerlichen Gesänge und Tänze, mit denen der Weingott vordem nur auf dem Lande verehrt worden war, wurden jetzt auch nach der Stadt verpflanzt. Auch hier tanzten nun die Bacchos-Verehrer, in Bocksfelle gehüllt, als Satyrn um den Altar des Gottes und trugen dabei in derb volkstümlicher Weise seine heilige Geschichte vor. Tragödie, d. i. Bocksgesang, nannte man dieses urwüchsige Lied. Allmählich trugen die „Böcke“ aber auch anderes vor, Mythisches und Geschichtliches, und indem der Vorsänger als Sprecher dem Chor der Satyrn gegenübertrat, sich mit ihm unterhielt, ihm berichtete und von ihm Gegenbericht erhielt, entwickelte sich allmählich das Drama. Der Dichter Thespis soll im Jahre 534 zum erstenmal dieses Zwiegespräch zwischen Chor und

Chorführer veranstaltet und damit den ersten Schritt zur Tragödie in unserem Sinne gethan haben.

Auch sonst wurde durch Peisistratos und seine Söhne die Dichtkunst gefördert. Lasos von Hermione, Pratinas von Phlius, Anakreon und Simonides von Keos haben am Hof der Tyrannen gelebt und für sie gedichtet; Hipparch selbst versuchte sich im Verseschmieden und zierte die Meilensteine des Landes mit Denksprüchen wie: „Täusche den Freund nicht; wandle mit gerechten Gedanken“, und ähnlichen Sentenzen. Er ordnete auch an, daß an den Panathenäen die homerischen Gedichte vorgetragen wurden, und zwar im Zusammenhang, indem ein Sänger den anderen ablöste.

Endlich nahm auch die Bau- und bildende Kunst Athens unter der Tyrannis einen mächtigen Aufschwung. Fremde Meister aus Jonien und von den Inseln strömten nach Athen, um bei den dortigen Tempelbauten beschäftigt zu werden. Auf der Burg ließ Peisistratos einen 100 Fuß langen Tempel der Athene errichten, am Fuß der Burg ein Heiligtum des Dionysos, am Ilisos einen Riesentempel für den olympischen Zeus. Und alle diese Bauten erhielten plastischen Schmuck. Dazu kamen Weihgeschenke in Menge, dazu kam die bildnerische Ausstattung des feinen Thongeschirrs, das die Athener jetzt in Menge herstellten — kurz es gab für viele kunstbegabte Hände reichliche Arbeit. Und wenn Athen im folgenden Jahrhundert auf dem Gebiet der bildenden Künste entschieden die Führung ergreift, so hat niemaud anderes den Grund dazu gelegt als Peisistratos.

Hippias und Hipparchos folgten dem Peisistratos im Jahre 527 in der Regierung. Rühmlich übten sie gleich ihrem Vater das Herrscheramt. Der geringe Mann freute sich am ungestörten Genusse seines Erwerbes; die Vornehmen fanden an dem Hofe der Herrscher geistige und andere Genüsse; denn hier klangen die Harfen berühmter Sänger, hier legten gefeierte Gelehrte ihre Weisheit aus. Dabei mangelte es nicht an schwelgerischen und ausschweifenden Freuden, wie uns die Schildereien auf den Thongefäßen dieser Zeit verraten.

Doch so hoch es auch herging am Hofe der Tyrannen, ihre Tage waren gezählt. Im Jahre 524 wurde Lygdamis von Naxos, ihr Genosse und Freund, aus seiner tyrannischen Herrschaft vertrieben, und bald darauf fiel auch Polykrates von Samos seiner thörichten Geldgier zum Opfer. Der in Magnesia am Mäander residierende persische Satrap Orötes stellte ihm eine Falle. Er gab vor, er müsse fliehen. Er habe große Schätze. Polykrates solle einen Teil davon haben und sie, der Sicherheit wegen, persönlich abholen. Der alte Seeräuber, der sein Staatsschiff so oft durch die gefährlichsten Klippen glücklich gelotst hatte, fiel auf diese plumpe List herein, begab sich nach Magnesia und wurde dort ans Kreuz geschlagen.

Das waren böse Vorzeichen für die Tyrannen in Athen. Aus den Kreisen der vornehmen Jünglinge, die an ihrer Tafel zu schwelgen liebten, erwuchsen ihnen die ersten Gegner. Um persönlicher Beleidigungen willen zettelten Harmodios und Aristogeiton eine Verschwörung unter dem Adel an. Hippias und Hipparchos sollten zugleich fallen; allein nur der letztere erlag den Dolchen der Mörder (514). Hippias entging nicht nur

dem Tode, sondern es glückte ihm auch durch rasche Entschlossenheit, die Verschwörung zu überwältigen. Er entwaffnete die Bürgerschaft und wußte durch große Strenge seine Herrschaft aufs neue zu befestigen. Wenn er trotzdem vier Jahre später gleichfalls gestürzt wurde, so war das die Folge von der Einmischung Spartas. Daran aber waren die Alkmäoniden schuld.

Dies durch Peisistratos in die Verbannung gedrängte Adelsgeschlecht arbeitete unablässig und planvoll an seiner Rückkehr. Als in Delphi der im Jahre 548 abgebrannte Tempel neu erbaut werden sollte, übernahmen sie die Herstellung. Anstatt aber, wie vorgesehen, billigen Porosstein dabei zu verwenden, erstellten sie die Vorhalle aus parischem Marmor und verpflichteten sich so die Priesterschaft zu lebhaftem Danke. So oft Sparta in Delphi anfragte, bekam es seitdem regelmäßig zu hören, die Tyrannis in Athen müsse abgeschafft werden. Und die Spartaner hielten es für weise, dieser hartnäckig wiederholten Mahnung zu entsprechen.



150. **Panathenäische Preisvase.**

Dies Bild schmückt die Vorderseite eines jener großen Krüge, in denen man das Öl der Staatsoliven sammelte, um sie bei den Panathenäen als Preis zu verleihen. Es zeigt Athene in vollem Waffenschmuck. Auf ihrem Schild erkennt man die zum Mord anstürmenden Tyrannenmörder, einer Statuengruppe nachgebildet, die sich zu ihren Ehren am Markt erhob. Rechts und links von Athene steht eine Säule mit einem Hahn, dem Sinnbild des Wettstreites.

Der lakedämonische König **Kleomenes**, den wir schon als Besieger der Argiver kennen (vgl. S. 198), drang in Attika ein, begleitet von den Alkmäoniden. Hippias wurde auf der Akropolis eingeschlossen; aber er war mit Lebensmitteln wohl versehen, und die Spartaner hätten unverrichteter Dinge abziehen müssen, wenn nicht ein Zufall ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Hippias' Kinder nämlich, die im Ausland in Sicherheit gebracht werden sollten, fielen den Spartanern in die Hände; um sie zu retten, räumte Hippias das Land und zog sich nach Sigeion am Hellespont zurück.

Die Reform des Kleisthenes. Kleomenes unterstützte im wieder freien Athen den Adel. Davon wollte das Haupt der heimgekehrten Alkmäoniden, **Kleisthenes**, nichts wissen. Denn dieser selbe Adel hatte seine Hoffnung, in der durch ihn befreiten Vaterstadt Archont zu werden,

vereitelt. Vom Adel verschmäht, wandte sich Kleisthenes der Demokratie zu und arbeitete energisch darauf hin, die Adelsgewalt für immer in Athen zu brechen.

Die Grundlage der Verfassungsreform, die er durchsetzte, war eine Neueinteilung des Volkes. Die vier solonischen Phylen, in denen der Einfluß des Adels auf die ärmeren Volksgenossen in fest überlieferter Weise ausgeübt wurde, hob er auf und errichtete an ihrer Stelle zehn neue Phylen, die aus einer Anzahl von Demen oder Dorfgemeinden sich zusammensetzten, aber nun nicht in der Weise, daß die räumlich benachbarten Demen jeweils zu derselben Phyle gehörten; im Gegenteil, es wurde dafür gesorgt, daß in jeder Phyle womöglich Demen aus allen Teilen des Landes zusammengewürfelt waren. Bei den Wahlen der Beamten und Ratsherren, die phylenweise in der Hauptstadt vorgenommen wurden, traten nun nicht mehr die Leute zusammen, die sich täglich so wie so als Nachbarn sahen, sondern Attiker aus den verschiedensten Gemeinden hatten ihre Stimmen zu vereinigen. Auch im Bürgerheere, das gleichfalls phylenweise antrat, kamen jetzt Söhne aus allen Landesteilen nebeneinander zu stehen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit des ganzen Landes wurde dadurch gestärkt, der Einfluß, den die Adligen auf ihre nachbarliche Umgebung durch ihr wirtschaftliches Übergewicht besaßen, nach Möglichkeit aufgehoben. Die Demen oder Dorfgemeinden behielten die Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten, sie führten die Bürgerlisten und hatten die bürgerliche Berechtigung des einzelnen zu prüfen. Auch die Hauptstadt wurde in mehrere solche Demen zerlegt, und es wurde Sitte, jeden Attiker offiziell nach seinem Demos zu benennen, nicht mehr nach Abstammung und Vatersnamen. Aber als Soldat und als Wähler gehörte der attische Mann keinem lokalen Verbande, sondern einer der nicht geeinten Phylen, d. h. dem Gesamtvaterlande an.

Eine Folge der neuen Phylenordnung war, daß an Stelle des solonischen Rates der Vierhundert ein Rat der Fünfhundert trat, zu dem jede Phyle aus den sich meldenden Kandidaten 50 Mitglieder oder Prytanen erloste. Diese Fünfzigerschaften, Prytanien genannt, besorgten in einer durchs Los bestimmten Reihenfolge die laufenden Geschäfte. Da es zehn solcher Ausschüsse des Rates gab, so war das Amtsjahr in zehn Abschnitte von je 35—39 Tagen eingeteilt. Der jeweils amtierende Ausschuß mußte sich während seiner Amtszeit beständig im Prytaneion aufhalten und nahm dort auch seine Mahlzeiten gemeinsam ein. Der Vorsitz unter den 50 Prytanen wechselte täglich; der durchs Los erkorene Vorsitzende hatte vor allem auch die Pflicht, die Volksversammlung zu leiten, die zehn Mal des Jahres, also in jeder Prytanie einmal, unter freiem Himmel auf der hierfür künstlich hergerichteten Terrasse der Pnyx (s. unten) abgehalten wurde.

In diesem so durchs Los geschaffenen Rate saßen natürlich nicht nur hochbegabte Männer. Er stellte sich vielmehr als eine sehr gemischte Gesellschaft dar, in der Gevatter Schneider und Handschuhmacher nicht selten den Ausschlag gaben. Um so erlesener und selbstbewußter stand neben dieser demokratischen Ratsversammlung der aristokratische Rat des Areopag, der wie zu Solons Zeiten aus den gewesenen Archonten sich

zusammensetzte und 100—120 lebenslängliche Mitglieder zählte. Hier war beisammen, was Athen an politischen Talenten besaß, lauter Männer, die in der Regierung gesessen hatten und zu befehlen verstanden. Ihr Einfluß war trotz der demokratischen Strömung jener Tage noch immer ein sehr großer.

Um der Wiederkehr der Tyrannis vorzubeugen, führte Kleisthenes den Ostrakismos oder das Scherbengericht ein, das zum erstenmal im Jahre 487 in Anwendung gebracht wurde. Alljährlich unter der 6. Prytanie wurde in der Volksversammlung angefragt, ob ein solches Gericht stattfinden solle; wurde dies beschlossen, so versammelten sich in der 8. Prytanie die Bürger auf dem Markt und kratzten auf Topfscherben, wie sie überall herumlagen, den Namen des der Tyrannis verdächtigen Bürgers ein. Mindestens 6000 solche Scherben mußten abgegeben werden; derjenige, den die Mehrheit als gefährlich bezeichnete, mußte für zehn Jahre die Heimat verlassen, eine grausame Strafe in jenen Zeiten, wo man eigentlich nur im Vaterlande ein menschenwürdiges Dasein führen konnte. Die Maßregel wurde in der Folge nicht nur gegen der Tyrannis verdächtige Mitbürger, sondern überhaupt gegen alle der herrschenden Partei widerwärtigen Politiker angewandt; sie wurde ein Mittel der rücksichtslosen Parteipolitik (s. unten).

Durch Zuziehung sämtlicher Bürger zur Verwaltung, durch öffentliche Verhandlung aller Angelegenheiten ward in der That unter allen Klassen der Bevölkerung viel Einsicht und Kenntnis der Bedürfnisse des Staates verbreitet und ein Wetteifer entflammt, der, solange des Vaterlandes Wohlfahrt das oberste Ziel des Strebens war, Athen auf eine Höhe der Macht und des Ruhmes erhob, wie solche nur selten ein Land von gleichem Umfange erreicht hat. In der Zeit, von welcher wir reden, bewährte sich unter Leitung des Kleisthenes die freie Verfassung auf eine glänzende Weise. Isagoras, der Führer der aristokratischen Partei, reizte die übermütigen Spartaner zum Kriege gegen seine Vaterstadt; die seekundigen Ägineten plünderten die Küsten; die Bürger von Chalkis auf Euböa fielen von der einen Seite in Attika ein, die Thebaner von der anderen. Aber allen diesen Feinden bot der freie Staat, begünstigt durch die Uneinigkeit der Gegner, die Spitze und ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Die Parteistreitigkeiten in seinem Inneren, die zur vollen Herrschaft des demokratischen Gedankens geführt hatten, waren weder lange noch erbittert genug gewesen, um die Gesundheit des Staates dauernd zu erschüttern. Ja selbst der Adel Athens, dem die Reform des Kleisthenes so scharf zu Leibe ging, den auch die Peisistratiden schon nach Möglichkeit zurückgedrängt hatten, war trotz aller dieser Anfechtungen noch lebens- und leistungsfähig geblieben; er hat dem attischen Staate in den großen Kämpfen der nächsten Zeit wertvolle Dienste geleistet.

Doch ehe wir diesen großen Kämpfen uns zuwenden, gilt es noch Umschau zu halten, wie sich in der Zeit der Staatenbildung auch die Volkssitte und die Kultur der Hellenen weiter entwickelt haben. Manches, was hierher gehört, so die Bräuche bei den Festspielen, bei der Befragung der Orakel, haben wir vorweggenommen; doch vieles andere blieb noch unerwähnt, das doch zur Beurteilung des griechischen Volkes und Lebens nicht ohne Bedeutung ist.

Leben und Kultur bis zu den Perserkriegen.

Anders als in der Heldenzeit gestaltete sich das Leben des Griechen unter dem Einfluß gesetzlicher Ordnungen. Der Bürger gehörte nicht mehr dem Hause, sondern vor allem dem Staate, der Öffentlichkeit an, wodurch er von Weib und Kind und von den häuslichen Verhältnissen abgezogen wurde. Die Frauen mußten den Einfluß, den ihnen Homer noch zuschreibt, verlieren, da sie auf ihrer Bildungsstufe stehen blieben, während die Männer durch die Teilnahme an den öffentlichen Verhandlungen, an den Spielen und großartigen Festen an Einsicht wie an Vielseitigkeit der Bildung stetig fortschritten. Nur in Sparta, wo die Frauen zu Spielen und festlichen Aufzügen Zutritt hatten, wo sie berechtigt waren, Lob und Tadel über das Verhalten der Männer und Jünglinge auszusprechen, standen sie diesen, die es selbst über eine sehr engbegrenzte Bildung nicht hinausbrachten, allenfalls ebenbürtig zur Seite, kühn, energisch, keusch, mit körperlicher Schönheit, nicht aber mit den bescheidenen häuslichen Tugenden einer Penelope geschmückt.

In den meisten griechischen Staaten war die Thätigkeit der Frauen auf die Verwaltung des Hauswesens, weibliche Handarbeit, die Pflege der Kinder und die Beaufsichtigung der Sklavinnen beschränkt. In der Öffentlichkeit sah man sie selten; höchstens daß sie an der Feier mancher Feste, z. B. der Panathenäen, teilnehmen durften. Die Einkäufe auf dem Markte besorgten die Männer, nicht wie bei uns die Frauen. Sie bewohnten meist einen abgesonderten Teil des Hauses. Verkehrten sie in der Wohnung des Mannes, so entfernten sie sich jedenfalls, wenn Fremde eintraten. Die Töchter des Hauses wurden in strenger Zurückgezogenheit erzogen. Sie durften als Unvermählte auswärts sich niemals ohne Schleier zeigen. So blieben sie züchtig, aber auch schüchtern und ohne höhere geistige Bildung. Auch hatten sie keine Stimme bei der Wahl eines Gatten. Der Freier trat in Verhandlung mit dem Vater oder dem Vorstand des Hauses, mit welchem er eine Verbindung wünschte; der Stand, das gegenseitige Vermögen wurde in Erwägung gezogen, die Mitgift festgesetzt, und damit war die Verlobung abgeschlossen, ohne daß der Bräutigam seine Braut näher kennen gelernt oder um ihr Jawort angehalten hätte. Die Ehe war trotzdem oft für beide Teile wahrhaft beglückend.

Am Vorabend der Hochzeit ward ein feierliches Opfer dem Zeus und der Hera, oft auch der Artemis gebracht, am Vermählungstage aber nahmen sowohl der Bräutigam als die Braut ein Bad, wozu das Wasser aus einer heiligen Quelle herbeigeschafft wurde (vgl. Abb. 148). Im elterlichen Hause der Braut wurde ein festliches Mahl zugerichtet. Daran nahmen auch die Frauen teil, was sonst kaum vorkam. Daß es dabei an Lust und Scherz nicht fehlte, ist bei dem heiteren Charakter der Griechen nicht anders zu erwarten. Gegen Abend führte endlich der Bräutigam mit einem erwählten Brautführer die Jungfrau auf einem mit Maultieren oder Ochsen bespannten Wagen heim. Die Schwiegereltern und Freunde schlossen sich mit Brautfackeln dem Zuge an, der sich unter Flötenschall und Gesang langsam nach dem mit Kränzen geschmückten Hause des Bräutigams in Bewegung setzte. Vorübergehende riefen Glückwünsche zu, welche der Hochzeiter freundlich erwiderte, während

die Braut tief verschleiert und stumm an seiner Seite saß. Gegen Mitternacht wurde den Neuvermählten das Geleite nach ihrem Gemache gegeben und der Hochzeitsgesang angestimmt, womit das Fest schloß. Am folgenden Tage erhielt die junge Frau Geschenke von ihrem Gatten und anderen Freunden des Hauses; erst am dritten Tage durfte sie sich als Hausfrau unverschleiert zeigen und die häuslichen Geschäfte unter ihre Leitung nehmen.

War in einem Hause ein Kind geboren, so stand es dem Vater frei, es anzuerkennen oder aussetzen zu lassen. Letzteres geschah natürlich nur höchst selten. Wenn die Anerkennung erfolgte, so wurde am fünften Tage nach der Geburt ein Familienfest gefeiert. Die Hebamme trug das Kind um das Feuer der Hestia, das auf dem Herde des Hauses brannte; darnach hielt man ein Festmahl zu Ehren des Neugeborenen. Eine wichtigere Feier fand am zehnten Tage statt. Da wurde von dem Vater ein Opfer gebracht und dem Kind ein Name beigelegt. Alle Freunde des Hauses, Freie und auch Sklaven, gaben dem Säugling Geschenke, die man für ihn aufbewahrte. Ein fröhliches Mahl schloß auch diese Feier, durch welche in gewisser Beziehung das Kind in die Gemeinde aufgenommen ward.

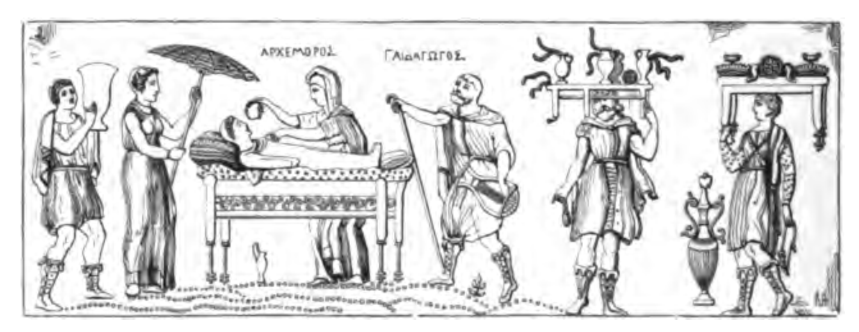
Die Wartung, Pflege und Erziehung des kleinen Weltbürgers war in den ersten Jahren der Mutter allein überlassen. Er wurde in einer Mulde, manchmal auch im gewölbten Schilde des Vaters gewiegt oder herumgetragen, um ihn in Schlaf zu bringen.



151. Griechischer Hochzeitszug. Nach einem Vasengemälde.

Von links her kommt die Braut, geschmückt mit Kranz und Schleier, zögernden Schrittes, von der ihr folgenden Brautführerin mit beiden Händen vorwärtsgeschoben, und an der linken Hand geführt von dem voranschreitenden Brautführer. Ihnen voran gehen die beiden Hochzeitsgötter Apollo und Artemis. Als Führerin des Zuges aber erscheint eine Frau, vermutlich die Brautwerberin, welche beide Hände dem vor der Thür seines Hauses den Zug erwartenden Bräutigam entgegenstreckt.

Späterhin schreckte man das unartige oder schreiende Kind durch Erzählungen von Lamien und Empusen, gespenstischen Wesen, die sich von Menschenfleisch nähren, kleine Kinder rauben und ihnen das Blut aussaugen sollten. Doch erzählte man ihnen auch anmutige Geschichten, namentlich äsopische Fabeln,



152. **Die Ausstellung (Prothesis) der Leiche.**

Bruchstück der Darstellung auf einer Amphora aus Ruvo. Auf dem Paradebett liegt Archemoros, der jugendliche Sohn des Königs Lykurgos von Nemea, der, als die Sieben gegen Theben durch Nemea zogen, von seiner Pflegerin Hypsipyla außer acht gelassen und von einer Schlange gebissen wurde. Im Anschluß an seine Bestattung sollen die nemeischen Spiele (S. 214) eingesetzt worden sein. Hypsipyle bekränzt den Toten. Sein Pädagog eilt mit der Zither herbei, andere Männer bringen ganze Trachten von Geschenken, die mit begraben werden sollen.

gab ihnen Puppen, allerlei Figuren, Soldaten, Bauern, Fischer von Thon u. s. w. und suchte sie durch ergötzliche Spiele zu unterhalten, die zum Teil mit den noch jetzt üblichen völlig übereinstimmen. So wuchsen die Kinder auf, bis die Knaben in Schulen und Gymnasien übergingen, die Mädchen aber von der Mutter zu Handarbeiten angeleitet wurden. Ihr weiterer Lebensweg



153. **Griechisches Leichenbegängnis.**

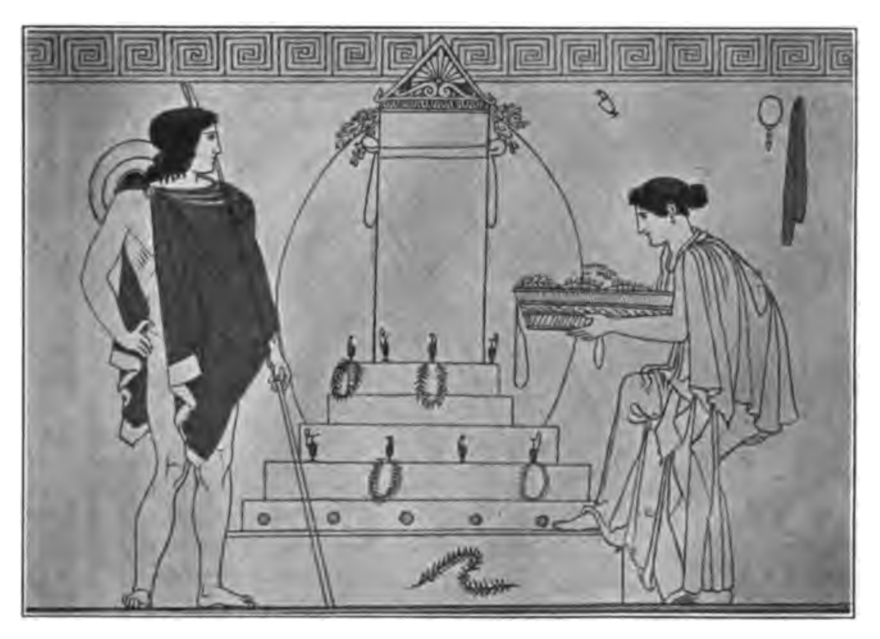
Terrakottatafel in der Sammlung Rayet zu Paris.

war ganz und gar verschieden. Der junge Mann lebte fast nur auf der Agora, die Jungfrau trat nur selten aus der engen Behausung ins Freie.

Im allgemeinen hatte man in Griechenland keineswegs kindische Furcht vor dem Sterben. Man war gewohnt, mit rüstiger Kraft die Verhältnisse

des Lebens zu gestalten, und ebenso unterwarf man sich ohne Weinerlichkeit der Moira oder Schicksalsgöttin, die nach griechischem Glauben über Göttern und Menschen waltete. Mehrfach begegnen wir in den Aussprüchen griechischer Weisen der Ansicht, daß der Tod nach rühmlichen Thaten das größte Glück sei, das die Güte der Götter dem Sterblichen gewähre.

Hatte sich nun in einem Hause ein Sterbefall ereignet, so trafen die Angehörigen mit größter Sorgfalt alle Anstalten zum Begräbnis, da man meinte, davon hänge der glückliche Eingang des Verstorbenen in das Schattenreich ab. Sobald man dem Verblichenen die Augen geschlossen, schob man ihm einen Obolos (= 13 Pf.) in den Mund, damit er dem grämlichen Charon, der die



154. Grabstätte eines Reichen.
Bild auf einer attischen Thonlekythos.
Binden, Kränze und schlanke Thonkrüge (Lekythen) bildeten den herkömmlichen Schmuck einer Grabstätte.

Seelen über den Styx zu führen hatte, den Fährlohn bezahlen könne. Die Leiche wurde sodann gebadet, mit wohlriechendem Öle gesalbt und mit reinen Gewändern bekleidet. Hierauf setzte man ihr einen Kranz von Blumen und Epheu auf das Haupt und schmückte auch sonst Hals, Arme und Brust mit Bändern und Kränzen. Am zweiten Tage fand die öffentliche Aufbahrung statt, in Athen innerhalb des Hauses, an anderen Orten vor den Thüren. Da weinten und klagten nun die Frauen; ja man mietete sogar eigene Klageweiber, die sich Haupt und Brüste dabei blutig schlugen. Am dritten Tage wurde die Leiche von Verwandten hinausgetragen, und zwar unter Vortritt von Flötenspielerinnen oder von Personen, welche Klagelieder sangen. Die übrigen Verwandten folgten in geordnetem Zuge. Draußen vor der Stadt

wurde dann der Tote entweder beerdigt, oder auf einem Scheiterhaufen zu Asche verbrannt und die Asche beigesetzt. Allerhand Schmuck und Hausrat gab man dem Toten mit, je nach Vermögen.

Hatte man die fromme Pflicht der Bestattung erfüllt, so versammelte man sich noch einmal im Trauerhause bei der Mahlzeit, womit die Leichenfeier beschlossen wurde. Die Trauerzeit dauerte an verschiedenen Orten verschieden lang. Während derselben trugen die Angehörigen des Verstorbenen ein schwarzes Obergewand. Sie enthielten sich der Teilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten und vermieden auch im Hause jede geräuschvolle Kundgebung und Freude.

Am dritten und neunten Tage nach dem Begräbnis brachte man am Grabe Opfer dar und schmückte die Stätte mit Blumen; oft schnitten auch die nächsten Anverwandten ihr Haupthaar ab und weihten es dem verstorbenen Angehörigen. Versäumte man diese Fürsorge für den Toten, so hatte er im Grabe keine Ruhe, sondern ängstigte die Überlebenden durch seine nächtliche Erscheinung. Besonders die Schatten erschlagener Menschen störten dem Mörder die nächtliche Ruhe und schwebten wimmernd um den Ort, wo ihre Gebeine ohne feierliche Bestattung ruhten, bis man ihnen die letzte Ehre erwiesen hatte.



155. Abschiedsscene.
Auf einer marmornen Graburne.
Eine sterbende Frau nimmt von Mann und Kindern Abschied.

Die Leichen der Krieger, welche für das Vaterland in den Tod gegangen waren, wurden auf der Walstatt verbrannt, die Asche in Urnen oder Kisten gesammelt und nach der Heimat gebracht, wo man sie öffentlich zur Totenklage ausstellte und dann unter großem Geleite zu Grabe trug; ein von der Behörde bestellter Redner hielt dann wohl die Leichenrede.

Die Grabstätten der geringen Leute befanden sich zusammengedrängt auf dem allgemeinen Begräbnisplatz der Gemeinde; man bezeichnete sie durch Stelen, d. i. kleine steinerne Pfeiler, worauf die Namen der Verstorbenen, auch wohl Nachrichten über ihr Thun und Leben mit mancherlei Bildwerk eingegraben waren. Reiche Bürger ließen die Gräber ihrer Angehörigen längs der Landstraße anlegen und schmückten sie mit größeren Monumenten und ausführlichen, oft poetischen Inschriften. Gerade diese Grabpoesie stellt der Empfindungsweise des Griechen das beste Zeugnis aus: kein maßloses Klagen über den Tod, nur stille, ergebene Wehmut; keine Weltflucht, sondern ehrliche Freude am holden Dasein; und vor allem innige, herzliche Liebe zu den Angehörigen, zu Freunden und Mitbürgern spricht aus diesem Gräberschmuck und diesen Grabgedichten.

Bildende Künste.

Der lebhafte Verkehr zur See, der Wohlstand und Überfluß, welcher dadurch erzielt wurde, die im Laufe des griechischen Mittelalters immer reger werdende Verbindung mit den Kolonien in Asien und Italien erwiesen sich natürlich auch für die künstlerischen Bestrebungen als förderlich. Besonders reich entwickelte sich die Baukunst.

Sie ist aufgeblüht aus Keimen, die aus der Fremde zugetragen wurden. Der Gedanke der Säule, dieses Hauptbestandteils aller griechischen Architektur, ist altägyptisch: an Bauten des Niltals findet man schon ganz die-



156. Das „Theseion" zu Athen.

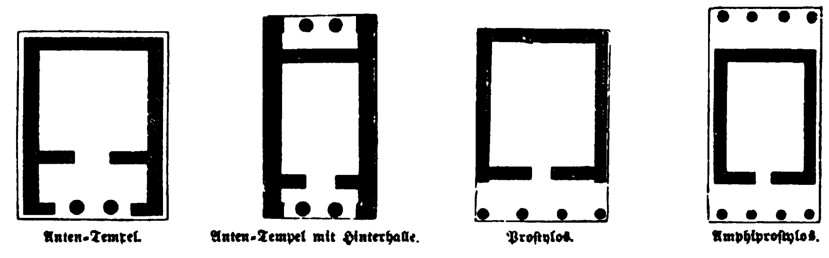
Der am besten erhaltene Tempel dorischen Stils. Ob er freilich dem Theseus geweiht war, ist im höchsten Grade fraglich.

selbe Art von Stützen verwendet, aus Basis und Schaft und Säulenkopf oder Kapitell bestehend und von vertikal verlaufenden Kanälen durchfurcht. Aber während im Ägyptischen und ebenso im Assyrischen ein unerschöpflicher Reichtum phantastischer Kapitellformen sich uns darstellt, sehen wir bei den Griechen nur dreierlei Formen der Säule wie des Gebälkes Verwendung finden. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Nur drei der vom Ausland überkommenen Vorbilder haben sie ausgebildet — aber zu welch' abgeklärter Vollendung!

Ursprünglich sprangen wohl wie am Wohnhause die Seitenmauern des eigentlichen Tempelhauses zur Vorhalle vor; und wurden nur zwischen diese Mauerstirnen der Vorhalle Säulen eingestellt, so nannte man dies einen

Antentempel. Reichere Tempel zeigten auch an der Rückseite eine Halle und zwischen Mauerstirnen eingestellte Säulen. Wurde die Vorderhalle ausschließlich durch Säulen gebildet, so nannte man das einen Prostylos; bestand auch die Hinterhalle in ihrer ganzen Front aus Säulen, so hieß der Bau ein Amphiprostylos. War schließlich der Tempel auf allen vier Seiten mit Säulen umstellt, so ergab sich die reiche Form des Peripteros (vgl. Abb. 156).

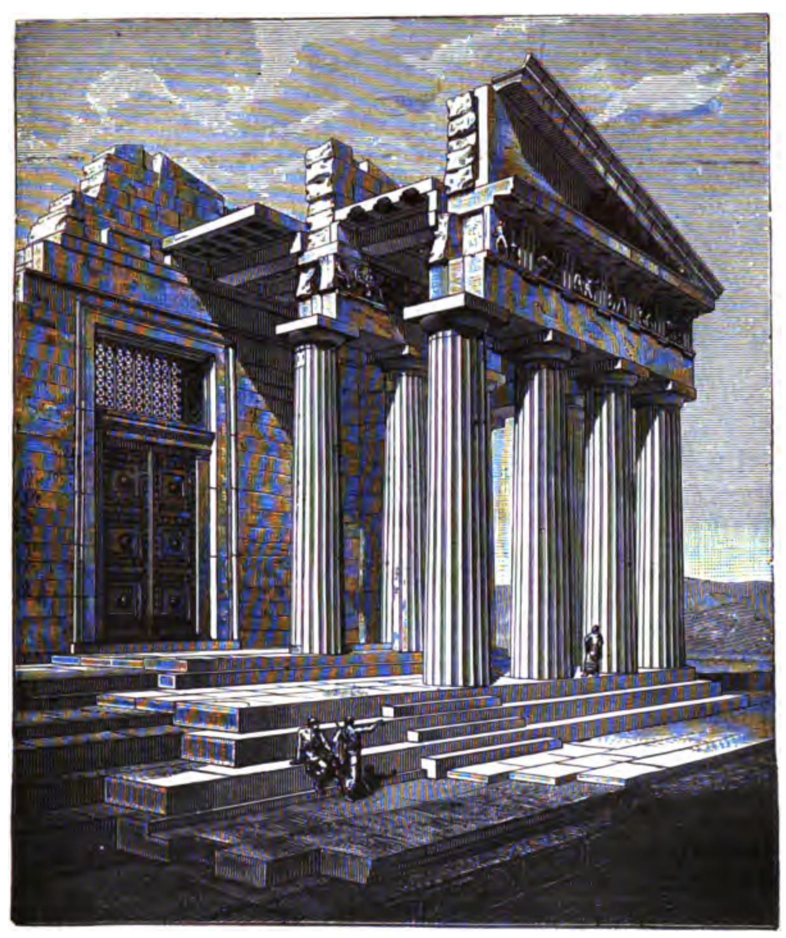
Der dorische Baustil. Die früheste Form der Säule und des Gebälkes, die uns an griechischen Säulenhäusern begegnet, trägt nach dem Volksstamm, der sich um ihre erste Gestaltung das größte Verdienst erworben haben sollte, den Namen Dorisch. Das besterhaltene Beispiel eines dorischen Tempels ist das Theseion in Athen (vgl. Abb. 156). Auf dreistufigem Unterbau erheben sich ohne besondere Basis die Säulen, eine wie die andere, in ungefähr gleichem Abstand an einander gereiht. Alle verjüngen sich nach oben, was den Eindruck sicheren Standes erhöht. Diese Verjüngung ist aber keine ganz gleichmäßige, vielmehr zeigt der Schaft gegen die Mitte zu eine leise Anschwellung und bekommt dadurch etwas wie elastische Natur: man sieht ihm an,



157—160. Die einfachsten Bauformen griechischer Tempel.

daß er schwer von oben belastet ist, ohne doch fürchten zu müssen, daß er dieser Last erliege. Scharf aneinanderstoßende Kanäle betonen die Vertikalrichtung und helfen vergessen, daß jede Säule aus mehreren Stücken oder Trommeln zusammengesetzt ist. Und wie mannigfaltig wird Licht und Schatten dadurch um die Rundung verteilt! Das Kapitell ist wie die ganze Säule von höchster Einfachheit; ein fein profilierter Wulst, Echinus genannt, und darüber eine viereckige Platte, der Abakus, der mit seiner quadratischen Grundform zwischen dem runden Säulenschaft und dem eckigen Gebälk geschickt vermittelt. Es folgt der mächtige Hauptbalken oder Architrav; er wurde gern mit Kränzen oder den Schädeln der Opferstiere oder auch mit Beutestücken geschmückt.

Über diesem Hauptbalken folgt der sogenannte Fries. Um seinen absonderlichen Schmuck zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß die Tempel ursprünglich aus Holz erbaut wurden. Die Dreischlitze oder Triglyphen, die man über jeder Säule und jedem Säulenzwischenraum am Fries bemerkt, erinnern durch die vertikale Riefelung daran, daß sie an Stelle einstiger Balkenenden getreten sind, die hier an der Außenseite des Tempels ehedem sichtbar wurden. Wie man wohl die Köpfe dieser hier aufliegenden



161. Aufbau der Nordostecke des Parthenon,

nicht wie er ist, sondern wie man ihn sich zurechtgelegt hat, um in die Struktur des Gebäudes einen Einblick zu eröffnen. Man sieht auf dem Bild, wie sorgfältig die einzelnen Quadern des Fußbodens bearbeitet sind, wie die Säulen vor der Schmalseite sich zu zwei Reihen ordnen, wo der Cellafries sitzt, wie die Kassettendecke die Säulenumgänge überdeckt.

Nach Niemann.

Dachbalken vertikal eingeschnitten haben wird, um das Abtröpfeln des Regenwassers zu erleichtern, so behielt man diese für den Holzbau erdachte Form auch am Steinbau bei. Man kann sogar noch die Regentropfen erkennen, die man unterhalb dieser drei Schlitze und ebenso darüber unter dem Dachgesims im Stein festgehalten hat. Die quadratischen Platten zwischen den Triglyphen führen den Namen **Metopen**; sie waren bei allen größeren Bauten mit sehr hohem Relief geschmückt, dessen reich bewegte Formen sich kräftig abhoben von den schlichten Strichen der Triglyphen. Über diesen Fries der Triglyphen und Metopen warf ein mächtig ausladendes Kranzgesims seinen wirkungsvollen

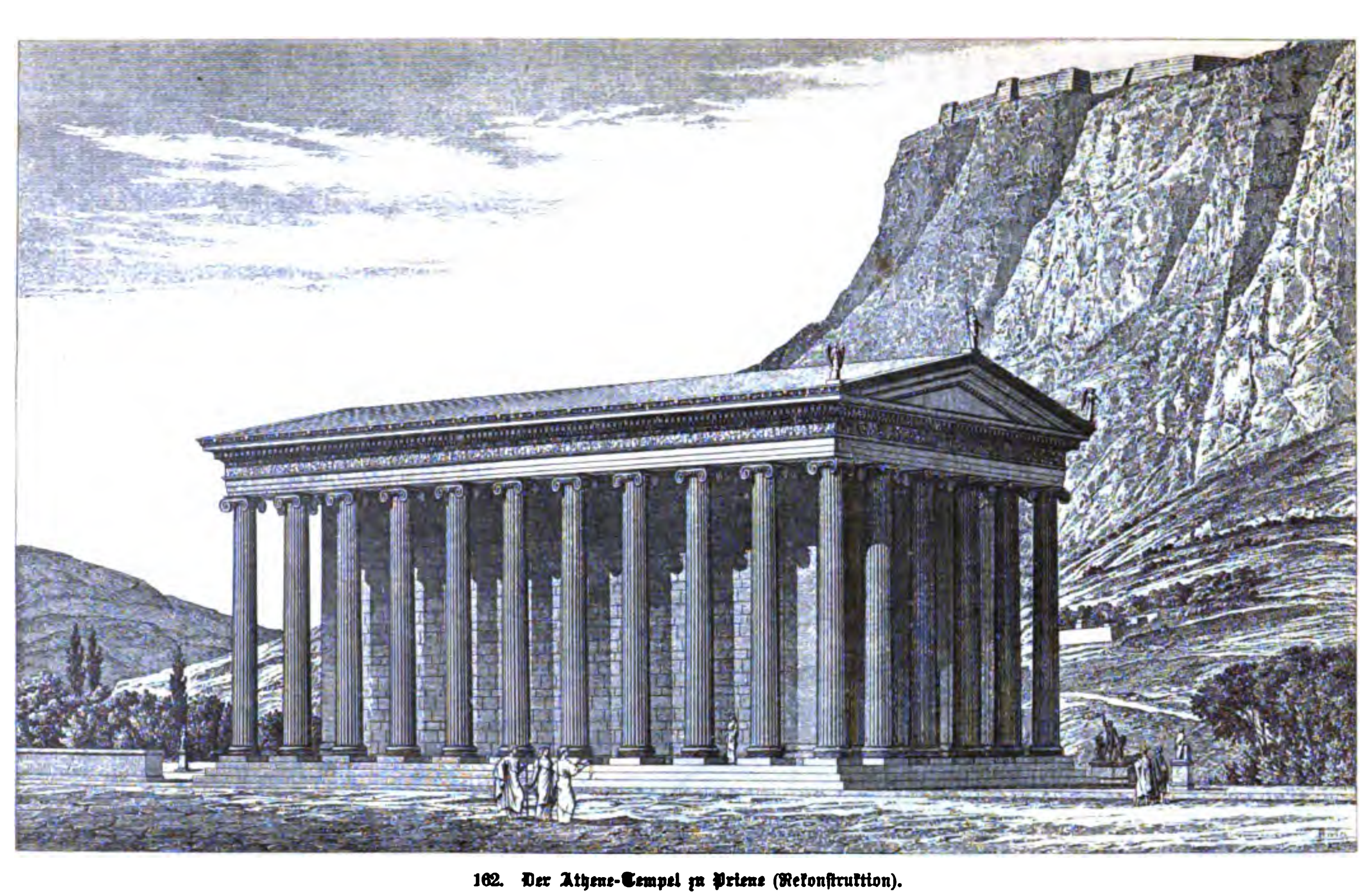
Schatten. Über ihm erhob sich endlich das meist mit Marmor gedeckte Dach, auf dessen First schön geformte Firstziegel hinliefen. Die beiden Schmalseiten des Tempels krönte je ein flaches Giebeldreieck, das mit Rundfiguren ausgefüllt zu sein pflegte.

Inmitten der Säulenstellung lag erst das eigentliche Tempelhaus; die Wand desselben war gewöhnlich glatt und schmucklos. Höchstens zog sich oben zunächst der Decke ein mit flachem Relief geschmückter Figurenfries saumartig um den Bau (vgl. Abb. 161). In dem Haus, das meist nur von bescheidener Größe war, erhob sich das Götterbild. Manchmal war hinter der Hauptzelle noch ein sogenannter Opisthodom, ein Hinterhaus, angebracht, das zur Aufbewahrung von Tempelschätzen diente.

Es entsprach nur der Buntfarbigkeit der griechischen Landschaft, daß auch die Architektur auf Farbenschmuck nicht verzichten mochte. Sie konnte dies schon deshalb nicht, weil man vom ursprünglichen Holz nicht gleich zum köstlichen Marmor überging, sondern allerhand geringwertigen Kalkstein oder gar porösen Tuff verwendete, der mit Stuck überzogen und dann natürlich bemalt werden mußte. Ja dieser Buntfarbigkeit, an die man sich bei den geringen Materialien gewöhnt hatte, blieb man auch im Marmor teilweise treu. Zweifellos waren zu allen Zeiten die dreigeschlitzten Triglyphen tiefblau gefärbt, der Hintergrund der Metopenplatten rot gehalten, das Gesims bunt bemalt. Auch der Untergrund des Cellafrieses war farbig, und ebenso waren an den Figuren allerhand Einzelheiten durch Farbe angegeben. Nur ein farbiges Bauwerk paßt in der That in die leuchtende Pracht des griechischen Landes mit seinem ewig blauen Himmel, seinem beständigen Sonnenschein.

Neben die dorische trat frühzeitig die jonische Bauordnung. Gleich jener ist sie den Griechen aus dem Orient zugekommen. Die sonderbare Form der jonischen Säule hat sich aus einer noch jetzt bei Holzbauten viel angewandten Konstruktion entwickelt. Zwischen eine freistehende Holzstütze und den von ihr zu tragenden Balken schaltet der Zimmermann gern ein sogenanntes Sattelholz ein; denkt man sich dies Sattelholz an den Ecken etwas abgerundet, so ist zu den Schnecken oder Voluten des jonischen Kapitells der Weg nicht mehr allzuweit. Es wird glaubwürdig überliefert, daß zuerst am alten Tempel der Artemis zu Ephesos Säulenköpfe mit Voluten und mit einem Blattkranz unter den Voluten Verwendung fanden, so daß die Bezeichnung dieser Bauform als einer jonischen zu vollem Recht besteht. Nachweislich sind es dann aber die Athener gewesen, die der aus dem Osten stammenden Stütze erst ihre vollendete Form gaben. Sie zogen zuerst die untere Saumlinie der Voluten in elastischem Schwung, sie ließen zuerst aus den Ecken unter den Voluten die zierlichen Zwickelpalmetten herauswachsen und bereicherten überhaupt die Grundform in der mannigfaltigsten Weise.

Der Schaft der jonischen Säule ist ungleich schlanker, zierlicher als der der dorischen. Er verjüngt sich kaum merkbar, hat aber dafür eine mannigfaltig gestaltete Basis, die der dorischen Säule, wie wir sahen, fehlt. Dieser verbreiterte Fuß war als Gegengewicht gegen das mächtig ausladende Volutenkapitell unentbehrlich. Gleich dem dorischen ist auch der jonische Säulenschaft kanneliert, doch nicht so, daß scharfkantig Rinne an



162. **Der Athene-Tempel zu Priene** (Rekonstruktion).

Der Tempel besaß auf den Schmalseiten je sechs, auf den Längsseiten je elf jonische Säulen. Er wurde von Alexander dem Großen geweiht und von Pythios, dem Architekten des Mausoleums zu Halikarnaß (s. unten), erbaut.

Rinne grenzt: zwischen den einzelnen Kanälen sind vielmehr kleine Stege stehen geblieben.

Zierlich wie die Säule war auch der jonische Architrav geformt: er war dreiteilig, was ihm viel von seiner wuchtigen Schwere nahm. An Stelle der Triglyphen und Metopen folgte darauf ein ununterbrochenes Friesband, mit Reliefiguren geschmückt. Zum Schutz dieses Bilderfrieses, der an der Außenseite des Tempels, nicht wie beim dorischen Bau innerhalb des Säulenumgangs an der völlig geschützten Cellawand sich hinzog, mußte natürlich das jonische Kranzgesims sehr stark vorragen. Damit es nicht schwer erscheine, wurde es mit allerhand Blattstäben verziert, auch wohl das sogenannte Zahnschnittmuster eingeschnitten. Der Aufbau und Schmuck des Daches entsprach im übrigen durchaus dem des dorischen Tempels. Ebenso das Tempelinnere, das ausschließlich durch die Thür, nicht durch Fenster, das nötige Licht erhielt. Nur bei wenigen ganz großen Gebäuden durchbrach man das Dach und ließ Oberlicht in sie eindringen. Eine solche Anlage nannte man dann hypäthral, d. i. „unter dem Äther“, unter der freien Luft.



163. Sogenannter Apollo von Tenea.

Marmorstatue in der Glyptothek zu München.

Außer der dorischen und jonischen kam im vierten Jahrhundert noch eine dritte Form der Säule und des Tempelbaues auf, die korinthische, von der aber besser erst später die Rede ist.

Wirken die Gotteshäuser des Orients durch ihre Kolossalität, so die der Griechen durch das Ebenmaß der Verhältnisse und die vollendete Sorgfalt der Ausführung. Von den griechischen Bauten gilt im besonderen der schöne Ausspruch Wilhelm von Humboldts: „Es mag wohl sein, daß die Griechen viel von anderen genommen haben; aber noch viel gewisser ist es, daß sie jedes, was sie nahmen, zu etwas anderem machten, und daß es nun erst Würdigkeit, Größe und Schönheit erhielt“.

Wie sich die Architektur nachweislich aus dem Holzbau entwickelt hat, so verwendete auch die Bildhauerkunst nicht von Anfang an Marmor oder andere harte Materialien, sondern versuchte sich zuerst am Holz und an weichen, porösen Steinsorten. Die ältesten Götterbilder der Griechen, von denen wir hören, waren aus Pfählen oder dicken Brettern zurechtgeschnitzt (vgl. Abb. 14); und man sieht auch manchem späteren Marmorbild noch an, daß der Ausgangspunkt der Bildnerei das Brett oder der Baumstamm gewesen ist. Man prüfe daraufhin nebenstehende Jünglingsfigur (Abb. 163), die mit ihren eng an den Leib geschlossenen Armen, ihrem kaum ein weniges vorgesetzten linken Bein ganz im Rahmen dessen sich hält, was aus einem dicken Brett allenfalls herausgebildet werden konnte. Auch die Darstellungsweise der Haare

macht den Eindruck, als sei das Material nicht Stein, sondern Holz gewesen, das durch Schnitzmesser und Raspel seine Form erhielt. Eine ähnliche Arbeitsweise wie das Holz beanspruchte der poröse Tuffstein, aus dem im alten Athen viele unvollkommene Bildwerke geschaffen wurden. Als Beispiel dieser frühen Kunst diene ein Kopf aus Porosgestein (Abb. 164), der besonders an Auge, Mund und Barträndern deutlich zeigt, wie das Schnitzmesser hier an der Arbeit war. Je geringere Materialien man verwendete, um so mehr fand man natürlich deckende Bemalung nötig. So ist dieser Poroskopf ganz und gar bemalt, das Fleisch rosafarbig, Bart und Haar blaugrau.



164. Kopf des Typhon.

Nach den „Denkmälern des deutschen Arch. Inst.“.

Der Typhon war ein dreileibiges, schlangenbeiniges Ungeheuer, das Zeus erlegte. Das Bildwerk, aus porösem Mergelkalk hergestellt, zierte einst den Giebel des von den Persern zerstörten Athene-Tempels auf der Akropolis zu Athen.

Zu einem höheren Können hat man es zuerst im kleinasiatischen Jonien gebracht. Schon im 7. Jahrhundert erfand Glaukos auf Chios das Lötverfahren auf Eisen, und um die gleiche Zeit schufen Rhökos und Theodoros auf Samos die ersten in Erz gegossenen Bildwerke. Aber besonders war es die Kunst, den harten Marmor zu bearbeiten, die man in Jonien viel früher als im Mutterlande verstand. Um die Zeit, da man in Athen noch mit unbeholfenen Schnitzbildern aus porösem Gestein sich begnügte, wußten jonische Bildhauer schon Marmorstatuen zu schaffen, die an Zierlichkeit und in der Wiedergabe der feinsten Einzelheiten geradezu Erstaunliches leisteten (vgl. Abb. 165). Über der Bravour, mit der diese Jonier das Technische bewältigten, versäumten sie nur leider, auf den Ausdruck und das Leben ihrer Gestalten genügend zu achten; und so brachten sie es nur zu einer gewissen äußerlichen Eleganz ohne inneren Gehalt. Unter den Peisistratiden kam diese technisch brillante, aber ausdrucksarme Kunst auch nach Athen. Eine ganze Reihe jonischer Künstler waren im Dienst der Tyrannen thätig, die Akropolis mit jonischem Bildwerk zu schmücken; davon zeugt noch eine Anzahl von Frauenstatuen, die aus der letzten Zeit des 6. Jahrhunderts stammen (vgl. Abb. 166): mit bunt bemalten Gewändern angethan, mit künstlichen, umständlichen Frisuren geschmückt, schreiten diese Priesterinnen der Athene, denn solche sind es vermutlich, steif und feierlich daher, mit der einen Hand graziös ihr Gewand anfassend, in der anderen eine Opfergabe haltend. Wie alle altertümlichen Bildwerke, und zwar nicht bloß der Hellenen, so sind auch diese Priesterinnen ausschließlich auf Vorderansicht angelegt. Gewand und Haare sind das

Beste an ihnen; die Gesichter sind im Vergleich dazu recht mangelhaft und nur durch ein lächelndes Grinsen belebt, weil eben bei aller Beherrschung der Technik diese jonischen Künstler wirklichen Gesichtsausdruck noch nicht zu geben verstanden.



165. Nike des Chiers Archermos (ca. 550 v. Chr.).
Gefunden auf Delos.
Herstellungsversuch von Studniczka.
Beachte, wie die Figur nur durch ihr Gewand mit dem Postament zusammenhängt, die Füße aber frei in der Luft schwingt: der Schein des Fliegens soll dadurch erzeugt werden.

Von diesen Kunstwerken und ihren Künstlern haben die attischen Bildhauer die Marmorbehandlung gelernt. Und indem sie mit der jonischen Technik Fülle des Ausdrucks und echte Natur verbanden, schufen sie schon vor 500 einige Werke, die im höchsten Grade verheißungsvoll genannt werden müssen. Der erste bedeutende atheniſche Künstler, von dem wir hören, war Antenor. Er bekam unter anderem vom Staate den Auftrag, die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton in lebensgroßen Statuen zu verherrlichen. Wir besitzen einige Nachbildungen dieses gefeierten Werkes (z. B. auf dem Schild der Athene Abb. 150): bei aller Befangenheit, die man den Figuren noch anmerkt, ist doch schon eine Lebensfülle darin erreicht, die alle orientalischen Werke weit hinter sich läßt. Was diese frühesten griechischen Bildwerke wie alle späteren auszeichnet, ist der Fleiß und die Treue in der Auffassung und Wiedergabe des menschlichen Körpers. Wir wiesen schon früher (S. 213) darauf hin, daß dieser Vorzug gewiß damit zusammenhängt, daß die griechischen Künstler tagtäglich Gelegenheit hatten, die schönsten jugendlichen Leiber in der Ringschule sich tummeln zu sehen.

In schroffem Gegensatz zur übereleganten Kunst der Jonier zeigen die Dorier des Peloponnes und die Dorier in Unteritalien zum Teil eine Auffassungsweise, die an rücksichtsloser Deutlichkeit, an naturwüchsiger, fast bäurischer Ehrlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Als Probe diene die S. 67 abgebildete Metope aus dem sizilischen Selinunt. Der Inhalt ist offenbar diesen Künstlern alles, die Form nichts, von einschmeichelnder Gefälligkeit ist bei ihnen nichts zu spüren. Aber nicht in allen dorischen Städten war zu Ausgang des griechischen Mittelalters dies der Stil, in dem man Bilder schuf. Auf Ägina z. B., der Nachbarinsel Athens, hat man um 530 einen Tempel mit Giebelfiguren geschmückt, denen

eine gewisse sichere Eleganz nicht abgesprochen werden kann, wenn auch die Treue in den anatomischen Einzelheiten ihren Hauptvorzug ausmacht (vgl. Abb. 78). Der Gesichtsausdruck ist auch hier noch befangen: selbst um die Mienen der Sterbenden schwebt jenes verlegene Grinsen, das wir bei allen bisher betrachteten altertümlichen Skulpturen fanden — nur fällt es uns bei den sonst so ausdrucksvollen und lebenswahren Ägineten ganz besonders störend auf. Natürlich wollte der Künstler diese Sterbenden nicht lächeln lassen. Er versuchte nur überhaupt, Empfindung und Seele in die Gesichter zu legen, ohne mehr als einen grinsend verzogenen Mund zu stande zu bringen. Erst ganz kurz vor den Perserkriegen ist es vereinzelt gelungen, die Gesichter wirklich zu beseelen und ihnen ungezwungenen, natürlichen Ausdruck zu verleihen. Damit aber war erreicht, was die ganze orientalische Kunst so gut wie nie vermocht hat. Da, wo wir die griechische Plastik schon vor den Perserkriegen angelangt sehen, war die Bildhauerkunst der Ägypter und Assyrer immer stehen geblieben: den großen Schritt aus der Befangenheit und Schablone zur freien Gestaltung und Meisterung des Stoffes haben von allen Völkern des Altertums nur die Griechen gethan. Aber freilich so recht erst, nachdem sie sich ihre politische Selbstständigkeit gegen die Perser erkämpft hatten; und darum wird von den freien Werken des griechischen Meißels erst später zu handeln sein.



166. Athene-Priesterin.

Im Perserschutt der Akropolis gefunden, wahrscheinlich ein Werk Antenors. Ergänzungsversuch von Studniczka. Der sonderbare Zierat auf dem Kopfe sollte die Verunreinigung durch Vögel verhindern; denn diese Bildnisse standen im Freien.

Poesie und Lebensweisheit.

Freier, weil nicht gehemmt durch das starre Material, erhob sich der griechische Genius schon früh in der Dichtkunst. Die epische Poesie, deren Erzeugnisse wir kennen, verklang allmählich; die lyrische Dichtung kam auf, das heißt Gesänge, die zur Lyra vorgetragen wurden. Berichtet der epische Dichter über mythische und geschichtliche Begebenheiten, ohne seine eigenen Gefühle dabei kund zu thun, so schildert der Lyriker den Eindruck, den die Erscheinungen der unsichtbaren und sichtbaren Welt, der beseelten und unbeseelten Natur auf ihn selbst machen. Das Epos ist sachlich, objektiv, die Lyrik persönlich und durchaus subjektiv. Mit dem Vortrage lyrischer Gesänge waren regelmäßig Musik und Tanz verbunden. Der Tanz war ganz verschieden von unseren Rundtänzen, eine rhythmische Bewegung des ganzen Körpers, unseren Figurentänzen noch am ehesten vergleichbar. Vielerorts nahm das ganze Volk daran teil, sonderte sich in Chöre und zog im Wechselreigen um die Altäre der Götter.



167. Anakreon.
Kopf der Marmorstatue im Museum zu Berlin.

Zu einer kunstvollen Lyrik konnte es erst kommen, nachdem die Musik eine gewisse Weiterbildung erfahren hatte. Es geschah dies durch die Einführung der in Phrygien erfundenen Flöte, die sich allmählich neben der alteinheimischen Leier ihren Platz eroberte. Beim Gelage wie auf dem Kriegsmarsch, bei Götterfesten wie am Grabe erschollen ihre weichen, beweglichen Weisen. Und auch die alteinheimische viersaitige Phorminx erfuhr eine Verbesserung; sie erhielt statt der vier Saiten jetzt deren sieben und konnte jetzt auch höheren musikalischen Ansprüchen genügen.

Zuerst und am schönsten entwickelte sich die Lyrik bei den äolischen Griechen, besonders auf der Insel Lesbos. Daselbst blühte sie schon vor dem Jahre 700 durch Terpandros, der einen Aufruhr in Sparta durch die Macht seiner Lieder gestillt haben soll, der jedenfalls in Sparta bei gewissen Götterfesten den Wettgesang einzelner Sänger eingeführt und das musikalische Leben mächtig gefördert hat.

Durch Witz und Bedeutsamkeit der Gedanken wie durch Eigentümlichkeit des Ausdruckes zeichnete sich etwas später Archilochos von Paros aus. Unbändig stürmte er, Kriegsmann und Dichter zugleich, durch ein wild-

bewegtes Leben. Schwerterklang und Wachtdienst, Seefahrt und Meersturm, Becherlupf und Liebessehnen, aber auch allerhand Tiefsinn über den Lauf der Welt sind die Gegenstände seiner Lyrik. Die Heftigkeit seines Wesens verriet sich zumal in seiner Liebe zu Neobule. Als der Vater seiner Braut ihm die Tochter versagte, strömte er seinen Ingrimm in so gehässigen Versen aus, daß Vater und Tochter sich erhängt haben sollen.

Eine ganz andere Natur, charaktervoll und gemessen bei aller Fülle des Temperaments, war Tyrtäos, von dessen politischer Thätigkeit in Sparta schon früher (s. S. 196) die Rede war. Er soll ein lahmer Schulmeister aus Attika gewesen sein, aber die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er da, wo er wirkte, auch geboren war. Von seiner Sangesweise mag folgendes Bruchstück einen Begriff geben:

Schreite denn jeder beherzt vorwärts, in den Boden die Füße
  Fest eindrückend, die Zähn' über die Lippen geklemmt,
Brust und Schulter zumal und hinabwärts Hüften und Schenkel
  Hinter des mächtigen Schilds eherner Wölbung gedeckt.
Also die starrenden Reih'n eindringender Feindesgeschwader
  Wirft er zurück und dämmt mächtig die Woge der Schlacht.
Aber bezwingt ihn der Tod im Vorkampf: seinem Erzeuger,
  Seiner Gemein' und Stadt bringt er erhabenen Ruhm.

In Sparta sang auch Alkman, der aus Sardes stammte und als Kriegsgefangener an den Eurotas gekommen sein mag. Er bildete besonders den Chorgesang aus. Seine Lieder, in Strophe und Gegenstrophe geteilt, wurden bei Waffentanz, bei festlichen Aufzügen, sowie bei den Spielen und Übungen gesungen. Doch verfaßte er auch zarte Gesänge voll Schelmerei und Lebenslust. Entschieden stimmungsvoll ist folgende Strophe:

Still ruh'n jetzo die Häupter der Berg' und tiefe Schluchten,
Meerfels und düst'rer Abgrund,
Alle belebten Geschöpfe, genährt auf dunkler Erde,
Tiere des Waldgebirges, der Bienen emsige Schwärme
Und tief im Purpurmeere
Ungeheuer; es ruht jetzt auch der Vögel
Fröhlich beschwingtes Geschlecht.

Sein Schüler soll Arion aus Methymna auf Lesbos gewesen sein. Er weilte bei Periandros, dem Beherrscher von Korinth (S. 225 f.), und wurde nach einer viel erzählten Sage von einem Delphin ans Land getragen, als ihn räuberische Schiffer ins Meer stürzten. Am tänarischen Vorgebirge in Lakonien soll er das Gestade erreicht haben. Daselbst befand sich noch in späterer Zeit ein in Erz gegossenes Bild, welches einen Mann (Poseidon?) vorstellte, der auf einem Delphin ritt. Es ist wahrscheinlich, daß diese Darstellung Anlaß zu der Sage gegeben hat. Bekannt wurde Arion besonders dadurch, daß er den Dithyrambos, das Festlied zu Ehren des Bacchos, ausbildete und von Chören, die in rhythmischen Bewegungen den Altar des Gottes umtanzten, ausführen ließ. Von seinen Dichtungen ist nichts auf uns gekommen.

Ebenso gefeiert war Ibykos von Rhegion. Er wurde auf dem Wege zu den isthmischen Spielen von Mördern erschlagen und klagte vorüberfliegenden Kranichen sein herbes Geschick. Bei dem Festspiele zu Korinth, mit dem die Totenfeier für den Dichter verbunden war, flogen Kraniche über das Theater hin, wo auch die Mörder saßen. Wie von den Erinyen

getrieben, rief einer dem anderen zu: „Sieh dort, die Kraniche des Ibykos!" Man ergriff sogleich beide und zwang sie zum Geständnis ihrer Schuld. Schiller hat, wie bekannt, aus dem Stoff eine seiner schönsten Balladen geschaffen.

Ungleich bedeutender ist Stesichoros aus dem sizilischen Himera. Auf ihn geht die Einrichtung des griechischen Chorgesanges zurück, wonach auf die Strophe des einen Halbchores der andere Halbchor mit einer Gegenstrophe erwiderte und endlich eine gemeinsam gesungene Epode das Ganze schloß. Aber nicht nur in formaler Hinsicht ist Stesichoros der Gesetzgeber des Chorgesanges, sondern auch für den Inhalt der Lieder. Daß der Stoff zu denselben der



168. Alkäos und Sappho. Darstellung auf einer Vase.

Aus dem Munde des Alkäos „perlt" Gesang, während Sappho lauscht. Beide halten eine siebensaitige Leier in der Linken, in der Rechten das sogenannte Plektron, ein metallenes Stäbchen, mit dem man die Saiten schlug.

Sage zu entnehmen sei, hat er zuerst als Grundsatz aufgestellt. Und indem er die früher episch behandelten Mythen nun ins Lyrische umdichtete, hat er ihnen vielfach ganz neue Seiten abgewonnen. Sein Einfluß aber reichte, so weit die griechische Zunge verstanden wurde.

Heiter und lieblich feierte besonders Anakreon aus Teos in Jonien alles, was das Leben schmückt und erfreut (Abb. 167). Er hielt sich anfangs am glänzenden Hofe des Polykrates in Samos, dann in Athen bei Hipparchos auf, ein überall gern gesehener Lebemann und guter Gesellschafter. Noch im Alter gelangen ihm zierliche Verse voll Laune und Leidenschaft. Einem lesbischen Mädchen huldigte der schon betagte Dichter in folgenden Strophen:

Mir zuwerfend den Purpurball
Fordert Eros im Goldgelock
Mich zum Spiel mit dem zierlichen
Buntsandaligen Kind auf.

Doch sie stammt von der prangenden
Lesbos-Insel und rügt mein Haar;
Grau ja sei's, und in Sehnsucht, ach,
An ein blondes gedenkt sie.

Unter den Sängern der Insel Lesbos erlangte den höchsten Ruhm Alkäos, der mitten in einer sturmbewegten Zeit stand. Mit Lied und Schwert suchte er die Tyrannen seiner Heimat zu stürzen, und da ihm dies nicht gelang, ging er in die Verbannung, wo er nach langem Umherirren den Tod fand. Die wilde Schlacht und den Seesturm verstand er ebenso zu besingen wie den fröhlichen Umtrunk und die Leidenschaften der Liebe. Wie politisch gefärbt sein Lied sein konnte, zeigt folgendes Bruchstück, worin der durch Aufruhr erschütterte Staat mit dem Schiff auf sturmgepeitschtem Meere verglichen wird:

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran,
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt.

Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt;
Denn schon des Masts Fußende bespült die Flut,
Und von zerborstnem Segel trostlos
Flattern die mächtigen Fetzen abwärts.

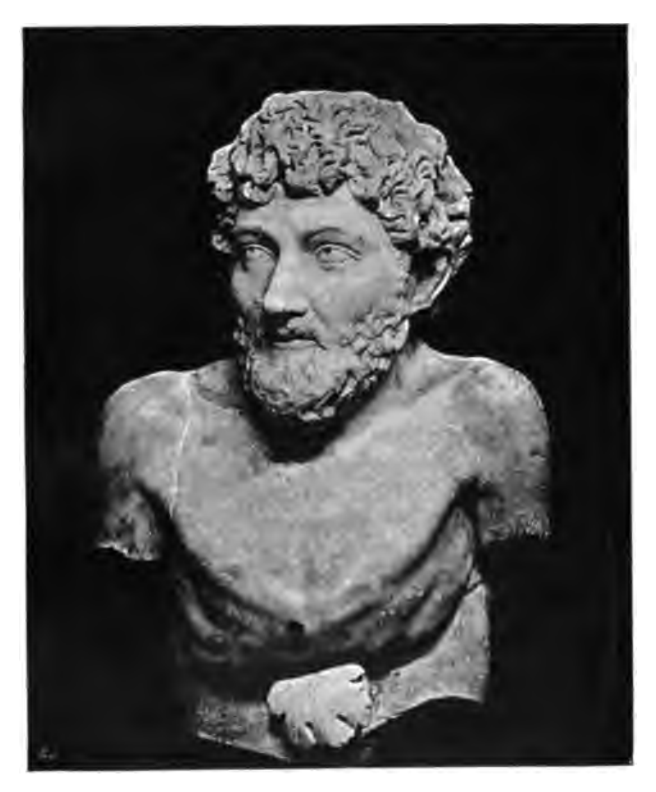
Die Stadt Mytilene auf Lesbos war auch der Geburtsort der Dichterin Sappho, einer Zeitgenossin des Alkäos. Ihr gelangen die zartesten Weisen über das Leben in Wald und Flur. Vor allem aber hat sie ihren Freundinnen Hochzeitslieder voll erschütternder Schwärmerei gedichtet. Die Glut dieser Liebeslieder hat ihr später üble Nachrede eingetragen; von verzehrender Neigung zu einem jüngeren Manne erfaßt, soll sie in Verzweiflung vom leukadischen Felsen ins Meer gesprungen sein (S. 20). Ihre Lieder, größtenteils in der nach ihr genannten Strophe gedichtet, wurden überall in der griechischen Welt gesungen. Eines derselben hat folgenden Wortlaut:

Hochbeglückt wie selige Götter däucht mir,
Wem dir tief ins Auge zu schau'n und lauschend
An dem Wohllaut deines Gesprächs zu hangen
Täglich vergönnt ist,
Und am Sehnsucht weckenden Reiz des Mundes;
Doch mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn du nahst, beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.
Ach, der wortlos Starrenden rinnt urplötzlich
Durch die Glieder fliegende Glut; verworren
Flirrt es mir vor Augen und dumpf betäubend
Klingt es im Ohr mir.

Wie die gefeierte Dichterin als Mutter fühlte, spricht sich in folgender Strophe aus:

„Mir blühet ein holdes Kindlein,
Wie rosige Blumen so lieblich,
Von Liebreiz strahlend und Schöne.
Holdselige Klais,
Dich geb' ich um Lydiens Gold nicht,
Mein Kind, mir teurer als Lesbos.“

Bei dem phantasiebegabten Griechenvolk hat natürlich schon früh die volkstümliche Fabel und das Märchen sich großer Beliebtheit erfreut. Äsop, angeblich ein geborener Phrygier, über dessen wirkliches Leben wir so gut wie nichts wissen, muß in dieser Gattung Hervorragendes geleistet haben; denn als man um 600 anfing, den Fabel- und Märchenschatz, der im Volke von Mund zu Mund ging, aufzuzeichnen, hat man für alle diese volkstümlichen Erzählungen den Äsop als Autor verantwortlich gemacht. Praktische Lebens-



169. Äsop.
Büste in der Villa Albani.

weisheit in Gestalt von Tierfabeln bildet ihren Hauptinhalt: Löwe und Wolf, Hund und Esel, vor allem aber der Fuchs müssen mit ihren Schwächen immer wieder herhalten, um menschliche Thorheiten bloßzustellen. Zu diesen Fabeln kommen Märchen und Schwänke, Anekdoten und Albernheiten jeder Art, kurz alles, was den Geschmack des gemeinen Mannes erfreut. In den Rhetorenschulen knüpften die Lehrer später ihre Sprech- und Denkübungen mit Vorliebe an diese äsopischen Stoffe an: indem der Schüler sich übte, eine Fabel bald auszuschmücken, bald auf ihre knappste Form zu bringen, bald ihren pädagogischen Wert abzuschätzen, erwarb er sich mannigfache rhetorische Übung.

Glauben und Forschen.

Das 6. Jahrhundert war aber nicht bloß für Kunst und Poesie ergiebig, es bezeichnet auch in anderer Hinsicht einen Höhepunkt. Eine frische Schaffensfreudigkeit ging durch die griechische Welt; man hatte auf allen Gebieten das Gefühl, daß man es schon herrlich weit gebracht und noch viel weiter bringen könne. Dem Lebensideal der damaligen Griechen läßt sich eine gewisse sittliche Höhe nicht absprechen: Ernst und Lebensfreude, Genießen und Maßhalten waren bei ihnen zu sicherer Harmonie verschmolzen. Vor den seltenen Männern, die in den Gang der menschlichen Dinge Einblick besaßen und deshalb als Staatsmänner oder Gesetzgeber Großes für den Frieden in den Gemeinden leisten konnten, empfand das Volk einen gewaltigen Respekt: frühzeitig umrankten Legenden die Gestalten dieser Männer, unter denen die sogenannten sieben Weisen besonders hervorragten (vergl. o. S. 228). Solon, Thales von Milet, Bias von Priene und Pittakos von Mytilene werden einstimmig als zu dieser heiligen Siebenzahl gehörig genannt; bei den anderen drei schwankten die Ansichten, so daß bald Periander, Cheilon und Kleobulos, bald andere bekannte Persönlichkeiten dazu gerechnet werden. Die reiche Spruchdichtung der Griechen, von der wir schon in der Vorhalle des delphischen Tempels Proben kennen gelernt haben (s. o. S. 201), sollte auf diese sieben Weisen zurückgehen.

Auch auf religiösem Gebiete blieb es nicht beim Alten. Das Volk verlangte wie überall so auch in Hellas nach Mystik und Schwärmerei — und diesem Bedürfnis entsprach auf die Dauer die Religion Homers ebensowenig wie das Lehrgedicht Hesiods. Die bäuerlichen Kulte der Demeter und des Dionysos, die von den Peisistratiden in Athen eingebürgert wurden, enthielten schon mehr von dem Geheimnis- und Wundervollen, wonach die Volksseele schmachtete. Besonders die eleusinischen Mysterien oder Geheimdienste erfreuten sich steigender Beliebtheit. Sie galten nicht nur der Demeter und Persephone, ihrer Tochter, sondern zugleich dem Jacchos, dem Sohne des Zeus und der Persephone, einer dem Dionysos verwandten Gottheit. Im Herbst war das große Fest; dann brachten viele Tausende das Bild des Jacchos von Athen nach Eleusis, wo nächtliche Fackeltänze der Eingeweihten und mancherlei geheimnisvolle Orgien aufgeführt wurden. Ganz allgemein herrschte der Glaube, daß, wer die Weihen von Eleusis empfangen habe, einem seligen Geschick im Jenseits entgegengehe, während die Uneingeweihten ein freudloses Schattendasein zu gewärtigen hatten.

Verwandt ist die religiöse Bewegung der sogenannten Orphiker, deren Lehre um 550 in der Hauptsache feststand. Um der neuen Sekte die Empfehlung hohen Alters zu verschaffen, wurde Orpheus, der uralte thrakische Sänger (S. 166), für ihren Stifter erklärt. Der große Gott dieser Orphiker ist Dionysos, mit dem sich Zeus in die Rolle des allbelebenden Weltbeherrschers teilen muß. In einer Theogonie, die vielfach an die Hesiods sich anlehnte, erzählen die Orphiker mit viel Phantasie die Entstehung ihrer Götter aus dem silbernen Welt-Ei. Des Menschen irdischer Leib erschien ihnen als Gefängnis für die Seele; nur die Weihen vermögen daraus zu befreien. Von Ort zu Ort ziehend priesen die Orphiker ihre Gnadenmittel

der Menge an. Sie verlangten nicht bloß äußerliche Weihe, sondern ein reines Leben unter strengem Fasten und Bußübungen. Jeder Totschlag, auch der von Tieren, war ihnen fürchterlich; so wurden sie Vegetarianer. Gerade durch ihre Strenge, durch ihre Forderung von Buße und reinem Wandel, endlich durch die mystische und dabei poetische Formulierung ihrer Glaubenssätze erwarben sie großen Anhang, und das nicht bloß bei den kleinen Leuten.

Was diese orphische Religion für die breiten Massen des Volkes, das bedeutete die Philosophie für die leitenden Kreise. Auch sie nahm ihren Ausgangspunkt von der Unzulänglichkeit des Weltbildes, wie es die herrschende Staatsreligion zu entwerfen pflegte. Die Fülle der neuen Erfahrungen, die man gemacht, zwang dazu, die Welt mit neuen Augen anzusehen. Wieder ist es Jonien, wo man zuerst die Fessel der überlieferten Vorstellungen kühn zu zersprengen wagte und eine neue Weltanschauung zu schaffen unternahm.

Der erste, der mit kühnem Selbstvertrauen daran ging, das ganze Weltall einheitlich neu zu erklären, war Thales von Milet, als Staatsmann wie als Gelehrter gleich ausgezeichnet. Die Hauptfrage war für ihn wie für seine Nachfolger die nach dem einheitlichen Urstoff, aus dem die Fülle der Einzeldinge herzuleiten sei. Thales glaubte diesen Urstoff im Wasser erkannt zu haben; der flüssige Zustand der Materie schien ihm der zu sein, von dem aus sich sowohl das Feste als das Luftartige am leichtesten begreifen lasse. Nicht umsonst war er ein Sohn des jonischen Stammes, dem das Wasser von jeher als Lebenselement galt. Die physikalischen Kenntnisse, über die er verfügte, müssen erhebliche gewesen sein. In den gesetzmäßigen Lauf der Gestirne hatte er soviel Einblick, daß er die Sonnenfinsternis des Jahres 585 auf den Tag vorhersagen konnte. Die Höhe der Pyramiden bei Memphis maß er nach ihrem Schatten, das Rätsel der Nilüberschwemmung suchte er wissenschaftlich zu erklären. Seinen Landsleuten galt er mit Recht als Wundermann.

Einen großen Schritt weiter that ein jüngerer Landsmann des Thales, Anaximander. Auch er suchte nach dem Urstoff des All, nur behauptete er von ihm, er müsse unendlich sein, da sonst die unendliche Fülle der Einzeldinge daraus nicht hergeleitet werden könne. Etwas Unendliches giebt es aber im Bereich dessen, was die Erfahrung uns kennen lehrt, nirgends; sein Urstoff ist also nicht irgendwo wahrnehmbar vorhanden, wie das Wasser des Thales, sondern kann nur gedacht werden. Er scheut nicht davor zurück, die sinnlich gegebene Welt durch etwas bloß Gedachtes zu erklären. Aber welche Eigenschaften im einzelnen außer der der Unendlichkeit und Unvergänglichkeit seinem unendlichen Urstoff zukommen und auf welchem Weg er alle Einzeldinge daraus geworden dachte, wird uns nicht überliefert. Daß auch er erhebliche naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, dafür spricht unter anderem die Nachricht, daß er zum erstenmal eine Erdkarte entworfen haben soll.

Körperlich wieder faßte der Milesier Anaximenes den Urstoff auf, nämlich als Luft. Die Luft schien dem Unendlichen des Anaximander am nächsten zu kommen; bei ihrer großen Beweglichkeit konnte aus ihr am leichtesten die Fülle der Weltdinge sich abgeleitet haben. Sie besitzt die größte Ähnlichkeit mit unserer Seele und hält, wie diese den ganzen Körper, so ihrerseits das Weltall zusammen. Durch erwärmende Verdünnung der Luft

dachte Anaximenes das Feuer entstanden, durch Abkühlung dagegen und Verdichtung die Wolken, den Regen und schließlich selbst Erde und Gesteine.

Weniger Gelehrter als Dichter war Xenophanes von Kolophon. Gleich vielen Zeitgenossen nahm er an den Göttern Homers, an ihren menschlichen Begierden und Verirrungen berechtigten Anstoß und wagte es, sich öffentlich von ihnen loszusagen. Sein Gott war ein einziger, einiger, nie gewordener, unvergänglicher, kurz er besaß alle Eigenschaften, die von den milesischen Philosophen ihrem Urstoff angedichtet worden waren, er war für Xenophanes dieser Urstoff selbst. Gott war nur einer — und doch umfaßte er, erfüllte er das ganze Weltall, eine Anschauungsweise, die der Grieche Pantheismus nannte. Hatten die Milesier darauf gehalten, daß ihr Urstoff die denkbar größte Wandelbarkeit besitze, so legte Xenophanes auf die Unveränderlichkeit seines göttlichen Urstoffes das größte Gewicht. Freilich war es nun schwierig, die Menge der höchst veränderlichen Einzeldinge aus dem unveränderlichen Urstoff zu erklären — aber diese Schwierigkeit scheint dem Kolophonier nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Xenophanes hat nur den kleinsten Teil seines Lebens in seiner jonischen Heimat zugebracht; nach langen Sängerfahrten ließ er sich schließlich in Elea in Unteritalien nieder; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er das wissenschaftliche Denken der Jonier aus dem griechischen Osten nach dem fernsten Westen trug. Eben in Elea ist später eine sehr bedeutende Philosophenschule entstanden.

Auch Pythagoras von Samos eiferte gegen die Religion der Dichter, weil sie ihm des sittlichen Ernstes zu entbehren schien. Wie Xenophanes so kam auch er nach langen Reisen zuletzt nach Unteritalien, um in der reichen Stadt Kroton sich dauernd niederzulassen. Er gründete dort eine Religionsgenossenschaft und übte in sittlicher Beziehung eine große Wirkung aus. Die Wissenschaft war ihm nicht Selbstzweck, sondern nur eines der Mittel, um sein eigentliches Ziel, die Hebung der Mitbürger zu einer höheren Moral, zu fördern. Zu diesem Ende stellte er auch die Lehre von der Seelenwanderung auf, wonach die Seele nach dem Tode von einem Körper in den anderen wandern muß, bis sie völlig geläutert wieder zur Gottheit zurückkehrt. Es war ein sehr aristokratischer Kreis, der sich im Geheimbunde des Pythagoras zusammenfand; erst nach jahrelanger Prüfung konnte man darin Aufnahme finden. Während aber Pythagoras selbst nicht eigentlich Forscher und Gelehrter, sondern Religionsstifter und Erzieher war, so haben seine späteren Anhänger auch in der Wissenschaft Eigenartiges geleistet. Doch das gehört in ein späteres Kapitel.

Fassen wir alles zusammen, so finden wir um die Wende des 6. Jahrhunderts das griechische Volk im Besitze einer reichen, eigenartigen Kultur. Auf allen Gebieten regt sich ein verheißungsvolles, kräftiges Leben. Da kam der Barbar aus dem Osten und zertrat diese ganze Kultur! Doch nein, er hat sie nicht zertreten, konnte sie nicht zertreten, mit allen Mitteln roher Gewalt nicht. Denn die Heimsuchung, die mit den Perserkriegen über Hellas hereinbrach, fand ein Volk, das für seine Heimat und die Errungenschaften seiner Gesetzgeber und Geisteshelden mit aller Überlegenheit, die Freiheit und Gesittung verleihen, in den Kampf zog. So mußte es siegen, und es hat gesiegt.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeit der Perserkriege.

Das Perserreich.

Auf, Hellas' Söhne, strömt zur Schlacht,
Befreit die Vatererbe, Kinder, Gattinnen,
Befreit der Heimatgötter alten Sitz, befreit
Der Ahnen Gräber! Jetzt um alles gilt der Kamp!
Aus Äschylos' „Persern."

Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, war auch der Sitz der ältesten Kultur. Die Paläste, Tempel und Bildhauerarbeiten, deren Trümmer man aus dem Schutt von Babylon und Ninive hervorgräbt, zeugen von einer uralten Bildung, deren Wurzeln weiter zurückreichen als selbst die der ägyptischen. Es fehlte aber den asiatischen Völkern der Drang des rastlosen Fortschrittes, der die Griechen von einem Ziele zum anderen bis zum höchsten forttrieb. Sie besaßen nicht die Freiheit der Selbstbestimmung, sondern erstarrten unter dem Drucke despotischer Gewalthaber. Dagegen waren sie stark in sich und nach außen durch die Einheit des Willens, der sie lenkte, und daher zur Ausbreitung ihrer Herrschaft und zu weitausschauenden Unternehmungen geschickt. Solange die Staaten und Reiche Vorderasiens unter sich im Kampfe begriffen waren, konnten sie freilich nicht wagen, begehrliche Blicke nach Europa hinüber zu werfen. Anders wurde dies, als alle Völker zwischen dem Mittelmeere und den skythischen Steppen zu einem einheitlichen Weltreiche zusammengeschlossen wurden.

Um 560 v. Chr. führte Kyros, der Fürst der Perser, sein rauhes, aber tapferes und hochbegabtes Volk mit kühner Thatkraft hinaus aus den engen Grenzen der Heimat zur Herrschaft über die reichen, wohlangebauten Länder der Nachbarn. Zuerst wurde das nördliche Medien überwältigt, nachdem dessen König Astyages geschlagen und gefangen genommen worden war. König Krösus von Lydien, der zur Rache heranzog, hatte dasselbe Schicksal in seiner Hauptstadt Sardes. Darauf erlag Babylon mit dem von ihm abhängigen Assyrien. Auch die griechischen Pflanzstädte an der Küste von Kleinasien, besonders das reiche Milet, wurden nacheinander zur Unterwerfung gebracht.

Der Sohn und Nachfolger des Kyros war Kambyses. Er vergrößerte noch das Reich, indem er mit siegender Gewalt ganz Ägypten eroberte. Wider ihn erhob ein Betrüger, der falsche Smerdis, die Fahne des Aufruhrs und bestieg nach dem bald darauf erfolgten Tode des Kambyses den Thron. Sieben edle Perser aber ermordeten ihn in seinem Palaste, und einer von diesen, Dareios, der Sohn des Hystaspes, wurde im Jahre 521 König. Manches Jahr mußte er um seine Anerkennung kämpfen, selbst in seinem Heimatlande Persien hatte er Kämpfe zu bestehen; aber er blieb überall Sieger und vereinigte schließlich unter seinem Zepter alle Lande, die dem Kyros und Kambyses gehuldigt hatten. Damit jedoch begnügte er sich nicht, sondern dehnte seine Eroberungen weit über die Länder aus, welche gegenwärtig Afghanistan,



170. Dareios hält Kriegsrat wider Hellas.

Mittelstück der figurenreichen „Dareios-Vase“ in Neapel.

Dareios sitzt auf einem Thron, der an die Beschreibung vom Thron des Zeus in Olympia erinnert. Auf seinem Schoß liegt ein Schwert, in seinem rechten Arm ruht ein mit goldenen Nägeln beschlagenes Zepter. Hinter ihm steht ein junger Leibwächter mit bloßem Richtschwert auf der rechten Schulter. Vor dem König steht ein älterer Mann in Reisekleidung und erhebt wie warnend zwei Finger der rechten Hand. Er steht auf einer runden, weißgelb bemalten Basis, mit der es folgende Bewandtnis hat: wer dem Perserkönig in bedenklicher Sache einen Rat erteilen wollte, der mußte dazu auf einen Goldbarren treten; wurde sein Rat gebilligt, so erhielt er den Barren als Lohn, zugleich aber Peitschenhiebe wegen seiner Keckheit. Bestimmte Namen wird man den Ratsherren des Großkönigs nicht beilegen dürfen. Der ohne Kopfbedeckung ganz rechts scheint ein Grieche zu sein: man ist geneigt, dabei an Hippias oder Demaratos zu denken (vgl. S. 276).

Beludschistan und das westliche Tibet heißen. Der Himalaya und der Indos wurden die Grenzen seiner Herrschaft.

Nach diesen Kriegsthaten beschäftigte sich Dareios mit den inneren Angelegenheiten des ungeheuren Staates. Er teilte das ganze Reich in zwanzig Provinzen oder Satrapien, ordnete die Steuern, das Gerichts- und Polizeiwesen und sorgte für Straßen, für Ackerbau und Handel. Doch beharrte er nicht lange bei diesen Werken des Friedens. Sein Herz war nach neuem kriegerischen Ruhm begierig, und er blickte umher, wohin er seine Waffen kehren solle.

Am Schwarzen Meer nördlich von der Donau wohnten die wilden Skythen, Volksstämme ohne Gesetze, ohne Landbau und ohne bedeutende Städte. Sie tranken Stutenmilch, aßen Pferdefleisch und sollen sogar Menschenfleisch nicht verschmäht haben. Immer zu Roß, wie die heutigen

Mongolen, ihre Stammverwandten, trieben sie sich unstät in den Einöden am Dniepr und Don umher und waren schon mehrfach auch nach Kleinasien verheerend vorgedrungen. Das Reich dauernd gegen diese räuberischen Horden zu schützen, erschien dem Dareios geboten. Sein Plan ging aber noch weiter: er wollte offenbar den ganzen Umkreis des Schwarzen Meeres seinem Reiche einverleiben.

Zu dem Ende vereinigte er eine große Heeresmacht, angeblich 700000 Mann zu Roß und zu Fuß, und eine meist von den griechischen Städten Kleinasiens aufgebrachte Flotte von 600 Schiffen im Jahre 513 am Bosporos. Der samische Baumeister Mandrokles schlug eine Brücke über die Meerenge. Nachdem das Heer darüber gegangen, wurden die thrakischen Völker südlich und nördlich vom Hämosgebirge bezwungen. Dann rückte der König siegreich bis zur Donau vor. Eine Brücke wurde über den riesigen Strom geschlagen, und als Wächter derselben ließ Dareios, während er selbst gen Norden gegen die Skythen zog, die griechischen Fürsten zurück, die er zu Oberherren über die ionischen Städte eingesetzt hatte. Er übergab ihnen einen Riemen, worin 60 Knoten geknüpft waren, und befahl ihnen, jeden Tag einen Knoten aufzulösen, dann aber nicht länger auf ihn zu warten, sondern den Rückweg anzutreten.



171. Skythe aus der Krim. Darstellung auf einer Elektronvase.

Dem Befehle gemäß warteten an der Brücke die griechischen Führer mit ihren Scharen, lösten täglich einen Knoten und blickten über die öden Steppen nach dem König aus. Schon waren die 60 Tage verflossen, und noch ließ sich kein Bote von dem großen Heere sehen, der Nachricht gebracht hätte. Da erschien plötzlich eine Horde berittener Skythen und forderte die Griechen auf, die Brücke abzubrechen, weil der König nach vergeblichem Umherziehen in dem öden Lande seinem Untergange nahe sei. Sofort traten die Fürsten zur Beratung über die zu ergreifenden Maßregeln zusammen.

Unter ihnen befand sich auch der Athener Miltiades, der damals auf dem thrakischen Chersones eine umfangreiche Herrschaft besaß, in deren Besitz seine Familie auf ungewöhnliche Weise gekommen war. Zur Zeit des Peisistratos sahen sich nämlich die Thraker des Chersones von ihren Nachbarn bedrängt. Sie schickten daher nach Delphi, um sich eine griechische Hilfskolonie zu erbitten, und die Gesandten erhielten vom Orakel die Weisung, den zu ihrem Führer zu erwählen, der ihnen zuerst Gastfreundschaft anbieten würde. Auf dem Rückweg zogen sie durch das Land der Phoker und Böoter bis nach

Athen, ohne daß ihnen ein solches Anerbieten geworden wäre. Als sie aber durch die Straßen dieser Stadt wandelten, saß ein Mann mit Namen Miltiades vor seinem Hause. Er nötigte die Fremden, bei ihm einzutreten und Herberge zu nehmen. Jene folgten freudig der Einladung und machten ihn sofort mit dem Zweck ihrer Reise und dem Götterspruch bekannt. Ohnehin unzufrieden mit der Herrschaft des Peisistratos, war Miltiades gern bereit, den Wünschen der Thraker nachzukommen. An der Spitze eines wanderlustigen Haufens segelte er nach dem Chersones, wo er durch zweckdienliche Anordnungen die Kolonie gegen feindliche Angriffe sicherstellte. Nach seinem Tode ward sein Neffe Stesagoras und dann dessen Bruder, der gleichfalls Miltiades hieß, Oberhaupt des Chersones. Dieser mußte sich, wie die anderen Städte und Völker Thrakiens, dem Perserkönig unterwerfen, als derselbe über den Bosporos ging, um die Skythen zu bekriegen.

Miltiades hatte sich nur mit Widerwillen in das Unvermeidliche gefügt, und als nun die Skythen an der Donau anlangten und von der Bedrängnis der Perser berichteten, riet er sofort, die Brücke unverzüglich abzubrechen, den König seinem Schicksale zu überlassen und die äolischen, jonischen und dorischen Städte und Inseln zur Abschüttelung des persischen Joches aufzurufen. Doch Histiäos von Milet widersprach ihm: die griechischen Stadthäupter seien nur durch die Herrschaft des Königs in ihrem Besitze gesichert; sie alle würden nach dessen Untergang gar bald durch den Freiheitssinn der Städte vertrieben werden; es liege daher in ihrem eigenen Interesse, treue Statthalter des Königs zu sein. Diese Rede gab den Ausschlag: die Brücke blieb erhalten, und Dareios, der bald nachher mit seinem durch Entbehrungen sehr geschwächten Heere ankam, konnte den Übergang ungehindert bewerkstelligen. Histiäos wurde für seine Treue reichlich belohnt; Miltiades aber, der allen Grund hatte, die Rache des Königs zu fürchten, flüchtete bald darauf nach Athen. Dort wurde er anfangs mit argwöhnischen Blicken betrachtet, und Neider und Widersacher verhandelten sogar vor Gericht darüber, ob ein Mann, der lange Zeit an fürstliche Herrschaft gewöhnt gewesen sei, ohne Gefahr für die Freiheit in ihrer Stadt Aufnahme finden könne. Indessen entschied der Gerichtshof zu seinen Gunsten, und durch seine Weltkenntnis und kriegerische Tüchtigkeit brachte er es bald auch in der Heimat zu ungewöhnlichem Ansehen.

Der Aufstand der Jonier.

Dareios zog sich nach dem Mißlingen des Skythenzuges nach Susa zurück und überließ seinen Feldherren und Satrapen die Unterjochung des übrigen Thrakiens. Von dem tapferen Megabazos wurden in den folgenden Jahren nicht nur die meisten thrakischen Stämme bezwungen, sondern auch die abgefallenen griechischen Städte am Bosporos, an der Propontis, am Hellespont mit Waffengewalt von neuem unterworfen. Abydos ging in Flammen auf, Doriskos am Hebros unterlag, die Bürger von Perinthos an der Propontis, von Byzantion, die streitbaren Bewohner der Inseln Imbros und Lemnos mußten das Joch der Knechtschaft auf sich nehmen; bis nach Makedonien reichte schon der persische Einfluß, und wer sehen wollte, mußte sehen, daß er hier nicht Halt machen würde.

Am Hofe des Großkönigs lebten damals der aus Athen vertriebene Tyrann Hippias (S. 246 f.) und der König Demaratos aus Sparta, der auf Betreiben seines Mitkönigs Kleomenes verbannt worden war. Sie hofften durch den Großkönig wieder zu ihrer früheren Machtstellung zu gelangen, und um ihn zum Zuge nach Hellas zu verlocken, erzählten sie ihm viel von der Schwäche und Entzweiung der griechischen Stämme. Das Unternehmen gegen Hellas wurde beschlossen, die Rüstung in der Stille betrieben; die Wetterwolke hing drohend über dem Lande der Freiheit. Da lenkte ein unerwarteter Zwischenfall das Verderben vorläufig nach einer anderen Seite.

Das persische Joch, welches auf den kleinasiatischen Griechen lastete, war mit der Zeit immer drückender geworden. Die Perser hatten nicht dasselbe Interesse an der Blüte der griechischen Kolonien wie vordem die lydischen Könige; sie waren ihnen gänzlich fremd, und der Schwerpunkt ihrer Macht lag weitab im inneren Asien. Der Wohlstand der kleinasiatischen Griechen, der unter lydischer Herrschaft sich erfreulich gehoben hatte, nahm unter den Persern sichtlich ab; viele sahen sich zur Auswanderung veranlaßt. Unzufriedenheit gärte in den Städten und blieb der persischen Regierung nicht unbekannt. Selbst Histiäos kam in Verdacht, nach Unabhängigkeit zu streben. Daher berief ihn Dareios an seinen Hof nach Susa und hielt ihn hier unter dem ehrenvollen Vorwande fest, daß er seines Rates bedürfe, beschenkte ihn mit großen Reichtümern und Ehren und ließ ihn an seiner Tafel speisen. Tief verstimmt trug Histiäos seine goldenen Ketten. Er sah, daß er nie wieder von Susa fortkommen würde, wenn nicht Unruhen im Westen ausbrächen, zu deren Beschwichtigung der König ihn voraussichtlich entsenden würde. Da von selbst keine solchen Unruhen ausbrechen wollten, so hat er sie schließlich veranlaßt.

Sein Schwiegersohn Aristagoras hatte im Jahre 501 den Versuch gemacht, Naxos und die benachbarten Inseln dem Großkönig zu erwerben. Allein die Naxier waren gewarnt worden, und der Zug mißlang. Aristagoras, in Ungnade gefallen, fürchtete Strafe. Da kam von seinem Schwiegervater eine sonderbare Botschaft. Histiäos hatte einem ergebenen Sklaven die Haare abscheren lassen und auf dessen Kopfhaut die Aufforderung zum Aufstand eintätowiert. Nachdem die Haare wieder gewachsen waren, hatte er ihn zu Aristagoras gesendet, der nun nach abermaligem Haarschnitt den wunderlichen Brief zu seiner großen Befriedigung las. Milet war sofort für den kühnen Plan gewonnen; bald folgte eine Stadt nach der anderen und schüttelte nicht nur das persische Joch, sondern auch die Herrschaft der despotischen Stadthäupter ab. Aristagoras begab sich darauf nach Sparta zu dem ehrgeizigen König Kleomenes. Er zeigte ihm eine Metallplatte, worauf die Provinzen des persischen Reiches dargestellt waren, erzählte von dem Reichtum derselben und der Leichtigkeit ihrer Eroberung. Kleomenes lauschte begierig den verlockenden Worten; als er aber vernahm, ein Kriegsheer brauche drei Monate, um von der jonischen Küste nach Susa zu kommen, lehnte er das Ansinnen des Aristagoras ab und hieß ihn, noch vor Sonnenuntergang sich aus der Stadt zu entfernen. Noch einmal versuchte jener, seine Zustimmung mit großen Summen zu gewinnen, und bot mehr und immer mehr; allein des Königs Töchterchen Gorgo rief: „Vater, geh' fort, der fremde Mann richtet dich sonst zu Grund'", und Kleomenes befahl ihm, sogleich die Stadt zu verlassen.

Glücklicher war Aristagoras in Athen. Die bewegliche Menge ward durch seine gleißenden Schilderungen leicht gewonnen. Zwanzig Schiffe und ein Landheer von 4000 Mann wurden gerüstet. Das Volk hoffte dadurch den Angriff abzuwehren, durch den persische Satrapen die Wiedereinsetzung des Hippias zu erzwingen drohten. — „Wir wollen unserem Tyrannen in Susa einen Besuch abstatten", riefen die Bürger, ohne die Schwierigkeiten eines solchen Krieges genügend zu bedenken.

Als Aristagoras mit der athenischen Macht und einigen Hilfsvölkern von Eretria in Milet anlangte, fand er schon ein ansehnliches Heer versammelt. Dieses brach sogleich in das Innere von Kleinasien auf und



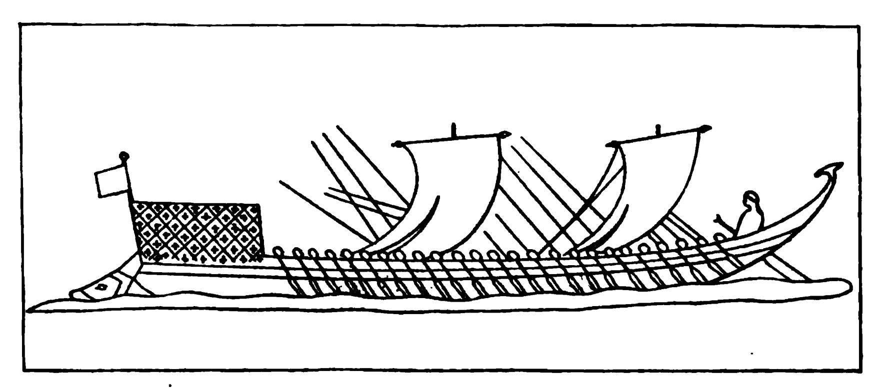
172. Naxos.

erreichte, ohne Widerstand zu finden, die lydische Hauptstadt Sardes, die Artaphernes, des Königs Bruder, preisgab. Während die Griechen ihn in der Burg belagerten, brach ein verheerender Brand in der Stadt aus; zugleich rückten lydische und persische Scharen zum Entsatz herbei, und statt eine Schlacht zu wagen, traten die Griechen den Rückzug an und erlitten nahe bei Ephesos eine empfindliche Niederlage. Damit war ihre Sache so gut wie verloren; die Athener bestiegen alsbald ihre Schiffe und gingen unter Segel nach Athen.

Schlimmer war, daß auch die Männer, die den Aufstand erregt hatten, an seinem Erfolge verzweifelten. So ließ Aristagoras feigherzig die jonische Sache im Stich, zog nach Thrakien und fand dort bald in einem Kampfe mit den Eingeborenen ein ruhmloses Ende. Und Histiäos machte es nicht

viel besser. Er hatte sich dem Großkönig erboten, den Aufstand in Milet zu beruhigen, und war auch wirklich nach Vorderasien entlassen worden. Als er aber nach Sardes kam, sagte ihm Artaphernes rund heraus: „Du hast den Schuh gemacht, und Aristagoras hat ihn angezogen.“ Histiäos sah sich durchschaut und entfloh in der Nacht. In Milet, wohin er sich nun wandte, fand er schlechte Aufnahme; schließlich ergab er sich der Seeräuberei, bis er den Persern in die Hände fiel und am Kreuze seine abenteuerliche Laufbahn beschloß.

Noch war nicht alles verloren, noch hielten die Jonier und Lesbier fest zusammen; sie beschlossen, ihr Glück in einer Seeschlacht zu versuchen. Mit einer Flotte von mehr als 350 Segeln nahmen sie unfern von Milet bei der Insel Lade, die jetzt mit dem Festlande verbunden ist, ihre Aufstellung; ihnen gegenüber sammelten sich allmählich an die 600 persische Schiffe. Als die beiden Flotten sich tagelang gegenüber lagen, ohne einen Angriff zu



178. Zweimastiger Fünfzigruderer (Pentekontoros).
Nach einem griechischen Vasenbilde.

wagen, erbot sich Dionysios von Phokäa, alle Mannschaften für den bevorstehenden Kampf einzuüben. Seine Rede war in Anbetracht der feindlichen Übermacht so einleuchtend, daß man sogleich Folge leistete, die Mannschaft auf die Schiffe beorderte und unter seiner Leitung täglich von früh bis spät mit Segeln, Rudern und Waffen Übungen anstellte. Diesen Anstrengungen war aber die jonische Weichlichkeit auf die Dauer nicht gewachsen; man klagte über Tyrannei und zog es vor, die heißen Tage am Lande mit Nichtsthun hinzubringen. Noch verhängnisvoller als dieser Mangel an Disziplin war der schnöde Verrat einzelner Heerführer, die mit den Persern heimlich Unterhandlungen anknüpften. Unter so ungünstigen Vorzeichen begann endlich die Entscheidungsschlacht. Das samische Geschwader des rechten Flügels verließ alsbald die Linie; treulos folgten die Lesbier und die meisten Jonier; nur die hundert Schiffe von Chios in der Mitte leisteten hartnäckigen Widerstand und traten erst dann ihren Rückzug an, als auch die Milesier auf dem linken Flügel überwunden waren. Am tapfersten aber schlug sich jener Dionysios von Phokäa; er nahm drei phönizische Kriegsschiffe und fuhr

damit nach Sizilien, um dort als verwegener Seeheld gegen Karthager und Tyrrhener zu enden.

Milet mußte nun fallen; es wurde von den Persern im sechsten Jahre nach dem Aufstand erstürmt, die männlichen Bewohner erschlagen, die Weiber und Kinder an die Tigris-Mündung verpflanzt. Großer Jammer herrschte darob vor allem in Athen. Als dort der Tragiker Phrynichos Milets Eroberung auf die Bühne brachte, rührte er das ganze Theater zu Thränen. Die Stadt legte dem Dichter eine Buße von 1000 Drachmen auf, weil er das Selbstvertrauen der Bürgerschaft erschüttert habe; man schämte sich, Milet nicht besser geholfen zu haben.

Ganz unthätig war man übrigens nicht geblieben; Miltiades war vielmehr an der Spitze eines kleinen Geschwaders nach dem thrakischen Chersones gefahren, hatte ihn wieder erobert und war weiter zur Eroberung der Inseln Lemnos und Imbros ausgezogen. Auch hier hatten ihn Glück und Kühnheit zum Ziele geführt. Als aber im Sommer 495 die phönizische Flotte nach dem Falle Milets auch die Inseln Chios, Lesbos, Tenedos bezwang und sich schon siegreich dem Chersones näherte, mußte sich der tapfere Mann zur eiligen Flucht entschließen. Er entkam mit Mühe; das Schiff, auf dem sich sein Sohn befand, ward von den Verfolgern genommen. Der gefangene Jüngling wurde nach Susa gebracht, wo ihn jedoch der milde König gütig behandelte, ihm ein ansehnliches Besitztum am Tigris und eine Perserin als Gattin zuwies.

Der erste Perserkrieg.

Nach Unterdrückung des Aufstandes gerieten die jonischen Griechen wieder in die alte Abhängigkeit, und nur der Milde des persischen Königs hatten sie es zu verdanken, daß ihre Nationalität nicht völlig vernichtet wurde. Nachdem sie durch Verwüstung und Plünderung ihrer Städte für ihre Schilderhebung schwer gebüßt hatten, wurden ihnen zwar die Gemeindeverwaltung und Rechtspflege nach eigenen Gesetzen belassen, desgleichen freier Verkehr durch das ganze Reich, auch die Gewalt der einheimischen Fürsten, welche man Tyrannen nannte, blieb bestehen; allein der belebende Hauch der Freiheit wurde nicht mehr in den jonischen Städten empfunden, denn die persische Regierung handhabte streng die oberste Gewalt und sorgte dafür, daß das Streben nach Unabhängigkeit niedergehalten wurde. Sie ließ die zerstörten Städte wieder aufbauen, nicht aber ihre Ringmauern. Die Abhängigkeit wurde noch drückender durch den auferlegten Tribut und die Heeresfolge im Kriege: Scharen von Auswanderern verließen die jonischen Städte, um sich im eigentlichen Hellas oder in Großgriechenland eine neue Heimat zu suchen. Mit der Freiheit ging auch der geistige Aufschwung der kleinasiatischen Griechen unwiederbringlich verloren. Die Blüten, welche sich hier in Poesie, Kunst und Wissenschaft in reicher Fülle entfaltet hatten, waren und blieben geknickt und trugen auch später nach Beseitigung der fremden Herrschaft nur noch spärliche Früchte.

Der Großkönig dachte jetzt ernstlich an die Unterwerfung der trotzigen Hellenen im Mutterlande, denn er hatte die Einäscherung von Sardes durch die Athener und Eretrier nicht vergessen. Dreimal bei jeder Mahl-

zeit mußte ihm ein Diener zurufen: „Herr, gedenke der Athener!" Seinen Racheplan förderte auch sein Schützling Hippias, der die Hoffnung nicht aufgab, mit persischer Macht in Athen als Tyrann wieder eingesetzt zu werden.

Mit einem zahlreichen Heere zog im Jahre 493 Mardonios, der junge, feurige Schwiegersohn des Königs, aus dem Innern des Reiches nach dem Hellespont und überschritt mit Hilfe der ihm gleichfalls untergebenen Flotte die Meerenge. Die wilden Völker Thrakiens waren schon früher unterworfen worden, aber unter dem Schutze ihrer Berge lehnte sich bald dieser, bald jener Stamm gegen das aufgenötigte Joch auf, so daß der Kampf niemals endigte. Ähnlich verhielt es sich in Makedonien, wo zwar der König Alexandros I. die persische Oberherrschaft anerkannte, die wilden Horden im Innern des Landes aber in zahlreichen kleinen Kämpfen bezwungen werden mußten. Indessen rückte Mardonios siegreich vor und gab Befehl, daß ihn die Flotte am thermäischen Meerbusen erwarten solle. Als jedoch diese das Vorgebirge Athos umsegelte, ereilte sie ein ungewöhnlich heftiger





174. Münze König Alexandros' I. von Makedonien.

(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Sturm in dem klippenreichen Meere. Fast die Hälfte der Flotte (300 Schiffe) scheiterte, und 20000 Menschen kamen in den Fluten um. Zugleich war Mardonios in einem nächtlichen Gefecht gegen die Thraker verwundet worden; entmutigt trat er den Rückzug an.

Nach diesem Mißerfolg ergingen sofort von Susa Befehle zu neuen Rüstungen, und gleichzeitig begaben sich Abgeordnete des großen Königs nach Griechenland, um von den einzelnen Staaten Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu fordern. Viele Städte und besonders die meisten Inseln leisteten Gehorsam. Ägina, damals die erste Seemacht in Hellas, that das Gleiche, aber nicht sowohl aus Furcht, als vielmehr aus Erbitterung gegen die Athener, mit welchen es in blutiger Fehde lag. In Sparta verstand man anfangs die Rede der Gesandten gar nicht, obgleich sie griechisch sprachen. Man war an Siege und Unterwerfung andrer Völker gewöhnt; ein Antrag auf freiwillige Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit schien ohne Sinn. Als man endlich über die Bedeutung der seltsamen Forderung zum Verständnis kam, geriet das sonst so bedächtige Volk von Sparta in ungewöhnliche Aufregung. Man staunte über die Barbaren mit ihrer seltsamen



175. Das Vorgebirge Athos. Nach einem Aquarell von Dr. Cl. Franke.

Kopfbedeckung, dem weiten Ärmelrock und den schlotternden Hosen. Sie schienen wenig kriegerisch und wagten doch von Sparta so Schändliches zu begehren. Das Murmeln des Unwillens wurde immer lauter, und endlich stürzte man sich von allen Seiten auf die kecken Fremdlinge, schleppte sie nach einem tiefen Brunnen und stieß sie hinunter, indem man ihnen spottend nachrief: „Da habt ihr Erde und Wasser!" — Als man später über die rasche That zum Nachdenken kam, lag die Furcht vor dem Zorne der Götter wegen des verletzten Völkerrechts schwer auf dem Volke. Zwei edle Jünglinge aus den angesehensten Familien, Sperthias und Bulis, beschlossen später, sich selbst zum Opfer für die ermordeten Gesandten darzubringen. Sie begaben sich zum König nach Susa, um nach seinem Befehle zu sterben. Xerxes aber, der Sohn und Nachfolger des Dareios, entließ sie unverletzt.

Nicht besser als in Sparta erging es den persischen Abgeordneten, die nach Athen kamen. Sie wurden von der wütenden Menge in einen Abgrund gestürzt, weil man sie für Verbrecher und Hochverräter an der Majestät des Volkes erklärte.

Dareios erkannte nun, daß ihn nur das Schwert zum Oberherrn über Hellas machen könne, und befahl die Rüstungen zu beschleunigen. Er übertrug den Oberbefehl dem Datis, einem kriegserfahrenen Meder, und seinem Neffen Artaphernes, dem Sohne des lydischen Satrapen gleichen Namens, der sich im jonischen Kriege hervorgethan hatte. Die Perser schifften sich diesmal, aus Scheu vor dem stürmischen Athos, an der kilikischen Küste ein, berührten Samos, eroberten und verwüsteten Naxos, verfuhren in gleicher Weise mit den übrigen kykladischen Inseln, unter denen nur das heilige Delos verschont wurde, und segelten dann zunächst nach Euböa. Eretria, die wichtigste Stadt der Insel, hatte in gleichem Maße wie Athen den Zorn des Großkönigs erregt, da sie den aufständischen Joniern mit Schiffen und Mannschaft zu Hilfe gekommen war (S. 277). Die Bürger, obgleich anfangs von einer athenischen Streitmacht unterstützt, wagten keinen offenen Kampf, sondern verteidigten ihre Mauern; allein nach einer sechstägigen ununterbrochenen Bestürmung drang, von Verrätern geführt, der übermächtige Feind in die Stadt. Die Einwohner, welche dem Blutbade entrannen, wurden in Ketten gelegt.

Nun galt es, in gleicher Weise das übermütige Athen zu strafen. Hippias, der an dem Heereszuge teilnahm, riet den Persern, in der kleinen, grasreichen Küstenebene von Marathon zu landen, wo die von der Seefahrt unfrisch gewordenen Pferde sich wieder erholen könnten, von wo ein bequemer Landweg über die nördlichen Ausläufer des Pentelikon nach Athen führe.

In Athen war man indessen nicht müßig, Vorkehrungen gegen den Angriff der Barbaren zu treffen. Man sandte Boten aus, um die übrigen hellenischen Staaten zur Hilfeleistung zu veranlassen. Der Läufer Pheidippides soll in 48 Stunden die fast 220 km Weges nach Sparta zurückgelegt haben. Daselbst wurde wohl Hilfe zugesagt, jedoch aus religiösen Bedenken erst mit Eintritt des Vollmonds. Wahrscheinlich wollte die engherzige, selbstsüchtige Gerusia zuvor die Bedrängnis Athens höher anschwellen lassen,

um dann mit dem Siege über die Barbaren auch die Oberherrschaft über die Stadt zu erlangen. Die übrigen Städte waren teils den Athenern feindlich gesinnt, teils in Furcht vor den Persern. So blieb denn der kleine Staat auf sich allein angewiesen und suchte und fand in sich selbst die Hilfe, welche ihm von auswärts versagt ward. Zehn Strategen (Heerführer) waren nach dem Gesetz für das Jahr 490 erwählt. Unter ihnen befanden sich der durch Unbescholtenheit und Unbestechlichkeit ausgezeichnete Aristides und der ruhmbegierige Themistokles, den die Natur mit reichen Gaben ausgestattet hatte.

Miltiades. Vor allen Strategen aber ragte Miltiades hervor. Seit jenem Tage, da er an der Donaubrücke die hellenischen Führer zum Abfall von dem Beherrscher Asiens aufrief, hatte sich sein Ingrimm gegen den Nationalfeind womöglich noch verschärft. Fürstlicher Herrschaft, Reichtümern, allem, was gewöhnlichen Menschen das Wünschenswerteste ist, hatte er den Rücken gekehrt, um nicht das verhaßte Fremdlingsjoch zu tragen. Seine Thaten auf dem thrakischen Chersones waren dem ganzen Volke wohl bekannt, nicht weniger seine Kriegserfahrung und rücksichtslose Entschlossenheit. Diese Eigenschaften erwarben ihm das Vertrauen seiner Mitbürger in dem verhängnisvollen Augenblick, als der Untergang des Staates bevorzustehen schien. Man verzieh ihm jetzt gern ein gewisses herrisches Auftreten, das er als Fürst des Chersones sich angewöhnt hatte und bei der Offenheit seines Charakters nicht verbergen konnte. Er kannte die Kriegsweise der Perser am besten, er sollte gegen sie führen.



176. Idealbild des Miltiades.
Musée Napoléon (Visconti).

Als die Nachricht von der Landung der Perser bei Marathon kam, setzte Miltiades es durch, daß das Bürgerheer unverweilt dorthin aufbrach. Man wählte die gangbarere Straße um die nördlichen Abhänge des Pentelikon. Hier aber machte man Halt und schlug in einer Thalschlucht ein durch Verhaue befestigtes Lager auf. Von hier aus konnte man jede Bewegung des Gegners beobachten und deckte zugleich die Straßen nach der Hauptstadt. Miltiades drang auf baldigen Angriff. Er kannte sein Volk, das rasch zum Entschluß und energisch zur That war, aber weniger jene zähe Ausdauer besaß, die ungeachtet der wachsenden Bedrängnis Rettung und Sieg nicht aus den Augen verliert. Fünf Strategen stimmten ihm bei, fünf waren dagegen; die Entscheidung

beruhte auf der Stimme das Polemarchen **Kallimachos**. Zu diesem sprach Miltiades also: „Bei dir steht jetzt der Untergang oder der Sieg und immer dauernde Ruhm unserer Stadt. Denn wenn wir nicht zum Angriff schreiten, so fürchte ich einen großen Umschlag in der Meinung der Bürger, welchen die Anhänger des Hippias hervorbringen werden, also daß man das medische Joch der Unabhängigkeit des Staates vorziehen wird. Unternehmen wir



177. Schwerbewaffneter griechischer Krieger.

Statuette aus Dodona.

Unser Bild zeigt die Ausrüstung eines griechischen Hopliten, wie sie bis zur Schlacht bei Platää (479) etwa beschaffen war.

aber den Angriff, so steht der Ausgang der Schlacht in der Götter Hand, und diese werden uns den Sieg verleihen."

Durch diese Rede zog er den Polemarchen auf seine Seite, und die Schlacht ward beschlossen. Auch übertrugen die Mitfeldherren, welche gleich anfangs für die Schlacht gestimmt hatten, mit Aufopferung ihrer eigenen Rechte dem Miltiades allein den Oberbefehl, der sonst täglich zu wechseln pflegte.

173. **Der Grabhügel der gefallenen Athener auf dem Schlachtfeld von Marathon.**

Der Grabhügel, etwa 11 m hoch und etwa 200 Schritt im Umfang, wurde über dem Scheiterhaufen der Athener aufgeschüttet. Man fand bei Nachgrabungen, die von Schliemann und dem griechischen Archäologen Stais unternommen wurden (beachte den Stollen und die Schutthalden), auf einer Unterlage von Meersand und Glimmergestein Asche, zahlreiche Knochenreste und einige 30 schwarzfigurige Vasen. – Der Berggipfel zur Linken erscheint auf dem Bilde näher, als er in Wirklichkeit ist.

Das athenische Heer zählte 10000 Hopliten oder Schwerbewaffnete, ausgerüstet mit ehernem Helm, Schild, Panzer, Beinschienen und dem weitragenden Speer, der furchtbaren Angriffswaffe hellenischer Krieger. Reiter und Bogenschützen befanden sich nicht dabei, wohl aber die mit Schleudern versehenen Knechte der Hopliten. Von einem vorspringenden Hügel herab erblickte man das zahlreiche Heer der Barbaren; es sollen über 100000 Mann gewesen sein. Es lagerte auf der über zwei Stunden langen und fast eine Stunde breiten Ebene von Marathon, die, von zwei Bächen durchströmt, an ihrem Nord- und Südrand in Moräste übergeht. Während das athenische Heer vor dem Angriff noch eine kurze Rast hielt, sah man westlich von den Bergen her Waffen glänzen, und bald erkannte man eine Kriegsschar böotischer Männer; es war die gesamte Macht von Platää, 1000 Hopliten ohne die Leichtbewaffneten. Athen hatte dieser Stadt mehrfach Beistand gegen das mächtige Theben geleistet; im Jahre 519 hatte Hippias auf ihr Gesuch ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihr geschlossen; jetzt, in der Stunde der Not, wollte sie mit der Schutzherrin Sieg oder Untergang teilen. Das Erscheinen der mutigen Schar erfüllte die Athener mit höherem Mut, und Miltiades stellte das also verstärkte Heer in Schlachtordnung auf. Er dehnte die Linie weit aus, um der feindlichen gleich zu sein, und wagte es, das Mitteltreffen unter dem Kommando des Aristides und Themistokles zu schwächen, so daß hier die Reihen nur geringe Tiefe hatten, obgleich er wohl wußte, daß die Feinde ihre zuverlässigsten Leute, die Perser und Saken, in die Mitte als den Ehrenplatz stellen würden. Dagegen verstärkte er die beiden Flügel und übertrug die Führung des rechten dem Archon Kallimachos; dem linken aber teilte er die Platäer zu. Darauf gab er den Befehl zum Angriff in vollem Lauf, eine Bewegung, die hier zum erstenmal von Hopliten ausgeführt wurde.

Es scheint, daß auf persischer Seite der Plan, den Landweg von Marathon nach Athen zu erzwingen, wieder aufgegeben war, daß die persische Reiterei am Morgen der Schlacht sich schon wieder eingeschifft hatte; denn diese von den Griechen am meisten gefürchtete Truppe hätte sich sonst ohne Zweifel auf die heranstürmenden Krieger geworfen. Gerade diesen günstigen Augenblick, wo die Reiterei wieder auf die Schiffe gebracht worden war, wird Miltiades abgewartet haben; damit aber der Pfeilhagel, mit welchem die persischen Bogenschützen ihren Angriff zu beginnen pflegten, möglichst wenig Schaden anrichte, ließ er seine Leute, wie erwähnt, im Laufschritt vorrücken. Beide Heere wurden sofort handgemein und stritten mit großer Anstrengung um Sieg und Ruhm. Die Barbaren brachen endlich im Mitteltreffen durch und trieben die zurückweichenden Griechen vor sich her; aber auf den Flügeln siegten die Hellenen, wendeten sich dann von den in wilder Verwirrung fliehenden Barbaren nach der Mitte und drängten von beiden Seiten die Perser und Saken gleichsam in eine enge Gasse, wo nur der Tod oder die Schmach der Flucht ihnen übrig blieb. Bald war die weite Ebene bedeckt mit fliehenden Barbaren. Der arkadische Hirtengott Pan steigerte nach dem Glauben der Athener durch unheimliches Rufen die Angst der Verfolgten, deren „panischer Schrecken“ seitdem sprichwörtlich wurde. Viele suchten sich in die Sümpfe zu retten, wo sie jedoch versanken; die übrigen eilten nach den Schiffen, wo noch einmal der Kampf entbrannte. Die Athener suchten

dieselben zu nehmen oder zu verbrennen, die Perser aber stritten um ihre Erhaltung. Hier fanden noch viele tapfere Männer den Tod. Im mörderischen Kampfe fiel der Polemarch Kallimachos, der Stratege Stesilaos, ferner Kynägeiros, der Bruder des Dichters Äschylos, dem die Hand abgehauen wurde, als er ein Fahrzeug festzuhalten suchte.

Sieben Schiffe wurden genommen, dann aber gelang es den Barbaren, die Einschiffung zu bewerkstelligen. Sie ließen auf der Walstatt 6400 Tote



179. Ein bei Marathon gefallener persischer Krieger.

Marmorstatue im Nationalmuseum zu Neapel.

Figur aus dem Weihgeschenk, das Attalos I. von Pergamon um 200 v. Chr. auf die Akropolis stiftete. Die Schuhe, die Hosen, die Mütze, das krumme Schwert sind wohlbekannte Abzeichen der Perser.

zurück, während von den athenischen Hopliten nur 192 gefallen, wahrscheinlich aber viele verwundet waren.

Durch die Niederlage keineswegs abgeschreckt, suchten Datis und Artaphernes auf anderem Wege den beschlossenen Angriff auf die Stadt in Ausführung zu bringen. Die Reiterei war noch unverletzt und nicht entmutigt, das übrige Heer verhältnismäßig wenig geschwächt. Gelang es, das wehrlose Athen vor seiner Bürgerwehr zu erreichen und einzuschließen, konnte man mit den heimlichen Anhängern des Hippias in Verbindung treten, so war der Erfolg gewiß. Die Flotte segelte daher eilends um das Vorgebirge Sunion und an der Südküste Attikas entlang nach der Reede von Phaleron (vgl. Abb. 192). Aber Miltiades hatte ihre Absicht durchschaut. Er stellte dem siegreichen Heere die drohende Gefahr vor und bewog es, ungesäumt

noch am Nachmittag des Kampftages in einem Gewaltmarsch zum Schutze der Hauptstadt zu eilen.

In der That gelang es der unermüdlichen Ausdauer der Truppen, ihr Ziel spät abends zu erreichen; oberhalb der Stadt, bei dem Gymnasion Kynosarges, brachten sie die Nacht zu. Als an demselben Abend die Perser auf der Höhe von Phaleron erschienen, erfuhren sie, daß die Kämpfer von Marathon bereitstanden, ihre Landung zu hindern; da die Barbaren



180. Ruinen des Poseidon-Tempels auf dem Vorgebirge Sunion.

vielleicht auch gleichzeitig von dem Anzuge einer spartanischen Hilfsmacht Kunde erhielten, so steuerten sie, statt einen Angriff zu wagen, bald darauf heimwärts nach Asien.

Sie brachten die Gefangenen von Eretria mit und stellten sie vor den Großkönig, daß er an ihnen Rache nehme. Dareios aber, so verstimmt er auch durch den üblen Ausgang des Zuges war, schenkte denselben die Freiheit und ließ ihnen sogar Land bei Susa anweisen. Er hielt es seiner und des Reiches für würdiger, der Besiegten zu schonen, dagegen alles aufzubieten, um die Sieger durch einen abermaligen Heereszug zu züchtigen. Aber ein Aufstand in Ägypten und andere Unruhen unterbrachen seine Rüstungen, und der Tod ereilte den König, ehe er seine Absicht ausführen konnte.

Der ruhmvolle Sieg der Athener erfüllte ganz Hellas mit Stolz und Freude. Die Furcht vor der persischen Macht war gebrochen, denn glänzender als je hatte sich die Überlegenheit griechischer Waffen über die ungeordnete Menge der Barbaren bewährt. Noch ehe sich die Kunde von dem Siege verbreiten konnte, langte ein spartanisches Hilfsheer in Athen an. Es waren



181. Artaphernes-Vase.

Der Vasenmaler hat die S. 290 erwähnte Reiterstatue, von der noch erhebliche Trümmer auf uns gekommen sind, getreu kopiert. Unter dem Malen gedachte er dankbar des großen Mannes, der diese schlimmen Perser in den schönen Gewändern aus dem Feld geschlagen hatte, und so malte er um sein Bild die vielsagenden Worte: Miltiades kalós, was etwa besagen will: Miltiades war ein feiner Kerl, bravo Miltiades! Diese hübsche Deutung der Vase geht auf F. Studniczka zurück.

2000 Krieger, die den weiten Weg (220 km) in drei Tagen zurückgelegt hatten. Nach kurzer Rast begehrten sie das Schlachtfeld zu sehen, und als sie daselbst ankamen, betrachteten sie mit Staunen den Haufen von persischen Leichen, die Waffen und Reichtümer in dem eroberten Lager und die tapfere Schar, welche unter Aristides die Beute bewachte. Darauf zogen sie wieder in ihre Heimat, wo man wohl erkannte, daß Athen zu einer Macht erwachsen

sei, die früher oder später einen Wettkampf mit Sparta um den Vorrang nicht scheuen werde.

Nachdem man sich in Athen vom völligen Rückzug der feindlichen Flotte überzeugt hatte, ging man an die feierliche Bestattung der gefallenen Krieger. Zwei Totenhügel erhoben sich; der eine deckte die Asche der Platäer, der andere die der Athener (Abb. 178). Auf marmornen Denksäulen wurden die Namen der Gefallenen eingegraben. Nicht weit von dem großen Grabhügel wurde ein Siegesdenkmal und ein besonderes Denkmal dem Miltiades zu Ehren aufgerichtet und später mit seiner Bildsäule geschmückt. Hätte er, im Kampf erschlagen, darunter geruht, so wäre er, in Solons Sinne, der Glücklichsten einer gewesen.

Große Ehre ward dem heimkehrenden Heere zu teil. Die Sieger zogen bekränzt in die Stadt. Auf die Burg aber wurden zahlreiche Weihgeschenke gestiftet, zum Dank für die Rettung aus Feindesnot. Eines dieser Weihgeschenke stellte in buntbemaltem Marmor den persischen Reitergeneral Artaphernes dar, genau in der fremdartigen Tracht, die man an ihm gesehen hatte, mit buntgestreifter Hose, phrygischer Mütze, mit Bogen und Köcher hoch zu Roß: so erinnerte er am unmittelbarsten an die glücklich überstandene Not (vgl. Abb. 181). Berühmter war ein Gemälde der Schlacht von Marathon, mit dem 20 oder 30 Jahre später Polygnot die Stoa Poikile, d. i. die buntbemalte Halle, am Marktplatz schmückte. Die Gestalt des Miltiades an der Spitze der Strategen war auf dem Gemälde besonders hervorgehoben. Außerdem ward seine Statue neben denen des Harmodios und Aristogeiton am Marktplatz aufgestellt.

So von der Bewunderung seiner Mitbürger getragen, schien Miltiades das größte menschliche Glück erlangt zu haben; niemand konnte sich mit ihm vergleichen. Er aber war damit nicht zufrieden, sondern benutzte sein Ansehen dazu, hochfliegende Pläne in trotzigem Eigenwillen zu verfolgen. Er begehrte eine Ausrüstung an Schiffen und Mannschaft und verhieß Ruhm und reiche Beute, ohne jedoch das Ziel seines Unternehmens näher zu bezeichnen. Das blinde Vertrauen auf sein Glück bewog das athenische Volk, die ungewöhnliche Forderung zu bewilligen. Mit einem Geschwader von 70 Schiffen verheerte er zunächst einige der kleineren Inseln, die sich den Persern unterworfen hatten, und steuerte dann nach der Insel Paros, um die reichen Bewohner dafür zu züchtigen, daß sie die Perser auf ihrem Zuge gegen Athen unterstützt hätten. Sein Plan aber scheiterte an der tapferen Verteidigung der Einwohner; er selbst zog sich durch einen unglücklichen Sprung eine schwere Verletzung des Beines zu. Krank und sieglos kehrte Miltiades nach Athen zurück, und alle Bewunderung und Dankbarkeit des Volkes schien plötzlich ausgelöscht. Er wurde wegen des unglücklichen Feldzuges zur Verantwortung gezogen, und da er, auf einem Tragbette in die Volksversammlung gebracht, in seinem elenden Zustand sich nicht verteidigen konnte, so erlangten seine Freunde nur mit Mühe den Erlaß der Todesstrafe: die Verurteilung zu einer Geldbuße von 50 Talenten (225 000 Mark) als Ersatz für die Kriegskosten konnten sie nicht abwenden. Ehe die große Summe aufgebracht werden konnte, starb Miltiades an den Folgen seiner schlecht gepflegten Wunde. Die ihm auferlegte Geldbuße wurde erst viel später von seinem Sohne Kimon bezahlt.

Der zweite Perserkrieg.

Als der Jubel verrauscht, die Siegesfeste gefeiert waren, kehrten die Bürger zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück. Sorglos, als ob keine weitere Gefahr drohe, überließ man sich der Freude über den errungenen Sieg und versäumte es dabei, Vorkehrungen zur Abwehr neuer Angriffe zu treffen. Nur ein Mann richtete den Blick auch weiterhin nach Asien und sah die Wolken, die dort aufstiegen. Dieser Mann hieß



182. **Idealbild des Themistokles.**
Marmorbüste im Vatikan zu Rom.

Themistokles. Sein Vater Neokles war ein geringer Bürger von Athen, seine Mutter eine Ausländerin; er hatte daher weder durch Geburt noch durch Reichtum Einfluß, sondern mußte sich solchen durch die That erwerben, und dazu war er durch Talent wie durch Ehrgeiz gleich befähigt. Schon seine Lehrer erkannten die hervorragenden Eigenschaften des Knaben und sagten zu ihm: „Du wirst einst ein außerordentlicher Mann werden, entweder zum Ruhme oder zur Schande deines Vaterlandes.“ In der That stand er gewöhnlich an der Spitze gleichalteriger Knaben und Jünglinge, wenn ein mutwilliger Streich mit Keckheit und Geschick ausgeführt wurde; aber durch alle Ausgelassenheit des übersprudelnden Jugendmutes verfolgte Themistokles das ihm vorschwebende Ziel, Athens Macht zu heben und selbst in Athen das höchste

Ansehen zu erlangen. Daher verschmähte er es, in Gesang und Spiel, ja selbst in den ehrenvollen Wettkämpfen nach dem Siegeskranze zu streben; dagegen eignete er sich mit seltener Beharrlichkeit alle Kenntnisse an, die der Redner, der Staatsmann und der Feldherr nötig haben. Die Verfassung von Athen bot jedem Talente Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen. In der Volksversammlung wurde nicht nach Geburt und Rang gefragt, sondern die wohlgesetzte, überzeugende Rede, die Weisheit des Rates fanden Beifall, und wer damit hervortrat, erlangte Ehre und Ansehen, mochte er ein Sprößling Alkmäons sein oder der Sohn eines Handwerkers. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich ein Mann wie Themistokles Bahn brach und nach und nach an die Spitze des Staates trat. Er wußte überall die rechten Maßregeln und Wege anzugeben und mit klarer, gewinnender Rede für seine Ziele zu wirken, und wo gesetzmäßige Mittel nicht ausreichten, scheute er auch andere nicht, wenig bekümmert darum, ob sie hier und da über die Schranken des Rechts hinübergriffen. Nach der Schlacht bei Marathon, an der er teilgenommen hatte, schien er in tiefe Schwermut versunken. Als ihn seine Freunde deshalb befragten, antwortete er: „Die Siegesehren des Miltiades lassen mich nicht schlafen."



183. Aristides.
Herme im kapitolinischen Museum zu Rom.

Bald jedoch fand er Gelegenheit, diesen seinen Vorgänger noch zu übertreffen. Er erkannte, wie schon gesagt, daß die Perser mit weit größerer Macht von neuem heranrücken würden. Ihnen dann zu Lande zu begegnen, schien ihm unmöglich; wohl aber glaubte er von der Gewandtheit der Hellenen zur See einen Erfolg erwarten zu dürfen. Er lenkte daher die Aufmerksamkeit des athenischen Volkes auf Vermehrung der Flotte, und dazu gab ihm den nächsten Anlaß die Erbitterung gegen die meerbeherrschenden Ägineten, mit denen nach der Niederlage der Barbaren der Krieg von neuem entbrannt war.

Aristides. Ein Hauptgegner seiner Pläne war Aristides. Dieser Mann, von Freund und Feind der Gerechte genannt, war von edler Geburt. Er

bewährte in allen Verhältnissen Mut und Geschick, und wenn er auch an Scharfsinn und umfassendem Blick dem Themistokles nachstand, so übertraf er ihn doch an strenger Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. Das Gute, dasjenige, was Staat und Bürgern heilsam war, verfolgte er unverdrossen auf dem geraden Wege der Pflicht und des Rechts, mochten ihm daraus Vorteile oder Nachteile erwachsen. Selbstsucht und Eigennutz schienen in seiner Seele keinen Raum zu haben. Unbekümmert um äußeren Schein oder um Gunst oder Übelwollen der Menge war er nur darauf bedacht, dem Staat zu nützen und das Gemeinwohl zu fördern. Von solchen Anschauungen ausgehend, hielt er es für das Beste, daß die Bürger von Attika ihre Existenz auf den Grundbesitz, auf den sorgfältigen Anbau ihres vaterländischen Bodens gründeten, nicht aber auf den unsicheren Gewinn, den Handel und Verkehr darboten. Solches Streben, meinte er, verlocke zur Unredlichkeit und Üppigkeit und entferne von der Anspruchslosigkeit und den schlichten Sitten der Väter.

Aristides hatte eine Zeit lang die Einnahmen und Ausgaben des Staates verwaltet, die übrigen Angelegenheiten aber ohne Neid dem Themistokles



a ($^1/_3$ natürlicher Größe).



b ($^2/_3$ natürlicher Größe).

184. Ostraka,

d. h. Vasenscherben, wie sie beim Scherbengericht gebräuchlich waren. a. Ostrakon mit dem Namen des Xanthippos, des Sohnes des Arrhiphron, des Vaters des Perikles: verbannt 484. b. Ostrakon mit dem Namen des Themistokles aus Phrearroi (attischer Gau) von 483 oder 468.

überlassen. Sobald er jedoch dessen weitere Absichten auf Begründung einer Seemacht durchschaute, trat er ihm unverhohlen mit seinem ganzen Ansehen entgegen. Als Landmacht hatte Athen bei Marathon gesiegt, und Landmacht sollte es bleiben. Themistokles sah wohl ein, daß er dadurch in allen seinen Entwürfen gehindert sei, und beschloß kühn, die Entscheidung durch den Ostrakismus (S. 249) herbeizuführen. Die bedrohlich große Macht der beiden Männer war allgemein bekannt. Rat und Volk beschlossen daher, als der Antrag auf ein Scherbengericht über einen dem Staate gefährlichen Bürger gestellt wurde, daß dieses stattfinden solle. Themistokles ließ nun durch seine zahlreichen Anhänger das Volk auf jede Art bearbeiten und beeinflussen, während sein Gegner, im Bewußtsein seiner lauteren Absichten, ruhig den Tag des Gerichts erwartete. Die Versammlung war zahlreich, denn es hatten sich auch viele Landleute eingefunden, um über Männer abzustimmen, deren Wirksamkeit sie zum größeren Teile gar nicht beurteilen konnten.

Ein des Schreibens unkundiger Landmann, erzählt man, trat auch zu Aristides, der dem seltsamen Gerichtsverfahren beiwohnte, als ob er gar nicht dabei beteiligt sei. Er bat ihn, daß er ihm den Namen Aristides auf seine Scherbe schreiben möge. Der Angeredete that es und fragte dann den Bauern,

warum er diesen Mann für staatsgefährlich halte. „Ich kenne ihn gar nicht", war die Antwort, „aber es verdrießt mich, daß er sich von allen Leuten den Gerechten nennen läßt." Wo solche Beweggründe mitsprachen, war der Ausgang leicht vorauszusehen. Mehr als 6000 Stimmen verurteilten Aristides zur Verbannung; er aber verließ ohne Groll die Vaterstadt, indem er zu den Göttern flehte, sie möchten von Athen die Zeit fernhalten, da man seine Vertreibung bereuen könnte.

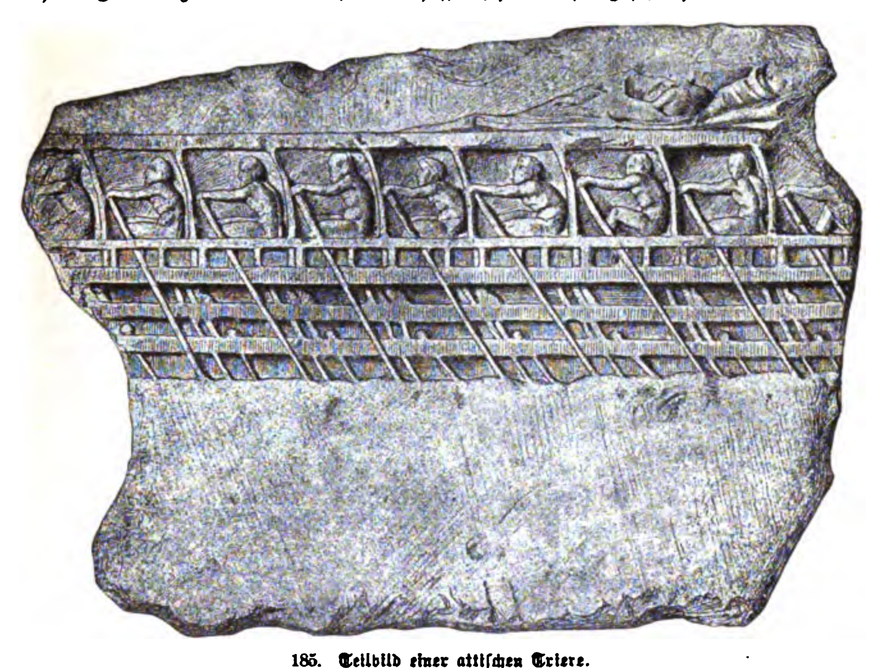
Nach Entfernung des unbequemen Gegners setzte Themistokles alle Hebel in Bewegung, um seine wohlerwogenen Pläne zur Ausführung zu bringen. Dazu brauchte er vor allem Geld. Nun hatte der Staat im Gebirge Laurion zahlreiche Silbergruben, deren damals sehr ergiebiger Ertrag jährlich unter die Bürger verteilt wurde. Themistokles machte jetzt den Athenern den Vorschlag, auf die Verteilung dieses Bürgernutzens zu verzichten und die Grubenerträge zur Erbauung von Schiffen zu verwenden. Er nannte als Grund nicht den zu erwartenden neuen Angriff der Barbaren, der lag noch zu fern, sondern die Züchtigung der Insel Ägina, die bisher mit ihrer überlegenen Seemacht Attika schon oft große Verluste zugefügt hatte. Der Beschluß des Volkes entsprach dem Antrage des Themistokles, und unter Leitung des rastlosen Mannes wurden in kurzer Zeit 200 Schiffe erbaut. Die Einnahmen von den Bergwerken reichten indessen bei weitem nicht hin, die Kosten für die Flotte zu decken. Daher mußte die Staatskasse zu Hilfe genommen werden. Um diese nun aber für solche Leistungen in den Stand zu setzen, wurden zu den Steuern jetzt auch die Bürger der vierten Klasse, nämlich diejenigen herangezogen, welche zwar ohne Grundbesitz, doch deshalb nicht mittellos waren. Bisher hatten die Höchstbesteuerten, zumeist Männer des alten Adels, neben anderen Lasten auch die Stellung der Kriegsschiffe allein besorgt. Die Stadt war zu dem Ende in 48 Naukrarien oder Schiffsbaudistrikte eingeteilt, von denen jeder ein Kriegsschiff zu stellen hatte. Aber nur die reichsten Grundbesitzer der Distrikte waren thatsächlich für diese Leistung in Betracht gekommen und hatten dafür dann die Ehre gehabt, als Trierarchen das Fahrzeug und die Mannschaft zu befehligen. Jetzt wurde diese Bestimmung dahin abgeändert, daß man auch Kaufherren, Reeder und Kapitalisten, die man nach ihrem beweglichen Vermögen schätzte, zu den Lasten und Ehren des neuen Seedienstes heranzog, während man die übrige besitzlose Menge als Bootsleute, Ruderer und Speerschützen zur Bemannung verwendete. Themistokles wußte alle Klassen der Bevölkerung für seine Entwürfe so sehr zu gewinnen, daß sie genehmigten, was er vorschlug, und für das Vaterland freudig die schwersten Opfer brachten.

Emsig wie der Schiffbau wurden auch die Übungen der Seeleute betrieben, und es ward bald ersichtlich, daß in Athen Führer und Volk von ganz anderer Thatkraft und Ausdauer waren als die weichlichen Jonier. Nicht ohne Glück wagte die neue Flotte sich mit der Seemacht von Ägina zu messen, und dieser Krieg war eine treffliche Vorschule für den bevorstehenden entscheidenden Kampf gegen die Perser.

Für die neue Flotte verbesserter Kriegsschiffe war die offene Reede von Phaleron (vgl. Abb. 192), deren sich die Athener bis dahin bedienten, kein geeigneter Ankerplatz mehr. Es ist das Verdienst des Themistokles, daß er

die attische Marine nach den drei Häfen am Munichia-Berg verlegte und im Jahre 493 damit begann, den größten dieser drei Häfen, den Piräus, zu einem befestigten Kriegshafen auszubauen (vgl. Abb. 197).

Themistokles that noch mehr. Er wußte auch in anderen hellenischen Staaten das Nationalgefühl zu wecken, so daß ein allgemeiner Friede verkündigt und gegenseitig die Geiseln und Gefangenen ausgelöst wurden, ja daß sich sogar das feindliche Ägina dem Bunde für die Freiheit Griechenlands anschloß. Doch kamen keineswegs alle Feindschaften und selbstsüchtigen Parteirücksichten zum Schweigen. Die Argiver verweigerten aus Haß gegen Sparta ihren Zutritt zu dem Bunde, das thessalische Fürstengeschlecht der Aleuaden



185. Teilbild einer attischen Triere.
Marmorrelief von der Akropolis zu Athen.
Von der Einrichtung dieser Trieren wird später im Zusammenhang die Rede sein.

knüpfte zum Sturze der anderen Adelsgeschlechter des Landes Verbindungen mit dem Großkönig an, und die aristokratische Partei von Theben und Böotien zeigte in ihrer Eifersucht gegen das demokratische Athen sogar unverhohlene Neigung, zu den Persern abzufallen, um mit ihrer Hilfe die Hegemonie in Hellas zu erlangen.

Xerxes. In Persien saß nach einigen Thronstreitigkeiten und nach Überwältigung des früher (S. 288) erwähnten ägyptischen Aufstandes Xerxes, der Sohn des Dareios und der ehrgeizigen Atossa, auf dem wiederbefestigten Throne (485). Von seiner Mutter und dem kriegerischen Mardonios angetrieben, beschloß er, sich persönlich an die Spitze des längst geplanten dritten Heereszuges gegen Hellas zu stellen.

Vier volle Jahre dauerten die Rüstungen in den Provinzen des ungeheueren Reiches. Zu Anfang des fünften Jahres (481) sammelten sich in den Ebenen jenseits des Euphrat die Krieger der zahllosen Nationen, welche dem persischen Weltreich angehörten. Da war kein Volk zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean, das nicht seine Scharen gestellt hätte, je nach der Landesweise gekleidet und bewaffnet. Den Kern dieser Kriegsmacht bildeten die Perser. Sie trugen, gleich den Medern, zurückgebogene Filzhüte (Tiaren), Ärmelröcke und darüber glänzende Schuppenpanzer, sowie kleine Schilde aus starkem Leder oder von Flechtwerk aus zähem Holz. Ihre Rüstungen strahlten von der Menge edlen Metalls, das dazu verwendet war. Zum Angriff führten sie kurze, mit Metall beschlagene Speere, Bogen und Pfeile und für den Nahkampf einen Dolch.

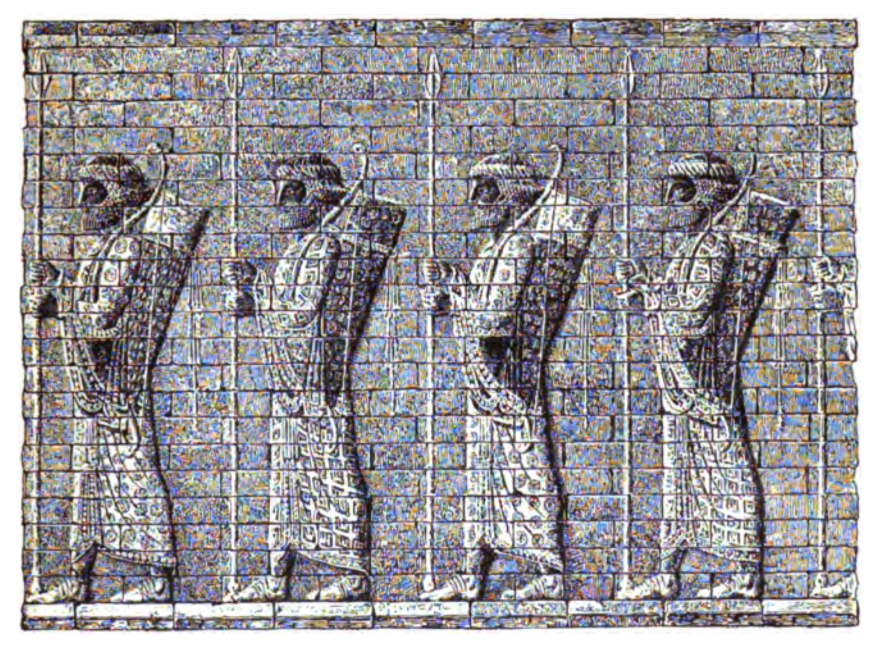
Die Assyrer trugen leichte eherne Helme, linnene, wohlgesteppte Waffenröcke und mit Eisen beschlagene Keulen. Die Saken, ein skythisches Volk, zeichneten sich durch hohe, nach oben spitz zulaufende Turbane aus; im Kampf führten sie eine Streitaxt. Die afrikanischen Äthiopen trugen Panther- und Löwenfelle; ihre Rohrpfeile waren mit Spitzen von Feuerstein bewehrt, ihre Speere liefen in Antilopenhörner aus. Wenn sie in die Schlacht zogen, hatten sie ihren Leib halb mit Kreide, halb mit rotem Mennig bemalt. Die asiatischen Äthiopen dagegen bedeckten sich das Haupt mit Pferdestirnhäuten, an denen noch die Ohren saßen und die Mähne hinten wallend herabhing. Unter der Reiterei, welche die Hauptstärke des Heeres ausmachte, that sich das persische Hirtenvolk der Sagartier hervor. Diese hatten 8000 Reiter gestellt, welche keine andere Waffe führten als einen Dolch und eine aus Riemen geflochtene Schlinge, womit sie im Gefecht den Gegner fingen. Die Inder kamen teils zu Fuß, teils zu Roß, teils auf Wagen, die mit wilden Eseln bespannt waren. Die arabische Reiterei ritt auf raschen Kamelen und mußte unter allen Reitergeschwadern zu hinterst stehen, da bekanntlich die Pferde beim Anblick der Kamele zu scheuen pflegen.

Als das Heer im Frühjahr (480) weiterrückte, schwoll es immer furchtbarer an, gleich einer Lawine, die über weite Schneefelder stürzend im Niederrollen alles mit sich fortreißt. Phryger, streitbare Lyder, Thraker und andere Völker mußten sich anschließen. Mit einem unermeßlichen Troß von Sklaven und Sklavinnen, Fuhrwerk und Lasttieren wälzte sich die aufgebotene Menge daher, durchwanderte Kappadokien, Phrygien und Lydien und erreichte endlich bei Abydos den Hellespont. Hier befand sich schon eine Flotte von Kriegs- und Lastschiffen, welche von den Küsten Ägyptens, Phöniziens, Kariens, Joniens und von den Inseln des Reiches zusammengekommen waren. Eine Schiffbrücke war über den Hellespont geschlagen, aber ein Sturm zerriß sie in einer Nacht. 674 Fahrzeuge wurden nun verwendet, um zwei neue Brücken zu bauen. Es ist wohl eine griechischer Phantasie entsprungene Sage, wenn erzählt wird, der König habe damals das Meer mit Fesseln und Ruten züchtigen, die Baumeister der zerstörten Brücke aber zum Tode führen lassen.

Xerxes bestieg an der Küste des Hellespont einen marmornen Thron und überschaute das unermeßliche Gewühl von Schiffen und Streitern, das die ganze Meerenge erfüllte. Anfangs freute er sich des Anblicks und pries sich glücklich, daß ihn die Götter so großer Macht gewürdigt hätten; dann aber

ward er plötzlich sehr ernst und rief unter Thränen aus: „Wie kurz und beklagenswert ist doch das menschliche Leben! Von allen diesen Männern wird in hundert Jahren nicht einer mehr übrig sein.“

In der Frühe des folgenden Tages war das ganze Heer zum Übergange gerüstet. Kostbares Räucherwerk ward auf den Brücken verbrannt und die Wege mit Myrten bestreut. Als die Sonne über dem Horizont erschien, opferte der König aus goldener Schale und betete vor allem Volk, daß kein Unfall dem Heere begegnen möge. Dann versenkte er die Schale, einen goldenen Mischkrug und einen persischen Säbel in die Fluten: der Übergang begann.



186. Persische Bogenschützen.
Schmelzmalerei an dem Palaste des Xerxes zu Persepolis. Nach Perrot und Chipiez.

Voran zogen 10 000 auserlesene Perser, die Unsterblichen genannt, weil ihre Schar stets vollzählig erhalten wurde. Sie hatten ihre Häupter bekränzt, als Männer, die zum Siege zogen, und trugen prachtvolle Gewänder und goldenen Zierat. Nach ihnen kamen Krieger von allerlei Volk in mannigfaltiger Bewaffnung und Kleidung. Am zweiten Tage eröffneten den Zug Reiter und Speerträger mit niedergesenkten Waffen. Ihnen folgte der heilige Wagen, auf dem das weithin strahlende Abbild der Sonne sich befand. Hinter diesem kam der König selbst, von zahlreichen Lanzenträgern und Reitern umgeben. Zu gleicher Zeit segelte die Flotte nach dem europäischen Ufer. Sieben Tage dauerte der Zug. Als endlich der Übergang vollendet war, steuerten die Schiffe durch den Hellespont und weiter der thrakischen Küste entlang bis zum Ausflusse des Hebros, wo sich bei der Festung Doriskos eine weite Ebene

ausbreitet. Als auch das Landheer hierher gekommen, befahl Xerxes eine Zählung des gesamten Kriegsvolkes, und es soll sich ergeben haben, daß die Menge der streitbaren Männer 1 700 000, die Zahl der großen Kriegsschiffe über 1200 betrug. Der König selbst fuhr auf seinem Streitwagen durch alle Scharen und ließ sich die nötigen Mitteilungen machen, die seine Schreiber alsbald aufzeichneten; ebenso besuchte er, auf einem sidonischen Schnellsegler unter einem goldenen Baldachin ruhend, die einzelnen Geschwader der Flotte.

Als die Musterung beendet war, ließ Xerxes den Spartanerkönig Demaratos, der auf des Kleomenes Betreiben aus seiner Vaterstadt hatte entweichen müssen (vgl. S. 276), zu sich bescheiden. Diesen fragte er, ob er wohl glaube, daß die Hellenen wagen würden, ihm Widerstand zu leisten. „Herr", sagte Demaratos, „es sind zwar alle Hellenen tapfere Leute, doch will ich nur von den Lakedämoniern reden, weil ich ihre Weise am besten kenne. Diese sind, einzeln genommen, nicht stärker als andere Menschen; in geordneter Heerschar dagegen sind sie die tapfersten von allen Völkern und werden deine Vorschläge nicht annehmen, sondern, ohne nach der Zahl zu fragen, zum Streit ausziehen, ob sie auch von den anderen Hellenen allein gelassen würden. Denn sie haben einen Herrn, nämlich das Gesetz, und das befiehlt ihnen, vor keiner Macht aus der Schlacht zu fliehen, sondern in ihrer Ordnung zu bleiben, zu siegen oder zu sterben." Xerxes lachte ob der Rede, die ihm thöricht schien, entließ jedoch den Demaratos gnädig.

Vom Hebros bewegte sich die Landmacht in drei Heeressäulen weiter; die erste zog längs der Küste unter Mardonios und Masistes; die zweite, von Xerxes selbst geführt, mehr im Inneren des Landes, die dritte in noch weiterer Entfernung vom Meere. Alle Völker Thrakiens und Makedoniens gaben Tribut und leisteten Heeresfolge, außer denen, die in den Bergklüften wohnten. So gelangte man nach Therma, wo auch die Flotte vor Anker ging. Diese hatte diesmal nicht das gefährliche Vorgebirge Athos umschifft, sondern war durch einen Kanal gefahren, den man in mehrjähriger Arbeit nördlich vom Athos durch die Landzunge gegraben hatte. Schon hieraus ist ersichtlich, daß der große Heereszug nicht unbedacht, sondern nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen unternommen wurde.

Jenseits von Therma wurde Rast gemacht, um sich durch Ruhe und gute Verpflegung von den Anstrengungen des Marsches zu erholen und zum bevorstehenden Kampfe zu stärken. Dann setzte sich der Heereszug wieder in Bewegung und rückte durch Thessalien in das Gebiet der Malier. In der Ebene um die Stadt Trachis, zwischen den Flüssen Melas und Asopos, ward abermals Halt gemacht, denn man erfuhr, daß mittagwärts, wo sich das Gebirge dem Meere nähert, hellenische Krieger sichtbar würden.

Die griechischen Staaten hatten sich indessen nur notdürftig gegen den furchtbaren Feind gerüstet, der unaufhaltsam heranzog; etliche, namentlich die Thebaner und Argiver, dachten geradezu an Unterwerfung. Abgesandte der zum Widerstand entschlossenen Staaten waren schon lange auf dem Isthmus von Korinth versammelt und berieten, was zu thun sei. Sie schickten Boten nach Korkyra, nach Kreta, nach Sizilien, um Bundesgenossen zu werben, aber vergeblich. Gelon, der damals über Syrakus und viele andere sizilische Städte herrschte, verhieß zwar Hilfe zu Wasser und zu Land, aber nur, wenn man

ihm den Oberbefehl übertragen wolle; davon konnte aber keine Rede sein. Die Spartaner, die bei der Gesandtschaft waren, erklärten: „Wie würde sich der Atride Agamemnon im Hades grämen, wenn er vernähme, ein Syrakusier habe den Lakedämoniern die Führerschaft entzogen!“ Ähnlich äußerten sich die Athener, und Gelon verweigerte nun jede Unterstützung, um so mehr, als er zugleich durch ein großes Heer der Karthager bedroht wurde, das er nachmals glücklich besiegte.

Lähmend auf die Kampfesfreudigkeit der Griechen wirkte auch die Haltung des delphischen Orakels: „Unselige“, rief die Priesterin den Abgesandten der Griechen entgegen, „was sucht ihr hier? Verlaßt euere Häuser und flieht bis ans Ende der Erde; denn alles in Staub reißt das Feuer und Ares' Grimm, der den Syrierwagen einhertreibt!“

Also auf sich selbst angewiesen, hatten die zum Widerstand verbündeten hellenischen Staaten zunächst beschlossen, die Barbaren im Thal Tempe (vgl. Abb. 2) durch eine vorgeschobene Kriegsschar aufzuhalten. 10 000 Hopliten waren unter Anführung des Spartaners Euänetos und des Themistokles nach der Mündung des Peneios entsendet worden. Sie sollten in Verbindung mit den thessalischen Stämmen die steilen Straßen über den Olympos decken. Indessen, da außer Argos und Böotien auch die Malier und selbst die Mehrzahl der thessalischen Völker dem Perserkönige Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung sendeten, und da der den Griechen befreundete König Alexander von Makedonien unter Hinweis auf die gewaltige Übermacht des persischen Heeres die Griechen vor der drohenden Gefahr der Umzingelung warnte, so hatte man den Heerhaufen wieder zurückgerufen.

Besetzung der Thermopylen. Dagegen ward jetzt ein anderer Plan entworfen und ausgeführt. Es wurde nämlich ein 7200 Hopliten starker, auserlesener Kriegshaufen zur Verteidigung des Engpasses von Thermopylä abgesandt; die Flotte aber von nicht ganz 300 Schiffen erhielt Befehl, in die Meerenge von Euböa zu steuern und dort in der Nähe jenes Passes der Seemacht der Barbaren die Spitze zu bieten. Wäre das gesamte Aufgebot des Peloponnes ausgerückt, um den Engpaß zu besetzen, so wäre vielleicht der weitere Vormarsch der persischen Macht zu Lande zu hemmen gewesen. Daß man aber nur jene unbedeutende Vorhut nach dem entlegenen Posten entsandte, beweist die geringe Hoffnung, die man auf seine Verteidigung setzte. Den Spartanern und übrigen Peloponnesiern kam es vor allem darauf an, den Isthmus zu behaupten; zu diesem Zweck behielten sie ihre Hauptmacht bei Korinth zurück und trösteten die Verbündeten mit der Versicherung, daß dieselbe dem vorausgesandten kleinen Heerhaufen bald nachfolgen werde.

Die Örtlichkeit der Thermopylen war für die Zwecke der Griechen wohlgeeignet. Schroff und unwegsam zieht sich vom Pindos die Öta-Kette bis nahe an den malischen Meerbusen, dessen Ufer bodenlose Sümpfe umsäumen. Zwischen diesen Mooren und den steil abfallenden Bergwänden führt eine enge Straße aus dem Lande der Malier in das der Lokrer und weiter nach Süden. Der Paß verengt sich an zwei Stellen derartig, daß kaum für einen Wagen Raum bleibt. Zwischen diesen Engen, da, wo der Raum etwas freier ist, entspringen am Fuße des Gebirges warme Schwefelquellen. Die östliche Enge

hatten schon vor Alters die Phoker zur Abwehr der Thessaler durch ein Mauerwerk gesperrt (vgl. Abb. 189); nach ihm und nach den warmen Quellen hieß die Stelle Thermopylä oder die „Warmen Thore“.

Dahin rückte der hellenische Heerhaufen von ungefähr 7000 schwergerüsteten Kriegern, deren Kern 300 spartanische Bürger unter ihrem König Leonidas bildeten. Die Streiter aus Arkadien, Mykenä, Phlius, Korinth, Lokris, Phokis, besonders die 700 Mann aus der böotischen Stadt Thespiä, ferner 1000 Periöken aus Lakonika, waren alles zuverlässige Leute; nur den



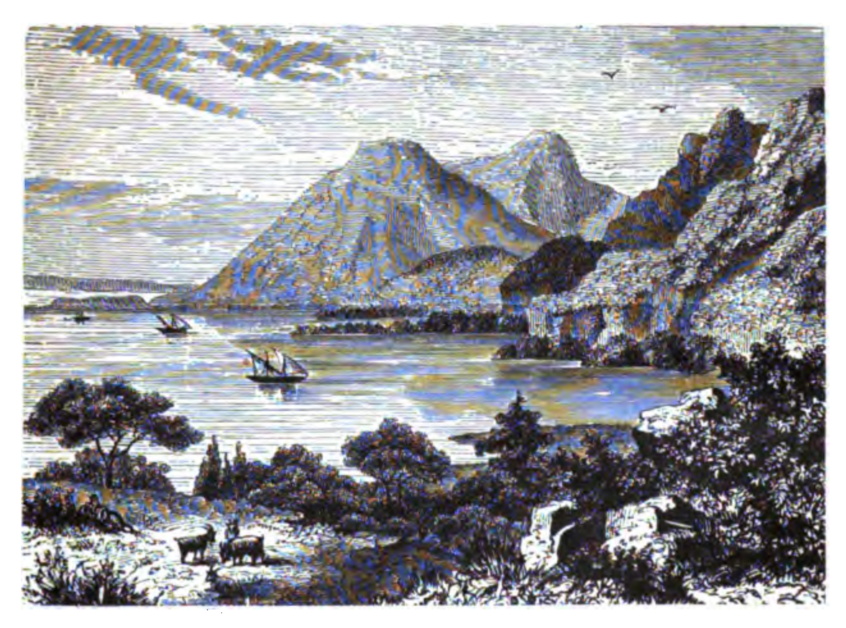
187. Bei den Thermopylen. Zeichnung von Alb. Richter.

400 Hopliten aus Theben war nicht zu trauen, weil diese Stadt den Persern heimlich zugethan war. Während diese Handvoll Leute zum Kampf auf Leben und Tod der ganzen Macht der Barbaren entgegentrat, feierte das übrige Griechenland die Spiele zu Olympia, ob aus thörichter Sorglosigkeit oder aus religiöser Gewissenhaftigkeit oder um den verzögerten Auszug des Hauptheeres damit zu entschuldigen, das läßt sich nicht entscheiden.

Artemision. Besser gerüstet waren die Hellenen zur See. Ihre Flotte in einer Stärke von 280 Trieren, wozu die Athener bei weitem die Mehrzahl gestellt hatten, steuerte durch den Euripus und weiter an dem malischen Busen vorbei, wo Leonidas mit seinem Heerhaufen lagerte. Sie nahm Stellung an der nordöstlichen Spitze Euböas unter dem Schutze der Artemis, deren Hain und Tempel das Vorgebirge Artemision schmückte.

Zwei leichte Fahrzeuge unterhielten die Verbindung mit Leonidas, drei Kriegsschiffe ankerten nördlich an der Insel Skiathos, um die Bewegungen der Perser zu erspähen. Diese ließen nicht lange auf sich warten; weithin war, als sie heranzogen, das Meer längs der Küste der Magneten mit Segeln bedeckt; denn die ganze feindliche Flotte mit Einschluß der Frachtschiffe betrug über 3000 Fahrzeuge, eine Armada, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Zehn persische Schnellsegler machten sogleich Jagd auf die hellenische Vorhut bei Skiathos und nahmen zwei Schiffe derselben; das dritte aber, ein athenisches, lief auf den Strand, so daß sich die Mannschaft retten konnte.

Ein Feuersignal, das auf der Insel emporstieg, verkündigte den Hellenen die nahende Gefahr, worauf sie erschrocken nach Chalkis in die Mitte der



188. Das Vorgebirge Artemision.

Meerenge zurückwichen. Die Barbaren gingen indessen an der Küste des festen Landes vor Anker. Der Großadmiral Achämenes, ein Bruder des Königs, wagte nicht, in der Dunkelheit des Abends an den Klippen von Skiathos vorüber zu segeln; er ließ einen Teil der Schiffe am Strande selbst anlegen, die anderen in acht langen Reihen weit ins offene Meer hinaus Stellung nehmen.

Am folgenden Tage war der Himmel ganz hell, kein Lüftchen war zu spüren, tiefe Ruhe schien über Land und Meer gebreitet. Doch bald wogte die See, und ein fürchterlicher Orkan stürmte aus Nordosten. Er brachte schweres Unglück über die Schiffe der Barbaren. Wohl an 400 scheiterten an den Klippen des Pelion oder an dem Vorgebirge Sepias, denn das Unwetter dauerte drei Tage und drei Nächte trotz der Opfer und Beschwörungen der persischen Magier.

Als die Hellenen, welche in sicheren Buchten geborgen waren, von dem feindlichen Verlust Kunde erhielten, fuhren sie mutig wieder nach Artemision. Die Perser aber, als sie vernahmen, daß die schwache hellenische Flotte bei Artemision Stand zu halten entschlossen scheine, sendeten 200 Schiffe um die Insel Euböa, in der Absicht, den Gegner von zwei Seiten einzuschließen. Sobald die Griechen die feindliche Seemacht in weit überlegener Zahl heransegeln sahen, erfaßte sie Bestürzung. Der Spartaner Eurybiades, der Befehlshaber der ganzen Flotte, ordnete sofort den abermaligen Rückzug an; aber Themistokles bewog ihn durch ein Geschenk von fünf Talenten, das Glück der Schlacht zu versuchen. Er hatte nämlich 30 Talente oder beiläufig 140 000 Mark von den Euböern empfangen, damit er sie vor den Barbaren beschütze. Die Schlacht begann gegen Abend. Die Griechen eröffneten mit kühnem Ungestüm das Gefecht und stritten mit großem Heldenmut; erst die Nacht machte dem unentschiedenen Kampf ein Ende.

Dem blutigen Tag folgte eine fürchterliche Nacht. Ein Gewittersturm wühlte das Meer auf, die Elemente schienen mit allen ihren Schrecknissen entfesselt zu sein, um die Macht der Barbaren zu brechen: unzählige persische Schiffe trieben zerschmettert ans Land, während die Griechen in den Hafenbuchten des ihnen vertrauten Meeres Schutz gefunden hatten.

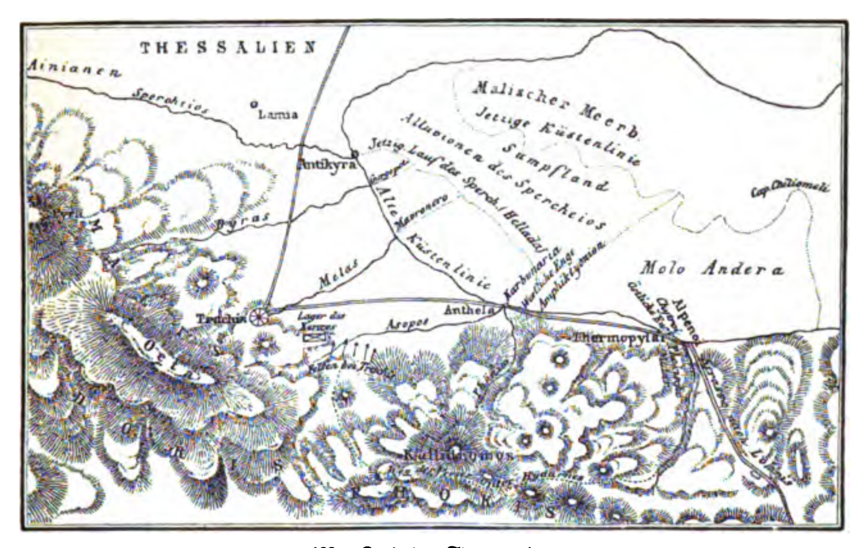
Am schrecklichsten war das Unwetter für die 200 persischen Schiffe, die Euböa umsegeln sollten. Sie strandeten teils auf Untiefen und an Klippen, teils wurden sie auf offener See von den Wellen verschlungen. Poseidon und Boreas (der Nordwind) stritten für das gottgeliebte Hellas, wie die Griechen glaubten.

Am Tage nach der Schreckensnacht wagten die Hellenen, durch 53 weitere attische Kriegsschiffe verstärkt, aufs neue anzugreifen: sie kämpften nicht ohne Erfolg. Am dritten Tage aber hatten die Perser ihren Schaden, so gut es gehen wollte, ausgebessert und stritten mit Mut und Geschick, so daß auch auf griechischer Seite viele Schiffe und Mannschaften zu Grunde gingen. Am Abend nach der Schlacht sahen die Griechen mit Schrecken, wie gar übel sie zugerichtet waren, wie namentlich die Hälfte der athenischen Schiffe kaum noch die See halten konnte. Da nun überdies folgenden Tags ein Späherschiff die Nachricht vom Verlust der Thermopylen brachte, so ward ungesäumt der Rückzug nach dem saronischen Golfe angetreten.

Die Schlacht bei Thermopylä. Als die Perser zu Trachis im Malierlande lagerten, erblickten sie, wie bereits (S. 298) erzählt, vor sich im Engpaß hellenische Waffen. Ein berittener Späher ward abgesandt, zu erkunden, was das für Leute wären. Der Mann ritt vorsichtig heran und sah nur die Spartaner, welche die Vorhut bildeten; die übrigen aber, welche die phokische Mauer deckte, sah er nicht. Von den Spartanern beschäftigten sich etliche mit kriegerischen Übungen, andere putzten ihre Waffen, noch andere kämmten und schmückten ihr Haupthaar. Der Bote kehrte unangefochten zurück und berichtete dem Könige, was er beobachtet hatte. Dem kam das Verhalten der Spartaner lediglich thöricht vor; er meinte, die einfältigen Leute würden wohl bald davonlaufen. Als dies aber ganz und gar nicht geschah, schickte er einen Herold an Leonidas und ließ ihm die Waffen abfordern. „Der König komme und hole sie!“ antwortete der Held mit lakonischer Kürze. Ein trachinischer

Mann, der dabei stand, versicherte, der Meder seien so viele, daß sie mit ihren Geschossen die Sonne verdunkelten. „Um so besser“, entgegnete ein anderer Spartaner, „dann fechten wir im Schatten.“

Der persische König, dessen Geduld jetzt erschöpft war, befahl seinen Medern und Kissiern, vorzurücken und die Verteidiger des Passes womöglich lebendig zu fangen und vor ihn zu führen. Sofort stürmten jene in großen Massen heran, konnten aber trotz wiederholten Angriffs nichts ausrichten, sondern erlitten beträchtliche Verluste. Da ward es denn offenbar, daß der König wohl viele Menschen, aber wenig Männer habe. Noch vor Abend rückten die Perser selbst heran, und zwar die von Gold strahlende Schar der Unsterblichen unter dem Befehl des **Hydarnes**. Sie eröffneten den Kampf, indem sie eine Wolke von Pfeilen entsandten. Die Lakedämonier



189. Karte der Thermopylen.

ergriffen die Flucht, und die Barbaren folgten mit lautem Geschrei. Aber gerade hierin offenbarte sich die überlegene Kriegskunst der Spartaner. Ihre Flucht war eine verstellte; im Augenblick standen sie wieder in festgeschlossenen Rotten, drangen auf den nachjagenden Feind ein und trieben ihn zu Paaren. In der Enge konnte die Übermacht nichts helfen, Tausende sanken unter dem furchtbaren Stoße der langen Speere, gegen welche der leichte persische Schild und die kurze Lanze unzureichende Waffen waren.

Auch am dritten Tage erneuerten sich die Angriffe, doch mit gleich schlechtem Erfolg. Die Hellenen lösten sich nach den verschiedenen Völkerschaften in der Verteidigung des Engpasses ab und kämpften unter spartanischer Führung mit spartanischem Mute. Die Phoker standen unterdessen auf der Höhe des Gebirges, um den wenig bekannten Bergweg **Anopäa** zu bewachen, auf dem die Thermopylen umgangen werden konnten (auf dem Kärtchen Abb. 189 punktiert).

Xerxes war ratlos. Da bat ein Malier, mit Namen **Ephialtes**, um Gehör und berichtete dem König von dem verborgenen Bergweg; zugleich erklärte er sich bereit, einen persischen Heerhaufen in den Rücken der Griechen zu führen. In später Abenddämmerung setzte er sich mit den 10000 Unsterblichen in Bewegung und führte sie auf dem schmalen Pfad im Dunkel der Nacht durch Fichten- und Eichenwälder zur Paßhöhe des Berges. Leichtsinnig hatten die Phoker versäumt, Wachen auszustellen; erst die im dürren Laube raschelnden Fußtritte verkündeten ihnen die drohende Gefahr. Eilends wollten sie sich jetzt wappnen, doch die aus dem Walde hervorbrechenden Perser überschütteten sie sogleich mit ihren Geschossen. Da hielten die Phoker nicht Stand; sie flohen auf den Gipfel des Berges und ließen den überlegenen Feind ungehindert seinen Weg fortsetzen.

Mit der ersten Morgendämmerung hatte sich auch die Heerschar im Engpasse zum Streit erhoben. Der Opferpriester **Megistias** schlachtete die Opfertiere und forschte in den Eingeweiden nach den Vorbedeutungen. Als er alles genau betrachtet hatte, sprach er: „Die Götter haben heute unseren Tod und immerdauernden Ruhm beschlossen." Während dem kamen auch schon Späher eilenden Laufes von den Bergen und verkündigten die Umgehung durch die Perser. Leonidas berief sofort den Kriegsrat. An erfolgreichen Widerstand war nicht mehr zu denken, daher befahl er den Bundesgenossen, den Rückzug anzutreten, um in glücklicherer Zeit für das Vaterland zu kämpfen; ihn und seine Spartiaten, erklärte er, verpflichte das Gesetz, an dem Orte, wo sie gekämpft, zu sterben.

So verließen ihn denn die meisten Verbündeten; die Krieger von Thespiä aber, 700 an der Zahl, erklärten sich bereit, mit den Spartanern in den Tod zu gehen. Die Thebaner zwang Leonidas, zur Strafe für ihre perserfreundliche Gesinnung, wider ihren Willen zum Bleiben.

Nachdem Leonidas seine Schar geordnet hatte, schien es ihm unwürdig, daß sie als Leute, die zum Tod entschlossen seien, sich ferner durch die Enge und die Mauern deckten. So zog er denn hervor in die Breite der Schlucht. Keiner dachte mehr sein Leben zu schirmen, sondern nur daran, durch tapfere Thaten Ruhm zu gewinnen. Unzählige Perser, die durch Geißelhiebe ihrer Führer vorwärts getrieben wurden, fielen unter den Speeren der Griechen, andere wurden im Gedränge erstickt und zertreten, noch andere in die Sümpfe gedrängt.

Wie ein Löwe kämpfte Leonidas lange Zeit im dichtesten Gewühl; endlich sank er tödlich getroffen zu Boden. Über seinem Leichnam entbrannte der Kampf mit gesteigerter Heftigkeit. Viermal wurden die Barbaren in die Flucht geschlagen, dann zogen sich die Hellenen durch die Engen zurück. Im östlichen Teile derselben, in der Nähe der Quellen, erhebt sich ein Hügel, mit Lorbeerbäumen, Oleander und vielen duftigen Kräutern bewachsen. Hier standen zuletzt die kampfesmüden Helden, rings von Feinden bestürmt. Ihre Speere waren zerbrochen, ihre Helme und Schilde zerhauen. Aber mit Messern, mit Fäusten und Zähnen wehrten sie sich verzweiflungsvoll, bis der letzte Mann erschlagen war.

So starben die Helden von Thermopylä; aber ihre That ist nicht vergessen; sie schwebt den Edlen aller Nationen vor, wenn sie das vergängliche Erdengut des Lebens für höhere Güter hinzugeben bereit sind. Die Gebeine

des Leonidas und seiner tapferen Schar wurden später an Ort und Stelle begraben und auf Befehl der Amphiktyonen über ihrem Grab ein steinerner Löwe und eine Denksäule errichtet mit der Inschrift:

„Wanderer, meld' es daheim Lakedämons Bürgern: erschlagen
Liegen wir hier, noch im Tod ihrem Gebote getreu."

Zwei Spartiaten, **Eurytos** und **Aristodemos**, waren vor dem letzten Kampfe wegen Augenkrankheit aus dem Lager fortgesendet worden. Der erstere legte, als er von der Not seiner Landsleute hörte, seine Rüstung an und ließ sich nach dem Kampfplatze führen, wo er bald den Tod fand. Aristodemos aber wurde, als er nach Sparta zurückkehrte, für ehrlos erklärt, so daß niemand mit ihm verkehren wollte, bis er das Jahr darauf durch einen ruhmvollen Tod in der Schlacht bei Platää die Ehrenschuld tilgte.



190. Blick durch die kastalische Schlucht ins Pleistos-Thal bei Delphi.
Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. Ed. Pelissier in Frankfurt a. M.

Der thebanische Polemarchos **Leontiades** und seine Hopliten, die widerwillig und nur dem Zwange gehorchend am Kampfe teilgenommen hatten, baten während desselben um Gnade und erhielten sie als Freunde der Perser. Xerxes ließ aber allen das Mal der Sklaverei aufbrennen, und sie ertrugen es, gebrandmarkt in ihre Vaterstadt zurückzukehren.

Durch den offenen Paß von Thermopylä strömten jetzt die Wogen des Krieges unaufhaltsam über Hellas. Doris, Lokris, Euböa und Böotien fielen den Persern widerstandslos in die Hände; nur die Bewohner von **Thespiä** und **Platää** flüchteten zu den Athenern, da sie sich nicht unterwerfen wollten und doch allein zum Widerstande zu schwach waren. Die Phoker flohen in die Wildnisse des Parnassos oder nach dem Meere und hinüber nach dem Peloponnes. Ihre Städte gingen in Flammen auf, die Bevölkerung wurde erwürgt oder in die Sklaverei geschleppt. Auch in das Thal von **Delphi** (vgl. Abb. 190) zogen Horden von Barbaren, um die Schätze des Tempels zu rauben. Aber ein

schweres Unwetter mit Erdbeben rettete das Heiligtum. Riesige Felsblöcke lösten sich von den Thalwänden und brachen zerschmetternd in die Reihen der Barbaren ein, so daß diese in starrem Entsetzen die Flucht ergriffen.

Schlacht bei Salamis. Die Hauptmacht der Perser rückte indessen nach Attika vor, an dessen Küste die hellenische Flotte bei der Insel Salamis (vgl. Abb. 140) vor Anker gegangen war. Als hier die Führer des athenischen Geschwaders vernahmen, daß die Peloponnesier, statt dem gemeinsamen Feinde in Böotien zu begegnen, nur auf Verschanzung und Verteidigung der korinthischen Landenge bedacht wären, erkannten sie, daß der Untergang ihrer Vaterstadt nicht abzuwenden sei. Als Themistokles nach Athen kam, fand er alles in der größten Bestürzung und Ratlosigkeit: nur mit Mühe und unter Aufbietung seiner ganzen Beredsamkeit konnte er, gestützt auf den Areopag, der hier zum letztenmal eine große politische Rolle spielte, das Volk dem Unvermeidlichen gegenüber zu einem männlichen Entschluß bewegen. Boten hatten von der Pythia zu Delphi den Spruch erhalten:

> „Wenn auch ringsum das Land den Feinden erliegt, was des Kekrops
> Berg einschließt und die Schlucht der heiligen Höhe Kithäron;
> Unbezwungen doch bleibt die hölzerne Mauer Atheneus,
> Abwehr schaffend dir selbst und beschirmend die wehrlosen Kinder."

Man stritt hin und her, was unter der rettenden hölzernen Mauer zu verstehen sei, bis Themistokles mit beredten Worten nachwies, daß der Gott nichts anderes damit meine als die wohlgerüstete Flotte, die hinter ihren Planken ein sicheres Asyl gewähre, wenn auch die altehrwürdige Stadt in Schutt und Asche sinken sollte. Seine Rede war so überzeugend, daß der größte Teil der Bürger alsbald seinem Rate folgte und mit Weibern, Kindern und Sklaven und aller beweglichen Habe die Stadt verließ. Die wehrhafte Mannschaft verstärkte die Besatzung der Schiffe, die wehrlosen Leute und die Habe wurde nach Salamis oder nach Ägina und Trözen in Sicherheit gebracht. Nur einige Greise und Bürger aus den ärmsten Ständen hatten die Stadt nicht verlassen wollen. Sie deuteten den Orakelspruch auf den Palissadenzaun, mit dem der westliche Aufgang der Akropolis seit ältester Zeit verrammelt war, verstärkten den Zaun durch eine „hölzerne Mauer" von Brettern und Balken und erwarteten hier den Feind. Bald brachen die Barbaren in die Stadt und schossen vom Areopag her Brandpfeile nach der Burg, wodurch die Belagerten in die äußerste Not gerieten. Doch wehrten sie dem Andrang der Feinde durch herabgewälzte Steine, bis einige feindliche Haufen die unbewachte steile Nordseite der Burg mit Leitern erstiegen, die Verteidiger niedermetzelten und die Tempel in Brand setzten. Die aufsteigenden Feuersäulen verkündigten den Athenern auf der Flotte, daß ihre Vaterstadt nicht mehr sei. Es war ein schauerlicher Anblick; doch beugte er den Mut der Männer nicht, denn sie hatten ihr teuerstes Gut, ihre Freiheit, bewahrt und sie erkannten, daß jetzt allein auf ihrer Tüchtigkeit und auf ihren Waffen das Wohl des Vaterlandes beruhe.

Dagegen gerieten die Führer der peloponnesischen Geschwader in große Sorge. Das Schicksal Athens schien ihnen auch das ihrer eigenen Städte zu bedeuten, wenn sie nicht eilten, dieselben zu beschirmen. Wohl war die griechische Flotte viel zahlreicher als bei Artemision. Sie zählte gegen 370

wohlbemannte Kriegsschiffe, von denen über die Hälfte athenische waren. Verschiedene Staaten hatten ihre ganze Seemacht abgesandt; selbst von Kroton aus Großgriechenland war ein gut gerüstetes Schiff angekommen. Dennoch fürchtete man die Übermacht der Perser. Die Mehrzahl der Führer entschied sich daher für Fortsetzung des Rückzuges bis zum Isthmus, um dort im Angesicht des peloponnesischen Landheeres den Kampf der Entscheidung zu bestehen.

Themistokles machte noch einen letzten Versuch, den obersten Befehlshaber Eurybiades zu einer Schlacht im saronischen Golf zu bewegen. Er stellte ihm in beweglicher Rede vor, wie nach Ausführung jenes Beschlusses Salamis, Megara und Ägina verloren seien, wie dann die Barbaren an den Küsten des Peloponnes landen und die Verteidigung des Isthmus nutzlos machen könnten, und viele andere Dinge.

Eurybiades berief abermals eine Versammlung der Flottenführer, in der Themistokles sogleich das Wort ergriff. Adeimantos, der korinthische Führer, unterbrach ihn mit den Worten: „Bei den Kampfspielen werden die mit Ruten gestrichen, die voreilig aufstehen.“ — „Aber die dahinten bleiben, werden nie bekränzt“, erwiderte ihm der Athener und wendete sich dann mit feuriger Rede an Eurybiades. Er zeigte ihm, wie in seiner Hand die Rettung von Hellas liege, wie die Schlacht in der Enge von Salamis auch gegen die Übermacht wohl mit tapferem Mute gewonnen werden könne, nicht aber im offenen Meere am Isthmus; wie nur durch einen Sieg an dieser Stelle Salamis und die dahin geflüchteten Frauen und Kinder der Athener und zugleich Megara und Ägina, ja der ganze Peloponnes gerettet werden könnten, während durch Aufgabe dieser günstigen Stellung alles ohne Schwertstreich den Barbaren preisgegeben würde.

Themistokles schloß seine Rede mit den für alle Zeiten geltenden Worten: „Wenn man einen vernünftigen und mutigen Entschluß faßt, so ist der Erfolg fast immer günstig; geht man aber unklug und mutlos zu Werke, so verweigert uns auch die Gottheit ihre Hilfe.“ Ihm erwiderte Adeimantos mit großer Bitterkeit, er habe kein Vaterland mehr, daher dürfe er, ein heimatloser Mann, gar nicht mitreden. Darauf versetzte Themistokles, er habe ein größeres Vaterland als Korinth oder irgend ein anderer hellenischer Staat, nämlich 200 athenische Schiffe, die jetzt die Hauptstütze in der alle bedrohenden Not seien. Wolle man diese Heimat verachten und gemeinsamen Widerstand gegen die Barbaren verweigern, so nehme er die Hausgenossen auf Salamis an Bord und steuere nach Italien, wo ein alter Orakelspruch ihnen Wohnsitze verheiße, und gründe dort ein anderes, glücklicheres Athen.

Diese Drohung entschied, und man rüstete zur Schlacht. Als jedoch eine Botschaft nach der anderen ankam und berichtete, daß die feindliche Flotte, verstärkt und zahlreicher als zuvor, im Hafen von Phaleron und an der Küste umher vor Anker gegangen sei, während das Hauptheer der Barbaren nach dem Peloponnes vorrücke, da entsank den Führern der Mut, und die Peloponnesier drangen mit Ungestüm in den Oberfeldherrn, ungesäumt den Rückzug anzuordnen, weil im Fall einer Niederlage die ganze Seemacht der Hellenen in der salaminischen Bucht eingeschlossen werden könne und verloren sei.

In dieser Bedrängnis that Themistokles einen Schritt, der ebenso ein Beweis seiner Kühnheit wie seiner nie um einen Ausweg verlegenen Ver-



191. Die Bucht von Phaleron.

Blick von der Höhe von Munichia. Im Hintergrund Athen. Das giebelförmige Gebirge dahinter ist der Pentelikon; am rechten Bildrand erblickt man die Vorhöhen des Hymettos.

schlagenheit war. Er schickte nämlich heimlich seinen treuen Diener Sikinnos, den Erzieher seiner Kinder, zu dem Befehlshaber der feindlichen Flotte und ließ ihm sagen, daß die Hellenen nur auf Flucht bedacht wären, daß sie jetzt mit einem Schlage vernichtet, sonst aber nur durch viele einzelne Kämpfe überwunden werden könnten.

Dieser Rat schien der eines heimlichen Freundes. Da nun der Angriff auf die Hellenen schon vorher festgesetzt war, so beschloß der König, von dem Rate Vorteil zu ziehen. Die persische Flotte füllte den ganzen saronischen Golf von der Phaleron-Bucht bei Athen bis zum Vorgebirge Sunion. Der aus Phönikiern bestehende rechte Flügel erhielt jetzt Befehl, unter dem Schutze der Nacht in die salaminische Meerenge hineinzufahren und den nördlichen Ausgang derselben gegen Eleusis hin zu versperren. Die übrige Flotte schloß sich an und sperrte die Meerstraße im Süden. Mitten im Fahrwasser liegt hier das Inselchen Psyttaleia: es wurde stark besetzt, weil Schiffstrümmer und Schiffbrüchige von beiden Parteien hier angetrieben werden mußten. Die ganze Nacht hindurch dauerten die Bewegungen; am Morgen war die beabsichtigte Einschließung gelungen, und der Admiral Achämenes durfte wohl beim Anblick des fest geschlossenen Ringes einen glänzenden Sieg für sicher halten.

Noch immer haderten die griechischen Schiffsführer, welche bei Eurybiades versammelt waren, als Themistokles plötzlich herausgerufen ward. Auf das Verdeck tretend, sah er den Mann vor sich stehen, dem er einst bitteres Leid zugefügt hatte, den verbannten Aristides. Derselbe hatte in der Not des Vaterlandes alles erlittene Unrecht vergessen und war mit äußerster Gefahr auf einem äginetischen Fahrzeuge herbeigekommen, um seinen Landsleuten die Einschließung der hellenischen Flotte durch die Perser und die Notwendigkeit des Kampfes zu verkünden. „Themistokles", sagte er, „jetzt ist die Zeit da, und sie sollte immer da sein, daß wir miteinander streiten, wer von uns beiden dem Vaterlande die größte Wohlthat erzeigt. Darum bringe ich jetzt Nachricht von den Barbaren. Sie haben sich ringsumher aufgestellt, und nun mögen die Peloponnesier nur immer von Abfahrt reden; es ist kein Ausweg mehr vorhanden als derjenige, welchen wir uns mit den Waffen öffnen."

„Du bist ein glücklicher Bote", versetzte Themistokles, „denn was ich wünschte, ist geschehen. Gehe du nun selbst zu den Obersten und melde, wie die Sache steht."

Der Morgen brach an, die Schiffe lichteten die Anker; die Führer, jetzt nicht mehr unschlüssig, ermahnten zum tapferen Streit; mit jubelndem Schlachtgesang (vgl. die Verse S. 272) stürzten die Hellenen auf die Feinde. Zunächst ward das Schiff des Atheners Ameinias, eines Bruders des Dichters Äschylos, von einem Phönizier geentert; man eilte von beiden Seiten zu Hilfe, und das Treffen ward allgemein. Die Athener auf dem linken Flügel hatten die Phönizier sich gegenüber, die Peloponnesier auf dem östlichen Flügel der Aufstellung stritten gegen die Jonier. Im Anfang überwältigten die Barbaren viele hellenische Schiffe; auf die Dauer aber kam den Griechen in dem engen Gewässer ihre große Beweglichkeit zu statten, während den Feinden die übergroße Zahl ihrer Schiffe mehr hinderlich als vorteilhaft war.

Xerxes hatte sich auf einem Vorsprung des Höhenzuges Ägaleos, hoch über dem Sunde, einen Thron errichten lassen. Er hatte gehofft, von dort

oben den Sieg seiner stolzen Flotte mit ansehen zu können — er wurde Augenzeuge der schrecklichsten Niederlage. Wohl bemerkte der König einzelne tapfere Thaten seiner Schiffsobersten, aber er sah zugleich, daß sie die Ordnung nicht herstellen, das Verhängnis nicht abwehren konnten. Mit großer Tapferkeit stritten die Schiffe der karischen Königin Artemisia, ebenso die der Samier. Ein Kriegsschiff von Samothrake bohrte ein athenisches in den Grund, ward aber selbst von einem äginetischen zum Sinken gebracht. Themistokles stürmte auf das hochragende Schiff des Achämeniden Ariabignes los, mit einer Wolke von Geschossen empfangen. Aber gleichzeitig durchbohrte es der schon genannte Ameinias mit dem ehernen Schnabel seiner Galeere, und als der tapfere Perser, ein Bruder des Königs Xerxes, mit seinem Gefolge an Bord des feindlichen Fahrzeuges sprang, stießen ihn die Hopliten mit ihren Speeren ins Meer. Der Äginete Krios, der vor den Augen des Themistokles ein sidonisches Schiff nahm, rief den Athenern zu: „So beweisen die Ägineten ihre medische Gesinnung!“

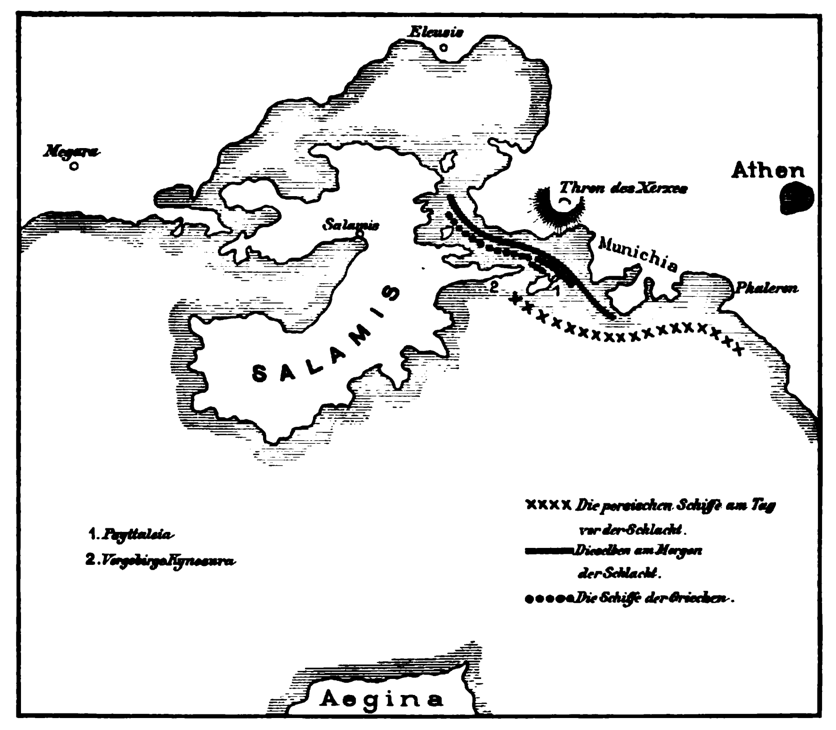
Mehr und mehr nahmen Verwirrung und Schrecken unter den Barbaren überhand, so daß die Feldherren bald nicht mehr auf Sieg, sondern nur auf Rettung bedacht waren. Die Königin Artemisia entging ihren Verfolgern nur dadurch, daß ihre Triere ein im Wege stehendes persisches Schiff niederrannte. Was sich von der persischen Flotte retten konnte, floh nach Phaleron, wo ein Teil des Landheeres zu ihrer Aufnahme bereit stand; die persische Besatzung auf Psyttaleia fiel nach vergeblichem Widerstand durch die Speere der unter Anführung des Aristides gelandeten Hopliten.

Den folgenden Tag verwendeten die Griechen dazu, ihre vielfach beschädigten Schiffe auszubessern; sie waren einer zweiten Seeschlacht gewärtig, denn die Perser machten Anstalten, eine Brücke zum Übergange nach Salamis zu schlagen. Als aber die hellenische Flotte am nächsten Morgen die Barbaren aufsuchte, fand sie den Hafen von Phaleron leer. Sie segelte bis Andros, ohne den Feind einzuholen. Hier ward beraten, was zu thun sei. Themistokles riet, geradeswegs nach dem Hellespont zu fahren, um womöglich dem König den Rückweg abzuschneiden; die Peloponnesier aber meinten, es sei durchaus thöricht, die ungeheure Macht der Barbaren, die immer noch im Herzen von Griechenland stehe, zur Verzweiflung zu treiben. Themistokles fügte sich; ja er nahm sogar den Schein an, die Nichtverfolgung der Perser sei auf seinen Antrag geschehen, und schickte zum zweitenmal den Sikinnos an Xerxes, um ihm zu sagen, daß Themistokles auch diesen Dienst dem Großkönig geleistet habe. Sein unheimlich weitschauender Blick ließ ihn wohl ahnen, daß er die Freundschaft des Persers noch einmal nötig haben könne.

König Xerxes hatte nach der großen Niederlage alles Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Kriegsmacht verloren. Die Flotte, die mehr als 200 Schiffe und gegen 50000 Mann eingebüßt hatte, war zwar an Zahl der hellenischen noch immer gewachsen; aber der König wie seine fürstliche Ratsversammlung erkannten, daß von der entmutigten Mannschaft kein Seesieg mehr zu erwarten sei. Daher befahl er ihren Rückzug nach dem Hellespont, um für das Landheer die Verbindung mit Asien zu sichern. Am liebsten hätte er sich gleich selbst mit eingeschifft, denn er hatte die Lust am Kriege gegen verzweifelte

Männer verloren. Doch mochte er andererseits auch nicht als Flüchtling ohne Heer und Waffen in sein Reich zurückkehren.

Da trat Mardonios, der als Haupturheber des mißlungenen Zuges für seinen Kopf fürchtete, vor den König und erbot sich, mit 300 000 auserlesenen Kriegern alles hellenische Land ihm unterthänig zu machen. Er zeigte, wie die große Menge nur hinderlich sei, wie aber ein kleineres, jedoch streitbares Heer den Sieg über die schwachen, unter sich uneinigen Völker Griechenlands leicht erringen werde. Er machte wohl auch auf die späte Jahreszeit aufmerksam, welche die Verpflegung der großen Menge erschwere. Denn die denkwürdige



192. Der Schauplatz der Schlacht bei Salamis.

Seeschlacht war am 20. September geliefert worden; daher mußte man auf die Annäherung des Winters Bedacht nehmen.

Freudig billigte der König den Plan seines Feldherrn. Er ließ die besten Leute, besonders Perser, Meder und Saken, aussondern und übertrug dem Mardonios den Oberbefehl über dieses Heer, während er selbst mit den übrigen Truppen den Rückzug antrat.

Bis nach Thessalien, wo Mardonios sein Winterlager nahm, ging der Marsch in ziemlicher Ordnung von statten; dann aber entstand, da für Verpflegung nicht gesorgt war, arge Verwirrung; das Schwert wilder Völker, die sich der Plünderung widersetzten, Hunger und Seuchen richteten eine namenlose

Verheerung unter den zuchtlosen Banden an. Nur Trümmer des stolzen Heeres kamen Mitte November 480 an den Hellespont, wo man die Brücken zertrümmert fand, doch auf Schiffen die Überfahrt vollzog.

Die Hellenen kehrten nach einem mißlungenen Angriff auf die den Persern ergebene Insel Andros nach Salamis zurück und dachten nicht weiter daran, den ruhmvollen Sieg zu verfolgen. Selbst das Landheer auf dem Isthmus hatte nichts Eiligeres zu thun, als auseinander zu gehen, anstatt nach Böotien dem Mardonios entgegenzurücken und ihn zur Schlacht zu zwingen. Unbekümmert um den Feind, verteilten die Strategen bei Salamis die Beute und vergaßen auch nicht, den Göttern, insbesondere dem delphischen Apollo, reiche Gaben darzubringen. Als sie dann über den Preis der Tapferkeit abstimmten, zeigten sich die einzelnen Heerführer freilich nicht allzu bescheiden. Die erste Stimme nämlich gab jeder sich selbst, die zweite aber erteilten die meisten dem Themistokles. Obgleich man daher nicht zu einem Beschluß gelangte, ward doch Themistokles' Name in ganz Hellas gepriesen, und als er bald darauf nach Sparta kam, überhäufte man ihn mit großen Ehren, und 300 edle Bürger geleiteten ihn bis an die Grenze von Tegea, eine Ehrenbezeigung, die noch keinem Fremdling widerfahren war. Indessen erregten diese Auszeichnungen selbst in seiner Vaterstadt Neid, und er wurde für das folgende Jahr von den Athenern nicht wieder zum Strategen erwählt.

Schlacht bei Platää. Die Athener waren in ihre Vaterstadt zurückgekehrt und bauten in Eile, wie es die späte Jahreszeit forderte, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder auf. Der Frühling rief sie und die übrigen Hellenen zu neuer Thätigkeit. Denn sobald es die Jahreszeit gestattete, erhob sich Mardonios in Thessalien, um sein dem König gegebenes Wort einzulösen. Er zog langsam durch die offenen Thermopylen, ohne hier auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Die Lokrer, Böoter und Phoker machten, freiwillig oder gezwungen, gemeinschaftliche Sache mit ihm und verstärkten seine Heerhaufen; auch die Athener hoffte Mardonios zu gewinnen. Er ließ ihnen durch den makedonischen Fürsten Alexander, einen Gastfreund des athenischen Staates, Wiederaufbau ihrer Tempel und Wohnungen, Vergrößerung ihres Gebietes und volle Freiheit zusichern, wenn sie ein Bündnis mit ihm schlössen, im entgegengesetzten Falle aber nochmalige Verwüstung androhen. Darauf erteilte der Rat der Fünfhundert mit Zustimmung des ganzen Volkes die denkwürdige Antwort: „Solange die Sonne ihre Bahn am Himmel wandelt, werden wir mit Xerxes keinen Bund machen, sondern ihm beherzt entgegengehen im Vertrauen auf die Hilfe der Götter und Heroen, deren Heiligtümer er frevelhaft verwüstet hat."

Den Gesandten von Sparta, welche gekommen waren, um die von Alexander unterstützten Friedensvermittelungen zu hintertreiben, antworteten die Athener ähnlich, verlangten aber als Gegenleistung, daß unverzüglich die gesamte spartanische Macht nach Mittelgriechenland vorrücke.

Die Spartaner säumten indessen nach ihrer engherzigen Art mit der Hilfe, und so konnten sich die Barbaren nochmals unbehindert über das attische Gebiet ergießen; die Bevölkerung Athens rettete sich wie im Vorjahr nach Salamis und auf die Schiffe, die Stadt selbst wurde zum zweitenmal gründlich zerstört.



193. Kriekuki, in der Nähe des alten Platää, am Fuße des Kithäron.

Vom Weg nach Theben aus gesehen. Das jetzige Dorf liegt wahrscheinlich auf der Stelle des alten Hysiä, 3/4 Stunden östlich vom alten Platää (vgl. Plan Abb. 194). Auf den Vorhöhen unterhalb des Dorfes fand die Schlacht statt.

In ihrer Bedrängnis schickten die Flüchtlinge Abgeordnete nach Sparta, um zum schleunigen Aufbruch zu mahnen. Die Gerusia aber verschob die Antwort von einem Tage zum anderen, bis endlich Cheileos, ein wohldenkender Mann aus Tegea, die Notwendigkeit darlegte, Athen bei dem Bunde zu erhalten, wenn man nicht wolle, daß dem Perser die Thore des Peloponneses offen ständen, wann und wo es ihm beliebe. Seine Gründe waren so einleuchtend, daß sogleich 5000 Bürger der Stadt, von denen jeder ein Gefolge von sieben leichtbewaffneten Heloten hatte, zum Ausmarsch gegen die Barbaren bestimmt wurden. Bei dem allzeit kriegsbereiten Zustande der Bevölkerung konnte der Ausmarsch noch in derselben Nacht geschehen, und als die athenischen Gesandten am nächsten Morgen unter Drohungen abreisen wollten, erfuhren sie, daß bereits 5000 schwerbewaffnete Spartaner und 35000 Heloten unter Führung des Pausanias nach dem Norden abmarschiert seien. Eine solche Macht hatten die Spartaner noch niemals in auswärtigen Kriegen entfaltet. Als Mardonios davon Nachricht erhielt, zog er sich sofort aus dem ausgesogenen Attika nach Böotien zurück, wo er das befreundete Theben mit seinen reichen Vorräten als Stützpunkt wählte und für seine Hauptwaffe, die Reiterei, den Boden geeigneter fand, als im steinigen Attika.

Zwischen einer Höhenkette, die vom Helikon ostwärts streicht, und den südlich aufsteigenden Bergen des Kithäron und Parnes breiten sich fruchtbare Gefilde aus, die teils eben, teils hügelig den Fluß Asopos begrenzen. Inmitten dieser Gefilde, noch ziemlich hoch über dem Asopos-Thal, lag Platää, und nahe dabei ein von zwei Armen des Baches Oroë umschlossenes Feld, das man die Insel nannte. Weiter östlich davon, auf einer Anhöhe nördlich vom Asopos hatte Mardonios ein befestigtes Lager errichtet; doch erstreckten sich die Zelte der Perser und ihrer Verbündeten auch auf dem südlichen Flußufer bis in die Gegend von Erythrä und Hysiä. Den Kern des hellenischen Heeres, das unter dem Oberbefehl des kriegskundigen, aber unzuverlässigen Pausanias heranrückte, bildeten die 5000 Hopliten aus Sparta und ebenso viele aus den andern Städten Lakoniens mit 35000 leichtbewaffneten Heloten, sodann, von Aristides geführt, 8000 Hopliten aus Athen und 600 aus Platää. 5000 Krieger aus Korinth, 1500 Tegeaten, kleinere Scharen aus Megara, Arkadien und andern Gegenden stießen nach und nach zu dem Hauptheer, so daß sich die Gesamtzahl der hellenischen Streitmacht auf etwa 110000 Mann belief.

Pausanias überschritt mit dem Heere die Höhen des Kithäron, machte aber am Abhange Halt, als er die persischen Massen in der Ebene gelagert sah. Ein äußerster Vorposten von Megarern ward von den persischen Reitergeschwadern fortwährend beunruhigt. Mit Hohngeschrei über die feigen Hellenen, welche sich nicht in die Ebene wagten, stürmten die Reiter heran und überschütteten die Gegner mit wohlgezielten Wurfgeschossen, die viele tapfere Männer hinrafften. Die Megarer weigerten sich, auf diesem gefährlichen Posten länger auszuharren. Da des Pausanias Anfrage, wer geneigt sei, die Megarer abzulösen, bei den anderen taube Ohren fand, so traten endlich 300 Athener, verstärkt durch auserlesene Bogenschützen, an ihre Stelle. Auch gegen sie setzten die persischen Reiter ihre Angriffe fort, geführt von dem tapferen Makistios, der mit goldenem Schuppenpanzer und purpurnem Leibrock geschmückt auf einem weißen, goldgezäumten Pferde daherritt. Da

stürzte bei einem erneuten Ansturm sein von einem Pfeile getroffenes Pferd, er selbst wurde von den herbeieilenden Hellenen nach tapferem Widerstande getötet. Die Perser sprengten vor und bemächtigten sich des Leichnams. Gleichzeitig eilte aber auch vom hellenischen Hauptheer zahlreiche Mannschaft herbei, und nach einem blutigen Gemetzel blieben die Griechen im Besitze des Erschlagenen.

Groß wår der Jubel im griechischen Lager, als man die Leiche des gefürchteten Mannes durch die Haufen fuhr, daß jeder sie sehen konnte. Auf diesen Erfolg hin rückte jetzt Pausanias, zugleich durch den Wassermangel auf den Höhen des Kithäron veranlaßt, westwärts nach der Quelle Gargaphia vor, die etwa eine Stunde östlich von Platää entfernt war. Hier entstand zuerst ein Streit zwischen den Tegeaten und Athenern über den Vorrang im Lager und in der Schlacht: beide beanspruchten den 2. Ehrenplatz auf dem linken Flügel, den die Spartaner schließlich den Athenern zuerkannten.

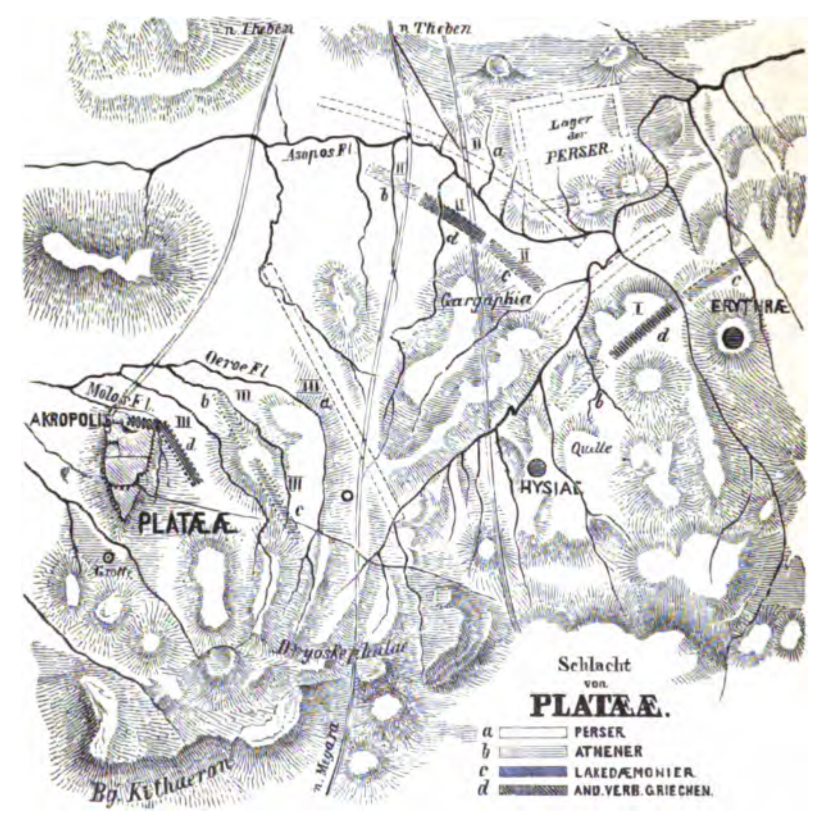
Den Lakedämoniern auf dem rechten Flügel stellte Mardonios die zahlreichen Scharen der eigentlichen Perser entgegen, auf deren Tapferkeit er das größte Vertrauen setzte; sein Mitteltreffen bildeten die Meder, Baktrier, Inder und Saken; den Athenern und Platäern endlich stellte er die Thebaner und die übrigen Bundesgenossen aus Hellas, Makedonien und Thessalien gegenüber.

Indessen waren auf griechischer Seite die Opfer für das Wagnis einer Schlacht nicht günstig. Auch Mardonios, obgleich andern Glaubens, hatte der Bundesgenossen wegen einen Opferpriester im Lager; dieser aber fand gleichfalls keine glücklichen Zeichen. Da nach dem Ausspruch der Priester die Zeichen nur für die Verteidigung günstig ausfielen, so verharrten beide Heere acht Tage lang in Unthätigkeit. In einer von dem persischen Oberfeldherrn berufenen Versammlung gaben die thebanischen Obersten den Rat, zunächst durch die zahlreiche Reiterei den Feind zu beunruhigen, in seinem Rücken die Zuzüge, welche noch täglich anlangten, und besonders die Zufuhren von Lebensmitteln abzufangen, und endlich durch reiche Spenden persischen Goldes die Oberhäupter der verschiedenen Bundesstaaten zu bearbeiten, wodurch, wie man zuversichtlich meinte, bald eine Spaltung unter den Hellenen entstehen würde.

Artabazos, der zweite Feldherr des persischen Heeres, stimmte dem Rate bei, und Mardonios, obgleich voll Siegeshoffnung, gab für den Augenblick nach. Zunächst erneuerten daher die Reiterscharen ihre unablässigen Angriffe. In der Nacht vom achten zum neunten Tage besetzten sie den wichtigsten der über den Kithäron führenden Pässe, die sogenannten Eichenhäupter (Dryoskephalai) und bemächtigten sich schon am folgenden Morgen eines Zuges von 500 beladenen Saumtieren, die für das hellenische Heer bestimmt waren, hieben die Bedeckung nieder und führten die Beute in ihr Lager. Ebenso schwärmten sie am Asopos entlang und hinderten die Hellenen am Wasserschöpfen. Dessenungeachtet beharrten diese in ihrer Stellung. Da beschloß endlich Mardonios, am folgenden Tage den Angriff zu unternehmen.

In der Nacht erschien ein einzelner Reiter bei den athenischen Vorposten und begehrte die Anführer zu sprechen. Als dieselben erschienen, sagte er: „Hört, ihr Hellenen, seid gerüstet auf den folgenden Tag; denn Mardonios gedenkt euch zu überfallen. Ich aber bin Alexander, König von Makedonien, und wenn euch Zeus den Sieg verleiht, so vergeßt nicht, daß ich als euer Freund euch gewarnt habe.“ Als Pausanias am Morgen von dieser Meldung Kunde

erhielt, änderte er noch im letzten Augenblick die Aufstellung seines Heeres und ließ die Athener den Persern gegenüber Stellung nehmen, weil sie schon öfter im Kampfe gegen dieselben gestritten hätten; allein Mardonios ließ nun auch seine Truppen die Plätze vertauschen, und dieser Wechsel geschah mehrmals, so daß sich zuletzt die Spartaner dennoch den Kerntruppen des persischen Heeres gegenübersahen. Es kam an diesem Tage zu keiner Entscheidung, doch verschlimmerte sich die Lage der Hellenen, indem es den persischen Reitern gelang, die Quelle Gargaphia, aus der das ganze hellenische Heer Wasser holte, zu verschütten.



194. Plan der Schlacht von Platää.

Man beschloß daher, in der nächsten Nacht sich westlich gegen Platää auf die Insel des Baches Öroë zurückzuziehen und von dort die Hälfte des Heeres nach dem Kithäron abzuschicken, um den Paß der Eichenhäupter wieder zu nehmen und die zurückgehaltenen Transporte ins Lager zu geleiten.

Diesem Beschlusse gemäß brachen sogleich mit Eintritt der Dunkelheit die Korinther und die übrigen Kriegsvölker des Mitteltreffens auf. Sie waren aber in Sorge, die persischen Reiterhaufen möchten unerwartet in der Finsternis über sie herfallen, und beschleunigten deshalb ihren Marsch derartig, daß er zuletzt in wilde Flucht ausartete. Sie machten nicht eher Halt, als bis sie

die Höhe von Platää erreichten. Dort, am weithin sichtbaren Tempel der Hera, nahmen sie erschöpft Stellung, ohne, wie befohlen, den Marsch nach der sogenannten Insel anzutreten.

War so das Zentrum viel zu weit zurückgewichen, so kam Pausanias andererseits nicht von der Stelle, da der spartanische Lochage Amompharetos sich weigerte, angesichts des Feindes von seinem Posten zu weichen: er warf dem König einen gewaltigen Feldstein vor die Füße, indem er ausrief, mit diesem „Täfelchen" stimme er dafür, im Kampfe mit den Fremdlingen lieber zu sterben als zu weichen. Pausanias konnte den tollen Lochagen mit seiner Abteilung nicht im Stich lassen. Er bat also die Athener, statt den Rückzug auf Platää fortzusetzen, sich näher an ihn heran zu ziehen. Bis zum Frührot zankte sich noch Pausanias mit Amompharetos herum; dann überließ er ihn und seine Leute ihrem Schicksal und rückte über die Vorhöhen des Kithäron nach dem Öroë-Bache, während die Athener ebendahin in dem tieferen Grunde marschierten. Erst als sich der starrköpfige Amompharetos ganz vereinsamt sah, entschloß er sich mit seiner Abteilung den übrigen zu folgen. Kaum hatte er das Hauptheer erreicht, so sprengten auch schon die persischen Reiter herbei und hinderten den weiteren Rückzug durch das überall offene Feld.

Nun zügelte Mardonios nicht länger seine Kampflust. Er wähnte das hellenische Heer auf der Flucht und eröffnete sofort mit seinen Persern die Verfolgung. Sobald die anderen Völker dies bemerkten, drangen sie im buntesten Gewühl, ohne Ordnung ihm nach, so daß ringsum alles Feld von Barbaren bedeckt war. Die ganze Wucht dieses Vorstoßes fiel auf die Lakedämonier und Tegeaten; denn die Athener, welche sich zu schneller Hilfe anschickten, wurden gleichzeitig von den Thebanern und deren Verbündeten angegriffen und in Schach gehalten.

Beim Anblick der spartanischen Aufstellung führten die Perser eine Brustwehr von Speeren und daran befestigten Schilden vor sich auf und sandten von da ihre wohlgezielten Pfeile auf den Feind. Da fiel Kallikrates, der schönste Mann des Heeres, und viele andere tapfere Krieger. Dennoch standen die Spartaner und Tegeaten unbeweglich, denn die Opfer waren für einen Angriff nicht günstig. Endlich, als Pausanias, den Blick nach dem Heräon bei Platää erhebend, die Himmelskönigin anrief, kamen günstige Zeichen. Sofort rückte das Heer in festgeschlossener Ordnung auf die Feinde los; die Brustwehr ward niedergeworfen, und es begann ein fürchterliches Handgemenge. Überall, wo der Streit am erbittertsten wütete, war Mardonios auf seinem weißen Streitroß, umgeben von seinen tausend Gardereitern, zugegen und ermunterte mit Worten und voranleuchtenden Thaten die Seinigen. Es fehlte den Persern weder an Mut noch an Körperkraft, wohl aber an Geschick und kriegerischer Ordnung. Sie stürzten bald einzeln, bald in Haufen auf die wohlgerüsteten Hellenen, ergriffen, da ihre Speere zu kurz waren, die feindlichen mit den Händen, um sie zu zerbrechen, und hielten kühn ihre schwachen Schilde und die unbewehrte Brust den tödlichen Stößen der griechischen Lanzen entgegen. Wohl erlagen viele tapfere Griechen unter ihren Speeren und kurzen Säbeln, aber die Waffenführung und Kriegserfahrung der Spartaner erwies sich auf die Dauer als unüberwindlich. Das Gefecht stand, so lange Mardonios am Leben war; als er aber mit dem größten Teil seiner Garde gefallen war, da wichen die anderen und flohen bald in wilder Verwirrung.

Nur Artabazos, der zweite persische Feldherr, der mit einem Heerhaufen von 40 000 Mann langsam der voraneilenden Hauptmacht nachgerückt war, führte den Rückzug, ohne am Kampf teilzunehmen, in guter Ordnung aus und brachte den größten Teil seiner Leute glücklich nach Asien zurück. Die übrigen Flüchtlinge aber strömten in blinder Angst nach dem verschanzten Lager am Asopos, von den Spartanern in geschlossener Ordnung verfolgt.

Mittlerweile hatten auch die Athener ihre böotischen Gegner zum Weichen gebracht, wurden aber durch die thebanische Reiterei, die den Rückzug nach Theben trefflich deckte, an ihrer Verfolgung gehindert. Sie marschierten daher, dem Kriegslärm folgend, nach dem persischen Lager und halfen die Befestigungen stürmen und die Trümmer des feindlichen Heeres in die Pfanne hauen. Schließlich fanden sich auch die Hellenen des Zentrums, die fern vom Kampf auf der Höhe von Platää gestanden hatten, auf der Walstatt ein, um an dem Ruhm des Sieges teilzunehmen. Als die thebanischen Reiter sie bemerkten, ritten sie auf sie ein und hieben nieder, was Widerstand leistete; den Rest trieben sie in die Schluchten des Kithäron, worauf sie selbst dem geschlagenen böotischen Fußvolk nach Theben folgten.



195. Darstellung der Schlacht bei Platää, am Westfries des Nike-Tempels zu Athen (s. unten).

Die Sieger rasteten unter Blut und Leichen auf der Walstatt. Sie sprachen von der Befreiung Griechenlands, von den zu ergreifenden Maßregeln, vieles auch zum Ruhme der in der Schlacht gefallenen Genossen. Man pries besonders den Aristodemos, der einst von den Thermopylen entwichen war, nun aber die Schmach mit seinem Blute getilgt hatte; man pries auch den Amompharetos, der, wie er sich vorher dem Rückzug widersetzt, so auch in der Schlacht gleich einem Felsen den Barbaren widerstanden hatte. Noch gefeierter womöglich war jener Aeimnestos, dessen Arm den tapferen Mardonios inmitten seiner Krieger gefällt hatte. Ein Mann von Ägina schlug vor, den Leichnam des Mardonios ans Kreuz zu schlagen, wie es die Perser mit der Leiche des Leonidas gemacht hätten. Aber Pausanias wies eine solche Rache als barbarisch und freier Hellenen unwürdig mit Entrüstung von sich.

Pausanias ließ auch eine prächtige Mahlzeit nach persischer Weise herrichten und daneben ein spartanisches Mahl. Dann sagte er zu den Kriegsobersten in seiner Umgebung: „Hier erkennt ihr die Thorheit der Meder, die solcher Tafel sich erfreuen und aus weiter Ferne daher kommen, um unsere ärmliche Kost zu nehmen.“

Im persischen Lager fand sich eine unermeßliche Beute an goldenem und silbernem Gerät und an Schmucksachen. Pausanias ließ durch Heloten alles auf einen Haufen zusammentragen und vollzog dann die Verteilung. Zunächst wurde der Zehnte für die Götter ausgesondert, für den Apollo zu Delphi, den olympischen Zeus und isthmischen Poseidon; dann bekam der Feldherr ein Zehntel, das übrige ward unter die Gesamtheit verteilt. Durch einen glücklichen Zufall ist von einem dieser Weihgeschenke noch ein sehr erhebliches Bruchstück auf uns gekommen, die sogenannte „Schlangensäule" in Konstantinopel. Sie bildete einst die Mittelstütze zu dem 8 m hohen Dreifuß, der aus dem Beuteanteil Apollos hergestellt worden war und neben dem Hauptaltar in Delphi einen Ehrenplatz gefunden hatte. Am Postament dieses Denkmals, bei dem Kessel und Ringe aus Gold bestanden, während Füße und Mittelstütze ehern waren, hatte sich anfänglich nur Pausanias in ruhmrediger Sprache als Sieger über die Perser verewigt; seine anmaßenden Verse waren aber später entfernt und statt dessen auf den Schlangenwindungen jener Mittelstütze die Namen aller griechischen Stämme eingemeißelt worden, die „den Kampf gekämpft". Das Gold des Denkmals wurde schon im 4. Jahrhundert von den Phokern geraubt, die eherne Schlangensäule aber kam unter Kaiser Konstantin nach Konstantinopel und wurde dort inmitten einer Rennbahn als seltsames Zierstück aufgestellt. Noch heute kann man dort die meisten Namen recht gut lesen.



196. Das delphische Weihegeschenk aus der Beute von Platää.

Nur die aus drei ineinander gewundenen Schlangen gebildete Mittelstütze ist noch in Konstantinopel vorhanden. Sie ist hohl und diente dazu, das in dem Kessel sich sammelnde Regenwasser abzuleiten. Die hier gegebene Rekonstruktion des ganzen Denkmals geht auf Ernst Fabricius zurück.

Nach der Beuteverteilung wurden die Leichen der Gefallenen bestattet. Die Platäer übernahmen die Ehrenpflicht, für die Grabstätten Sorge zu tragen und jährlich Totenopfer darzubringen, wofür sie einen besonderen Beuteanteil von 80 Talenten und das Versprechen erhielten, daß ihre Selbständigkeit in alle Zukunft nicht solle angetastet werden.

Nachdem alle diese Dinge geordnet waren, zog das verbündete Heer gegen Theben, um diese Stadt für ihre persische Gesinnung zu züchtigen. Die Thebaner mußten nach Verheerung ihres Gebietes ihre Obersten ausliefern, die dann vor der Bundesversammlung auf dem Isthmus des Landesverrates bezichtigt und hingerichtet wurden.

Schlacht bei Mykale. Acht bis zehn Tage nach diesem entscheidenden Sieg über die persische Landmacht focht auch die griechische Flotte mit Ruhm. Sie war im Lenz des Jahres 479 mit 110 Segeln nach Osten gefahren und hatte zunächst bei Delos Halt gemacht, weil man meinte, da müsse unzähliges Medervolk zur Abwehr bereit sein.

Man fand bei Delos keine Perser, blieb aber dennoch Monate lang hier liegen: ehe nicht Mardonios aus Hellas vertrieben war, hatte man es mit

der weiteren Verfolgung der persischen Flotte nicht allzu eilig. Erst als Boten von Samos erschienen und die Bereitschaft dieser Insel sowie ganz Ioniens zur Abschüttelung des Barbarenjoches verkündigten, fuhr man weiter. Man fand die feindliche Flotte bei dem weit ins Meer vorspringenden Gebirge Mykale, Samos gegenüber; dort hatten die Perser die Schiffe ans Land gezogen und sich mit einem zahlreichen Landheere vereinigt.

Der Befehlshaber der hellenischen Flotte war der spartanische König Leotychidas. Derselbe rief den Xanthippos, den Obersten der Athener, und die anderen Schiffsführer zur Beratung, und auf seinen Vorschlag wurde beschlossen, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen.

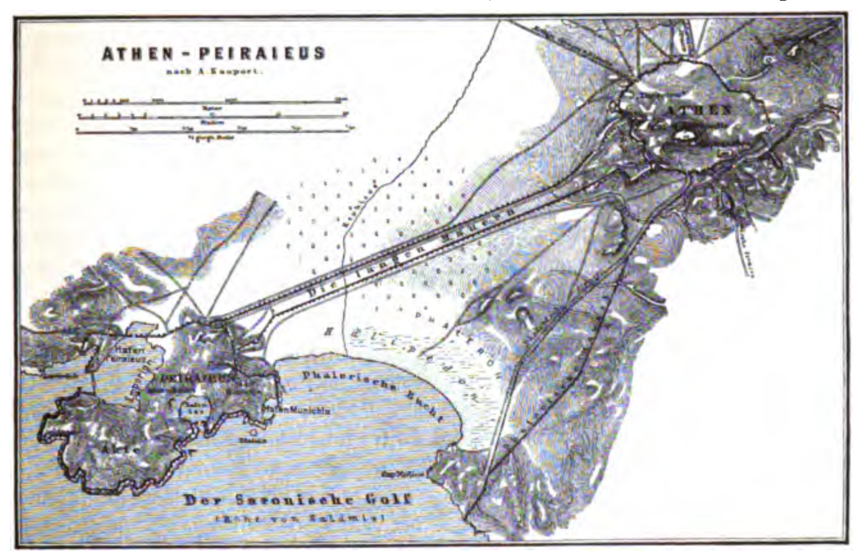
Die Landung wurde ohne Schwierigkeit bewerkstelligt. Auf dem linken Flügel standen die Athener unter Xanthippos; das Zentrum bildeten die Truppen aus Korinth, Sikyon und Trözen, an welche sich die Megarer und Ägineten schlossen; den rechten Flügel nahmen die Spartiaten ein. Die Perser, an Zahl den Griechen mehrfach überlegen, verschanzten sich geschickt hinter ihren als Brustwehr aufgepflanzten Flechtschilden. Noch ehe die Schlacht begann, forderte Leotychidas die Ionier im persischen Lager zum Abfall auf. Wirkte das hieraus entstandene Mißtrauen lähmend auf die Kampflust der Barbaren, so verbreitete sich andererseits in den Reihen der Griechen das dunkle Gerücht, es sei an demselben Tage in Hellas ein ruhmvoller Sieg erfochten worden; freudig stimmten die Hellenen daher den Schlachtgesang an und drangen tapferen Mutes vor, die Athener in ebenem Gelände, die Lakedämonier über Höhen und Schluchten. Jene gelangten deshalb zuerst an den Feind, der sich lange Zeit, durch günstige Stellung und die Flechtschilde gedeckt, ihrer erwehrte, endlich aber in die Verschanzung zurückwich. Die Athener drangen jedoch zugleich mit ein, worauf die Barbaren sich zur Flucht wendeten. Nur die eigentlichen Perser stritten mit unverzagtem Mute und konnten erst überwältigt werden, als die Lakedämonier dazu kamen. Schon während der Schlacht waren die Ionier größtenteils zu ihren Landsleuten übergegangen; jetzt verfolgten sie die fliehenden Scharen der Perser und schlugen erbarmungslos nieder, was in ihre Hände fiel: so nahmen sie Rache für ihre einst von den Barbaren hingeschlachteten Brüder.

Auch die Hellenen des Westens hatten um diese Zeit gegen orientalische Bedränger sich zu wehren. Theron von Akragas hatte den Stadtherrn von Himera vertrieben, dieser sich Hilfe heischend an die Karthager gewendet. Und die Karthager ließen sich nicht zweimal bitten; längst stand ihr Sinn danach, das reiche Sizilien, dessen Hälfte ihnen schon gehörte, vollständig in ihre Gewalt zu bringen. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß Xerxes sie zu dem Unternehmen ermutigt und mit Gold unterstützt hat, um so die Westhellenen zu verhindern, den Landsleuten in der Heimat zu Hilfe zu kommen. Nach mehrjährigen Rüstungen warf Karthago ein ungeheures Söldnerheer nach Sizilien. Theron rief in seiner Bedrängnis den Gelon von Syrakus zu Hilfe, und dieser siegte mit seinen zahlreichen Söldnern in einer gewaltigen Schlacht bei Himera (480) über die Karthager. Ihr gesamtes Heer und die ganze ans Land gezogene Flotte wurde vernichtet; nur ein einzelner Kahn mit der Nachricht des Geschehenen entkam nach Afrika. Spätere Dichter haben diesen Sieg bei Himera denen bei Salamis und Platää an die Seite gesetzt.

Er war ja an Beute und politischer Tragweite so bedeutend wie jene; aber nicht ein freies Volk in Waffen hat ihn im begeisterten Freiheitsdrang erfochten, sondern Söldner standen hier gegen Söldner.

Der Mauerbau in Athen. Reich an Ruhm und Beute kehrten die siegreichen Krieger an den heimischen Herd zurück. Die von den Barbaren zerstörten Städte wurden alsbald fester und prächtiger wieder aufgebaut, als sie vordem gewesen waren; denn die durch die Siege hervorgerufene Begeisterung erhob die Herzen der Bürger, daß sie kein Opfer scheuten, ihre Städte zu schmücken, und die gewonnene Beute gab die Mittel dazu.

Vornehmlich erhob sich Athen in einer Ausdehnung und in einem Glanze, wie keine andere Stadt in und außer den hellenischen Landen. Freilich zunächst kam es nicht auf Schönheit, sondern nur auf möglichste



197. Die Befestigungen des Piräus, die langen Mauern und die Ringmauer von Athen.

Beschleunigung der nötigsten Neubauten an. Themistokles sorgte vor allem für die Erneuerung der Ringmauer, damit man unter ihrem Schutz jedem feindlichen Angriffe Trotz bieten könne. Jung und alt, Männer und Frauen waren Tag und Nacht unermüdlich am Werke. Man nahm das Material, wo man es fand; selbst Grabsteine wurden mitvermauert. Als die Arbeit im besten Zuge war, erschien eine lakedämonische Gesandtschaft, die den Bau untersagte, weil er, wie man angab, den wiederkehrenden Barbaren ein Bollwerk zur Unterjochung von ganz Hellas darbieten werde.

Themistokles begab sich nun selbst nach Sparta, zog dort die Verhandlungen in die Länge und bewog die Gerusia, eine zweite Gesandtschaft angesehener Männer nach Athen zu schicken. Nachdem er hierauf erfahren hatte, daß die Befestigung beinahe beendet sei und die lakedämonischen Boten zu seiner eigenen Sicherheit als Geiseln zurückbehalten würden, trat er mit der unumwundenen Erklärung hervor: Athen bedürfe zu seiner Sicherheit starker Ringmauern, und kein Staat

habe das Recht, die Athener am Bau derselben zu hindern. Unter solchen Umständen blieb dem hochweisen Rate von Sparta nichts anderes übrig, als zu dem Geschehenen gute Miene zu machen und auf weitere Einrede zu verzichten.

Auch für ein anderes wichtiges Werk wußte Themistokles das Volk zu gewinnen. Es war dies die Erweiterung und Umwallung der Hafenstadt Piräus (vergl. Abb. 197). Eine von zahlreichen Türmen flankierte, auf der Seeseite gegen acht Meter, auf der Landseite immer noch drei Meter dicke, aus rechtwinkelig behauenen Quadersteinen ohne Mörtel aufgeführte Mauer umschloß die Häfen Piräus, Zea und Munichia und das dahinter liegende Stadtgebiet. Die Hafeneinfahrten waren durch Steindämme, die in das Meer vorsprangen, künstlich verengt und ließen sich durch Ketten völlig absperren. Hier konnte die Seemacht des Staates und zugleich eine ganze Handelsflotte in Sicherheit vor Anker liegen. Die Hafenstadt war für den Handel so günstig gelegen und gegen Stürme und feindliche Unternehmungen so gut geschützt, daß sich bald eine zahlreiche gewerbthätige Bevölkerung daselbst ansiedelte.

Verrat des Pausanias. Ungeachtet dieser vielfachen Geschäfte zu Hause nahmen die Athener doch Anteil an dem fortgesetzten Kriege gegen die Perser. Die hellenische Flotte, 100 Segel stark, bestand wie gewöhnlich aus leichten Fahrzeugen und aus Trieren, das heißt Fahrzeugen mit drei Ruderbänken übereinander auf beiden Seiten. Solcher Dreiruderer stellten die Athener 30 unter dem Oberbefehl des Aristides und Kimon, die Peloponnesier 20, die übrigen kamen von den Inseln und den wieder frei gewordenen jonischen Städten Kleinasiens. Oberster Anführer war Pausanias, der Sieger von Platää, der für den unmündigen Sohn des Leonidas die Königswürde in Sparta verwaltete. Zuerst zog die Flotte gegen Cypern, wo mehrere Vorteile erfochten und reiche Beute gemacht wurde; dann ging die Fahrt nordwärts nach dem Hellespont. Auf dem Chersones, den die Beharrlichkeit des Xanthippos wieder für Athen gewonnen hatte, fand man nicht nur hinreichende Vorräte, sondern auch Verstärkung an Mannschaft und Fahrzeugen. Darauf steuerte die Flotte durch die Propontis in den Bosporos und ging bei Byzanz, dem letzten Stützpunkt persischer Macht in Europa, vor Anker.

Die Stadt fiel nach kurzer Belagerung. Berauscht durch diesen Erfolg, benahm sich Pausanias, als ob er ein unbeschränkter Machthaber über die Bundesgenossen sei. Alle spartanische Einfachheit und Strenge warf er über Bord; er schwelgte in den Genüssen des Orients, legte orientalische Kleidung an und glich in allem mehr einem persischen Satrapen als spartanischen König. Sein Ziel scheint gewesen zu sein, mit Unterstützung der Barbaren sich der Herrschaft über ganz Hellas zu bemächtigen. Mit dem Satrapen Artabazos unterhielt er sehr verdächtige Beziehungen.

Sein verändertes Wesen fiel den Feldherren der Verbündeten höchst unangenehm auf. Sie wandten sich an Aristides, der sich durch Einfachheit und Milde die allgemeine Zuneigung erworben hatte. Dieser berichtete nach Sparta, und die Ephoren riefen den Pausanias zur Verantwortung nach Hause. Dort gelang es ihm, die gegen ihn erhobene Anklage durch Bestechungen zu entkräften; eigenmächtig und ohne staatlichen Auftrag kehrte er bald darauf nach Byzanz zurück und trieb sein früheres Wesen aufs neue. Wegen neuer Verdachtsgründe abermals nach Sparta zurückgerufen, wußte

er durch seinen großen Einfluß die gegen ihn eingeleitete Untersuchung zum zweitenmal niederzuschlagen. Noch ungescheuter als zuvor betrieb er bald seine verbrecherischen Pläne und suchte namentlich auch die stets unzufriedenen Heloten für seine Zwecke zu bearbeiten.

Er hatte einen treuen, ihm ganz ergebenen Sklaven, der von Geburt ein Thraker war. Diesen betraute er mit einem Briefe an Artabazos. Der Sklave aber, erwägend, daß keiner der früheren Boten des Pausanias je zurückgekehrt war, erbrach das Schreiben und fand darin die Weisung, daß auch er, gleich den anderen Sendlingen, nach Erfüllung seines Auftrages durch einen persischen Dolch beseitigt werden solle. Nunmehr hielt er sich aller Verpflichtungen gegen seinen Herrn für entledigt und setzte die Ephoren von den



198. Rundturm im Piräus.
Zu den Festungswerken des Themistokles gehörig.

verräterischen Plänen desselben in Kenntnis. Auf ihren Rat floh er in den Tempel Poseidons am tänarischen Vorgebirge. Sein Herr, der davon Kunde erhielt, eilte voll Besorgnis dahin und suchte ihn unter großen Versprechungen wieder für sich zu gewinnen. Es waren aber in der Nähe Ephoren versteckt, die auf diese Art alle Verhandlungen belauschten. Als nun Pausanias nach Sparta zurückkehrte, beschlossen die Ephoren ihn zu verhaften. Es gelang ihm zwar, nach dem nahen Tempel der Athene zu entfliehen, aber man deckte das Dach des Heiligtums ab und vermauerte die Zugänge, bis der Hunger das Todesurteil des Richters vollzogen hatte.

Themistokles' Ende. Der Untergang des Pausanias zog auch den des Themistokles nach sich. Schon längst hatte dieser den Neid vieler Mitbürger

erregt, und seine häßliche Geldgier legte es den Gegnern nahe, die Anklage gegen ihn zu erheben, als habe er persisches Gold empfangen. Zwar ward Themistokles freigesprochen und von der Bürgerschaft mit großen Ehren aus der Heliäa nach Hause geleitet; allein als bald darauf ein Scherbengericht für statthaft erkannt wurde, traf ihn das Urteil der Verbannung (vgl. Abb. 184). Er begab sich nach Argos, einer Stadt, auf welcher der Verdacht medischer Gesinnung ruhte. Nach dem Fall des Pausanias brachten lakedämonische Gesandte in Athen die Anschuldigung vor, daß Themistokles mit diesem Hochverräter in Verbindung gestanden und sogar an seinen verbrecherischen Schritten teilgenommen habe. Es wurde deshalb von Argos seine Auslieferung verlangt. Themistokles hielt es nun für geraten, nach Korkyra und weiter zu Admetos, dem König der Molosser in Epiros, zu fliehen. Dort nahm er des Königs Kind auf die Kniee und saß als Schutzflehender am Herde nieder. Er erhielt, was er begehrte. Doch war auch hier seines Bleibens nicht lange. Makedonische Führer geleiteten ihn durch die rauhen Gebirge des Pindos an den thermäischen Meerbusen, wo er ein Handelsschiff bestieg, das ihn nach Asien bringen sollte. Aber ein Sturm nötigte das Schiff bei der Insel Naxos anzulegen, wo gerade ein attisches Geschwader vor Anker lag. Wie durch ein Wunder blieb er unerkannt und fuhr weiter nach Ephesos und von da nach Susa. Als er sich dort auf seine dem Großkönig einst erteilten Warnungen berief (vgl. S. 310), kam er bei Artaxerxes, dem Nachfolger des Xerxes, in große Gunst. Er erhielt die Steuererträgnisse mehrerer Städte zu seinem Unterhalte angewiesen: Magnesia sollte ihm nach persischer Bezeichnung das Brot, Myus das Fleisch und Lampsakos den Wein liefern. Mit einer solchen Versorgung ließ sich reichlich auskommen. Themistokles starb um 460 an einer Krankheit. Nach anderen, weniger gut verbürgten Berichten soll er, als der König ihn aufforderte, zur Unterjochung Griechenlands die Hand zu bieten, durch freiwilligen Tod geendet haben. Seine Gebeine wurden nach Ansicht der Alten später heimgeholt, um in attischer Erde ihre Ruhestätte zu finden. Man zeigte das Grab des Themistokles auf der Halbinsel Akte, die dem Piräus als Wellenbrecher vorgelagert ist (vgl. Abb. 197). Welch ideales Grab für den Salamis-Sieger und Begründer der attischen Marine! Umtost von dem Element, das er so liebte, im Angesicht der Insel, wo er siegte, am Eingang seiner stolzen Gründung, dankbar gegrüßt von den Zahllosen, die da ein- und ausfuhren!



199. **Münze des Themistokles als [illegible] Herrschers von Magnesia.**

Auf der Vorderseite erkennt man einen Apollo mit Lorbeerstab und darum die Umschrift Themistokleos (d. i. des Themistokles). Der Revers zeigt einen Raben und die Anfangsbuchstaben von Magnesia.

Aristides und der delisch-attische Seebund. Nach dem Sturz des Themistokles gelangte dessen ehemaliger Gegner Aristides zu vorwiegendem Einfluß in Athen, und dieser Wechsel war von bedeutsamen Folgen; denn wenn vorher die Fähigkeiten eines rücksichtslos entschlossenen Mannes wie Themistokles notwendig gewesen waren, um den fast aufgegebenen Staat wiederaufzurichten, so forderten die neuen Verhältnisse einen Mann von erprobter Rechtschaffenheit und gewinnendem Wesen. Was der Spartaner Pausanias durch seine hochfahrende Art in Kleinasien verdorben hatte, das machte Aristides in seiner stillen,

echten Weise wieder gut. Ihm gebührt das Hauptverdienst, wenn der führende Mittelpunkt der griechischen Welt zunächst nicht Sparta, sondern Athen wurde.

Athen war dazu in der That auch geeigneter. Der frische Unternehmungsgeist der Bürger, ihre Vertrautheit mit dem Meere, der patriotische Eifer, mit dem die Athener im jonischen Aufstand den Kleinasiaten beigesprungen waren, empfahl sie ebenso sehr, als Spartas engherzige, kurzsichtige Art in weiten Kreisen abstoßend wirkte. Sparta hatte bei Platää glänzend gefochten; aber sobald der Krieg nicht mehr im europäischen Hellas, sondern im fernen Asien geführt wurde, hörten Fähigkeit und Lust Spartas ihn zu leiten auf. Und als daher ein ausgedehntes Bündnis zu stande kam, das die Küstenplätze und Inseln des ägäischen Meeres gegen künftige Vorstöße der Perser sichern sollte, ersuchten die Beteiligten Athen um Schutz und Führung. Die Athener griffen zu und legten damit den Grund zu ihrer weltgeschichtlichen Größe.

Als im Jahre 477 Athen die Leitung des neuen Bundes übernahm, waren die meisten Kleinasiaten und Inselgriechen so schlecht gerüstet und kriegerisch so wenig geschult, daß sie es vorzogen, nur Geld zu geben und den seetüchtigen Athenern alles Übrige zu überlassen. Die Bundeskasse, der diese Beiträge zuflossen, wurde der Obhut des Apollo auf Delos anvertraut; dort fanden auch die jährlichen Versammlungen der Bundesgesandten statt. Die Höhe aber der Beiträge an Geld und vereinzelt auch an Mannschaften und Schiffen festzustellen, übernahm Aristides. Er hätte sich dabei mühelos bereichern können; er hat es nicht gethan. Als er starb, war er angeblich so arm, daß der Staat die Kosten seines Begräbnisses und die Aussteuer seiner beiden Töchter übernehmen mußte.

So stand denn Athen an der Spitze eines hellenischen Staatenbundes, den es nach und nach durch kluge Benutzung der Umstände zu einem straff organisierten Reiche entwickelte. Aus den ursprünglichen Bundesgenossen wurden mehr und mehr Unterthanen; wer sich seinen Bundespflichten entzog oder aus dem Bunde ausscheiden wollte, der wurde gezüchtigt und, wenn nötig, mit Waffengewalt zur Botmäßigkeit zurückgeführt.

In den ersten Jahren nach Begründung des Bundes von Delos war der Krieg gegen die Barbaren noch der Hauptzweck desselben. Kimon, der ritterliche Sohn des Miltiades, der sich nach mancherlei jugendlichen Ausschweifungen dem Ernst des bürgerlichen Lebens zugewandt hatte, war Oberfeldherr der Bundesmacht. Er eroberte die persischen Besitzungen in Thrakien eine nach der anderen; er gewann Eïon am Strymon nach harter Belagerung und gründete nahe am Ausflusse des Strymon die wichtige, schnell aufblühende Stadt Amphipolis. Zehn Jahre später (468) gab die Insel Naxos das erste Beispiel des versuchten Abfalls vom Bunde. Sie erlag jedoch der athenischen Übermacht, mußte ihre Befestigungen schleifen und ihre Schiffe ausliefern. Mit einer Flotte von 200 Segeln nahm darauf Kimon die Herausforderung der an der Südküste von Kleinasien kreuzenden persischen Flotte an und schlug sie im Jahre 467 vollständig in einer Land- und Seeschlacht am Eurymedon in Pamphylien, wobei die Perser 200 Trieren einbüßten. Es war dies die vorletzte große That der Hellenen in den Perserkriegen, und sie erhob den Ruhm des Siegers fast in demselben Maße, wie einst der Sieg bei Marathon den seines Vaters. Sie sicherte die athenische Herrschaft an der kleinasiatischen Küste, wo bis dahin die Gewalt der Perser noch immer nicht ganz aufgehört hatte.

Sechster Abschnitt.

Hellas in seiner Blüte.

Athens Machtentfaltung.



Wohl dem Menschen, der frühzeitig ein hohes Ziel ins Auge faßt und danach mit Kraft und Geistesfrische strebt! Mag ihn auch mitten in seinem Streben das Geschick dahinraffen, sein Leben war immer des Lebens wert, und wir wissen es zu preisen. Aber mit höherem Interesse noch begleiten wir ein ganzes Volk, das siegreich den Kampf für sein gutes Recht gegen eine ungeheuere Übermacht bestanden hat und nun, ohne zu rasten, von Erfolg zu Erfolg weiter schreitet. Ein solches Volk war das der Hellenen und in seiner Mitte vornehmlich die freie Bürgerschaft des Ländchens Attika.

Wohl hatten auch die Spartaner in den Felsenengen von Thermopylä und auf den Berglehnen von Platää sich glänzend bewährt; aber nach Abwehr der Gefahr waren sie zu den alten Gewohnheiten zurückgekehrt, trieben ihre Waffenübungen, feierten ihre Feste und fragten nicht viel nach dem, was jenseits des Isthmus vor sich ging. Nur die Ephoren blickten hie und da weiter und sahen scheelsüchtig auf das wachsende Ansehen Athens; allein die Macht der Gewohnheit, die Unlust, sich an weitaussehenden Unternehmungen zu beteiligen, endlich die dem spartanischen Charakter anhaftende Langsamkeit, wenn es galt, entscheidende Entschlüsse zu fassen, hielt den in seinen Formen erstarrten Staat ab, eine Stellung einzunehmen, die den kriegerischen Thaten des Volkes entsprach. Die sich in rascher Folge entwickelnden Ereignisse gingen über seinen beschränkten Gesichtskreis hinaus. Die ganze Erziehung und die eng begrenzte Lebensweise erschwerten die Entwickelung bedeutender geistiger Persönlichkeiten. Männer des Schwertes, Männer, die bereit waren, für das Vaterland zu sterben, gab es viele an den Ufern des Eurotas; aber Männer, die für die Ausbreitung des staatlichen Ansehens nach außen zu leben verstanden, die mit der Schärfe des Geistes die Verhältnisse durchschauen und mit der vorhandenen Volkskraft benutzen und beherrschen konnten, fanden hier keine Veranlassung, sich aus der Masse zu erheben.

Ganz anders in Athen. Wie nach dem Toben des Orkans die Meereswellen den Glanz der Sonne und des Himmels in gesteigerter Schönheit widerstrahlen, so gewährt Athen nach dem Sturm der Barbarenkriege einen Anblick von Lebensfülle und geistiger Regsamkeit, bei dem der forschende Geist gern verweilt. Keine andere griechische Stadt kann sich mit Athen und seinem

damaligen Aufschwung auch nur von Ferne vergleichen. Theben lag in Verachtung darnieder wegen seiner Teilnahme an den Unternehmungen der Perser; die böotischen Städte, deren Oberhaupt es sonst gewesen war, hatten sich von ihm losgesagt, und Platää und Thespiä besonders, doch auch noch andere, die sich aus ihren Schutthaufen wieder erhoben, neigten sich entschieden zu Athen. Das benachbarte Korinth betrieb allerdings einträgliche Handelsgeschäfte, aber es begnügte sich mit dem reichlichen Gewinne, der dem Volke ein gutes Auskommen, den Handelsherren die Mittel zu einem üppigen Leben gewährte. Argos endlich verharrte in dumpfer Zurückgezogenheit, indem es den Spartanern, vielleicht sogar dem siegreichen Hellas überhaupt grollte.



200. Areopag.

Die Felsbrocken, die rechterhand am Fuß der Kuppe liegen, sind erst vor 200 Jahren gelegentlich eines Erdbebens abgebröckelt: unter ihnen liegt wahrscheinlich das Heiligtum der Eumeniden oder Rachegöttinnen (vgl. S. 233) begraben. Ganz rechts sieht man den sog. Theseus-Tempel und weiterhin den Ölwald der Kephisos-Niederung. Vgl. auch Abb. 142.

Nur in Athen regte sich neben gesteigertem Erwerb und Wohlstand auch ein höheres geistiges Leben und das Bedürfnis, auf allen Gebieten dem Fortschritt zu huldigen. Hier hatte die gesamte Bevölkerung die Schrecknisse des Krieges ertragen; alle, Hoch wie Gering, hatten Hab und Gut den Barbaren preisgegeben, um den Schatz der Freiheit zu bewahren. Alle hatten im Felde gestanden, teils als Hopliten, teils als Ruderknechte auf den Trieren. Und gerade diese letzteren, die meist dem Stand der Theten angehörten, hatten das Herrlichste geleistet; ihnen dankte man in erster Linie den Seesieg von Salamis. So schien es in der That nur billig, wenn die Gerechtsame dieser niederen Volksschichten erweitert wurden.

Schon im Jahre 487 war die Wahlordnung für das Archontat im demokratischen Sinne abgeändert worden. Während Kleisthenes bei aller Volksfreundlichkeit daran festgehalten hatte, daß die Archonten ausschließlich aus der ersten Steuerklasse hervorgingen, so wurde jetzt bestimmt, daß sie auch der zweiten Steuerklasse angehören könnten. Aber wichtiger war, daß man sie statt durch Wahl durchs Los erkor: die Demen hatten 500 geeignete Männer in Vorschlag zu bringen und aus dieser Zahl wurden dann mit schwarzen und weißen Bohnen die neun höchsten Staatsbeamten erlost. Die Folge dieser Reform war, daß das Archontat alle Bedeutung einbüßte. Hatten bisher die begabtesten und ehrgeizigsten Männer der ersten Adelsgeschlechter sich um dies Amt beworben, um nach Jahresfrist als lebenslängliche Mitglieder des Areopags die thatsächliche Oberleitung des Staates in die Hand zu bekommen, so lieferte jetzt die Laune des Bohnenloses die Biedermänner aus den Demen in das höchste Staatsamt und in die höchste beratende Körperschaft des Landes. In den Archontenlisten erscheint von jetzt an nie mehr ein bedeutender Mann von Namen! Und alles Große, was in Athen geschieht, wird von Nicht-Archonten geleistet.

Natürlich verlor damit auch der Areopag, der sich ja aus den gewesenen Archonten zusammensetzte, seine maßgebende Bedeutung. Früher eine Versammlung aller Politiker von Beruf (vgl. S. 232), unterschied er sich bald nach 487 nicht mehr sonderlich von der gemischten Gesellschaft, die im Rate der 500 beisammenzusitzen pflegte. Im Jahre 480 war er noch kraftvoll genug, um mit Themistokles die Räumung Athens gegen die kurzsichtigen Spießbürger durchzusetzen (vgl. oben S. 306); aber das Mißverhältnis zwischen seinen überkommenen Vorrechten und der Befähigung seiner Mitglieder machte sich von Jahr zu Jahr fühlbarer. An Kraft, sich und seine Vorrechte zu behaupten, fehlte es ihm in seiner minderwertigen Zusammensetzung auch, und so erlag er im Jahre 462 einem Vorstoß der Demokraten. Ephialtes, ein ebenso ehrlicher wie rücksichtsloser Demagog, brachte in diesem Jahre ein Gesetz zur Annahme, wonach dem Areopag nur die Gerichtsbarkeit in Mordklagen verblieb, während die Prozesse wegen Gesetzesübertretung und Verletzung der den Göttern schuldigen Ehrfurcht jetzt den Geschworenengerichten überwiesen wurden. Mit der Oberaufsicht des Areopags über das gesamte Staatsleben war es seitdem vorbei.

Je mehr das Archontat an Bedeutung verlor, um so wichtiger wurde ein anderes Amt, das zuerst im Jahre 502 erwähnt wird, die Strategie. Miltiades hat nicht als Archon, sondern als Stratege bei Marathon gesiegt; und kraft ihres Strategenamtes leiteten Themistokles, Aristides und Kimon Jahrzehnte lang die Politik ihrer Vaterstadt. Jährlich wurden 10 solche Strategen gewählt, in jeder Phyle einer. Das Recht der Wiederwahl, die bei allen anderen Ämtern wenigstens für das nächstfolgende Jahr verboten war, ließ sich das Volk in Bezug auf seine Strategen nicht nehmen. Auch wurde begreiflicherweise bei diesen Offizieren das Wahlverfahren nie durch das blinde Los ersetzt. Mittellose Leute konnten nie Strategen werden, da das Amt ein unbesoldetes war: die Kandidaten mußten geradezu den Nachweis ausgedehnten Grundbesitzes erbringen. Durften die anderen Beamten nur durch den Rat mit dem souveränen Volk verkehren, so hatten die Strategen unmittelbaren Zutritt zur Ekklesia, und ihre Anträge wurden immer als die

ersten auf die Tagesordnung gesetzt. Ihre Befugnisse waren zunächst militärischer Natur; aber bald bekamen sie auch den diplomatischen Verkehr mit dem Ausland anvertraut, und wenn sie wieder gewählt wurden, so waren sie sogar der widerwärtigen Pflicht der Rechenschaftsablage enthoben. So war die Strategie seit dem Niedergang des Archontats dasjenige Amt, wo das aufstrebende Talent sich am freisten entfalten konnte.

Auch **Perikles**, in dem Athen mit Recht seinen größten Staatsmann verehrte, hat das Entscheidendste, was er leistete, als Stratege geleistet. Perikles



201. **Perikles.**

Herme im Museum des Vatikan, vielleicht nach einer berühmten Statue des Kresilas.

Nach Plutarchs Schilderung wäre der große Staatsmann der Athener im übrigen zwar wohlgestaltet, aber mit einem unverhältnismäßig hochgestreckten Kopfe begabt gewesen (die Komiker spotteten nicht wenig über den „Zwiebelkopf“); deshalb hätten ihn die Künstler stets nur mit dem Helm porträtiert. Nach anderen soll der Helm ein Hinweis auf die Feldherrnwürde sein, die Perikles viele Jahre hintereinander bekleidete und die ihm als Grundlage seines Einflusses diente.

war ein Sohn des Xanthippos, des Siegers bei Mykale (vgl. S. 320), und der edlen Agariste, einer Bruderstochter des vielgenannten Kleisthenes. Vor seiner Geburt träumte seiner Mutter, sie habe einen Löwen geboren, was man auf die künftige Größe des Sohnes deutete. Auf seine Erziehung wurde die größte Sorgfalt verwendet. Man wählte die trefflichsten Lehrer, namentlich den damals berühmten Pythokleides, der den begabten Knaben in allen Zweigen des Wissens unterrichtete.

So entwickelte sich Perikles zum vielversprechenden Jüngling, so reifte er frühzeitig zum kräftigen Manne und Soldaten von persönlichem Mute.

Sein durch philosophische Studien gebildeter Geist setzte sich in allem die höchsten Ziele. Sein praktischer Blick ließ ihn alle Verhältnisse mit Sicherheit durchschauen und sie für die Verwirklichung seiner großartigen Pläne geschickt benutzen. Kein Mißlingen hat ihn je entmutigt, da er stets neue Wege zu finden wußte, um sein Ziel zu erreichen. Dabei verschmähte er — eine durch und durch vornehme Natur wie er war — jene niederen Künste, mit denen gewöhnliche Demagogen die Masse leicht gewinnen: Bestechung, Vertraulichkeit mit dem Pöbel, Teilnahme an seinen Lustbarkeiten. Seine Haltung war gegen jedermann freundlich; vertrauten Umganges aber würdigte er nur



202. Angebliches Bild der Aspasia.
Herme aus Civitavecchia, jetzt im Museum des Vatikan.

Personen, die an geistiger Bildung ihm ebenbürtig waren. In der Unterhaltung mit berühmten Künstlern und Philosophen wie Phidias und Anaxagoras, im Verkehr mit der an Körper und Geist gleich ausgezeichneten Jonierin Aspasia fand er Erholung von den Staatsgeschäften. Gastereien besuchte er nie; nur einmal war er bei dem Hochzeitsfest eines Neffen gegenwärtig, verließ aber die Gesellschaft noch vor dem Schlusse der Mahlzeit. Ein gewisser feierlicher Ernst war für Perikles bezeichnend; nie sah man seine Züge zu heiterem Lachen sich verziehen, so daß er den meisten unnahbar, ja hoffärtig erschien und für viele geradezu etwas Unheimliches hatte. Gutmütig und behaglich war der Mann gerade nicht. Am Beifall der Menge war ihm

wenig gelegen: er überschaute und durchschaute sie alle und wußte sich unbescholtener und unbestechlicher als die meisten. Seine Mittel, das Volk zu gewinnen und zu beherrschen, waren die Lauterkeit seiner Ansichten, die Bestimmtheit seiner Maßregeln, die Größe des vorgesteckten Zieles und eine alles überwältigende Beredsamkeit. Wenn er sprach, so war es, als ob der Donner des olympischen Zeus rollte und seine Blitze die Herzen entzündeten. Daher ward er von dem Volke, das die unwiderstehliche Gewalt seines Wortes empfand, „der Olympier" genannt. Dabei war er sparsam mit seiner Rede und ließ gern an seiner Statt gleichgesinnte Freunde sprechen, machte sich überhaupt gern etwas rar.

In seinen Unternehmungen ging er bedächtig und mit kluger Überlegung vor, berechnete sorgfältig alle möglichen Wechselfälle und suchte sich im voraus des Erfolges zu versichern. Ihm fehlte jene rasche Entschlossenheit, die kühn alles in die Wage legt, um alles zu gewinnen: und so war er ein besserer Staatsmann als Feldherr. In der Verfolgung seiner Ziele konnte er gelegentlich eine Rücksichtslosigkeit an den Tag legen, die ans Brutale grenzt, und auf die „Politik von Blut und Eisen" hat er sich nicht übel verstanden. Fügen wir hinzu, daß er von der Pflicht des Staatsmanns, alle Werke edler Kultur nach Kräften zu fördern, tief durchdrungen war, so erkennen wir in Perikles eine Herrschernatur von selten großem Zuschnitt. Familientradition und Überzeugung machten ihn zum Führer der demokratischen Partei: die von seinem Ahnherrn Kleisthenes eröffnete volksfreundliche Verfassungsreform hat er bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt und vollendet.

Kimon. Sein Gegner in dieser demokratischen Politik war Kimon, der ritterliche und durch Heirat reiche Sohn des Miltiades, von dessen Siegen über die Perser wir bereits berichtet haben. Sein Streben ging dahin, die überlieferte Verfassung möglichst aufrecht zu erhalten und alle Kräfte des Staates zum Kampf gegen die Barbaren zu verwenden. Mit Sparta in Friede und Einverständnis zu bleiben, war ein Hauptziel seiner Politik. Sein Charakter war in vielfacher Beziehung dem des Perikles entgegengesetzt. Tiefe Studien, ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft waren ihm zwar nicht fremd geblieben, doch entsprachen sie weniger den Neigungen seines mehr praktisch gerichteten Geistes. Er verstand sich nicht auf die berechnende, weit voraussehende Politik des Perikles; was der Tag brachte, zu benutzen, darauf stand gemeiniglich sein Streben. Obgleich die Hauptstütze der Adelspartei, ging er doch heiter und unbefangen mit allen Bürgern um, nahm fröhlich an ihren Festen teil, hatte immer Sklaven mit gefüllten Säckeln bei sich, die ohne Ansehen der Person den würdigen Armen wie den Müßiggängern Gaben darreichten. Fand er zur Zeit der Hauptmahlzeit auf dem Markte noch Leute vor, so nahm er manchmal eine Schar Hungriger mit in sein Haus. Auch ließ er angeblich die Einfriedigung von seinen weitläufigen Gärten wegnehmen, damit kein Nachbar gehindert wäre, seinen Bedarf an Gemüse und Früchten daraus zu holen. Viele gemeinnützige Anlagen in der Stadt Athen verdankten ihm ihr Entstehen. Dem Nationalgefühl der Athener schmeichelte er, indem er die Gebeine des Nationalhelden Theseus von der Insel Skyros heimholte, und über denselben einen Tempel erbaute (vgl. S. 88 und Abb. 156).

So war er dem Perikles an Rechtschaffenheit und Liebe zum Vaterlande gleich, an kriegerischem Geschick ebenso überlegen, wie an geistiger Bildung

und staatsmännischer Weisheit untergeordnet. Er konnte eine Zeitlang durch das Gewicht des altehrwürdigen Areopag, durch das herkömmliche Ansehen der Partei der Vornehmen und Begüterten und durch seinen Anhang unter der Volksmasse die demokratischen Maßregeln des Ephialtes und Perikles lähmen. Aber durch die Einmischung in spartanische Verhältnisse, zu der er die Athener zu ihrem Schaden beredete, erhielt seine Partei und Politik den Todesstoß. Das kam aber so.

Erdbeben in Sparta und Aufstand der Heloten. Durch ein heftiges Erdbeben sank im Jahre 467 fast die ganze Stadt Sparta in Trümmer. Der Erderschütterer Poseidon — glaubte man — zürne, weil man von seinen Altären zu Tänaron flüchtige Heloten weggerissen hatte. Mit dem zürnenden Gott im Bunde erhoben sich sofort die messenischen und zum Teil die lakonischen Heloten, um das eiserne Joch der Knechtschaft zu brechen. Sie fanden aber die Bürgerschaft unter Anführung des jungen Königs Archidamos in Waffen auf den Trümmern der Stadt und wagten deshalb keinen Angriff auf die gefürchteten Gegner, sondern verzogen sich in die Gebirge, um dort den Kampf auf Tod und Leben fortzusetzen. Bis in die Ebene von Stenyklaros, dem alten Hauptorte Messeniens, folgte ihnen der kühne Aeimnestos, derselbe Krieger, durch dessen Hand einst zu Platää Mardonios gefallen war. Hier bot er mit einer kleinen Schar von 300 entschlossenen Männern den von allen Seiten heranstürmenden Messeniern die Spitze. Er kämpfte und starb gleich den Helden von Thermopylä, und seine Tapferen mit ihm. Ihr Heldentod erhob den Mut der Spartiaten. Sie setzten mit Ausdauer den Krieg fort, bis sich die Heloten endlich auf die Höhe von Ithome zurückzogen. Diese Burg, wo im ersten messenischen Kriege Aristodemos seine Tochter dem Vaterlande zum Opfer gebracht hatte (vgl. S. 193), verteidigten die Bedrängten mit dem Mute der Verzweiflung. Vergeblich erschöpften die Belagerer alle Mittel des Angriffs, vergeblich beriefen sie Hilfsvölker von Ägina und Platää; die Feste konnte nicht erobert werden.

Im dritten Jahre des Krieges thaten endlich die Spartaner einen für sie höchst demütigenden Schritt; sie ließen durch eine Gesandtschaft in Athen um Hilfe ersuchen. Es war nämlich die Kunst der Athener, feste Burgen und Städte zu erobern, überall bekannt; daher beschwor der spartanische Gesandte das versammelte Volk, seinem Vaterlande den erbetenen Beistand zu gewähren. Die Beratung schwankte lange hin und her; da trat Kimon, sonst nur ein Mann der That, nicht des Wortes, hervor und sprach: „Auf zwei Grundpfeilern ruht die Wohlfahrt von ganz Hellas; der eine wurzelt in Attika, der andere am Eurotas, gleichwie der Mensch auf zwei Füßen einhergeht. Haut ihr den einen ab, so ist der ganze Mann gelähmt. Darum ist es eure Pflicht, mit allen Mitteln zur Erhaltung des zweiten Pfeilers bereit zu sein, damit nicht ganz Hellas und ihr mit ihm zu Grunde geht.“ Diese Rede bestimmte die Menge; die Hilfe ward zugesagt, und 4000 Streiter unter Kimon selbst machten sich auf den Weg nach Lakonien.

Die athenische Hilfsmacht fand indessen die Lage der Sache anders, als sie erwartet hatte. Da waren nicht künstliche Mauern niederzuwerfen, sondern Felsen und Abgründe bildeten die Verteidigungswerke von Ithome. Diese konnten durch keine künstlichen Maschinen weggeschafft werden. Hinter den

Felsen aber und auf den Höhen standen Männer, welche wußten, daß ihre Rettung allein auf der Entscheidung ihrer Waffen beruhte, und daß sie auf keine Gnade bei den erbitterten Feinden rechnen konnten. Daher machten die Athener auch nur geringe Fortschritte; die Belagerung mußte sich auf Einschließung des festen Platzes beschränken; die Messenier aber wußten stets auf verborgenen Pfaden verheerende Streifzüge in die Umgegend zu machen und so Lebensmittel einzubringen.

Angesichts dieses Mißerfolgs glaubte man, dem athenischen Heere keine Rücksicht mehr schuldig zu sein. Man hatte längst bereut, es ins Land gerufen zu haben; das alte Mißtrauen gegen den Rivalen erwachte; die Gerusia



208. Die Pnyx von Athen.

Man sieht vor allem einen altarförmigen Würfel mit drei Stufen, der aus der senkrecht abgearbeiteten Felswand ausgespart ist. Hier fand das vor jeder Volksversammlung übliche Opfer statt; hier stand wohl auch die Rednerbühne. Das Volk aber saß auf Holzbänken auf der halbkreisförmigen Terrasse vor dem Altar.

entließ das athenische Heer ohne Ehre und Dank, wie man etwa einen Söldner verabschiedet. Diese schnöde Verabschiedung veranlaßte allgemeine Erbitterung in Athen, und diese Erbitterung wandte sich vor allem gegen den Urheber des Unternehmens, gegen Kimon. Ein Scherbengericht wurde für statthaft erklärt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Weit über 6000 Stimmen sprachen die Verbannung des großen Mannes aus; er schied aus der Vaterstadt, ohne darum der Liebe zu derselben zu entsagen. Mit seiner Entfernung war nicht nur der spartafreundlichen Politik ein für allemal entsagt, sondern auch für die weitere Demokratisierung Athens freie Bahn geschaffen. Perikles zögerte nicht, die Gunst der Lage in seinem Sinne auszunutzen.

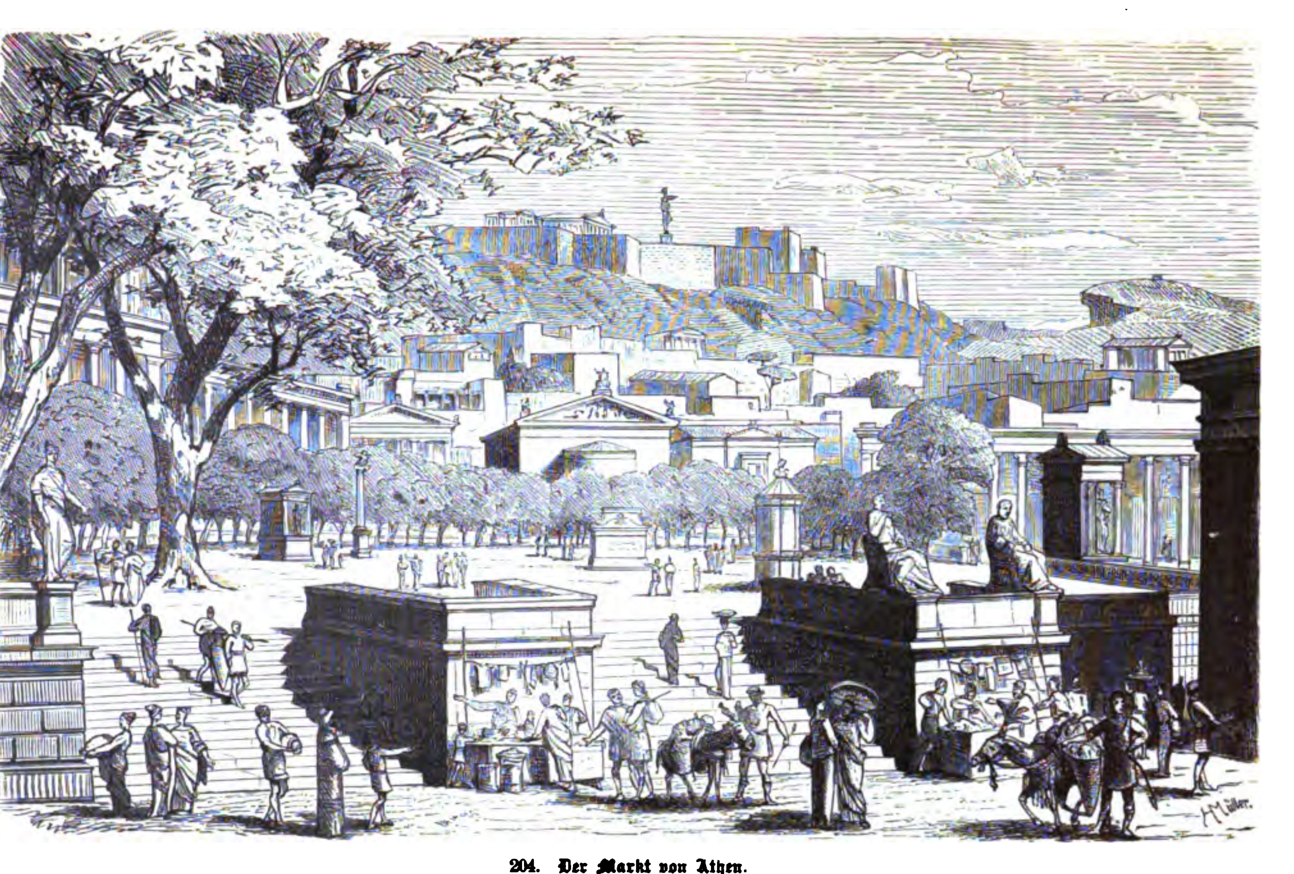
Die demokratischen Reformen des Perikles.

Die Ämter waren bisher allesamt unbesoldet gewesen: der Sitz im Rathaus, die Teilnahme am Gericht, die Bekleidung der meisten ordentlichen Regierungsstellen blieben daher nach wie vor ein Vorrecht der Begüterten. Denn wie sollte der kleine Mann es möglich machen, Hof und Werkstatt für längere Zeit zu verlassen, um seine verfassungsmäßigen Rechte auszuüben?

Hier war also eine empfindliche Lücke im demokratischen System, und eben hier trat Perikles zu Beginn seiner staatsmännischen Thätigkeit in die Schranken, indem er die Einführung von Tagegeldern (Diäten) und Amtsbesoldungen beantragte. Solche Diäten bezogen von nun an vor allem die 6000 Heliasten oder Richter und die 500 Mitglieder des Rats, der Bule, also ein ganz beträchtlicher Teil der Bürgerschaft: nun konnte der kleine Bauer und Handwerksmann sich beruhigt dem öffentlichen Leben widmen, denn seinen Ausfall an Verdienst deckte ja der Staat.

Späterhin wurden auch allen den Bürgern, die zur Volksversammlung zusammentraten, Tagegelder angewiesen. Auch die Krieger der Bürgerwehr bezogen Sold: jeder Hoplite sowie jeder Ruderknecht erhielt täglich vier, jeder Reiter zwölf Obolen, womit sie zugleich ihre Waffen und Gerätschaften, zum Teil auch ihren Mundvorrat bestreiten mußten. Damit ferner die Bürger auch an den Genüssen des Lebens Anteil hätten, wurden sie zu den mit den Festen verbundenen Opfermahlzeiten zugezogen. Ebenso freigebig bewies sich der Staat gegen seine Bürger, um ihnen den Besuch der Theater möglich zu machen. Da nämlich Eintrittsgeld erhoben wurde, so traf man die Einrichtung, daß dem gemeinen Manne zur Festzeit oder auch bei einer andern Gelegenheit einige Obolen für diesen Zweck verabreicht wurden. Es leuchtet ein, wie diese Maßregeln geeignet waren, den Unterschied der Stände auszugleichen, Bildung, insbesondere Einsicht in die Verwaltung des Staates und des Rechts, allgemein zu machen; aber es waren schon die ersten Schritte über die rechte Mitte. Die Verteilung von Tagegeldern für die Teilnahme an den Volksversammlungen mußte Müßiggang und politische Kannegießerei erzeugen. Die Masse des ungebildeten Volkes drängte sich jetzt in den Rat und die Ekklesia und in die Collegien des Volksgerichts. Als souveränes Volk entschied es durch seine Abstimmungen über die Geschicke nicht nur von Stadt und Land, sondern auch über Wohl und Wehe der vielen Bundesgenossen, die Athen in Ost und West besaß, deren auswärtige Politik es leitete. Solange Perikles mit überlegener Kraft des Geistes den Haufen beherrschte, fuhr das Schiff des Staats noch sicher seinen Kurs. Als er aber gestorben war, traten an seine Stelle Demagogen und Marktschreier, die das Fahrzeug in Klippen und Riffe führten, wo es scheiternd zu Grunde ging.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie Perikles zu dieser radikalen Verwirklichung des demokratischen Gedankens gekommen ist; die Gefahren, die sie für die Zukunft seines Staates barg, muß er doch erkannt haben, die Ausschreitungen der übermütigen Masse kann er nicht gebilligt und noch weniger gewünscht haben. Gab er dem Demos Befugnis über Befugnis, nur aus Folgerichtigkeit, nur um konsequent zu sein in seiner einmal eröffneten demokratischen Politik? Oder mußte er dem Demos Zugeständnis über Zugeständnis



204. Der Markt von Athen.

Rekonstruktion von Prof. H. Müller, die aber in Ermangelung von erheblichen Ruinen lediglich auf Erfindung beruht.
Im Hintergrund sieht man die Akropolis. Die Felskuppe rechts ist der Areopag.

machen, nur um selbst am Ruder zu bleiben und aus seiner Stellung des leitenden Staatsmanns nicht verdrängt zu werden? Wir möchten uns für die zweite Erklärung entscheiden und zu Perikles' weiterer Rechtfertigung noch hinzufügen, daß er die Tragweite seiner Neuerungen für weniger verhängnisvoll angesehen haben dürfte, als sie uns Heutigen erscheint. In der That arbeitete unter ihm die Staatsmaschine ganz ausgezeichnet. Das Volk bildete sich ein, souveräner Herr der Lage zu sein: in Wahrheit herrschte Perikles. Immer wieder zum Strategen erwählt, war er allmächtig gegenüber allen anderen; sie wechselten von Jahr zu Jahr in ihren erlosten Ämtern, er blieb; sie waren sich überall im Wege durch ihre Vielköpfigkeit, er war dauernder Obmann im Strategenkollegium und thatsächlich Alleinherr. Gerade dadurch, daß alle Ämter jetzt von allen besetzt werden konnten und durch das Los blindlings besetzt wurden, hatte sich die Bedeutung dieser Ämter wahrhaftig nicht gehoben: um so bedeutungsvoller ragte der erwählte, in jahrelanger Erfahrung bewährte Stratege über alle empor. Die Masse des Volks hat sich noch nirgends als zum Herrschen befähigt erwiesen: aber sie herrschte ja auch in Athen nur zum Schein; in Wahrheit regierte Perikles wie ein Monarch. Und durfte er nicht hoffen, daß nach ihm ein anderer mit ähnlichen Gaben diesen führenden Platz einnehmen und so die Demokratie vor ihrer Selbstvernichtung bewahren würde?

Kriegerische Unternehmungen Athens.

Abfall von Thasos. Die zwei Jahrzehnte nach Kimons Sieg am Eurymedon (467) zeigen Athen auf dem Höhepunkte seiner militärischen Machtentfaltung. Nach allen Seiten griff die Bürgerschaft energisch aus; zur Vergrößerung ihres Reichs, zur Befestigung ihres Seebundes waren ihr keine Opfer zu groß. Zunächst fanden die Athener Gelegenheit, sich an der thrakischen Küste auszubreiten. Dort, am Ausflusse des Strymon, wo sie die Barbaren aus Eion und anderen Besitzungen vertrieben hatten, siedelten sich athenische Kaufleute und andere Kolonisten an und suchten an dem Gewinne teilzunehmen, den die Thraker und die Bewohner von Thasos aus den reichen Goldminen des Gebirges Pangäos zogen.

Thasos war bis jetzt ein treues Glied des Bundes von Delos gewesen; jetzt aber, wo es galt, eine Quelle ihres Reichtums zu behaupten, scheuten sich die Einwohner nicht, gegen das Oberhaupt des Bundes sich aufzulehnen. Ihre einst von den Persern niedergeworfenen Mauern waren wieder aufgebaut und ihre Seemacht nicht unbedeutend. Bald aber erschien der sieggewohnte Kimon mit seiner Flotte, schlug die Insulaner zur See und begann die schwierige Belagerung der Hauptstadt zu Wasser und zu Lande. Zugleich drang ein Heer von 10000 Kolonisten, teils Athener, teils Bundesgenossen, am Strymon aufwärts, bemächtigte sich daselbst einer thrakischen Stadt und rückte dann weiter in die goldreichen Berge vor. Da erhoben sich die mächtigsten Stämme des Landes und schlugen nach blutigen Kämpfen die der Gegend unkundigen Ansiedler, so daß nur wenige dem Blutbad entrannen. Auch die Thasier verteidigten ihre Unabhängigkeit mit unverzagtem Mute; als aber nach zwei bedrängnisvollen Jahren auch die von Sparta verheißene Hilfe ausblieb, mußten sie sich ergeben und sich nach Niederreißung ihrer Mauern zur Unterwerfung bequemen (463).

Kriege mit Korinth und Epidauros. Argos, die alte Nebenbuhlerin Spartas, hatte sich von ihrer Niederlage gegen Kleomenes (495) allmählich wieder erholt. Eine zahlreiche kriegerische Jugend war herangewachsen und bekämpfte mit siegreichem Erfolge die unabhängigen argivischen Städte, während Lakedämon vor Ithome mit den Messeniern stritt. Tiryns, endlich auch Mykenä, einst der Herrschersitz der Atriden, fielen in ihre Gewalt, und wer von den besiegten Einwohnern nicht zeitig die Flucht ergriff, ward in die Sklaverei verkauft. Um dieselbe Zeit trat Athen mit Argos in ein enges Bündnis, dem sich im Norden die Thessaler und Megara anschlossen. Diese Verbindung erregte aber die Eifersucht und Furcht der Korinther, Epidaurier und Ägineten; denn nun beherrschten die Athener den Isthmus zu Lande und ihre Flotten den saronischen und krissäischen Golf, zumal da alsbald zum Schutze der neuen Erwerbung zwei gewaltige Mauern aufgerichtet wurden, welche Megara mit seinem Hafen Nisäa verbanden. Zwar ward ein athenischer Heerhaufen unter Myronides bei einer Landung im Süden der argivischen Halbinsel von den vereinigten Korinthern und Epidauriern geschlagen; aber die athenische Flotte siegte in zwei Treffen, zerstörte die gesamte Seemacht von Ägina und belagerte die Hauptstadt der Insel.

Gleichzeitig wurde der Krieg gegen Persien mit aller Macht fortgeführt. Zweihundert Segel streiften an den Küsten von Phönizien und fuhren endlich nach Ägypten, wo unter Anführung des Eingeborenen Inaros ein Teil des Volkes gegen den Großkönig unter Waffen stand. Sie segelten den Nil hinauf und gewannen einen Teil der wichtigen Stadt Memphis (459). Doch von einem dauernden Erfolg der athenischen Waffen im Nilthal konnte keine Rede sein. Der Krieg zog sich in die Länge und ermutigte die Gegner Athens in Griechenland, das Glück der Waffen von neuem zu versuchen. So rückten die Korinther im Jahre 458 gegen das mit Athen verbündete Megara ins Feld. Allein des Perikles Idee von der Größe des Vaterlandes hatte die ganze athenische Bürgerschaft durchdrungen; Jünglinge, kaum den Knabenjahren entwachsen, und hochbejahrte Männer legten die Rüstung an und zogen, den Päan singend, durch die verbündete Stadt dem Feinde entgegen, schlugen ihn in zwei Treffen und hieben eine Abteilung desselben in einer Felsenenge größtenteils nieder. Myronides, der Führer des tapferen Heeres, hielt unter dem Zujauchzen der Volksmenge seinen Einzug in die Vaterstadt, welche jetzt mit stolzer Zuversicht ihrem Glück und ihren Göttern vertraute.

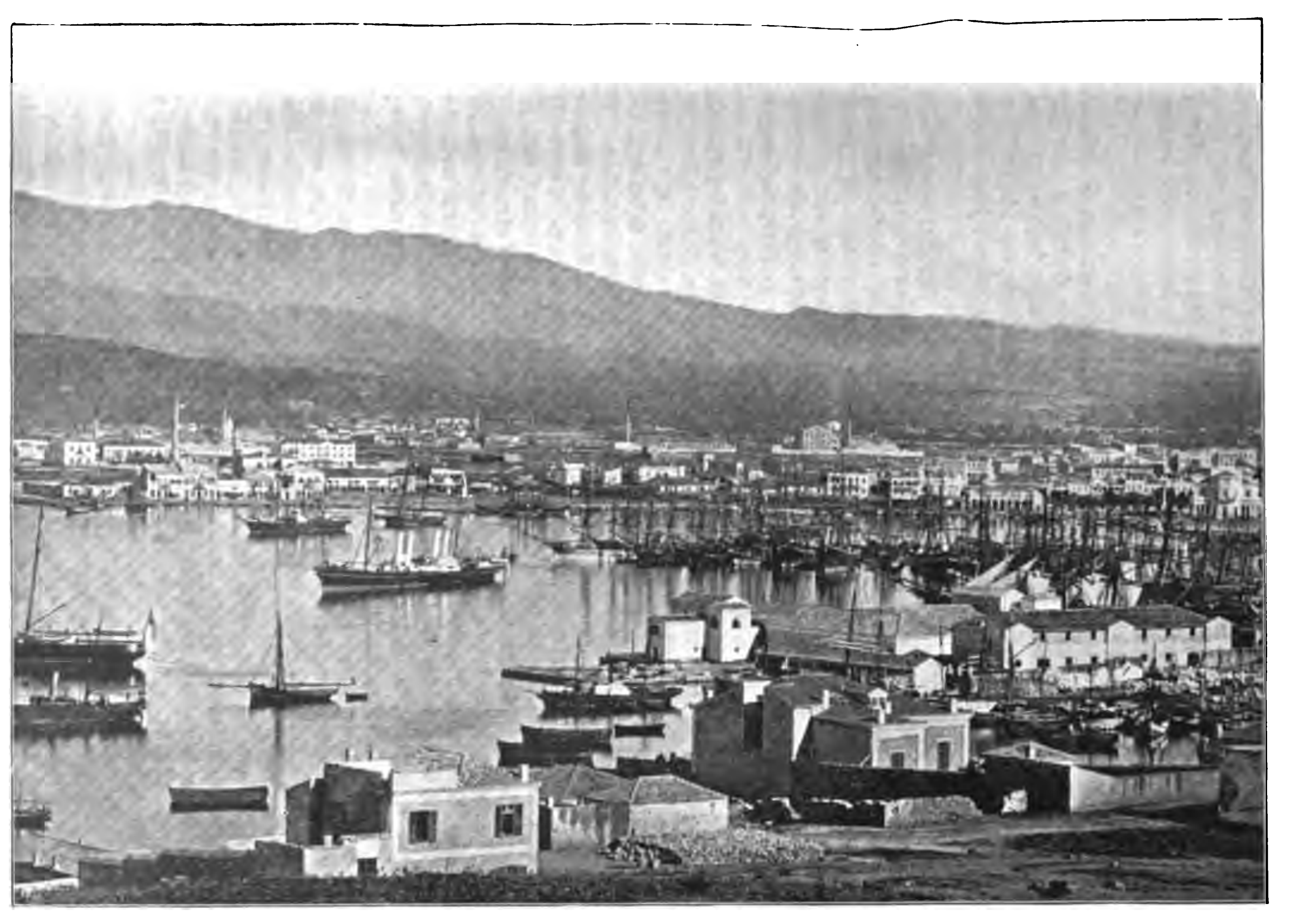
Die langen Mauern von Athen. Je mehr man auswärts kämpfte, um so wichtiger war es, die eigene Stadt zu sichern. Perikles gedachte der Möglichkeit, daß einstmals eine überlegene Macht zu Lande die attische Halbinsel überziehen könne, und dann mußte die ungestörte Verbindung Athens mit dem Hafen geradezu eine Lebensfrage sein. Schon Kimon hatte an Verbindungsmauern gedacht; zur Ausführung kamen sie erstmals in den Jahren 460—456 (vgl. Abb. 197). Die eine Mauer, die „Nordmauer“, zog vom Piräus nach der Südwestecke des athenischen Mauerrings; die andere lief über die Ausläufer des Hymettos nach dem Vorgebirge Kolias: so waren nicht nur die drei Häfen der Piräus-Halbinsel, sondern auch die langgezogene

Bucht von Phaleron mit Athen in feste Verbindung gebracht. Aber gerade hier besaß das große Werk seine angreifbare Stelle, denn die offene phalerische Bucht leistete nach wie vor einer feindlichen Landung Vorschub. So begann denn Perikles 12 Jahre später den Bau einer dritten Mauerlinie, parallel jener Nordmauer und nur 200 Meter von ihr entfernt. Der Athener nannte späterhin diese beiden Parallelmauern gewöhnlich die Schenkel. Sie bestanden aus einem Sockel von Haustein; für den eigentlichen Hochbau kamen dann an der Luft getrocknete Lehmziegel zur Verwendung; Türme unterbrachen in regelmäßigen Abständen die Mauerflucht. Indem diese Schenkelmauern dem binnenländischen Athen alle Vorteile maritimer Lage vermittelten, wurden sie so recht das Unterpfand seiner die Meere beherrschenden Macht.

Dieses Werk rüttelte endlich auch die Spartaner aus ihrer Unthätigkeit auf. Obgleich sie noch immer vor dem unbezwungenen Ithome im Felde lagen, unternahmen sie doch mit 1500 Hopliten und 10000 Bundesgenossen einen Zug über den Isthmus, angeblich um dem kleinen Doris, ihrem Mutterlande, gegen die es bedrängenden Phoker Beistand zu leisten. Schon die Annäherung dieser Macht reichte hin, die Phoker zurückzuschrecken. Dann breiteten sich die Spartaner in Böotien aus, stellten in den kleineren Städten die oligarchische Verfassung und zugleich Thebens Vorherrschaft wieder her und rückten endlich ins Thal des Asopos, wo sie von athenischen Vertriebenen und Männern der oligarchischen Partei, vielleicht von Kimon selbst, Verstärkung hofften. In Athen aber wachte Perikles und durchschaute die feindlichen Entwürfe. Myronides, der Besieger der Korinther, rückte mit seinem durch Argiver und Thessaler verstärkten Heere an die Landesgrenze, und bald darauf (457) stand er bei Tanagra, östlich vom Schlachtfelde von Platää, der feindlichen Macht gegenüber. Es war jetzt das erste Mal, daß sich athenische Waffen im offenen Felde mit spartanischen messen sollten.

Am Vorabende der Schlacht erschien Kimon in voller Rüstung im athenischen Lager und erbot sich, als gemeiner Krieger in den Reihen seines Stammes am Kampfe teilzunehmen. Aber auf seinem Haupte ruhte noch der Spruch des Ostrakismos, und sein Anerbieten wurde verworfen. Da beschwor er seine Freunde und Stammesgenossen, an seiner Statt den Pflichten gegen das Vaterland zu genügen, und bat sie, seine Rüstung in ihren Reihen als Wahrzeichen seiner Treue mit sich zu führen.

Die Schlacht, welche am folgenden Tage entbrannte, war blutig und lange unentschieden. Die Freunde und Genossen Kimons, hundert an der Zahl, fielen Seite an Seite; Perikles selbst kämpfte in den Vorderreihen mit äußerster Tapferkeit; aber aller Heldenmut scheiterte an der Waffenübung der Spartaner. Die Thessaler flohen zuerst, dann mußten auch die Argiver und Athener mit gelockerten Reihen das Schlachtfeld verlassen. Bedeutende Folgen hatte das Treffen nicht; die Sieger errichteten zwar eine Trophäe, wußten aber dann nichts Besseres zu thun, als den Rückzug anzutreten. Nichtsdestoweniger herrschte in Athen große Bestürzung über die erlittene Niederlage, und neben den Klagen um die zahlreichen Gefallenen wurden ernste Befürchtungen für die Zukunft laut.



205. Heutige Ansicht des Piräus.

Rückkehr des Kimon. Inmitten der allgemeinen Aufregung stand mit unerschütterlichem Gleichmute Perikles in der Volksversammlung und sprach von dem Ruhm und Glanz der Republik und von dem Manne, der ihre Bürger so oft zum Siege geführt und soeben wieder seine Vaterlandsliebe bewährt habe, von Kimon, und wie man sein Exil aufheben müsse, damit er an der Spitze des Heeres das Glück zurückführe.

Allgemeiner Beifall lohnte dem Redner; die Verbannung Kimons wurde aufgehoben und mit diesem Entschlusse kehrten Vertrauen und Zuversicht in die Herzen der Bürger zurück; denn nun sollten die zwei größten Männer der Republik in herzlicher Eintracht an ihrer Spitze stehen, der eine berufen, das Steuer des Staates, der andere, seine Waffen zu lenken.

Das glücklich hergestellte Einvernehmen zwischen den Parteien zeitigte die glänzendsten Erfolge. Schon zwei Monate nach der Niederlage bei Tanagra rückte ein athenisches Heer in Böotien ein, erfocht den Sieg bei Önophytä und richtete in allen böotischen Städten, selbst in Theben, die demokratische Verfassung auf, während die Oligarchen das Los der Verbannung traf. Sodann wurden auf gleiche Weise Phokis und Lokris, letzteres nach vergeblichem Widerstande, in die athenische Bundesgenossenschaft aufgenommen.

Sieg über Ägina. Im Jahre darauf (456) gelang es den Athenern endlich auch, die Insel Ägina sich zu unterwerfen. Lange Jahre hatten die Insulaner ihre Übermacht zur See die Athener fühlen lassen. Sie hatten oft die attischen Küsten verwüstet, die athenischen Flotten meist mit Erfolg bekämpft. Ihre Schiffe waren die besten Segler, ihre Schiffsherren die unternehmendsten Handelsleute, welche mit den Athenern um die Wette die Gestade von Asien und Ägypten besuchten und kaufmännisch ausbeuteten. Der Reichtum der Ägineten zeigte sich nicht nur in der heiteren Lust des Lebens, sondern auch in der Pflege der Kunst, wovon die noch vorhandenen Trümmer prächtiger Tempel und Tempelskulpturen noch heute Zeugnis ablegen (vgl. Abb. 78 und 110). Jetzt, nachdem sich die Insel ergeben hatte, wurden von den Athenern die Schiffe weggeführt, die Ringmauern geschleift, die Einwohner zur Unterthänigkeit gezwungen. Die Freude der Sieger über diesen Erfolg war begreiflicherweise eine große.

Gleichzeitig setzten sich die Athener auch am korinthischen Meerbusen fest. Sie eroberten hier Naupaktos und andere Orte und bewogen mehrere achäische Städte, sowie die Inseln Zakynthos und Kephallenia, dem athenischen Bunde beizutreten. Und als um diese Zeit die auf Ithome eingeschlossenen Messenier sich endlich gegen freien Abzug ergaben, räumten ihnen die Athener in dem neugewonnenen Naupaktos Wohnsitze ein und gewannen an ihnen treue Bundesgenossen ihrer Stadt. So hatte der Vorstoß der Spartaner nur die eine Folge, daß Athen in Griechenland mächtiger dastand, als je zuvor.

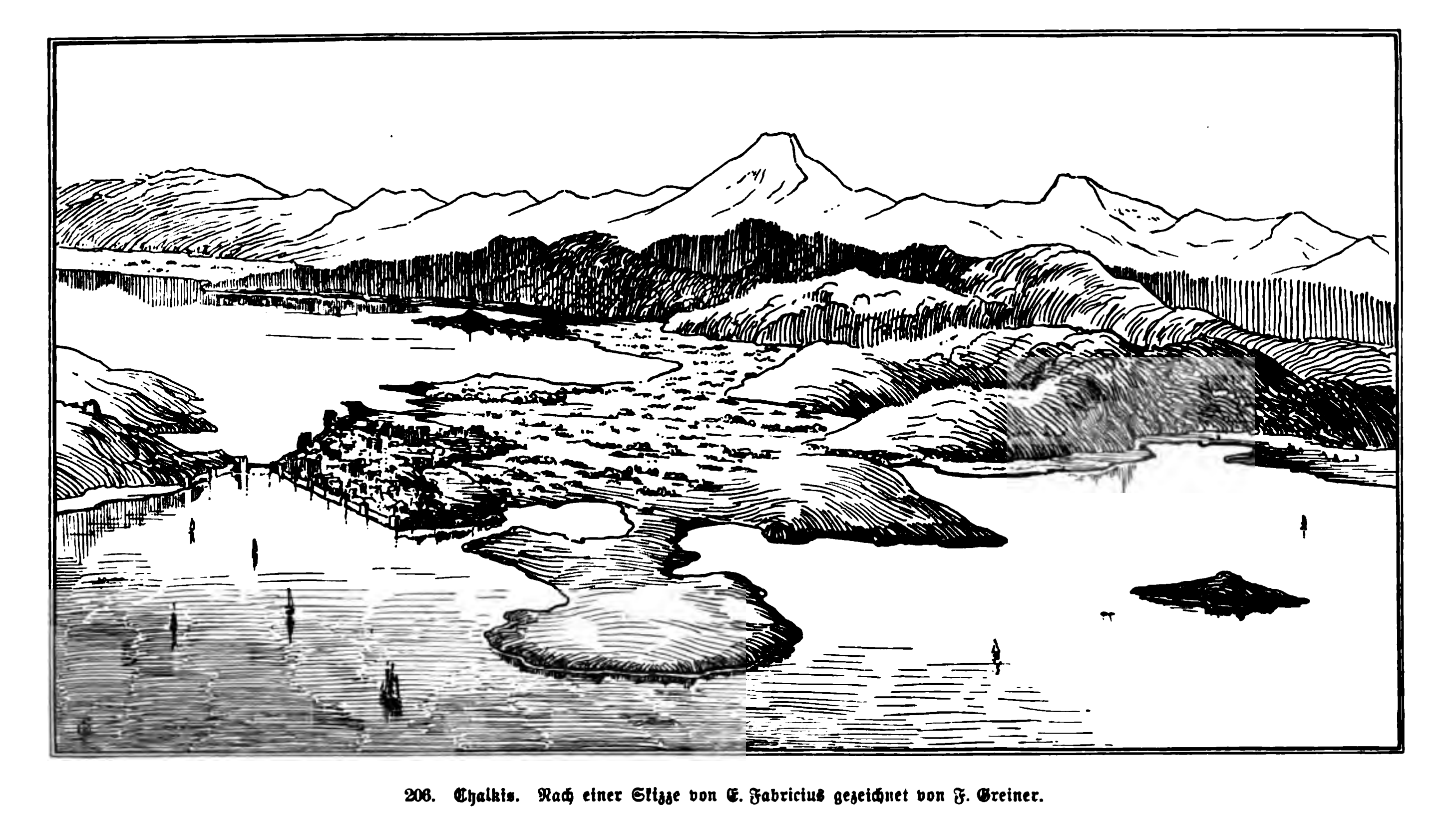
Die Athener in Ägypten. Nur an einem Punkte erschöpfte es seine Kraft ohne Nutzen und ohne Ruhm: in Ägypten. Nach manchen Erfolgen waren sie daselbst von einem überlegenen persischen Heere aus Memphis vertrieben und auf der Nilinsel Prosopitis eingeschlossen worden. Sie hatten sich

achtzehn Monate lang tapfer verteidigt. Allein der kriegerische Satrap Megabyzos schuf sich durch Ableitung eines Nilarms einen bequemen Zugang zum Lager der Athener, das er nun Tag und Nacht bestürmte. Da gingen endlich die Schiffe in Feuer auf, und die Mannschaft erlag in dem nun folgenden Blutbad den Waffen der Barbaren.

Kimonischer Friede. Als die traurige Nachricht nach Athen kam, fühlte sich Kimon berufen, seine früheren Entwürfe zur Vereinigung von ganz Hellas und zum Rachekrieg gegen Persien wieder aufzunehmen. Es gelang ihm nach jahrelangen Verhandlungen, einen fünfjährigen Waffenstillstand mit Lakedämon zum Abschluß zu bringen (451). Darauf segelte er mit 200 Trieren nach Cypern. Er belagerte daselbst die Stadt Kition und entsandte zugleich 60 Schiffe nach der ägyptischen Küste. Während der Belagerung starb Kimon an Krankheit oder an einer erhaltenen Wunde; die Flotte aber fuhr den Persern entgegen und schlug sie bei dem kyprischen Salamis zu Wasser und zu Land in einer großen Schlacht: 150 feindliche Schiffe wurden genommen; die Niederlage in Ägypten war damit wettgemacht. Gesandte sollen sich darauf nach Susa begeben und dort den sogenannten kimonischen Frieden abgeschlossen haben. Athen — so heißt es — versprach, keine Feindseligkeiten mehr gegen die persischen Küsten zu unternehmen, der König dagegen erkannte die Unabhängigkeit der jonischen Griechen an und willigte ein, daß das persische Landheer sich nur bis auf drei Tagemärsche der jonischen Küste nähern, und daß seine Kriegsschiffe vom Bosporos und dem ägäischen Meere fern bleiben sollten. Indessen ward ein solcher Friede in der That niemals abgeschlossen, sondern die angeblichen Bedingungen desselben waren nur die thatsächlichen Folgen, welche sich aus der damaligen Sachlage ergaben.

Athen hatte jetzt Frieden in Hellas und mit dem Beherrscher von Asien. Es war ein ruhmvoller Friede; der Staat hatte den Höhepunkt seiner Ausdehnung und Macht erreicht. Die Genossen des Bundes von Delos waren nach und nach außer Samos, Chios und Lesbos aus freien Bundesgliedern zu zinspflichtigen Unterthanen geworden. Der Schatz, welcher aus ihren Beiträgen angewachsen war, wurde nach dem Antrage der Samier nicht mehr auf Delos, sondern seit 455 auf der Akropolis von Athen verwahrt. Der größte Teil des eigentlichen Hellas, ferner Argos und mehrere achäische Städte im Peloponnes hatten gleiche Verfassung und standen in engem Schutz- und Trutzbündnis mit Athen, dessen Kolonien sich an der makedonischen und thrakischen Küste immer weiter ausbreiteten. Der attische Staat war demnach auch als Landmacht der Republik am Eurotas gewachsen. Aber wie die Messenier fortwährend einen tödlichen Haß gegen ihre Unterdrücker nährten, so standen wider Athen alle diejenigen zusammen, welche bei dem Wechsel verloren hatten: sie spähten nach Gelegenheit aus, Rache zu nehmen und ihre frühere Selbständigkeit wieder zu erlangen.

Schlacht bei Koronea. Zunächst sammelten sich Flüchtlinge und Verbannte aus Ägina, Theben und vielen böotischen, phokischen und lokrischen Städten in den Gebirgen. Es waren nicht etwa unbedeutende Männer, sondern zum Teil solche, die an der Spitze ihrer Staaten gestanden hatten und der Geschäfte des Krieges und des Friedens wohl kundig waren. Sie gewannen



206. Chalkis. Nach einer Skizze von E. Fabricius gezeichnet von F. Greiner.

Man überblickt ein großes Stück des Euripus; an seiner schmalsten, überbrückten Stelle liegt Chalkis. Rechts davon dehnen sich die lelantischen Fruchtgefilde (vgl. S. 219). Im Hintergrund das Hochgebirge von Euböa mit dem ragenden Haupt der Dirphys.

mehrere Orte in Böotien und nahmen eine drohende Haltung gegen Attika an. Sogleich traten in Athen ruhmbegierige Jünglinge der edelsten Familien unter die Waffen und begehrten mit Ungestüm, gegen den Feind geführt zu werden, der, wie sie meinten, den Glanz ihrer Schilde nicht werde ertragen können. Sie bildeten eine Macht von 1000 Hopliten und mochten kaum die Leichtbewaffneten und die aufgebotenen Bundesgenossen erwarten. Vergebens mahnte Perikles, eine größere Macht zu sammeln; der kühne Tolmides führte die kampfbegierigen Scharen über den Kithäron, gewann bald im ersten Angriff Chäronea, wurde aber auf seinem Rückmarsch in der Gegend von Koronea (447) von den an Zahl überlegenen Feinden überfallen. Hier, wo im Westen die Schneegipfel des Parnassos herniederblicken und im Osten die Ebene sich nach den stillen Wassern des Kopaïs neigt, hatten ihn die Verbündeten erwartet. Es scheint, daß auf athenischer Seite wenig Ordnung und Disziplin beobachtet wurde, denn die Hopliten wurden in dem Ansturm der allerdings übermächtigen Feinde alsbald zersprengt, niedergemetzelt und zum Teil gefangen genommen. Tolmides selbst war unter den Erschlagenen.

Aufstand von Euböa. Um die Gefangenen vom Tode zu retten, räumten die Athener sofort ganz Böotien. Die siegreichen Verbannten zogen wieder in die Städte ein, stellten die alten Regierungsformen her, drangen dann nach Phokis und Lokris vor und brachten endlich auch die ganze Insel Euböa zum Aufstand. Das ging Athen ans Herz. Um diesen unentbehrlichen Besitz für Athen zu erhalten, brach Perikles selbst mit Schiffen und zahlreicher Mannschaft auf. Aber eine andere bedrohliche Botschaft rief ihn nach Hause: die Korinther mit ihren Verbündeten hatten Megara überfallen, die athenische Besatzung innerhalb der langen Mauern zum Teil niedergehauen und belagerten nun den Rest in dem Hafen Nisäa. Und um das Unglück voll zu machen, bedrohte um dieselbe Zeit ein lakedämonisches Heer ganz Attika mit einem verheerenden Einfall. Diese Nachrichten verbreiteten allgemeinen Schrecken unter dem Landvolk und in der Stadt. Perikles aber schaffte Rat. Er kannte die Bestechlichkeit der Spartaner und hatte immer eine namhafte Summe für dergleichen geheime Ausgaben bereit, worüber ihm das Volk die Rechenschaft später erließ. Schon waren die Peloponnesier bis in die Fruchtfelder der Ebene von Eleusis vorgedrungen, als Unterhandlungen in Gang gebracht wurden, die den Marsch unterbrachen. Infolge derselben führten der junge König Pleistoanax und sein Berater Kleandridas das Heer zurück. Freilich wurden beide in Sparta angeklagt, Geschenke angenommen zu haben: Kleandridas entging der Todesstrafe durch die Flucht, Pleistoanax aber wurde zu einer Geldstrafe von 15 Talenten verurteilt und ging, da er sie nicht erlegen konnte, freiwillig ins Exil. Athen aber war gerettet.

Nach Beseitigung dieser Gefahr zog Perikles mit 5000 Hopliten und 50 Trieren wiederum nach Euböa und unterwarf die ganze Insel von neuem. Diese Eroberung war aber auch die einzige Frucht des Feldzugs; die ausgebreitete Herrschaft Athens zu Lande war und blieb unwiederbringlich verloren. Schwer lastete auf der Bürgerschaft die Furcht vor einem verheerenden Einfall der Peloponnesier, für die jetzt Megara ein offenes

Thor bildete. lebhaft war auch der Wunsch, die bei Koronea gefangenen edlen Jünglinge frei zu sehen; daher schloß man im Jahre 445 mit Sparta und seinen Verbündeten einen Waffenstillstand auf 30 Jahre, demzufolge von den Athenern gegen Rückgabe der Gefangenen die megarischen Häfen Nisäa, Pagä und andere Besitzungen geräumt und namentlich auch auf die Verbindung mit Megara Verzicht geleistet wurde. Letztere Stadt hatte durch ihren freiwilligen Anschluß zur Erhebung Athens, durch ihren Abfall aber auch zu seiner Herabwürdigung am meisten beigetragen; daher hegte man gegen sie einen so tödlichen Haß, daß man allen Verkehr mit ihr abbrach.

Athens Hilfsmittel. Durch diese Verluste wurde indessen Athens wirklicher Machtstellung keineswegs der Untergang bereitet. Es wurde nur vorzugsweise auf das Meer, sein eigentliches Element, verwiesen. Da herrschte es mit seinen Flotten, und Inseln und Küstenstädte blieben ihm nach wie vor unterworfen und zahlten einen jährlichen Tribut, der sich beiläufig auf 460 Talente oder nach unserem Gelde auf etwas über 2 Millionen Mark belief. Man muß sich aber diese Summe noch sechs- bis achtmal größer, also etwa gleich 20 Millionen denken, da der Wert des Geldes damals gegen heute um so viel höher war.

Hierzu kamen die Einnahmen aus Attika, das etwa 200 000 Seelen und darunter zwischen 20—30 000 Bürger zählte; dann die Abgaben der 15 000 oder mehr attischen Kolonisten, die sich auf den vielen Inseln und Küsten angesiedelt hatten; die Erträgnisse der Sklavensteuer, der Bergwerke u. s. w., was zusammen nach dem jetzigen Geldwert angeschlagen vielleicht eine Gesamtsumme von 100 Millionen noch übersteigen dürfte. Um diese ungeheure Geldmacht richtig zu beurteilen, muß man ferner in Anschlag bringen, daß die Verwaltung des Staates dazumal viel weniger kostspielig war als in gegenwärtiger Zeit.

Dafür ruhten allerdings bedeutende Lasten auf den Bürgern selbst, die der moderne Staat ihnen abzunehmen pflegt. So mußten die vermögenden Bürger, die im Kriege als Reiter und Hopliten dienten, ihre Pferde und Rüstungen selbst stellen. Dem vermögenden Manne lag außerdem alle 4 Jahre die Last ob, eine Triere, die der Staat lieferte, ein Jahr lang zu unterhalten, worauf er dann wieder drei Jahre von dieser teuren Ehre befreit war. Auch hatten die Reichen die Kosten für die Kampfspiele, die gottesdienstlichen Aufzüge und Feste, sowie für die Schauspiele zu bestreiten. Das alles war nur möglich, wo es, wie in Athen, eine bedeutende Anzahl Bürger von großem Vermögen gab. Eine natürlich noch größere Zahl erfreute sich eines immer noch sehr behaglichen Wohlstandes, und selbst die untersten Schichten waren durch hinreichende Beschäftigung vor drückendem Mangel gesichert. Daher konnte der Staat, wie wir gesehen haben, eine kriegerische Thätigkeit entfalten, die man ohne Kenntnis dieser Verhältnisse unbegreiflich finden würde. Seine Kriegsmacht bestand in 13 000 Schwergerüsteten, die zum Felddienst, und in 16 000, die zum Dienst in den festen Städten verwendet wurden, lauter Leute, die Rüstung und Bedienung aus eigenen Mitteln bestritten. Weiter gab es 1200 Reiter und berittene Bogenschützen, 1600 Bogenschützen zu Fuß und eine Flotte, deren vollzählige Bemannung auf 60 000 Mann geschätzt

wurde. Mit einer solchen Macht stand Athen an der Spitze nicht nur der kleinen attischen Republik, sondern eines Reiches, das über 2 Millionen Einwohner umschloß.

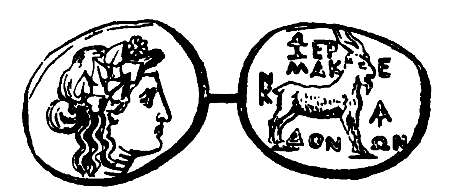
Athens Blütezeit. Das alles aber genügte dem strebenden Geiste des Perikles nicht. Seine ruhmvolle Vaterstadt sollte der Mittelpunkt der hellenischen Kultur, der Kunst und Wissenschaft werden. Er hoffte, von ihrem Glanze und ihrer Herrlichkeit angelockt, würden sich die anderen Staaten ihr zuwenden; so werde sich, was durch Waffengewalt nicht geglückt war, unter ihrer Führung ein gesamthellenischer Staatenbund bilden, der siegreich den Barbaren Asiens gegenübertreten könnte. Perikles ermunterte die Jugend der Stadt, nach Bildung und Weisheit zu streben, ließ bei festlichen Gelegenheiten erlesene Werke der Dichtkunst und Musik vor dem Volke aufführen, sorgte für die Errichtung von Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden und veranlaßte die Aufstellung ausgezeichneter Werke der Bildhauerkunst und Malerei, wovon wir später noch zu berichten haben werden. Er machte dadurch Athen zu einem Sammelpunkt für weise Lehrer und Redner, für begeisterte Dichter und bildende Künstler. Er wendete, wie ein alter Schriftsteller bemerkt, den Reichtum des Staates auf Dinge, die einen ewigen Ruhm, eine dauernde Wohlhabenheit und hohe geistige Bildung der Bürger herbeiführen mußten.

Perikles verwendete zu diesen Unternehmungen nicht nur die eigenen Staatseinkünfte Athens, sondern auch die Bundeskasse von Delos, welche, wie schon erwähnt, nach Athen gebracht worden war, und als man ihm deshalb Vorwürfe in der Ekklesia machte, erklärte er offen, was zur Befestigung oder Verschönerung der Hauptstadt des attischen Seebundes geschehe, das komme allen Mitgliedern des Bundes irgendwie zu statten. Dieser Satz behagte wohl den Athenern, nicht aber den Bundesgenossen, und wenn auch die demokratische Masse in den verbündeten Städten mit der durch Athen geschaffenen Sicherheit für Handel und Gewerbe wohl zufrieden war, so führten doch die Aristokraten laute Klage über die Schmach des Tributs, die Erpressungen einzelner athenischer Beamten und über die athenischen Gerichte, vor welche die Bundesgenossen ihre Streitigkeiten zur Aburteilung bringen mußten. Überhaupt mangelte es dem ausgedehnten athenischen Bundesstaate seit dem thatsächlichen Abschluß der Perserkriege an einem gemeinschaftlichen Interesse, das auch die entlegenen Städte zu Opfern hätte bewegen können. Gewohnheit und Gewalt hielten ihn zusammen; oft aber genügte schon eine Kleinigkeit, um das lockere Band völlig zu zerreißen.

Der samische Krieg. Zuerst machte Athen diese Erfahrung mit Byzanz, das aus unbekanntem Anlaß von ihm abfiel und seine Unabhängigkeit mit den Waffen zu verteidigen entschlossen war. Dieser Abfall war um so gefährlicher, als zugleich Samos sich zum Kriege gegen das Bundeshaupt rüstete (440). Die Insel nämlich hatte auch auf dem festen Lande in Asien Besitzungen und geriet darüber in einen Streit mit dem benachbarten Milet, das in große Bedrängnis kam. Die geängstigte Stadt wendete sich nun mit der Bitte um Schutz an Athen. Sofort erging an Samos wie an Milet die Aufforderung, vor dem zuständigen athenischen Gerichtshofe ihre Streitigkeiten zur Verhandlung zu bringen. Die auf ihre Seemacht stolzen Insulaner leisteten jedoch

keine Folge, sondern stellten die Entscheidung den Waffen anheim. Gegen diesen nicht zu verachtenden Feind setzten sich von Athen aus die zehn Strategen, unter ihnen Perikles, in Bewegung. Anfangs glaubte man mit einem Teil der Flotte den Samiern gewachsen zu sein, und Perikles segelte deshalb mit dem anderen Geschwader nach der lydischen Küste, wo der persische Satrap Pissuthnes Miene machte, die Samier zu unterstützen. Die letzteren aber fielen über die sie bedrängende Abteilung der athenischen Flotte her und richteten sie so übel zu, daß sie nicht mehr die offene See zu halten wagte. Erst nach der Rückkehr des Perikles konnte die Belagerung begonnen werden, welche mit Unterwerfung der ganzen Insel endigte. Nach diesem Siege gelang es, auch Byzanz zur Übergabe zu zwingen.

Der doppelte Sieg bewies von neuem die große Überlegenheit Athens zur See; doch überließ es sich darum nicht der trägen Ruhe. Seine Flotten trugen zahlreiche Kolonisten an die thrakische Küste, wo, wie früher (S. 325) bemerkt, am Strymon auf einer vom Flusse gebildeten Halbinsel die wichtige Stadt Amphipolis gegründet worden war. Die Thraker, die bis dahin



207. Bronzemünze von Amphipolis.

Auf dem Avers der Kopf des jugendlichen Dionysos, mit Epheu bekränzt; der Revers zeigt über und unter dem Widder die Inschrift: „Makedonon“. Im Felde die Monogramme der Namen von Beamten und ein drittes (Α), das man als den ersten Teil des Namens der Stadt liest (Amphi).

jeden Versuch einer Niederlassung vereitelt und 10000 Kolonisten erschlagen hatten, wurden endlich verdrängt; die neue Stadt erhob sich schnell durch Handel und durch die Ausbeutung der benachbarten Goldbergwerke zu großem Wohlstand. Eine zweite athenische Kolonie wurde nach Sinope am Schwarzen Meere gesandt, eine dritte nach Thurii in Unteritalien, wo sich schon vor dem Zuge des Xerxes auf den Trümmern von Sybaris athenische Bürger angesiedelt hatten. Diese Kolonien erweiterten einerseits das Absatzgebiet der athenischen Industrie und gaben andererseits dem leitenden Staatsmann willkommene Gelegenheit, verarmten und unzufriedenen Elementen in der Bürgerschaft auswärts zu Wohlstand zu verhelfen. Endlich dienten diese Kolonisten dazu, die Treue der Bundesgenossen zu kontrollieren und einen Abfall derselben zu erschweren.

Das attische Reich war um 445 fest gegründet und versprach dauernden Bestand. Gern hätte Perikles die Stadt aber auch im hellenischen Mutterland als Haupt und Führerin allgemein anerkannt gesehen. Er machte einen Versuch, alle Hellenen zu einem Kongreß nach Athen einzuladen, um einen festeren Zusammenschluß der Nation unter Athens Leitung zu erzielen; aber an Spartas begreiflicher Unlust scheiterte der Versuch: Griechenland war nun einmal nicht zur Einheit geschaffen.



208. Eleusis. Zeichnung von A. Dressel.

Leben und Kultur während des fünften Jahrhunderts.

Das öffentliche Leben und die Feste in Athen. Wie das öffentliche, so bot auch das Privatleben Athens ein wechselreiches Bild. Der Glanz des Staates, der allgemein verbreitete Wohlstand, endlich der Charakter der Einwohner trugen dazu bei, es abwechselungsreich und heiter zu gestalten. Man konnte daher sagen, ein Jahr in jener Stadt sei so viel wert wie in einer andern eine lange Lebenszeit.

Fast täglich konnte man zu Athen große Staatsmänner hören oder kunstvollen Chorgesängen lauschen oder den Lehrern der Weisheit zu Füßen sitzen. Im Theater gab es die unsterblichen Dichtungen eines Äschylos, Sophokles, Euripides zu sehen; allenthalben, auf Markt und Straßen, in Tempeln und Götterhainen boten sich Meisterwerke der Architektur, der Bildhauerkunst, der Malerei den Blicken dar; im Piräus brachten die Händler aller Zonen ihre Produkte auf den Markt. Was nur den Leib nährt und erfrischt, was das Herz erfreut, den Geist erhebt und veredelt, das war in Athen zu finden. Auch für Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit bot sich in Athen reiche Gelegenheit. Denkt man sich hierzu noch den Anblick der großen Umzüge bei Festen und Opfern, der Handels- und Kriegsflotten, die vor Anker gingen oder mit vollen Segeln nahen und fernen Küsten zustrebten, so hat man einigermaßen ein Bild des bewegten attischen Lebens.

Eleusinien. Die Athener waren fromme Leute; wie man im heutigen Rom jeden Tag des Jahres in einer anderen Kirche beten kann, so brachte in Athen so ziemlich jeder Tag sein religiöses Fest. Von höchster Bedeutung nicht nur für die Athener, sondern zum Teil für ganz Griechenland waren die Eleusinien. Was man sich von der Teilnahme an ihren geheimnisvollen Bräuchen versprach, wurde schon angedeutet (S. 269). Im Februar, wenn Mandel- und Granatbäume in reicher Blüte standen, feierte man die kleinen Mysterien in Agrai, einer Vorstadt Athens am Flüßchen Ilisos. Neuaufzunehmende erhielten hier die ersten Weihen. Im September fanden dann die großen Mysterien statt, wozu aus ganz Griechenland Teilnehmer und Zuschauer nach Athen zusammenströmten. Den wichtigsten Bestandteil des mehrtägigen Festes bildete die feierliche Prozession nach dem vier Stunden entfernten Eleusis. Die Wanderung dauerte einen ganzen Tag; man hielt an mehreren Heiligtümern Rast, so an einem heiligen Feigenbaum, den einst Demeter geschenkt hatte, so an der Kephisos-Brücke, wo man Neckereien und Kurzweil trieb in Nachahmung der Magd Jambe, die durch ausgelassene Scherze die bekümmerte Demeter aufgeheitert haben sollte. Erst spät am Abend gelangte der Festzug nach Eleusis und lagerte auf der thriasischen Ebene. Während der Nacht wurden zu Ehren des Jacchos heitere Fackeltänze aufgeführt: es gewährte einen zauberhaften Anblick, wie sich die Reihen der Fackelträger folgten und durchkreuzten, in der Ferne sich verloren und wiederkehrten, um das Suchen der Demeter nach ihrer Tochter anzudeuten.

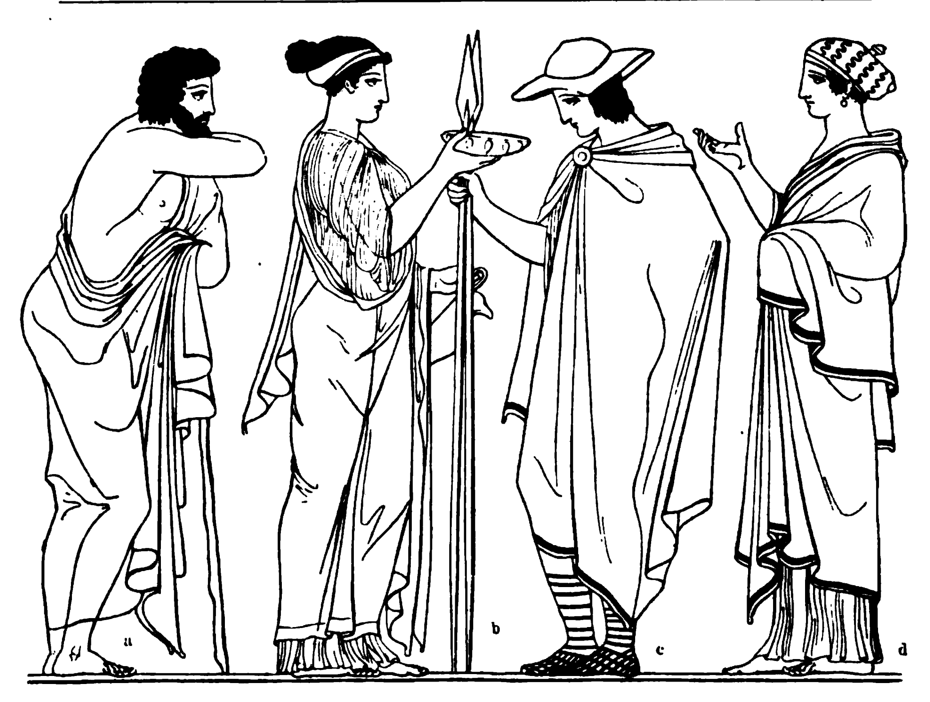
Die Geheimfeier fand im großen Tempelgebäude statt, in dessen Ruinen man große unterirdische Anlagen entdeckt hat, ganz geeignet, um lebende Bilder und dergl. aufzuführen. Eine Art Passionsspiel wurde hier gegeben, dessen Gegenstand die Leiden der Demeter nach dem Raube der Persephone

durch Hades und die Wiedervereinigung der Göttin mit ihrer Tochter bildeten. Lieder begleiteten und erläuterten die Aufführung: sie stellten den Zuschauern ein seliges Leben nach dem Tode in Aussicht. Der Hauptaugenblick war ein plötzlicher Übergang aus dem Dunkel in ein mächtiges Licht, das als „Licht in Eleusis" sprichwörtlich wurde. „Anfangs", so schildert ein später Schriftsteller diesen Moment, „mühseliges Umherirren, ängstliches, endloses Gehen durch dichte Finsternis unter Schaudern und Angstgeschrei. Dann aber geht ein wunderherrliches Licht auf: man kommt in reine Gegenden und Auen, wo es Gesang und Tanz und erhabene Dinge zu hören und heilige Erscheinungen zu schauen giebt. Hier wandelt der Geweihte frei und ledig, begeht die Feier bekränzt und ist mit heiligen Männern zusammen, wobei er sieht, wie der ungeweihte Pöbel in tiefem Schmutz sich zertritt und drängt und aus Unglauben an die jenseitigen Güter der Todesfurcht verhaftet bleibt."



209. Der Zug der athenischen Jungfrauen bei den Panathenäen.
Vom Ostfriese des Parthenon zu Athen.
Die Jungfrauen tragen Kannen und Schalen, die dritte von links ein Thymiaterion oder Räucherfaß.

Die Panathenäen. Ebenso lebhaft beteiligte sich die Bevölkerung von Athen, Freie wie Sklaven, am Feste der Panathenäen, das zur besonderen Verehrung der Schutzgöttin Athene gefeiert wurde, unter deren Beistand einst Theseus die Bewohner von Attika zu einem gleichberechtigten Volke verschmolzen haben sollte (vgl. S. 87). Es wurde jährlich, am feierlichsten aber jedes vierte Jahr begangen. Wettkämpfe zu Fuß und zu Roß, Chorreigen, Fackelläufe, begeisterte Vorträge homerischer Gesänge, musische Spiele, wozu Perikles das Odeion hatte erbauen lassen, wechselten sechs Tage lang miteinander ab. Am Schluß der Feier bewegte sich der große Festzug durch die Hauptstraßen der Stadt zum Heiligtum der Athene auf der Burg. Ein künstliches, auf Rollen laufendes Schiff, dessen Segel ein neues Safrangewand (s. unten) für das älteste Bild der Stadtgöttin bildete, wurde vom Wind oder von versteckten Männern durch die Straßen bugsiert. Die hohen Staatsbeamten folgten mit Ölzweigen bekränzt, die übrige Bürgerschaft schloß sich an; die athenische Jugend ließ es sich nicht nehmen, im vollen Waffenschmuck, teils zu Fuß, teils zu Pferd oder im Streitwagen die Prozession zu zieren. Den gefälligsten Schmuck des Zuges bildeten aber die Jungfrauen, die mit



210. **Athenische Trachten.** Vasenbild.

a Mann im Himation. b und d Frauen im Chiton und darüber das Himation. c Reiseanzug des freien Atheners: Chlamys, thessalischer Hut (Petasos) und Sandalen.

Opfergerät in den Händen sittsam einherschritten (vgl. Abb. 209). Der Tag dieses Festzugs galt für den schönsten im Leben des Atheners.

Leben und Feste in Sparta. Auch in Sparta war das Leben nicht aller Annehmlichkeit bar. Schon die Geselligkeit bei den kriegerischen Beschäftigungen, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, der ungehinderte Verkehr zwischen der Jugend beiderlei Geschlechts gewährten viel Abwechselung. Noch mehr thaten dies die Feste. Wir heben hier die dem Apollo geweihten Karneen und Hyakinthien hervor. Letztere waren der Sage nach von Apollo selbst eingeführt worden, als er durch einen unvorsichtigen Wurf seines Diskos den schönen Hyakinthos getötet hatte. Vielleicht sollten sie ursprünglich die verheerenden Wirkungen der Sonnenhitze versinnlichen, da sie im Juli gefeiert wurden. An den ersten Tagen des Festes beging man unter Trauer das Hinsterben des Hyakinthos; danach sein Wiederaufleben, wobei Wettspiele, Festzüge von Jünglingen und Jungfrauen, Mahlzeiten, zu denen man auch die sonst verachteten Sklaven zuließ, und andere Lustbarkeiten stattfanden. Die Karneen im August waren ursprünglich ein Erntedank- und Sühnfest; erst nachträglich wurde ihm ein kriegerischer Charakter verliehen. Die Bürger speisten unter schattigen Lauben; Opfer und musische Wettkämpfe fehlten nicht bei der neuntägigen Feier. Ein drittes Fest, die



211 und 212. Frauen im Chiton mit Diploïdion.

Fig. 211 (nach einem Vasenbild) zeigt den Chiton ungegürtet und an der Seite offen, wie es bei den Spartanerinnen Mode war. Bei Fig. 212, einer Bronzestatue des Museums zu Neapel, ist der Chiton bereits durch den (unsichtbaren) Gürtel festgehalten und die beiden zusammengelegten Enden auf der linken Schulter befestigt; auf der rechten sollen sie eben zusammengenestelt werden.

Gymnopädien, schloß sich seit 669 an die Karneen an und brachte Schaustellungen und Spiele der Jugend, die hier zuerst völlig unbekleidet auftrat, was dann allmählich überall bei Leibesübungen Brauch wurde.

Die hellenische Kleidung. Der nationale Aufschwung von Hellas fand auch in der Bekleidung seinen Ausdruck. Die aus der Fremde bezogenen, barbarisch reichen Gewänder kamen jetzt ab; man kehrte vom jonischen Kattunkleid wieder zur einheimischen Wolle zurück (vgl. S. 158 f.). Man mied jetzt auch kostbare Farben und bunten Ausputz; dem demokratischen Zug der Zeit entsprach am besten ein schlichtes Weiß. Kurz das Kostüm der Griechen in ihrer klassischen Zeit war von geradezu klassischer Einfachheit. Die Männer trugen jetzt allgemein den Chiton, jenes aus Jonien eingeführte, ursprünglich jonische Untergewand, das sich noch am ehesten mit unserem Hemd vergleichen läßt; man bevorzugte aber jetzt einen aus Wolle hergestellten, knappen, nur bis zu den Knieen reichenden Chiton, den man den dorischen zu nennen pflegt. Ein Gürtel hielt ihn über den Hüften zusammen und gab geschickten Trägern Gelegenheit, einen geschmackvollen Faltenwurf zu erzielen. Noch mehr Takt und Geschick erforderte das Umschlagen des Himation. Dies war ein großes, länglich viereckiges Stück Wollenzeug, das man von dem linken Arme aus über den Rücken, dann über oder unter dem rechten Arme her wieder

nach dem linken und über denselben schlug, so daß das Ende mehr oder weniger lang über den Rücken herabhing. Es wurde je nach dem Geschmack des einzelnen bis zu den Knieen oder noch weiter herunter gelassen. Die Spartiaten hatten statt dessen den bequemeren Tribon, einen kurzen, groben Mantel. Mehr zum Putz trugen die Jünglinge, die zu Pferd dienten, einen von den Schultern herabwallenden Mantel, Chlamys genannt, der mit einer Spange über der rechten Schulter befestigt war und mit seinen Zipfeln auf die Schenkel herabfiel. Die reichere Jugend verzierte ihn gern mit Gold- und Purpurstickerei. Diese Chlamys, der eigentliche Reise- und Kriegsmantel (vgl. Abb. 210 c), war in Makedonien und Thessalien allgemein üblich und wurde es mehr und mehr auch in Athen und in anderen Städten.

Auch die Frauen trugen bald den knapperen wollenen, bald den faltenreicheren leinenen Chiton. Nur bei Wettläuferinnen (s. Abb. 116 auf S. 192) reichte dieser Frauenchiton nicht über das Knie; gewöhnlich war er dagegen



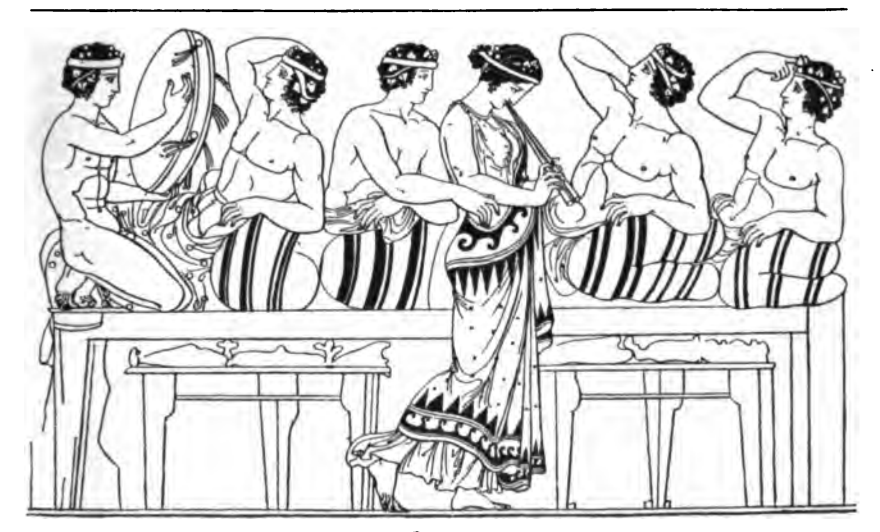
213—215. Griechische Frisuren.

In Fig. 213 ist der Hinterkopf mit einem Tuche verhüllt, während die Scheitelhaare nur durch schmale Bänder festgehalten werden. In Fig. 214 sind die Haare fast ganz frei, nur ein Band ist durchgeflochten, das hier allerdings aus Metallblech hergestellt erscheint. Bei Fig. 215 erhebt sich ein breites Diadem in reicher Verzierung über der Stirn: ein Kopfschmuck, der vornehmlich bei Göttinnen und Königinnen vorkommt, von Bürgersfrauen aber kaum getragen wurde.

erheblich länger als der Körper; er wurde deshalb über den Gürtel ringsum etwas heraufgezogen, so daß ein welliger Überhang entstand. Manchmal war der Chiton von so reichlicher Länge, daß man ihn auch auf den Schultern doppelt nahm und diesen zweiten Überhang, Diploïdion genannt, bis zum Gürtel überhängen ließ (vgl. Abb. 212). Besaß der Stoff genügende Breite, so nestelte man ihn wohl über den Oberarmen zu einer Art von Ärmeln zusammen. Die offene Seite des Chiton war außer bei den Spartanerinnen (vgl. Abb. 211) bis in Brusthöhe zugenäht. Das Himation der Frauen war von dem der Männer kaum verschieden. Bei diesem Kostüm machten die Leute die Kleider und nicht umgekehrt: in der Art, wie die Falten über dem Gürtel angeordnet, wie die Ärmel genestelt, wie der Mantel umgeworfen wurde, ließ sich viel persönliches Geschick und eigenartiger Geschmack entwickeln.

Was die Kopfbedeckung betrifft, so gingen die Männer bei ihren Geschäften in der Stadt ohne eine solche; auf der Reise oder bei ländlichen Arbeiten trugen sie einen Hut von Ziegenfell oder Filz. Derselbe hatte in den verschiedenen Gegenden verschiedene Formen. Die Frauen zogen häufig

das Himation über den Kopf; sie bedienten sich auch besonderer Schleier und zierlicher Haarnetze, oder sie wanden ein farbiges, oft mit Gold und Silber gesticktes Band, die **Mitra**, um die Stirn. Flechten und Locken waren nicht mehr üblich, man bevorzugte allenthalben das Naturgemäße; vielfach schürzte man das Haar über dem Scheitel in einen Bausch oder Knoten, der bisweilen auch in die Stirn heruntergedrückt wurde; denn ein schmaler Stirnbogen galt für schön. Die Farbe des Haares war gewöhnlich schwarz; doch kamen auch blonde Haare vor, die man für eine besondere Zierde hielt und daher wohl gar durch künstliche Mittel zu erzeugen suchte. Bei den Männern galt ein starker Vollbart für das Zeichen edler Männlichkeit; das Scheren desselben kam erst zu Alexanders des Großen Zeit mehr in Gebrauch.



216. **Griechisches Trinkgelage (Symposion).**

Nach einem Vasenbilde.

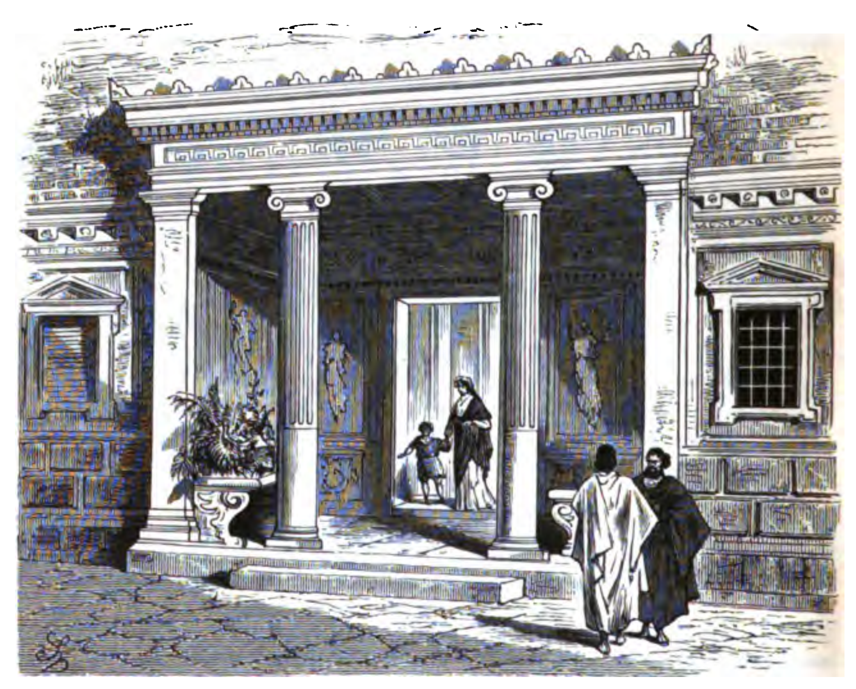
Man lag beim Symposion wie beim Speisen auf der Kline, den linken Ellbogen auf Polster gestützt; vor den Lagerstätten standen kleine Tischchen, auf denen die Becher und Schalen niedergesetzt und allerlei Süßigkeiten, Kuchen oder pikante Gerichte, wie man sie beim Trinken genoß, aufgestellt wurden. Die Trinkenden pflegten, wie unsere Abbildung zeigt, sich mit Kränzen zu schmücken, auch Salben wurden bei Beginn des Symposions verteilt. Musik und Gesang bildeten einen wesentlichen Teil der Unterhaltung; deshalb fehlten auch die auf unserem Bilde vorhandenen Flötenbläserinnen selten, und demselben Zwecke diente das große Tambourin, das wir hier einen der Festgenossen bearbeiten sehen.

Die **Fußbekleidung** war sehr mannigfaltig, und es scheint, daß darin die Mode am meisten wechselte. Neben Sandalen, die man mit Riemen befestigte, hatte man auch Schuhe und Stiefel von verschiedener Form und Farbe.

Schmuck aus Edelmetall, als Ohrringe, Arm- und Halsbänder, die früher auch Männer vielfach trugen, sah man jetzt nur noch bei Frauen; die Männer beschränkten sich meist auf das Tragen eines Siegelrings.

Häusliches Leben. Auch die Griechen liebten die Freuden der Tafel; aber alles spricht dafür, daß Völlerei bei ihnen viel seltener war als beispielsweise bei unseren germanischen Vorfahren. Zumal in Athen adelten Geschmack und Geist wie die Beschäftigungen so auch die Genüsse der Bürger. Man genoß morgens ein einfaches Frühstück von Brot und Wein, Honig

und Oliven, manchmal um die Mittagszeit noch ein zweites. Am Abend war die Hauptmahlzeit. Gerstenbrot mit Oliven oder Feigen, allerhand Fischgerichte, Käse und Knoblauch machten in der Hauptsache die Kost aus; Fleisch gab es in der Regel nur bei Opferfesten. Man saß aber nicht, sondern man lag zu Tische, indem man den linken Arm auf ein Polster stützte (vgl. Abb. 216), und man bediente sich der Finger statt der fehlenden Messer und Gabeln, weshalb man vor und nach der Mahlzeit die Hände wusch. War der Schmaus beendigt, so wurden den Göttern drei Spenden dargebracht, Tische und Fußboden gereinigt und Wein, mit Wasser und Gewürzen gemischt, aufgetragen.



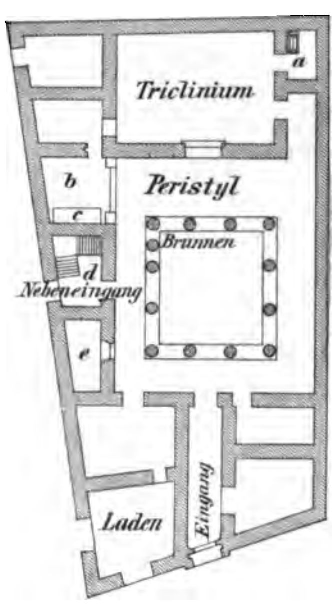
217. Eingang in ein griechisches Wohnhaus vornehmsten Stils. Mutmaßliche Rekonstruktion.

Die Gäste schmückten sich jetzt mit Kränzen von Myrten, Rosen oder Veilchen und widmeten sich den Gaben des Dionysos. Zur Steigerung der Lust traten Flötenspielerinnen und Tänzerinnen ein, auch sang wohl einer der Gäste ein Lied zur Lyra und reichte dann dem Nachbar das Saitenspiel, der in gleicher Weise fortfuhr. Besonders häufig wurde in Athen der Harmodios gesungen, ein Lied zum Andenken an die Befreiung Athens von den Peisistratiden (vgl. die Verse auf S. 242). Bisweilen war es auch nur ein kurzer Spruch, den man zu den Klängen der Lyra recitierte. Geistreiche Gespräche und Rätselraten wechselten mit Musik und Gesang ab.

Die Wohnung. Bei dem günstigen Klima, bei dem Raummangel in den ummauerten Städten, endlich bei dem Gemeinsinn der guten griechischen

Zeit, wurde auf die Anlage schöner Privathäuser wenig Sorgfalt verwendet. Die meisten Bürger Athens z. B. verbrachten ja den größten Teil ihres Lebens in der Öffentlichkeit, im Dienst des Staates; für den würdigen Schmuck dieser Öffentlichkeit durch Anlage von Tempeln, Hallen u. dgl. hatte der antike Mensch sehr viel übrig, für die Ausstattung seiner Privatwohnung in der Regel nichts; so erschien denn selbst Athen den Fremden meist als schlecht gebaut.

Gemeinsam war wohl allen Stadtwohnungen die Anordnung der Räume um einen, manchmal mit Säulenumgängen geschmückten Innenhof (Peristyl), von dem aus die Gelasse des Parterres durch ihre Thüren Luft und Licht erhielten. Die Straßenfront war meist unscheinbar, höchstens der Eingang etwas reicher gestaltet (vgl. Abb. 217). Inmitten des Lichthofs pflegte ein Altar des Zeus zu stehen, vor dem Hofthor an der Straße ein Hermesbild (vgl. Abb. 16) oder sonst eine Götterfigur.



218. Griechisches Wohnhaus auf Delos (2. Jahrh. v. Chr.).

Die Einteilung des Innern war natürlich je nach Beruf, Vermögen und Geschmack des Besitzers eine verschiedene. Ein gutes Beispiel für das, was durchschnittlich zu einem griechischen Wohnhaus gehörte, bietet das in Abb. 218 dargestellte Haus auf der Insel Delos. Als stattlichsten Raum ebener Erde erkennen wir das Triclinium oder Speise- und Wohnzimmer der Familie; daneben befand sich ein Toiletteraum (a), wo ein steinernes Wasserbassin auf hohem Fuß als Lavoir oder Bad diente. Als Empfangssalon war die sogenannte Exedra (b) in Gebrauch; sie war gegen den Säulenhof weit geöffnet; an der einen Wand erkennt man noch Spuren eines gemauerten Diwans (c). Neben einem Nebeneingang aus einem Seitengäßchen befand sich das Treppenhaus (d); die Treppe führte in die oben gelegene Frauenwohnung, die im Unterschied vom Erdgeschoß auch Fenster in den Außenwänden besaß; zu diesen Fenstern hinaus auf die Straße zu schauen, bildete eine Lieblingsbeschäftigung der Frauen. Die Küche ist selten mit Bestimmtheit nachzuweisen, weil die Griechen meist auf transportabeln Herden kochten (vgl. Abb. 219); zahlreiches zerbrochenes Thongeschirr macht es aber wahrscheinlich, daß die Kammer e die Küche vorstellte.

Die aus Luftziegeln aufgeführten Riegelwände waren meist nur mit Kalk beworfen, selten mit Wandgemälden geschmückt. Und entsprechend einfach war gewiß auch der wenige Hausrat: Speisesofas und Eßtischchen (vgl. Abb. 216), kofferartige Truhen an Stelle unserer Schränke und vor allem zahlreiche Thongefäße, von den größten, die, in den Boden eingelassen als Vorratskammern dienten, bis zu den zierlichsten Trinkschalen; endlich die Öllämpchen, die ebenso gefällig in der Form als kümmerlich in ihrer Leuchtkraft waren.

Erziehung. Die Jugend, die in diesen bescheidenen Häusern zur Welt kam, durfte sich bis zum siebenten Jahre ausschließlich kindlichen Spielen widmen. Diese Spiele sind in der Hauptsache dieselben wie die noch heute bei unseren Kleinen beliebten. Eines der ersten Spiele der Knaben war das Reiten auf Steckenpferden und Kutschieren mit kleinen Wagen, das Steigenlassen von Drachen und Antreiben des Kreisels und Reifen. Die Mädchen spielten wie bei uns vorzüglich mit Puppen aus Thon oder Wachs mit beweglichen Gliedern. Bei Kindern beiderlei Geschlechts war die Schaukel beliebt. Von geselligen Spielen werden genannt: das Fangen und Verstecken, Blindekuh, das Erraten von Gerade und Ungerade, wobei der Spieler eine Anzahl Astragale, das sind Knöchel aus der Ferse des Lammes, in die Hand nahm und den anderen die Zahl erraten ließ. Auch das aus der Jugend des Kyros bekannte Königsspiel war bei den griechischen Kindern beliebt.



219. Tragbarer Kochherd mit Kochtopf.

(Berliner Museum.)

0,54 m hoch, aus gebranntem Thon. Über dem Zugloch befinden sich zwei Handhaben zum Tragen.

Das Ostrakinda- oder Scherbenspiel bestand darin, daß man eine Scherbe auf der inneren Seite schwarz färbte und in die Höhe warf mit dem Ruf: „Tag oder Nacht!“ Die Spielgenossen waren in zwei Parteien geteilt, von denen die eine den Tag, die andere die Nacht erwählt hatte. Fiel die helle Seite der Scherbe oben hin, so mußte die Partei der Nacht die Flucht ergreifen; jeder, der eingeholt wurde, erhielt den Ehrennamen „Esel“ und hatte die Aufgabe, seinen Überwinder auf dem Rücken bis zu der Stelle zu schleppen, wo die Scherbe lag.

Die größte Mannigfaltigkeit und den anmutigsten Wechsel gewährten die Ballspiele. Sie wurden teils von einzelnen, teils von Paaren, teils von großen Gesellschaften geübt. Man hielt sie ganz besonders für geeignet, Gewandtheit, Anmut der Bewegung, richtiges Augenmaß und zugleich die Gesundheit zu fördern. Man verband damit erheiternde Gesänge und, wenn man genügende Fertigkeit erlangt hatte, die rhythmische Bewegung des Tanzes. In Athen wurde einem gewissen Aristonikos, der sich durch seltene Kunst und Anmut im Ballspiel auszeichnete, das Bürgerrecht erteilt und eine Ehrenstatue gesetzt, freilich zu einer Zeit, da wirklich große Männer zu den Seltenheiten gehörten.

Sehr verbreitet war leider auch das Spielen mit Tieren, nicht nur mit Hunden und Ziegenböcken, sondern mit allerhand Vögeln, mit Schildkröten und dergleichen. Daß es dabei ohne abscheuliche Tierquälerei nicht abging, läßt sich denken. Die Unbarmherzigkeit gegen die Tiere, die am modernen Südländer so unerfreulich auffällt, war im Altertum womöglich noch größer; die spielenden Kinder fanden nichts dabei, einem Vögelchen oder einer Kröte ein Bein auszuzerren.

Vom siebenten Lebensjahre an gehörte der Knabe nicht mehr dem Elternhaus, sondern schon der Öffentlichkeit an. Den größten Teil des Tages verbrachte er jetzt außer dem Hause, um sich in öffentlichen und privaten Lehranstalten zum staatsbürgerlichen Beruf vorzubereiten. Söhne aus gutem Haus waren dabei stets von einem sie beaufsichtigenden Sklaven begleitet, der sie keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Den ersten Unterricht empfing der Knabe in gymnastischen Übungen, besonders im Ringen. Die Turnplätze, wo diese Übungen vor sich gingen, nannte man daher Paläftren, d. i. Ringschulen. Gewöhnlich waren damit noch Einrichtungen zum Baden und Salben verbunden, und dann hieß die ganze Anlage ein Gymnasion, d. i. ein Gebäude, wo man sich nackt (gymnós)



220. Blindekuh-Spiel.
Nach einem Vasenbild.

aufhielt. Nach und nach eigneten sich hier die Jünglinge unter den Augen der Erwachsenen und im Wettbewerb mit ihnen alle jene Fertigkeiten an, mit denen sie dann später bei den großen Nationalspielen um die Palme rangen.

Obligatorisch war auch der Musikunterricht. Die meisten lernten die Lyra oder Flöte spielen; aber größeres Gewicht noch legte man auf den Gesang. Durch die Aneignung eines reichen Liederschatzes hoffte man, wie durch nichts anderes sittlich-religiös auf die Jugend einzuwirken.

Nicht obligatorisch war, in Sparta wenigstens, der grammatische Unterricht. Auch in Athen überließ der Staat diesen Teil der Erziehung dem Belieben des einzelnen Vaters. Aber bei der Bedeutung, die für die handeltreibende Bevölkerung Athens die Kenntnisse des Lesens und Schreibens naturgemäß besaßen, versäumte es kein Bürger, seinen Sohn zum Grammatistes in die Lehre zu geben. Fibel und Bibel für diesen Unterricht

bildeten Homer und Hesiod; die Knaben mußten große Stücke dieser Dichtungen memorieren, und von vielen wurde gerühmt, daß sie dieselben in ihrem ganzen Umfange auswendig wüßten.



221. Züchtigung. Nach einem Vasenbild.

Der zu strafende Knabe hat sich auskleiden müssen. Die gestrenge Mutter vollzieht die Strafe mit ihrer Sandale.

Mit der Ausbildung der Knaben hielt die der Mädchen auch nicht von ferne Schritt. Sie wurden ausschließlich im Haus zu häuslichen Arbeiten erzogen; nur in Sparta gab es auch für sie Turnschulen. Eine Frau aber, die lesen und schreiben konnte, gehörte in Hellas zu den allergrößten Seltenheiten.

Gymnasion. Bei der hervorragenden Stellung, die man in Hellas der körperlichen Erziehung der Jugend anwies, ist es nicht zu verwundern, daß man den Räumen, in denen sie gepflegt wurde, oft eine künstlerische Ausstattung verlieh. Die Gymnasien wurden mehr und mehr der Sammelpunkt der gebildeten Männerwelt, und dementsprechend mußten sie eingerichtet sein. Natürlich war diese Einrichtung nicht allenthalben dieselbe, sondern bedingt durch räumliche und andere Umstände. Der römische Schriftsteller Vitruv, der zur Zeit des Cäsar und Augustus lebte, giebt in seinem Werke über Baukunst eine Beschreibung der Räumlichkeiten, welche ein vollständiges Gymnasion umfassen sollte. Der erste Teil desselben, die eigentliche Palästra, bildete nach seiner Darstellung ein regelmäßiges Viereck, 384 m im Umfang, auf unserm Plan (Abb. 223) mit D bezeichnet. Vier Säulengänge, nämlich drei einfache (A, B, C) und ein doppelter (E), umgaben denselben. Geräumige Ausbauten mit Sitzen gaben den Philosophen und Lehrern Gelegenheit, hier Vorträge zu halten. Die Mitte des südlichen

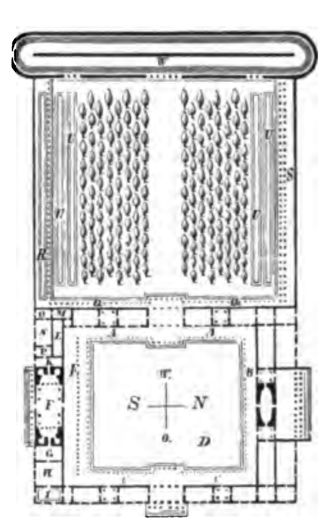


222. Stelzenlauf.

Nach einem pompejanischen Vasengemälde.

Portikus nahm das Ephebeion (F) ein, das vorzugsweise von Epheben (Jünglingen) zu Übungen benutzt wurde. Rechts neben diesem war das Korykeion (G) oder die Sackwurfhalle. In dieser wurde ein Korykos, d. h. ein mit Sand gefüllter schwebender Sack, hin und her gestoßen (vgl. Abb. 225). Gleich daran stieß das Konisterion (H), in welchem man den Körper mit Sand und Staub bestreute, und weiter im Winkel das Lutron oder kalte Bad (I). Links vom Ephebeion trat man in das Eläothesion (K), den Raum, wo sich die Ringkämpfer den Körper mit Öl geschmeidig machten, und weiter in das Frigidarium, den Abkühlungsraum (L), das Propnigeion, d. h. Vorbadezimmer (M), das Sudatorium oder Schwitzzimmer (N) mit dem sogenannten Lakonikon (O), wo man nicht durch Wasserdämpfe, sondern in trockener Hitze schwitzte, und endlich in das warme Bad, Caldarium (P).

An die erste Abteilung des Gymnasiums grenzte die zweite, gleichfalls ein Viereck mit drei Säulengängen, von denen zwei wiederum einfach (Q und R), der dritte (S) ein doppelter war. Die einfachen Gänge, Xysten genannt, hatten 3 m breite erhöhte Seitenwege auf beiden Seiten und in der Mitte eine $^2/_3$ m vertiefte Lauf- und Übungsbahn, wo die Athleten zur Winterszeit unter Dach und Fach sich tummeln konnten, ohne den Zuschauern durch ihre mit Öl eingeriebenen nackten Leiber lästig zu fallen. Der offene Raum inmitten der drei Portiken war mit Platanen bepflanzt. Er diente teils zum Lustwandeln, teils auch, bei gutem Wetter, zu Übungen. Den Abschluß nach Westen bildete endlich das große Stadion (W), so angelegt, daß eine große Menschenmenge bequem dem Wettkampf der Athleten zuschauen konnte.



223. Das griechische Gymnasion nach Vitruv.

Da die Gymnastik mit der griechischen Bildung so eng verbunden war, daß sie an und für sich selbst von einem Teil des Volkes als Lebenszweck betrieben wurde, so gab es in allen Städten Gymnasien. Vor den Thoren Athens bestanden deren seit alters drei: das eine, unweit vom Ilisos gelegen, lehnte sich an einen Tempel des Apollo Lykeios an und hieß daher Lykeion (Lyceum); ein zweites, nördlich davon an den Abhängen des Lykabettos erbaut, führte den rätselhaften Namen Kynosarges; im Nordwesten der Stadt endlich, in der baumreichen Niederung des Kephisos, befand sich das Gymnasion der Akademie, das durch Plato berühmt werden sollte. Später erbaute Ptolemäos Philadelphos mitten in der Stadt, nördlich von der Burg, ein viertes Gymnasion, das durch den römischen Kaiser Hadrian erneuert und vergrößert wurde. In allen diesen Anstalten gab es außer den Einrichtungen für die körperlichen Übungen auch Bäder verschiedener Art, sowie Räumlichkeiten für lehrreiche Unterhaltung.

Die Neigung und Vorliebe für die Gymnastik macht einen Hauptzug des griechischen Nationalcharakters aus. Sie findet sich in den ältesten Zeiten und dauert bis zu dem Erlöschen der hellenischen Nationalität; sie gingen dabei von der Überzeugung aus, daß nur durch gleichmäßige Bildung des Körpers und des Geistes der Mensch die hohe Stellung einnehmen könne, die ihm die Natur angewiesen habe.

Die Gymnastik, wie sie die Griechen übten, verfolgte einen dreifachen Zweck; sie sollte körperliche Kraft und Gewandtheit entwickeln, die Gesundheit bis ins Alter erhalten und nicht zum wenigsten das Gefühl für Schönheit fördern. Deshalb durfte auch bei den angestrengtesten Übungen keine Bewegung unschön sein. Man verfuhr durchaus methodisch; man beobachtete aufs genauste, durch welche Übungen die einzelnen Glieder zu Kraft und Fülle entwickelt und wie sie auch in späteren Jahren möglichst



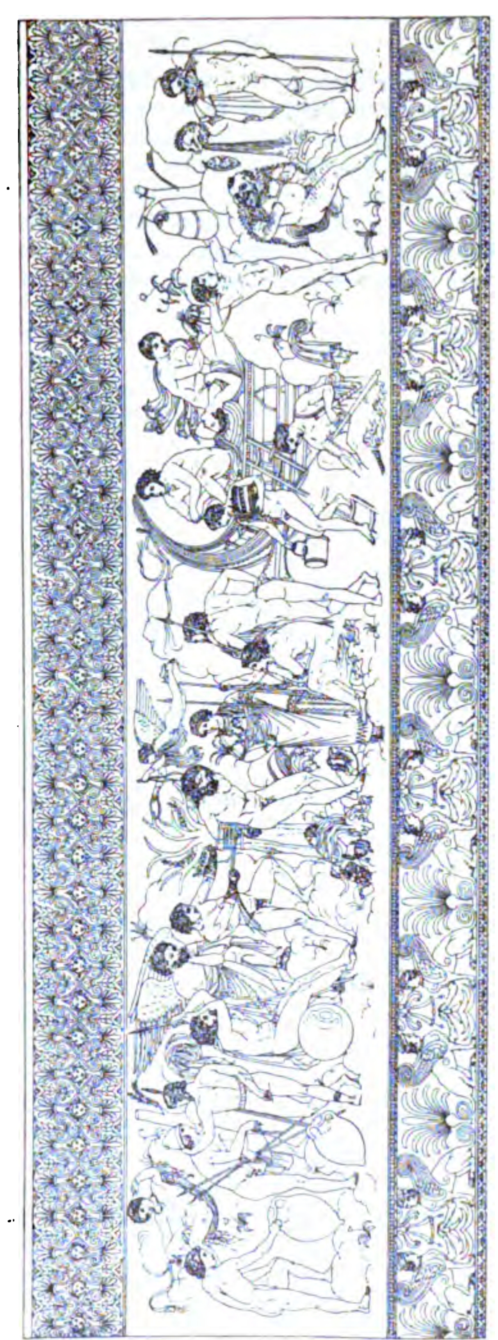
224. Waffentanz griechischer Jünglinge.

gesund erhalten werden könnten. So wurde nachgewiesen, daß durch die Anstrengungen des Laufes die Schenkel und die unteren Gelenke gestärkt, die Breite der Brust aber beeinträchtigt werde, daß daher mit dem Wettlauf das Ringen, der Diskoswurf und das Stoßen des Korykos (Sandsackes) zu verbinden sei. Die letztere Übung hielt man für ein besonders heilsames Mittel gegen das Fettwerden, das vielleicht auch jetzt noch zu empfehlen wäre.

Jede menschliche Einrichtung pflegt ihre Schattenseite zu haben, und eine solche trat auch bei der Gymnastik der Griechen schon in früher Zeit hervor; denn sobald man die Übungen nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern als Lebensaufgabe betrachtete, fing man an, die Preise in den Festspielen höher anzuschlagen als den Ruhm redlich erfüllter Bürgerpflicht. Da bildeten sich nun gewaltige Athleten, die Tag für Tag in Palästren und Gymnasien umherzogen. Sie trugen wohl manchen Kranz in den Stadien

davon, aber sie bewährten sich weder im Frieden als nützliche Bürger, noch zeigten sie besondere Wehrhaftigkeit im Kriege. Sie waren Klopffechter von Handwerk, die sich im Pankration die Glieder verrenkten, im Faustkampf Ohren und Zähne zerschlugen, die gewaltige Stücke halbrohen Fleisches verschlangen, um ihre Leibeskraft zu erhöhen, die aber nicht mehr Achtung verdienen, als die Akrobaten und Taschenspieler unserer Zeit.

Außer den zunftmäßigen Athleten trieben sich noch viele müßige Leute in den Gymnasien umher, nicht um die Reden der Lehrer und Philosophen zu hören, sondern um sich mit Klatsch zu unterhalten und die Zeit tot zu schlagen. So wurden gelegentlich diese Pflanzstätten der Volkskraft und edler Sitten zu Tummelplätzen des Müßiggangs, um von noch Schlimmerem, was sich hier nicht selten einnistete, ganz zu schweigen.



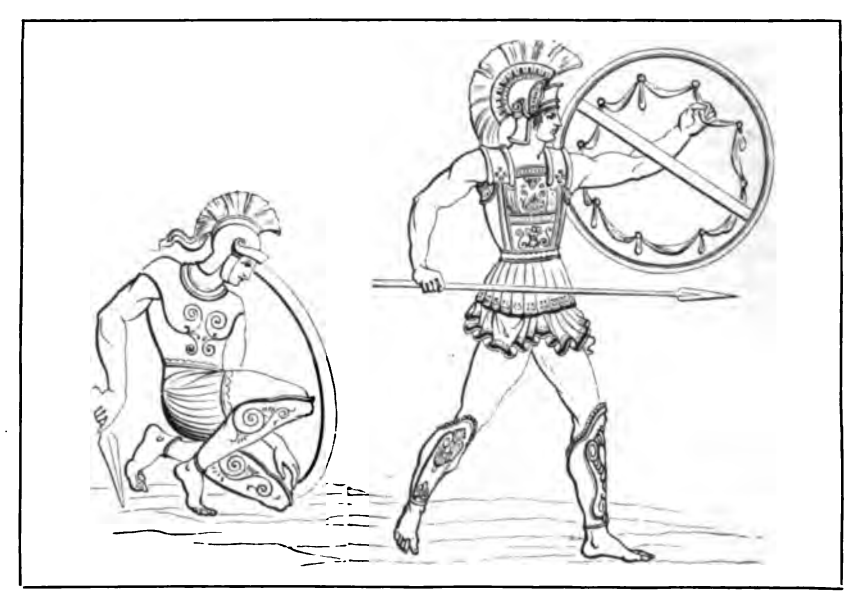
225. Hauptbild der sogenannten ficoronischen Cista (vgl. Abb. 56). Nach Braun.

Amykos, der König der Bebryker in Bithynien, der die Argonauten am Wasserholen hatte hindern wollen, aber von Pollux im Faustkampf bezwungen worden war, wird soeben an einen Baum geschnürt. Athene steht rechts davon; ihre Nike fliegt mit Kranz und Binde auf den Sieger zu. Links von der Hauptscene lehnt am Felsen der geflügelte Genius des Ortes, Sosthenes. Die Argonauten, die sonst die Scene füllen, lassen sich im einzelnen nicht deuten. Am rechten Rand des Bildes entströmt einem Löwenmaul die Quelle, die zu dem Faustkampf den Anlaß geboten hatte. An dem Baumstamm neben der Quelle hängt ein Korykos oder Sandsack, an dem soeben ein Ephebe sich übt, während ein feister Silen auf seinem Wanst als Korykos mit den Fäusten trommelt.

Heerwesen.

Bewaffnung. Die Kleidung und Bewaffnung im Kriege war der Hauptsache nach noch immer dieselbe wie in der homerischen Zeit, nämlich Speer und Schwert, Helm, Panzer, Beinschienen und Schild; doch wurden die Schutzwaffen jetzt geschmeidiger, zur vollständigen Deckung geeigneter angefertigt, da man in der Bearbeitung der Metalle Fortschritte gemacht hatte.

Der ziemlich allgemein gebrauchte dorische Speer hatte eine Länge von drittehalb Meter; er verjüngte sich von dem unteren, mit einer kurzen Metallspitze versehenen Ende nach dem oberen zu, wo die blattförmige, zweischneidige



226. Griechische Hopliten.

Spitze mittels einer Tülle befestigt war. Der Krieger führte ihn mit der rechten Hand als Stoßwaffe, nicht mehr zum Wurf; er war in seiner Handhabung vorzüglich geübt.

Das Schwert war zweischneidig, mehr zum Stechen als zum Hauen geeignet, die Klinge war von Erz, durch kaltes Schlagen gehärtet, nur 40 cm lang, aber stark, so daß die Waffe mit dem bügellosen Kreuzgriff wohl 1 kg wog. Es steckte bis zum gebogenen Ende des Griffes in lederner Scheide und ward meist links an einem über die Achsel laufenden Wehrgehäng getragen.

Der Helm wurde mit besonderer Sorgfalt gearbeitet und verziert. Er bestand aus der eigentlichen Haube, die bis auf die Schläfe herunterging, dem Stirnschirm, der sich meistens in ein schützendes Nasenstück verlängerte, den durch Scharniere beweglichen Backenstücken und dem Nackenschirm. Bei dem peloponnesischen Helm hingen die Backenstücke mit dem Stirnschirm zusammen,

so daß ein vollständiges Visier entstand. Der böotische Helm verband die Backenstücke nur mit dem Nackenschirm und hinderte weniger den Blick. Auch der attische Helm hatte diesen Vorzug; an ihm waren die Backenstücke beweglich; besonders ausgezeichnet war er durch den Helmbügel, der sich als fest anliegender Kamm über die Mitte des Helms von vorn nach hinten zog und einen Roßhaarbusch trug. Dieser letztere Schmuck fehlte nicht leicht auf dem eigentlichen Helm; der Bügel aber, in welchem er befestigt war, hatte verschiedene Formen, namentlich oft die einer nach vorn gekrümmten Röhre.

Über dem kurzen Chiton trug der Hoplite den Panzer von Erz, bestehend aus einem Brust- und Rückenstück, die oben durch deckende Achselstücke, unten durch den ehernen Gürtel zusammengehalten wurden. Der Panzer reichte nicht ganz bis zur Hüfte. Die unteren Körperteile schützte eine doppelte Reihe elastischer Metallstreifen und ein Rock von Leder, der bis zu den Knieen reichte. Im alten Sparta und auch sonst oft wurden alle diese Waffenstücke durch einen mit Erz beschlagenen Lederkoller ersetzt. Die von biegsamem Erz oder Zinn verfertigten Beinschienen beschützten die Beine von den Knöcheln bis oberhalb der Kniee. Leichtere Handstulpen deckten manchmal die Arme und waren besonders bei der Reiterei üblich, die den Schild nur schlecht gebrauchen konnte.



227. Hoplite in voller Bewaffnung.

a Helmkappe, b Stirnschirm, c Nacken-, d Backenschirm, e Helmbügel, f Helmschmuck, g Rückenschale, h Schulterstück, i Verbindungsrippen, k ledernes Untergewand, l Panzerflügel, m Gurt, n Beinschienen, o Schild mit Schilddecke, p Schwert.

Die wichtigste Schutzwaffe des Hopliten war und blieb der Schild, und zwar der große, oval geformte Schild, der den Mann vom Munde bis unterhalb der Kniee deckte. Er war nach außen gewölbt und bestand aus mehreren Lagen von Leder und Metall. Sein Gewicht war so groß, daß jeder Hoplite einen besonderen Schildträger bei sich hatte, der bis zum Beginn der Schlacht die Last ihm abnahm. In der Mitte der Wölbung brachte man in der Zeit, von der wir hier sprechen, besondere Abzeichen von glänzendem Erz an; die Lakedämonier führten ein griechisches L oder Lambda (Λ), die Thebaner eine Sphinx, die Athener eine Eule u. s. f. Der kleine runde Schild ohne Metallbeschlag war in dieser Periode schon hier und da eingeführt, wurde aber erst in späterer Zeit bei dem leichtbewaffneten Fußvolk allgemein üblich. Zum Schutz für die Beine hing bisweilen ein Lederschurz daran. Namentlich führten die sogenannten Peltasten solche Schilde; im übrigen trugen letztere statt des Helmes starke Fellkappen und manchmal nur ein Bruststück statt des Panzers. Man versah sie mit Wurfspießen und einer kurzen, starken Lanze

und übte sie zum Nah- und Fernkampf. Das ganze Gewicht der Hoplitenrüstung mochte 36 kg nicht übersteigen. Bedenkt man nun, daß auf dem Marsche der Schild und andre Waffenstücke von Sklaven ihren Herren nachgetragen wurden, so ist es begreiflich, wie die Krieger gelegentlich sehr weite Märsche ausführen konnten.

Die vorzüglichsten Waffen zum Kampf in der Ferne waren Bogen und Pfeile. In der Heroenzeit machte man den Bogen aus zwei möglichst großen Büffelhörnern, welche mit ihren dicken Enden zu einem Stücke verbunden wurden. Jetzt zog man elastisches Holz vor, behielt aber die in der Mitte eingebogene Form bei. Zu Pfeilen verwendete man Rohrstücke, die man mit Metallspitzen versah. Ferner bediente man sich noch der Schleuder und des Wurfspießes. Mit ersterer konnte man runde Kiesel, noch besser Bleikugeln, über 100 Schritt weit werfen; der letztere reichte nur auf 30 bis 40 Schritt, war aber in seiner Wirkung sicherer. Berühmt waren die thessalischen und rhodischen Schleuderer und die Bogenschützen von Kreta, welche jedoch den persischen noch nachstanden.


228. Thessalischer Reiter. Darstellung auf einer Münze.

Leichte Reiterei hatte man besonders in Thessalien, wo sie mit großem Erfolg verwendet wurde. Daß die Böoter gleichfalls Reiter ins Feld stellten, daß endlich auch die Athener diese Waffengattung kannten, haben wir bereits erzählt. Die böotischen und attischen Reiter waren, mit Ausnahme des Schildes, ziemlich so gewappnet wie die Hopliten. Auch ihre Pferde waren durch Platten und Schienen möglichst geschützt.

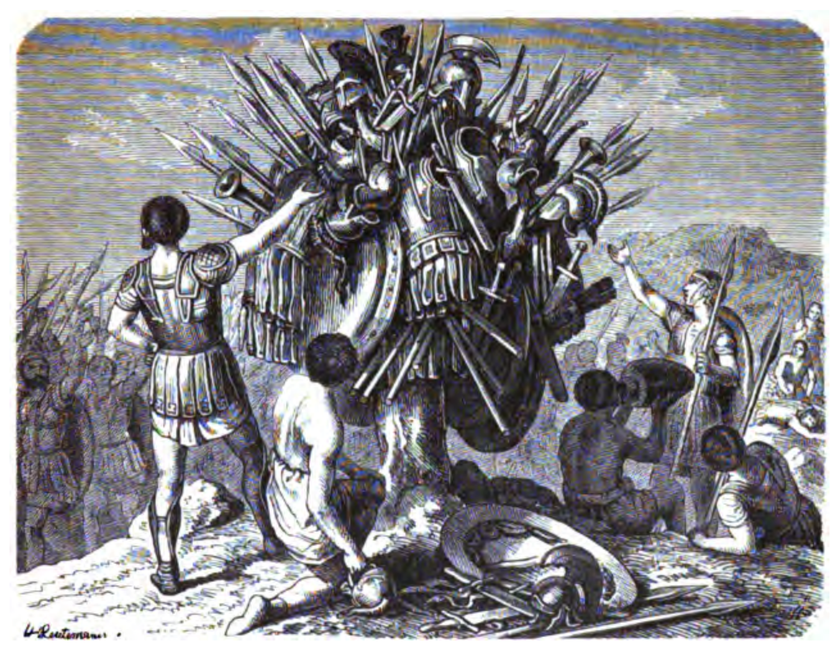
Kriegführung. Übrigens trugen die leichtgerüsteten Krieger und selbst die Reiterei wenig zur Entscheidung in den Schlachten bei. Der hellenische Reiter war nicht genügend geübt; ohne Decke und Steigbügel saß er auf dem bloßen Pferd, mit dem er nie zu einer sicheren Einheit zusammenwuchs: das Roß war ihm nur ein schnelles Transportmittel, nicht eine Waffe. Die Reiterei stürmte nicht in Masse heran, um durch die Wucht des Anpralls den Feind niederzuwerfen, sondern die Reihen lösten sich beim Angriff, und der Kampf war ein bloßes Einzelgefecht.

Das ganze Gewicht und der Ausgang der Schlacht ruhten auf den Kolonnen der Hopliten. Diese bestanden aus den eigentlichen Bürgern. Es waren Männer und Jünglinge, die durch fortgesetzte gymnastische Übung körperliche Gewandtheit und Ausdauer in seltenem Maße erlangt hatten. Sie wurden in allen kriegerischen Bewegungen tüchtig eingeschult; sie fällten und schulterten den Speer, wie man es jetzt mit der Feuerwaffe thut, aufs Kommando, machten nach rechts und links halbe und ganze Schwenkungen.

Am tüchtigsten in der Ausführung taktischer Bewegungen waren natürlich die Spartaner, deren körperliche Erziehung und Ausbildung schon von frühester Jugend an gewissermaßen eine Vorbereitung zum Kriege war. Der Chiton, den sie im Kriege trugen, war bei allen von gleicher Farbe, nämlich purpurrot. Sie marschierten gleichen Schrittes nach dem Takte der Musik und dem Kriegsgesang (Päan) und lösten ihre Reihen nicht. Daher wurden sie auch schon durch die leichteste Verschanzung aufgehalten und verfolgten fast niemals den geschlagenen Feind. Überhaupt kommt eine energische Benutzung

des Sieges in den Kämpfen der Hellenen nicht leicht vor, da man die Reiterei und die Leichtbewaffneten nicht mit den Hopliten zu gemeinschaftlicher Wirkung verband, sondern sie auf beiden Flügeln zu abgesonderten Scharmützeln verwendete. Man begnügte sich, ein Siegeszeichen (Tropäon) aufzurichten, rückte dann langsam vor oder ging auch wohl, zufrieden mit dem Ruhm des Sieges, nach Hause.

Rückte ein griechischer Heerhaufen ins Feld und stand er kampfbereit dem Feinde gegenüber, so nahmen die Hopliten die Mitte ein, an sie reihten sich auf beiden Seiten die Leichtbewaffneten und an diese die Reiterei. Bei ver-



229. Griechische Siegestrophäe.

bündeten Armeen war, wie bereits gelegentlich der Beschreibung gelieferter Schlachten erwähnt wurde, der Ehrenplatz auf dem rechten Flügel. Er gehörte meist unbestritten den Spartanern. Strategische Wendungen, Seitenangriffe, Umgehungen kamen kaum vor; die Entscheidung beruhte auf dem Frontalangriff der Hopliten, und darin waren die Spartaner allen anderen Völkern überlegen.

Bei den Athenern gehörten wegen der gleichen Berechtigung aller Bürger auch Leichtbewaffnete und Reiterscharen zum eigentlichen Bürgerheer; ja zum Dienst zu Pferde drängten sich gerade die reichsten Jünglinge.

Die Soldzahlung, die seit Perikles üblich wurde und für den Hopliten täglich 3 Obolen (= 40 Pf.), für den Reiter das Dreifache ausmachte, war schon der erste Schritt zum Söldnerheer, das mehr und mehr die Bürgermilizen verdrängte.

Bildende Kunst.

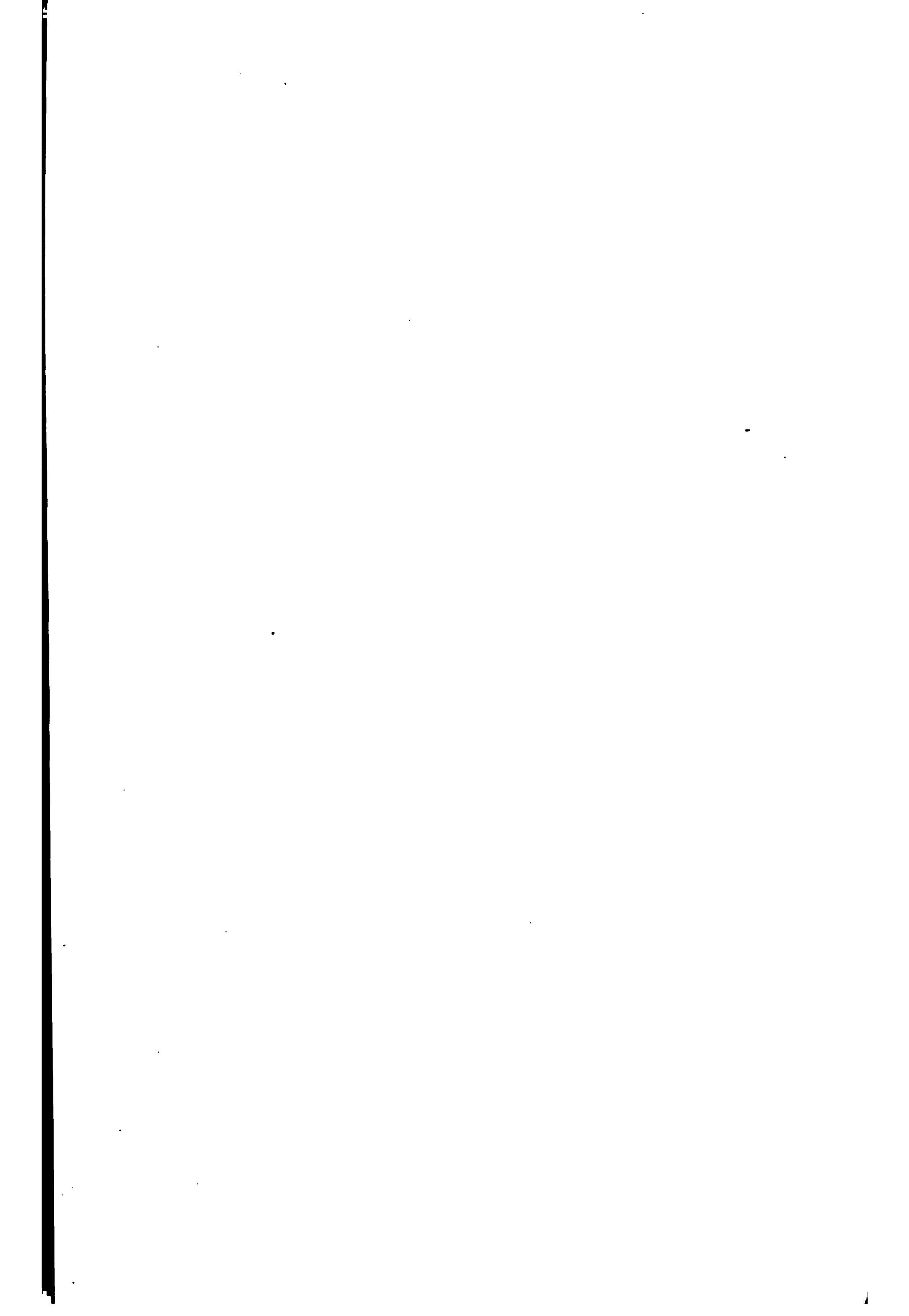
Die Baukunst.

In Athen. Wer die griechische Kunst dieses Zeitraums sucht, der thut am besten, seine Schritte vor allem nach Athen zu lenken. Dort ist der Brennpunkt alles Lebens im fünften Jahrhundert, dort hat auch die Kunst in dieser Zeit ihr Höchstes geleistet. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie viel und wie Herrliches hier unter Perikles' genialer Leitung gebaut und gebildet worden ist, empfiehlt sich ein Rundgang durch die Ruinenwelt dieser Stadt, wobei wir der Vollständigkeit wegen auch einige Bauten erwähnen wollen, die erst in nachperikleischer Zeit entstanden sind.

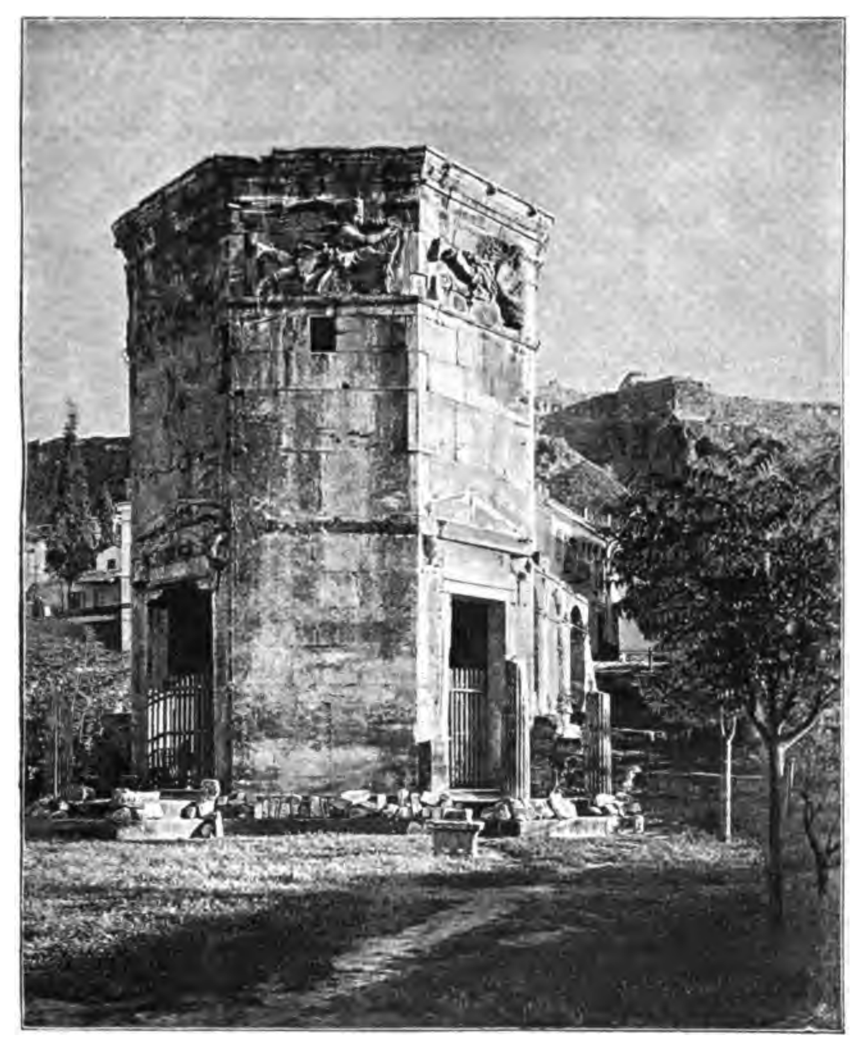
Wir beginnen unsere Übersicht auf der alten Agora im Nordwesten der Stadt (vgl. Abb. 204). Die meisten Regierungsgebäude standen einst hier: die Basilika oder das Amtslokal des Archon Basileus, wo der Areopag gewöhnlich tagte; das Buleuterion oder Haus der Fünfhundert; das Staatsarchiv, Metroon genannt; die kreisrunde Tholos, wo am heiligen Staatsherd der jeweils amtierende Fünfziger-Ausschuß des Rates, die Prytanen, opferte und speiste. Auch die Heliäa, der Platz für das Volksgericht, lag in der Nähe des Marktes. Besonderer Berühmtheit erfreute sich eine lange Halle, die am Westrand der Agora unter Kimons Staatsleitung erbaut worden war: Polygnot und andere große Maler hatten an ihre Wände Ruhmesthaten der Athener gemalt, wovon sie die Stoa Poikile, d. i. die bunte, hieß. Das berühmteste Gemälde zeigte im Vordergrunde den Miltiades, wie er bei Marathon die Seinen zum Kampf begeistert. Auch erbeutete Schilde und andere Trophäen hingen in der Halle, die zu Marktzwecken diente, wo aber auch Philosophen ihren Unterricht erteilten.

Westlich von dieser Halle, die gleich allen anderen Bauten der Agora, die wir erwähnten, jetzt spurlos verschwunden ist, erhebt sich ein mäßiger Hügel und auf seinem Rücken das sogenannte Theseion (vgl. o. Abb. 156). Vermöge seiner guten Erhaltung vermag es am ehesten noch einen Begriff von der prächtigen Wirkung eines griechischen Tempels zu geben. In den Metopenfeldern des Frieses sind neben Abenteuern des Herakles solche des Theseus dargestellt, und eben deshalb will das Volk in dem Tempel jenes Heiligtum erkennen, wo Kimon die auf Skyros gefundenen Gebeine des Theseus beisetzte (vgl. S. 331). Die Wahrheit ist, daß man den Inhaber des Tempels nicht kennt.

Eine Hauptverkehrsader zog sich von der Agora ostwärts nach der Gegend, wo sich das früher (S. 359) erwähnte Gymnasion des Ptolemäos oder Hadrian befand. Zwischen diesem Gymnasion und dem Nordabhang der Akropolis erhebt sich der sogenannte Turm der Winde, den wir, obgleich er nicht aus der Zeit des Perikles stammt, doch nicht unerwähnt lassen dürfen. Der kleine, samt Bedachung wohl erhaltene Bau entspricht einigermaßen den Wetterstandssäulen und Normaluhren, die wir in unseren Städten an Verkehrscentren aufzustellen pflegen. Ein gewisser Andronikos aus Kyrrhos in Syrien hat ihn im ersten Jahrhundert v. Chr. erbaut. Entsprechend der Zahl der Hauptwinde ist er achteckig und zeigt an seinen acht Seitenwänden die allegorischen Relief-





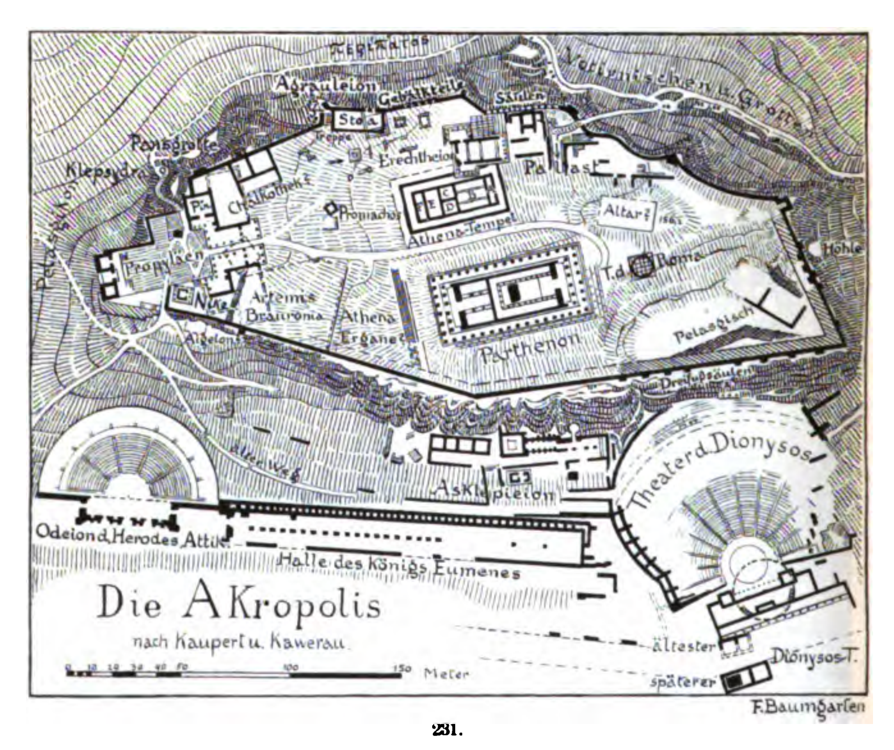


280. Der sogenannte Turm der Winde zu Athen.

bilder dieser Winde mit Namensbeischrift. Ein beweglicher, eherner Triton auf der Spitze des Daches diente als Windfahne. Außerdem bemerkte man an den Außenwänden verschiedene Sonnenuhren, und wenn man durch eine der beiden Thüren, die unter korinthischen Vorhallen sich öffnen, ins Innere tritt, sieht man am Boden die Spuren einer sehr komplizierten Wasseruhr, die das nötige Wasser in einer besonderen Leitung zugeführt erhielt.

Beiläufig südlich vom Turm der Winde, schon etwas höher hinauf am Nordabhang der Burg haben wir das Prytaneion zu suchen, das einzige

Regierungsgebäude, das nicht unmittelbar am Markte lag, und doch das ehrwürdigste von allen. Denn schon Theseus hatte es angeblich als Mittelpunkt des im Synoikismos geeinten Volkes gegründet. In dem Hof des Gebäudes stand der älteste Staatsherd, dem auswandernde Kolonisten ihr heimisches Herdfeuer entnahmen, bei dem, als dem Mittelpunkt des solonischen Athen, die auf Holzcylinder geschriebenen Originalgesetze Solons aufbewahrt wurden. In geräumiger Halle mit Statuenschmuck wurden hier die fremden Gesandten, die Sieger in den Nationalspielen, die Nachkommen der Tyrannenmörder und andere Ehrengäste der Stadt auf Staatskosten gespeist.



231.

Wir wenden uns jetzt der Akropolis zu. Sie ist 160 Meter hoch und von Osten nach Westen 300 Meter lang bei etwa halb so großer Breite. Nur im Westen ist das Felsplateau bequem zugänglich, hier bedurfte man daher zu allen Zeiten eines festen Thores. Flankiert wurde dasselbe von einem 8 Meter hohen, turmartigen Vorwerk, dem sogenannten Nike-Pyrgos. Seit alters stand hier, wo Athene so oft siegreich den feindlichen Ansturm gebrochen, ein Heiligtum der Athena Nike; in klassischer Zeit nach siegreicher Abwehr der Perser errichteten die Athener an eben dieser Stelle ihrer Siegesgöttin den zierlichen jonischen Tempel, der, nachdem die Türken ihn vorübergehend in eine Batterie verbaut hatten, heute wieder keck, nur des Daches verlustig, auf der Burgwarte thront (vgl. Abb. 233). Der sehr schadhafte



232. Die Akropolis zu Athen. Restaurierte Ansicht von Nordwesten. Nach Thiersch.

Fries des Tempels scheint Scenen aus der Platää=Schlacht dargestellt zu haben. Rings um den oberen Rand des Pyrgos lief eine Balustrade von Marmorplatten, an denen in herrlichem Relief Siegesgöttinnen zu schauen waren, die Kühe zum Opfer schleppten und Trophäen errichteten. Herrlich ist die Aussicht vom Pyrgos hinaus auf das blaue Meer, den Kuppelberg von Akrokorinth, das vielgipflige Salamis und Ägina, endlich im fernen Süden auf die Heimatinsel des kleinen Hydrioten.

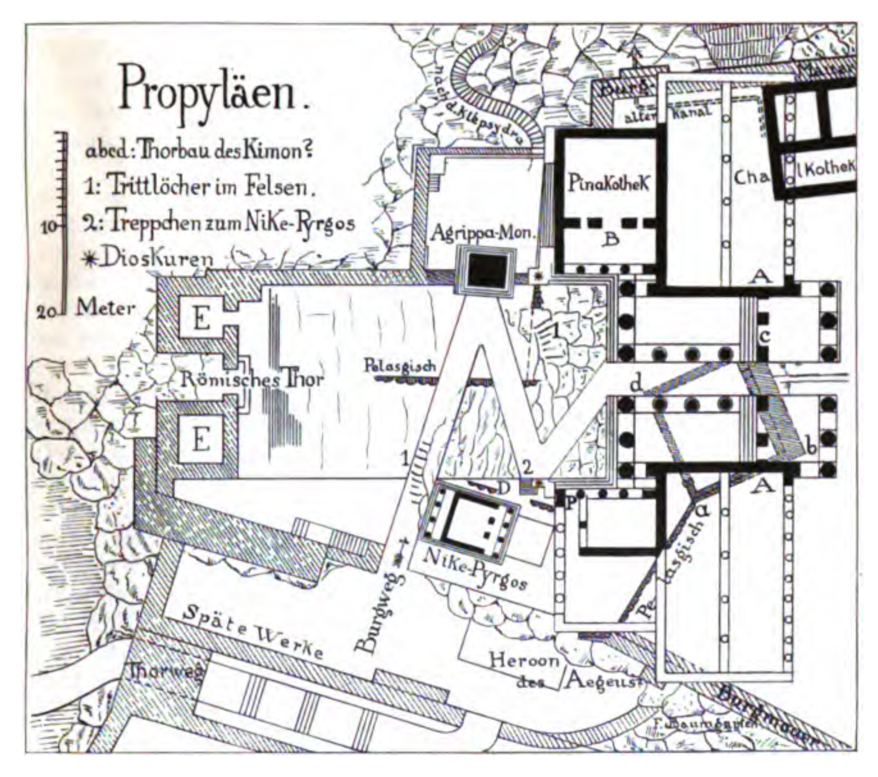
An Stelle eines von Kimon erbauten Burgthores traten in perikleischer Zeit die berühmten Propyläen, die ganze Breite des Westabhanges ein=



233. Heutige Ansicht der Propyläen.
Das höchste Gebäude rechts auf dem turmartigen Mauerklotz ist der Tempel der Nike (Siegesgöttin).

nehmend. Noch heute macht der Bau, obgleich seine Bedachung gänzlich zer=stört ist, auf jeden Besucher der Burg einen großartigen Eindruck: wie zum Willkommen strecken sich ihm, wenn er um die Nike=Bastion biegt, die leuchtenden Hallen von oben entgegen und wecken in ihm die Ahnung, daß noch Großartigeres sich hinter ihnen offenbaren wird. Dreigliedrig ist die An=lage: an den Mittelbau mit dem eigentlichen Thorweg lehnt sich einerseits ein Südflügel, andererseits im Norden die sogenannte Pinakothek oder Bilder=sammlung an, wo allerhand der Athene geweihte Gemälde aufgehängt waren. Der eigentlichen Thorwand sind beiderseits dorische Vorhallen (Propylaia) vorgelagert. Fünf Thore von verschiedener Größe sind durch die Wand ge=brochen; das mittelste und größte läßt den Weg für Fuhrwerk, Reiter und

Opfertiere durch. Diesen Fahrweg selbst flankieren innerhalb des Mittelbaues jonische Säulen mit einst reich bemalten Kapitellen. Das Auge des Eintretenden fiel auf eine Kassettendecke, mit goldenen Sternen auf blauem Grund. Wie die beiden Vorhallen, so waren auch die sie krönenden Giebel einstens auf verschiedenem Niveau; ein schwieriges Problem, das aber der Architekt — er hieß Mnesikles — glänzend gelöst haben muß, da sein Giebelbau mustergültig wurde.



234. Grundriß der Propyläen.

Die gewundene Treppe westlich von der Pinakothek (B) führte zur Burgquelle Klepsydra. Das Agrippa-Postament vor der Südwestecke der Pinakothek trug in römischer Zeit auf eherner Quadriga den Vipsanius Agrippa, den Schwiegersohn des Kaisers Augustus. Auf den Podesten bei * * standen Erzbilder der Dioskuren. Die als „pelasgisch" bezeichneten Mauerzüge gehören zu der ältesten, angeblich von den Pelasgern gebauten Befestigung. Der Thorbau a b c d wird auf Kimon zurückgeführt. Der ihn verdrängende Prachtbau des Mnesikles war ursprünglich noch umfangreicher geplant, als er dann zur Ausführung kam; vgl. die (weiß gelassenen) Hallen nördlich und südlich vom Mittelbau des Mnesikles. Die „späten Werke" samt dem „Thorweg" sind neuerdings abgetragen worden.

Begonnen wurde der Bau im Jahre 437, als Athens Finanzen in höchster Blüte standen; fünf Jahre später kam er zu vorläufigem Abschluß. Unsummen hat er verschlungen, man sprach von 2000 Talenten oder 9 Millionen Mark! Nicht das Material — denn das lieferten die Marmorbrüche des Staates umsonst — auch nicht statuarischer Schmuck, der gänzlich fehlt, verursachten diese enormen Kosten, sondern das Maß der teilweise 6 Meter langen Steinbalken und die unendlich feine, mit dem Auge kaum

erkennbare Fugung der Quadern. Kein Wunder, daß der Athener stolz war auf seine Propyläen und sie nie zu nennen vergaß, wo er die Wahrzeichen athenischer Größe aufzählte.

Die Propyläen liegen hinter uns; wir treten in der Burg geheiligten Frieden. Der Felsgrund, den wir treten, zeugt auf Schritt und Tritt von frommer Hände Thätigkeit. Bald ist er geglättet, um Statuen oder kleine Heiligtümer zu tragen, bald zeigt er Einsatzlöcher zur Aufnahme von Bildstöcken und Inschriftblöcken, bald lesen wir auf ihm eine Widmungsschrift, die unvergänglich seiner Fläche eingemeißelt ist. In der That, ein einziges großes Weihgeschenk ist dieser weite Raum, noch heute ein beredtes Zeugnis für den gottesfürchtigen Sinn der Athener, den selbst der Apostel Paulus anerkennen mußte. Etwa 50 Schritte vom Thor bezeichnen mächtige Fundamentquadern den Standort der kolossalen **Athena Promachos**. Der athenische Ehrenpreis aus der Perser-Beute lieferte die Mittel zu dem 9 Meter hohen Erzbild, dessen Meister nach antiker Überlieferung kein geringerer als Phidias gewesen sein soll. In voller Rüstung prangte die Schirmherrin von Burg und Stadt; den mit Kampfscenen gezierten Schild hatte sie bereits ergriffen, um ihres Amtes als Promachos, d. i. Vorkämpferin, zu walten. An der Schulter lehnte die ragende Lanze, deren vergoldete Spitze dem Athener, wenn er vom Kap Sunion her der Heimat zusegelte, als erstes Anzeichen der Nähe Athens entgegenleuchtete. Der Göttin Antlitz war nach Westen gerichtet; so traf ihr gewaltiger Blick jeden Besucher der Burg und glitt zugleich hinunter auf Stadt und Land. Insbesondere dem Volk, das auf dem Markt sich bewegte, war die Göttin in ganzer Größe sichtbar und in ihrer majestätisch ruhigen und doch streitbaren Erscheinung die Verkörperung allmächtigen Gottesschutzes.

Æ



235. Athena Promachos auf einer athenischen Münze.

Wir folgen dem Hauptwege weiter und werden so an der Nordseite des **Parthenon** entlang vor dessen Ostfront und Haupteingang geführt. Auf der höchsten Stelle der Burg und ungefähr in ihrem Mittelpunkt, ganz aus pentelischem Marmor erbaut, war er stets der beherrschende Bau der Akropolis-Höhe. Den Architekten **Iktinos** und **Kallikrates**, dem Bildner **Phidias** und seinem Freunde Perikles, der die großen für den Bau nötigen Geldmittel flüssig machte, wird das Werk verdankt; es war die prächtigere Erneuerung eines von den Persern zerstörten Gebäudes, dessen Fundamente, auf unserer Karte (Abb. 231) mit „Athena-Tempel" bezeichnet, weiter nördlich zum Vorschein gekommen sind.

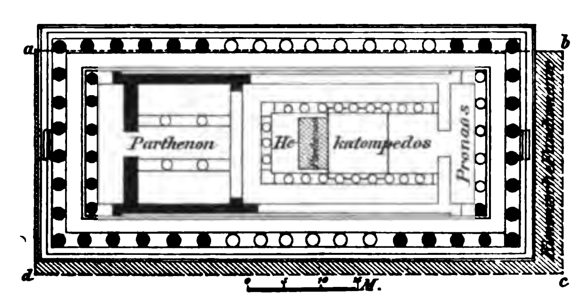
Der Tempel erhebt sich auf dreistufigem Unterbau: 46 dorische, etwa 10 m hohe Säulen reihen sich rings um die Cellawände; ja an den Schmalseiten wird die Säulenstellung gar eine doppelte. Zwanzig tieffurchige Kanneluren beleben die wuchtigen Säulenschäfte; eine leichte Anschwellung nach der Mitte zu und etwas nach innen geneigte Stellung erwecken den Eindruck organischen Lebens und freiwilligen Tragens. Über den großartig einfachen dorischen Kapitellen folgt der Hauptbalken (Architrav); metallene Kränze oder Binden zierten ihn; an der Westfront hingen acht, an der Ostfront vierzehn große Schilde, die vermutlich Alexander der Große aus der



236. Der Parthenon. Westfront.

Granikus-Beute (s. unten) gestiftet. Der Triglyphenfries darüber zeigt über jeder Säule und jedem Intercolumnium einen früher kräftig bemalten Dreischlitz (Triglyphe); dazwischen in den Metopen Reliefs. Ein mächtiges, einst farbiges Gesimse leitet zum Dach über, dessen Schrägen über den Schmalseiten Giebeldreiecke entstehen lassen. Mit einem kunstvollen System von Marmorziegeln war das Dach eingedeckt; an den Dachrändern der Langseiten trug es Ziegel in Palmettenform, desgleichen auf der Giebelspitze jederseits einen großen Stirnziegel; an den unteren Giebelecken waren goldene Ölkrüge aufgestellt. Um die Außenwand der Tempelcella selbst zog sich nahe der Decke der berühmte Fries des Phidias (s. unten); eine reiche Kassettentäfelung lag über dem Säulenumgang.

Das Innere des Tempels teilte eine Quermauer in zwei ungleiche Räume; der östliche, größere war das eigentliche Heiligtum. Hier stand auf oblongem Podium das berühmte Goldelfenbeinbild der Pallas (vgl. Abb. 106); auf den Seiten und im Rücken des Götterbildes erhob sich eine zweigeschossige dorische Kolonnade. Die Decke hatte wahrscheinlich keine Lichtöffnung, sondern alles nötige Licht drang durch die große Thür im Osten ein. Der westliche Cellaraum hieß im engeren Sinne der Parthenon; vier jonische Säulen stützten seine Decke. Er war eine Art Garderobe und Rüstkammer der Göttin; außer kostbarem Gerät für die Feste wurde hier auch der große Bundesschatz verwahrt, gelegentlich gegen 45 Millionen in gemünztem Gelde.



237. Grundriß des Parthenon.

Wenden wir uns nun dem plastischen Schmuck des Parthenon zu. Da gab es zunächst Rundbilder in den Giebelfeldern; im östlichen sah man Athene, die eben gewappnet des Göttervaters Stirn entsprungen war, unter die staunenden Olympier treten. Der Westgiebel (vgl. Abb. 238) schilderte den Wettbewerb Poseidons und Athenens um das Patronat über die Stadt Athen; beide Götter waren auf Viergespannen herbeigeeilt, Athene hatte ihren Ölbaum gepflanzt, Poseidon als sein Wahrzeichen den Salzquell auf der Burg entspringen lassen — und nun prallen sie aufeinander. Zeugen des Vorgangs sind die Heroen des Landes; sie schlichten den Streit der Götter, indem sie beide auf ihrer Burg zu ehren beschließen. Die arg verstümmelten Fragmente, die von diesen Giebelfiguren auf uns gekommen sind, bedeuten gleichwohl den Höhepunkt griechischer Kunst. Mehr als die Komposition der Gruppen wird Phidias nicht geleistet haben; die Ausführung mußte er hier wie bei dem übrigen Skulpturenschmuck des Tempels den Gesellen überlassen.

Waren in den Giebeln vor allem Götter dargestellt, so im Hochrelief der Metopen Heroen, paarweise zum Zweikampf gruppiert: der trojanische Krieg, die Abwehr der Amazonen, besonders der so beliebte Lapithen- und

Kentaurenkampf lieferten die Motive. Der Sterblichen Treiben endlich kam im Flachrelief des Cellafrieses zur Wiedergabe. Ein Festzug, wie man sie im gottesfürchtigen Athen oft zu sehen bekam, schlang sich als reichgewirktes Band hoch oben um die ganze Länge der Cellawand. Im Westen erblickt man die Vorbereitungen zum Zuge, auf den Langseiten ist er bereits in vollem Gang; Fußgänger, Reiter und Gespanne bewegen sich auf Nord- und Südwand ostwärts, um vor der Ostfront, wo die Götter das Nahen des Huldigungszuges erwarten, sich zu vereinen.

Im Jahre 438 war der Tempel vollendet und des Phidias Parthenos konnte ihren Einzug halten. Am Holzkern dieser 12 m hohen Statue (vgl. Abb. 106) waren Elfenbeinplatten und Goldblech befestigt, aus jenen die nackten Teile, aus diesen Gewand und Rüstung geformt. Vierzig Talente wog der Goldschmuck, der abnehmbar war und, als Phidias der Veruntreuung des anvertrauten Goldes bezichtigt wurde, nachgewogen werden konnte. Auf niederem Postament stand die Göttin in langem, bis zu den Füßen wallendem Gewand, das linke Bein etwas seitwärts gestellt, sonst bewegungslos in göttlicher Ruhe. Auch das Antlitz zeigte den leidenschaftslosen Frieden der Himmlischen; sich selbst genug schaute sie über der Menschen Treiben hinweg in die Ferne. Die Schultern deckte die kurze Ägis mit wirrem Schlangengeringel; eine Schlange war ihr Gürtel. Auf dem von Locken umspielten Haupte saß der kunstreiche Helm, dessen Mittelbügel eine kauernde Sphinx, dessen Nebenbügel jederseits ein geflügelter Pegasus stützte; denn dreifach war der altertümlich hohe Helmbusch. Auf der vorgestreckten Rechten schwebte eine geflügelte Nike mit Guirlande in den Händen. Eine korinthische (?) Säule diente der stark belasteten Hand der Göttin zur Stütze und hielt zugleich dem mächtigen Schild an der Linken, hinter dem die Burgschlange lauerte, das Gegengewicht. An der linken Schulter lehnte der Speer. Alle Goldteile waren reich ciseliert. Greifen und anderes Getier schmückten den Helm; die Außenseite des Schildes zeigte Amazonen im Kampf gegen Griechen; einem der

238. Der Westgiebel des Parthenon. Nach der Rekonstruktion von Karl Schwerzel.

letzteren, einem kahlköpfigen Alten, lieh Phidias die eigenen, einem anderen des Perikles Züge, wodurch er sich angeblich eine Anklage wegen Gotteslästerung zuzog. Auf der Innenseite des Schildes sah man die himmel-



239. Vom Nordfries des Parthenon: Reitergruppe.
Nach Michaelis.

stürmenden Giganten, auf den Sohlen Lapithen- und Kentaurenkämpfe, auf der Basis die Geburt der Pandora (vgl. S. 173) in getriebener Arbeit dargestellt.

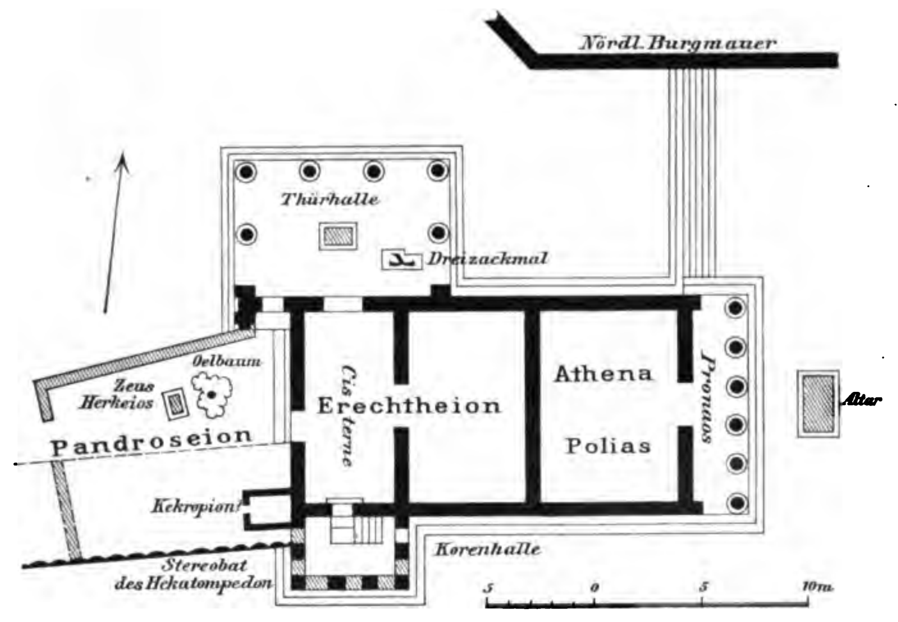
Gebaut wie für die Ewigkeit hat der Parthenon die Jahrhunderte überdauert, aber die Spuren seines Alters trägt er unverkennbar an sich.



Poseidon. Apollon oder Dionysos (?). Artemis oder Peitho (Überredung)? Aphrodite. Eros.
240. Vom Ostfries des Parthenon: Götterversammlung.
(Jetzt im Britischen Museum zu London.)

Erstmals wurde er stark mitgenommen, als man den Tempel der jungfräulichen Göttin in eine Kirche der Jungfrau Maria umwandelte. In beiden Giebeln wurden damals Bildnischen mit Heiligen mitten zwischen die Götter

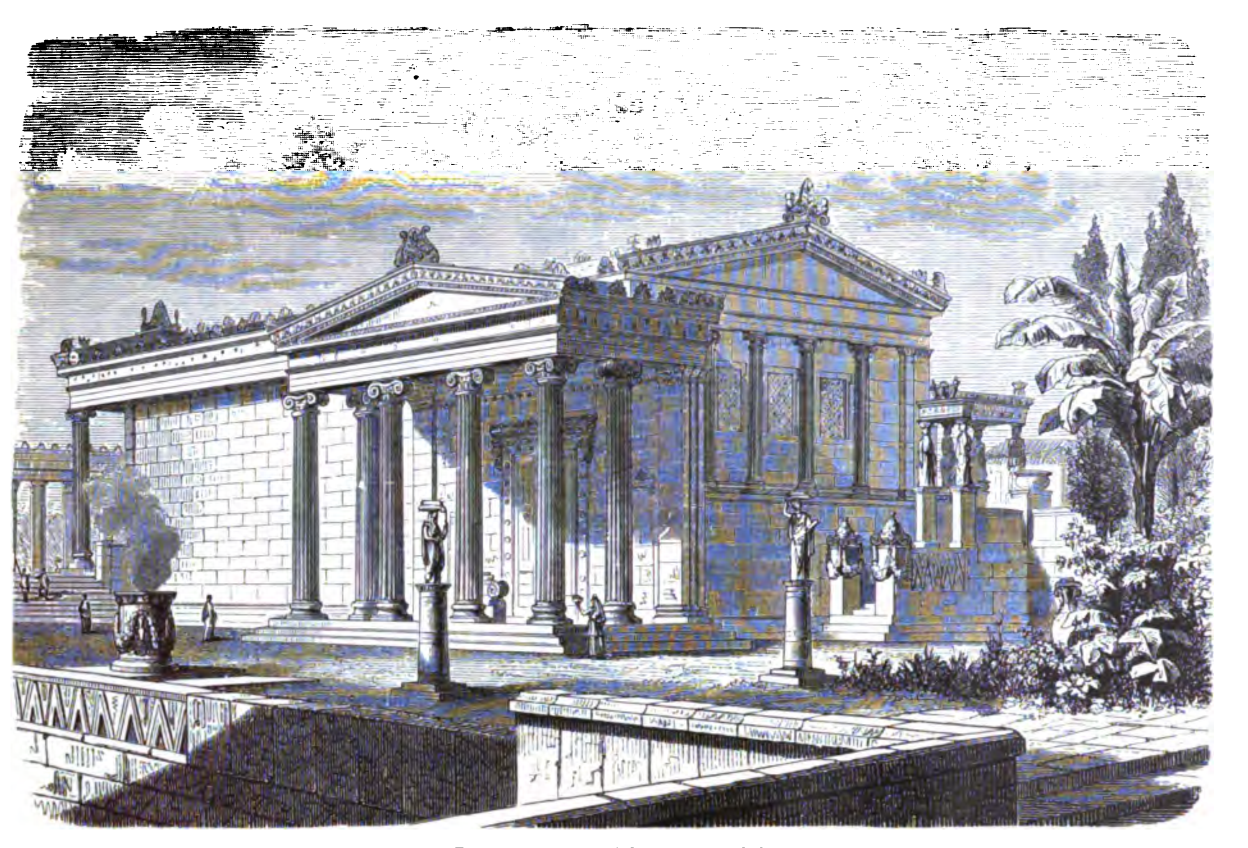
eingefügt. Nach der Eroberung Athens durch die Türken 1460 wurde diese „große Kirche von Athen“ in eine Moschee verwandelt und an der Südwestecke ein Minaret gebaut. Ganz verhängnisvoll wurde für den Bau, daß er den Türken auch als Pulverkammer diente: am 26. September 1687 traf ihn ein Lüneburger Leutnant, der unter dem Venezianer Morosini die Burg bombardieren half, so unglücklich, daß mit dem Pulver das ganze Mittelstück des Tempels aufflog. So ist nur eine arg zerstörte Ruine auf uns gekommen: das ganze Dach fehlt, es fehlen viele der Säulen, die Farben sind verblichen, die Skulpturen zerschlagen oder außer Landes geschleppt. Nur für die künstlichen Farbtöne hat die Natur reichen Ersatz geschaffen, denn das im Marmor



241. Grundriß des Erechtheion.

enthaltene Eisen hat oxydiert und ein prächtiges Gold über das Gestein gesponnen, während dunkle mikroskopische Moose auf der Wetterseite zur goldigen Pracht den kräftigen Schatten liefern. Und so bleibt trotz aller Verwüstung der Parthenon das ideale Werk der Baukunst, an malerischer Wirkung von kaum einem Bau der Welt erreicht.

Nahe dem Nordrand des Burgplateaus lag der zweitgrößte Tempel der Akropolis, das Erechtheion, das „feste Haus“ des sagenhaften Königs Erechtheus, wo seit alters unter einem Dache die Stadtgöttin und Poseidon-Erechtheus verehrt wurden; in ihm stand eine uralte, angeblich vom Himmel gefallene Athene-Statue aus Olivenholz, das gefeiertste Götterbild der Stadt, für das alle Jahre von den vornehmsten Jungfrauen ein neues Prachtgewand gewoben wurde (vgl. oben S. 349). Hier zeigte man Athenens Ölbaum und den Salzquell Poseidons; auch die Burgschlange sollte unsichtbar hier hausen.



242. Das Erechtheion. Restauration nach Inwood.

Von Nordwesten gesehen. Der Treppenaufgang zur Korenhalle ist willkürliche Erfindung; auch sonst würde die eine und andere Zuthat besser fehlen.

Wie die anderen Bauten der Burg wird auch das Erechtheion gleich nach den Perserkriegen notdürftig wiederhergestellt worden sein; der zierliche Neubau, dessen Trümmer wir besitzen, datiert erst vom Ende des 5. Jahrhunderts. Höchst eigenartig ist der Grundriß des Gebäudes, doch erklärt er sich daraus, daß dieser Tempel mehreren Gottheiten gemeinsam war und eine Anzahl unverrückbarer Heiligtümer unter ein Dach bringen mußte. Der Hauptgebäudekern zieht von Osten nach Westen und zeigte einst Giebel, doch ohne Giebelfiguren, nach eben diesen Seiten. Ihm sind im Osten und ebenso an der Nordwest- und Südwestecke Vorhallen angebaut. Die östliche Halle stützen sechs jonische Säulen von ganz besonders reicher Kapitellbildung. Über dem dreiteiligen Hauptbalken folgte ein Marmorfries von weißen Figuren auf schwarzem Grund. Der Ostraum, den man aus dieser Halle betrat, war der Stadtgöttin, der Athena Polias, geweiht. Zu dem tiefer gelegenen Westraum gelangte man durch die an der Nordwestecke angebaute Halle (vgl. Abb. 242). Im Plattenbelag dieser Halle war eine Lücke, durch die man in zerklüftetes Gestein hinabschauen konnte; hier hatte Poseidon seinen Dreizack eingestoßen. Trat man aus dieser Halle durch die großartig schöne Thür ins Innere, so befand man sich an der Stelle, wo Poseidon die Meerwasserlache aus dem Felsen gezaubert hatte (da, wo auf Abb. 241 das Wort Cisterne steht). Vor der Westfront des Tempels aber stand, sorgfältig eingefriedigt, der heilige Ölbaum der Athene, der Mutterbaum aller Oliven des attischen Landes. Den schönsten Schmuck des Ganzen bildet endlich der kleine Vorbau an der Südwestecke, die sogenannte Korenhalle. Sie erhebt sich auf den Fundamenten jenes alten Athene-Tempels, den wir als Vorgänger des Parthenon früher (S. 372) erwähnten. Auf hoher Brüstung stehen statt der Säulen sechs Mädchen von kräftigem Wuchs in nur wenig verschiedener und doch nicht einförmiger Haltung, ein leichtes Gebälk mit flachem Dach mühelos tragend.

Auch das Erechtheion ist im Laufe der Jahrhunderte schwer heimgesucht worden; aber trotz aller Verwüstung bleibt es ein Meister- und Musterwerk ersten Ranges, das die Baukunst aller Zeiten in ganz einziger Weise beeinflußt hat; da ist kein Motiv an dem ganzen Tempel, das nicht tausendfach in der abendländischen Architektur nachgeahmt worden wäre.

Soviel von den Bauten der Burg. Am Südabhang derselben finden wir noch einige wichtige Anlagen, die hier erwähnt werden müssen, obgleich sie zum Teil erst erheblich später entstanden sind. Da ist zunächst das Odeion des Herodes Atticus, eines vornehmen Atheners, der einen guten Teil seiner unermeßlichen Reichtümer zur Verschönerung seiner Vaterstadt verausgabt hat. Die böse Welt beschuldigte ihn, seine römische Gattin Regilla vergiftet zu haben (gest. 161 n. Chr), und um solche Verleumdung Lügen zu strafen, soll er ihrem Andenken den Prachtbau des Odeions gewidmet haben. Dieses hat im wesentlichen dieselbe Einrichtung, wie das gleich zu besprechende Dionysos-Theater, nur ist es kleiner und hatte ein Dach aus Zedernholz.

Von diesem Odeion zum östlicher gelegenen Theater zog sich einst eine zweischiffige Halle, deren Estrich und Rückwand sich erhalten haben. König Eumenes II. von Pergamon (197—159) hatte sie erbaut, damit sie den Besuchern der beiden Theater, die sie verband, als Foyer und Zufluchtsort bei schlechter Witterung diene.

Oberhalb dieser Halle, näher am Burgfelsen, lag das Heiligtum des Asklepios. In gesündester Südlage, an reichlichen Quellen, hatte sich hier in schattigem Haine eine großartige Heilanstalt entwickelt: zwei Tempel des Gottes selbst erhoben sich hier, daneben Wohnungen für eine zahlreiche Priesterschaft, endlich Hallen, in denen die Heilung Suchenden gebettet wurden, um des Gottes Traumorakel zu empfangen.

An das Asklepieion grenzt im Osten der heilige Bezirk des Dionysos. Man erkennt noch in einer kreisrunden Anlage (auf Abb. 231 punktiert) den alten Tanzplatz, die Orchestra, wo in ältester Zeit die Gläubigen um den Altar des Dionysos ihre Reigen schlangen, wo dann später besondere Choreuten kunstvollere Tänze aufführten, bis schließlich einer aus dem Chor, wohl anfangs der Dichter selbst, einen neben dem Altar stehenden, zum Zerlegen des Opferfleisches dienenden Tisch bestieg und von hier aus mit den übrigen Choreuten in Wechselrede sich erging und so das eigentliche Drama erfand.

Bald wird man dann, damit der Schauspieler auch auf- und abtreten konnte, auf der Orchestra ein Zelt (griechisch: Scene) aufgeschlagen haben, woraus sich nach und nach das Bühnenhaus mit seinen Thüren und Dekorationen entwickelte, das bis ins vierte Jahrhundert aus Holz und Zeug hergestellt und ähnlich wie unsere Marktbuden für jede Aufführung besonders aufgeschlagen worden zu sein scheint. Die Zuschauer konnten nun nicht mehr im Kreise die Orchestra umstehen, sondern drängten sich um den der Bühne gegenüber liegenden Halbkreis.

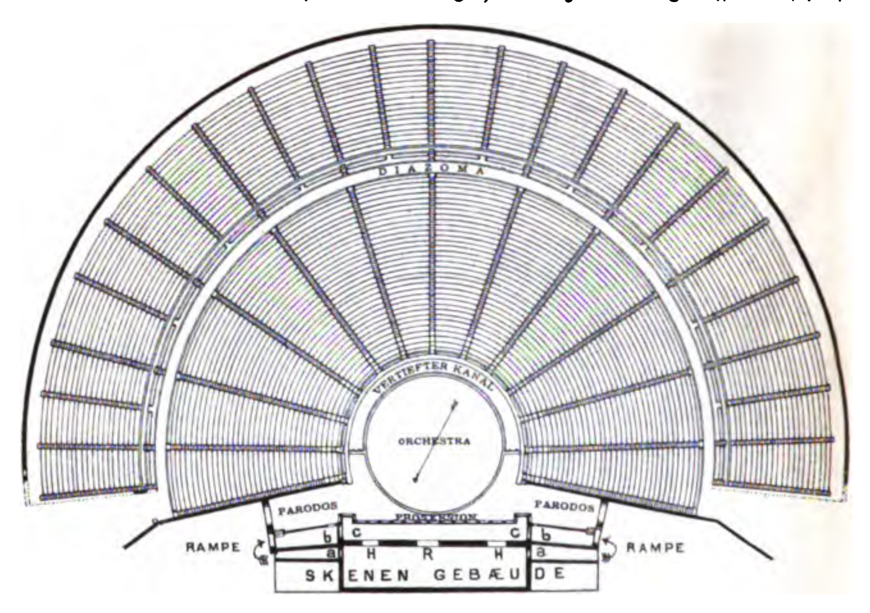
Je mehr das Spiel sich entwickelte, indem zum ursprünglichen einen Schauspieler durch Äschylos ein zweiter, durch Sophokles ein dritter hinzukam, und je mehr es infolgedessen zu sehen gab, um so nötiger wurde es, auch für die Bequemlichkeit der Zuschauer zu sorgen. So baute man für jede Vorstellung hölzerne Gerüste, auf denen das Publikum stand oder saß. Der Platz auf diesen Gerüsten war knapp bemessen, wenigstens hören wir, daß man gelegentlich schon vor Tagesanbruch in das Theater eilte und sich dort wohl gar um die Plätze schlug. In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts brachen die überfüllten Gerüste zusammen und begruben viel Volks unter ihren Trümmern; trotzdem scheint man sich nach wie vor damit beholfen zu haben, und so werden wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß von Holz die Scene war, vor der die Stücke eines Äschylos und Sophokles, eines Euripides und Aristophanes zuerst zur Aufführung gelangten, und daß auf hölzernen Gerüsten das Publikum stand oder saß, das zum erstenmal diese herrlichen Dichtungen aufführen sah. Spärlich genug wird auch die Dekoration gewesen sein, mit der man in klassischer Zeit dieses hölzerne Bühnenhaus verkleidete. Was bedurfte es aber auch eines großartigen Apparats unter Attikas freiem Himmel, wo die Natur selbst die reichste Scenerie in Näh' und Ferne stellte? Wenn hier der Dichter die Schönheit des attischen Heimatlandes pries — jeder Hörer sah sie, empfand sie mit frohen Sinnen. Wenn er das gewaltige Meer besang und seine Herrlichkeit — dort blaute es traumhaft schön vor aller Augen. Erinnerte er an die Götter, an ihre herrlichen Sitze im gottgeliebten Athen — von seinem Platz aus konnte jeder sie sehen und ihrer Pracht sich stolz erfreuen. Und mahnte er gar an der Vorzeit Thaten, die Athen so groß gemacht, wie anschaulich wurden seine



243. Die Korenhalle vor der Südseite des Erechtheion.

Worte dem horchenden Volk in der Runde! Denn dort schaute es ja die felsige Salamis, wo der große Sieg gelang, dort das äginetische Eiland, die ruhmvoll bezwungene Rivalin.

Das vierte Jahrhundert hat im Dionysos-Bezirk alles neu gestaltet. An Stelle des aus Holz gezimmerten Bühnenhauses und der Gerüste traten jetzt monumentale Steinbauten, die um das Jahr 330 zu einem gewissen Abschluß



244. Grundriß des Theaters zu Epidauros (4. Jahrhundert).

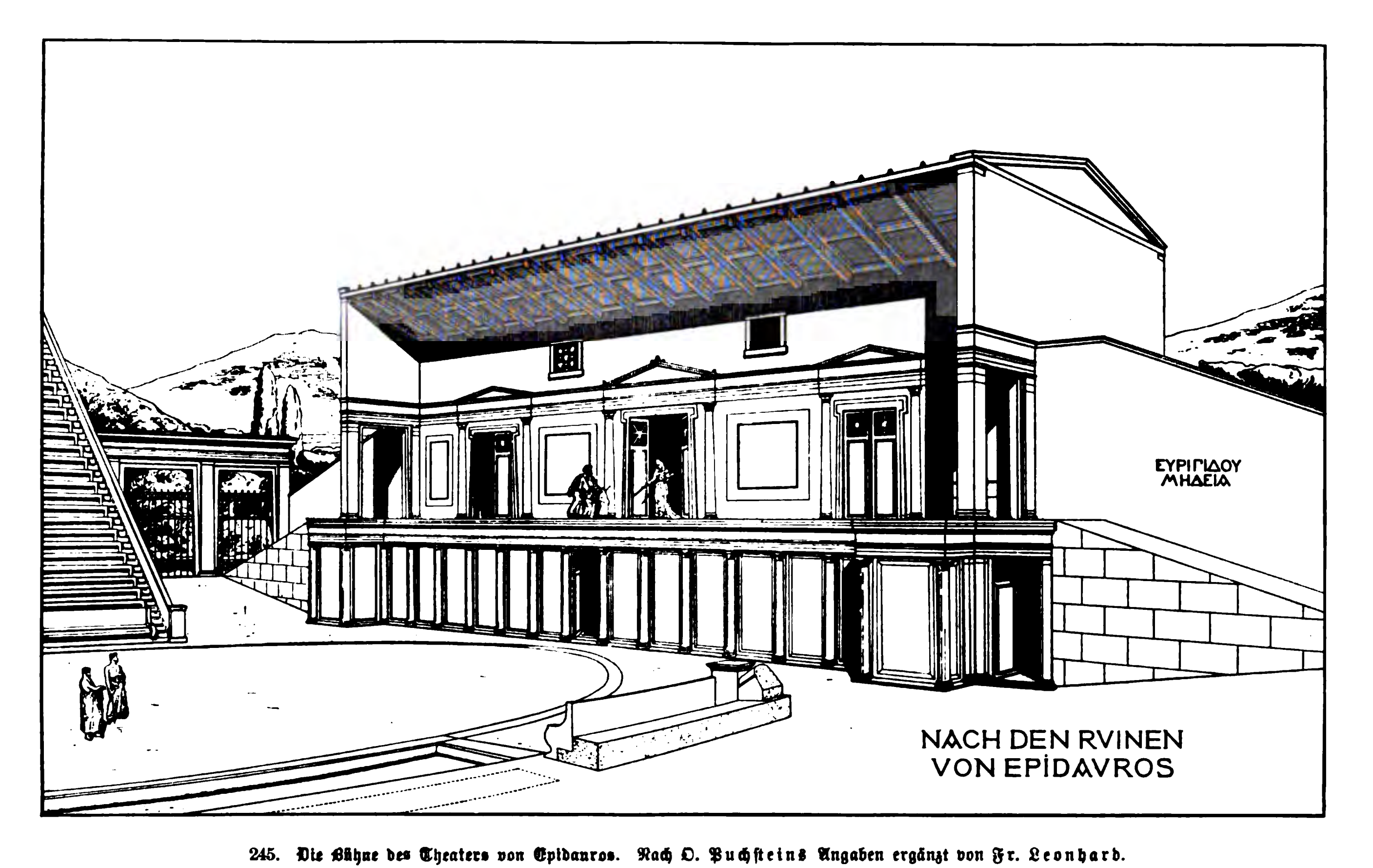
Vgl. auch die Rekonstruktion desselben Theaters auf Abb. 245, die bis zur Höhe des Bühnenbodens auf absolute Sicherheit Anspruch machen darf. Zwei Auffassungen stehen sich gegenüber:

1) Nach W. Dörpfeld, einem der ersten Kenner der griechischen Architektur, spielten die Schauspieler ebener Erde vor der $3\frac{1}{2}$ m hohen und hier mit Halbsäulen verzierten Bühnenwand, dem sogenannten Proskenion. Die so geschmückte Wand sollte nach Dörpfeld die Front eines Tempels, Palastes oder sonst eines im Stück vorkommenden Gebäudes vorstellen. Lediglich durch Stelzfüße (sogenannte Kothurne) und hohe Masken mußten sich die Schauspieler aus der Schar der Choreuten herausheben.

2) Nach O. Puchsteins neuer Erklärung der Ruine bildete dagegen das Proskenion nur die Vorderwand des hohen Bühnenpodiums (c c), und die Schauspieler bewegten sich hoch über der Orchestra, so, wie es die Ergänzung in Abb. 245 zeigt. Die Darsteller, welche am Ort der Handlung zu Haus waren, betraten die Bühne (c c) durch eine der drei Hauptthüren (H R H). Wer sich als Ankömmling von auswärts kennzeichnen wollte, benutzte hier in Epidauros die durch eine hohe Mauer (sie trägt in Abb. 245 die griechische Inschrift) in einen vorderen und hinteren Gang geteilten Rampen: er verließ das Skenengebäude durch eine der Seitenthüren, ging die hintere Rampe a, durch die Mauer gedeckt, hinab, bog dann um die Mauerecke und stieg, dem Publikum jetzt sichtbar, auf der vorderen Rampe b zum Spielplatz (c c) empor.

Ob Dörpfeld, ob Puchstein die Ruine richtig ergänzen, ist, wie gesagt, vorläufig noch nicht ausgemacht. Und ob die eine oder andere Einrichtung auch schon im 5. Jahrhundert, d. h. zur Zeit der dramatischen Klassiker, bestand, wird sich wohl überhaupt nie mit Bestimmtheit sagen lassen.

gebracht wurden. War wohl auch früher schon bei der jeweiligen Aufstellung der Schaugerüste der nahe Burgabhang von Vorteil gewesen, so erhielt dieser jetzt teils durch Abarbeitung, teils durch Erdanschüttung die nötige Form und Steile, um unmittelbar als Unterlage für die Sitzstufen dienen zu können; im Halbrund legten sich diese um die jetzt dicht an den Burgfelsen herangerückte Orchestra, Ring um Ring bis hinauf an den Fuß der Burgmauer.



245. Die Bühne des Theaters von Epidauros. Nach O. Puchsteins Angaben ergänzt von Fr. Leonhard.

Um den Zuschauerraum in seiner ganzen Ausdehnung zu zeigen, sind die Sitzbänke auf der rechten Seite des Zuschauerraums weggelassen. Das Theater ist leer: es findet soeben eine Probe von Euripides' „Medea" (s. unten) statt.

Der riesige Stufenbau bot nicht weniger als 27—30000 Menschen Platz zum Sitzen. Für den Verkehr dieser Massen auf und nieder führten vierzehn Treppen radienartig durch den ganzen Raum und zerlegten diesen in dreizehn keilförmige Abteilungen. Auf der Stirnseite der Stufen, die als Sitz- und Fußbank zugleich dienten, sind in Abständen von 0,33 m vertikale Striche eingemeißelt, welche die einzelnen Plätze abgrenzen. Auf den obersten Reihen hatten die Frauen ihre Plätze. Besondere Ränge waren den Buleuten und Epheben angewiesen. In der untersten Reihe aber saßen auf bequemen Marmorsesseln die Priester und Priesterinnen, die Archonten und Feldherren und Wohlthäter der Stadt, gelegentlich auch die Gesandten fremder Völker.



246. Der Zuschauerraum des Theaters zu Epidauros.

Eine vielumstrittene Frage ist die nach der ursprünglichen Einrichtung des **Bühnenhauses**. Das athenische ist zu oft umgebaut und zu zerstört, als daß man dort sich eine Vorstellung bilden könnte. Am besten gelingt dies noch in **Epidauros**, der berühmten Heilstätte des Asklepios in der Argolis (vgl. Abb. 244 und 245). Dort erhebt sich am Rand der kreisrunden Orchestra eine $3^1/_2$ m hohe, rechts und links durch kleine Vorsprünge gegliederte Wand, das sogenannte Proskenion, dessen Schmuck gegen den Zuschauerraum vierzehn jonische Halbsäulen bilden. Aber ob nun auf ebener Erde am Fuß dieser Wand, oder auf einem Holzboden auf der Höhe desselben gespielt wurde, darüber sind die Gelehrten vorläufig noch uneinig (vgl. die Fußnote zu Abb. 244). Und so ist es bei allem, was wir über das Bühnenhaus selbst gern wissen möchten. Durch die $2^3/_4$ m breiten Gänge, die zwischen dem

Bühnenhaus und dem Zuschauerraum lagen und Parodoi hießen, hielt der Chor seinen Einzug in die Orchestra, und vor Beginn des Stücks werden die Zuschauer sie benutzt haben. Schließlich sei erwähnt, daß irgendwo in der Orchestra auch die „Stabhalter" saßen, welche für einigermaßen anständiges Benehmen des höchst lebhaften Publikums zu sorgen hatten.

Ein erhebender Anblick muß es gewesen sein, wenn an den großen Dionysien im März oder den Lenäen im Januar der weite Zuschauerraum des athenischen Theaters mit bekränzten Festgenossen sich füllte. Bei kaum einer anderen Gelegenheit kam das Volk in so großer Menge zusammen, nie war es empfänglicher für jeglichen Eindruck. Welche Ehre daher, vor dieser nach Tausenden zählenden Versammlung, die nicht nur aus Einheimischen, sondern auch aus vielen Fremden bestand, in der Zahl derer ausgerufen zu werden, die das Volk wegen ihrer Verdienste um die Gemeinde mit Kränzen beschenkt hatte. Wie stolz machte es sich, wenn hier, gewissermaßen im Angesicht von ganz Hellas, die Überschüsse aus den Abgaben in der Orchestra niedergelegt wurden! Wie mußte es bei jedem Athener die Liebe zur Vaterstadt wecken, wenn vor Beginn des Schauspiels der Herold auftrat und die zu Epheben herangereiften Waisen der im Krieg gefallenen Bürger in der neuen Rüstung vorführte, mit der die Stadt ihre bisherigen Pfleglinge beschenkt hatte, ehe sie dieselben nun aus ihrer Fürsorge entließ.



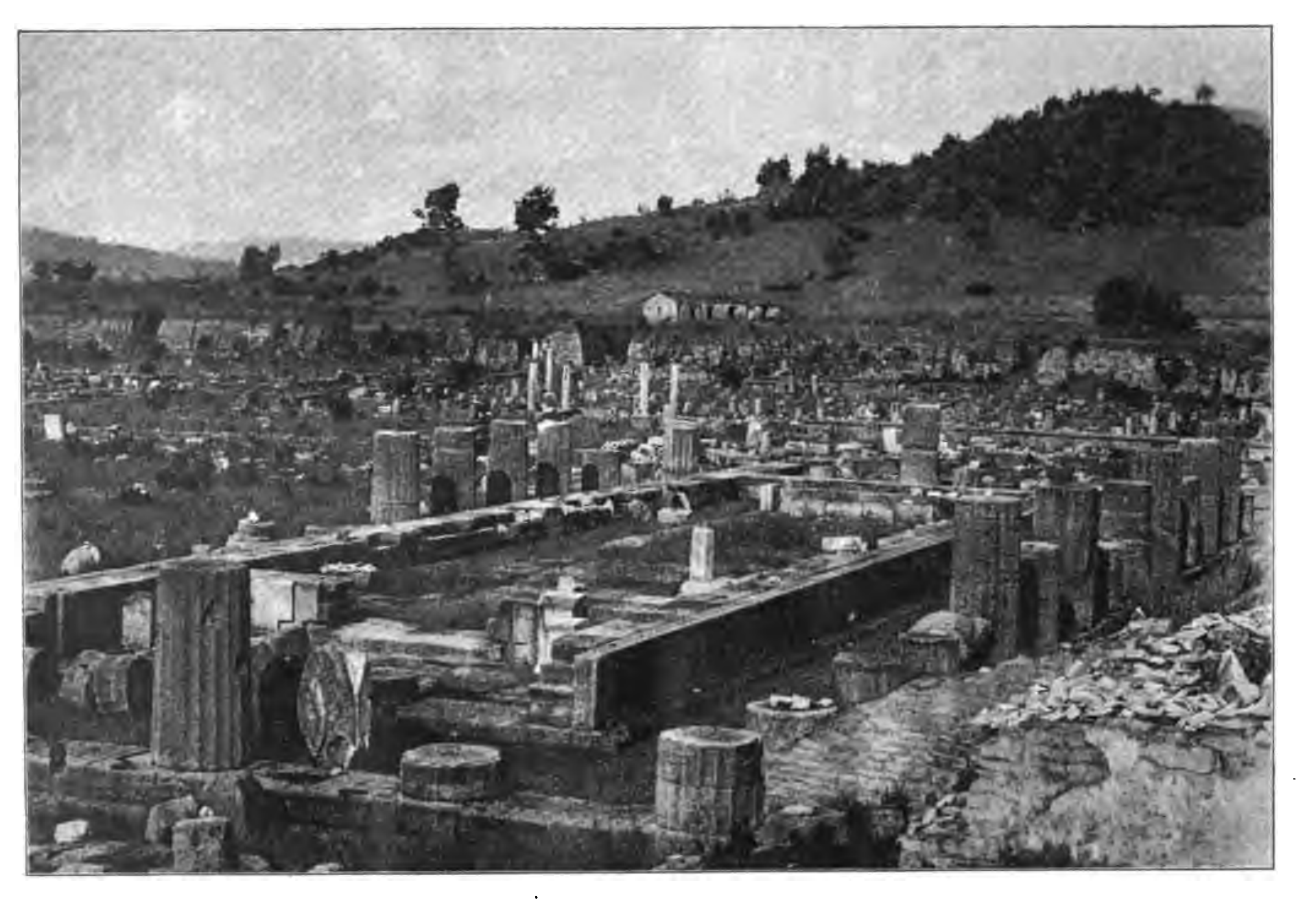
247. Denkmal des Lysikrates (ergänzt). Nach Springer-Michaelis.

Im engsten Zusammenhang mit dem Theater stehen die sogenannten choregischen Denkmäler. Diejenige Phyle nämlich, deren Chor im Theater gesiegt hatte, erhielt als Preis einen bronzenen Dreifuß; dem Choregen aber, welcher für seine Phyle bereits die großen Kosten der Ausstattung und Einübung des Chors getragen hatte, fiel auch noch die Ehrenpflicht zu, jenen Dreifuß auf einem monumentalen Postament zur Aufstellung zu bringen. Natürlich war das Theater und dessen nächste Umgebung der am meisten angezeigte Standort für diese Dreifußdenkmäler. Am zahlreichsten standen sie auf der Straße, die vom Prytaneion sich um die Ostseite der Burg zog und ein beliebter Spaziergang für die Stutzer Athens war. Sie führte den Namen „die Dreifüße"; denn auf ihr reihte sich ein Dreifußdenkmal an das andere, zum Teil Werke hochberühmter Meister.

Eins dieser zierlichen Postamente, denen man mit Vorliebe die Gestalt kleiner Tempel gab, ist das Monument des Lysikrates (Abb. 247), der im Jahr 335/34 mit einem Knabenchor gesiegt hatte. Die Ähnlichkeit mit einer Laterne hat diesem Bauwerk beim Volke den Namen „Laterne des Demosthenes" eingetragen. Der kleine Bau besitzt noch dadurch ein besonderes Interesse, daß er eines der ältesten Beispiele des korinthischen Baustils ist. Über den Ursprung dieses Stils erzählte man sich folgende anmutige Geschichte. Eine korinthische Amme hatte auf das Grab ihrer jung gestorbenen Pflegetochter einen Korb mit allerhand Spielsachen gestellt und den Korb mit einem Ziegel bedeckt. Als im nächsten Frühjahr der Architekt Kallimachos an dem Grabe vorbeikam, bemerkte er, wie rings um den Korb Blätter der distelartigen Akanthusstaude aufgesprießt waren und in zierlichster Weise Korb und deckenden Ziegel umrankt hatten. Dies Spiel der Natur leitete ihn zur Erfindung des neuen Kapitells. In Wahrheit hat auch bei dieser Bildung wieder der Orient oder vielmehr Ägypten das Vorbild geliefert; auch dort kommt dies korbförmig hohe, von Pflanzengebilden umrankte Kapitell häufig vor, nur daß ihm die vollendete Anmut fehlte, die erst griechische Architekten ihm verliehen. Die gewöhnliche Anordnung beim korinthischen Kapitell war die, daß zwei Reihen von je acht Akanthusblättern so um den Säulenkern gereiht sind, daß die längeren mit den kürzeren abwechseln: aus diesem Blätterkranz heben sich dann acht paarweise zusammenstoßende Ranken, die sich mit ihren Voluten unter die Ecken des überragenden Abakus schmiegen. Zwischen diesen Eckvoluten wachsen dann noch acht kleinere Ranken empor, die sich gleichfalls paarweise zusammenneigen und über ihrem Vereinigungspunkt eine Palmette oder Blume tragen. Basis und Kannelierung der Säule ist im übrigen genau wie bei der jonischen. Desgleichen das Gebälk.

Bei unserem Lysikrates-Denkmal ist von besonderer Schönheit die Rankenblume aus Akanthuslaub, welche sich über dem monolithen Dach erhebt und auf ihren drei Hauptranken den Siegesdreifuß trug. Köstlich frisch, doch leider sehr zerstört, ist auch der Fries, der sich um das Epistyl schlingt und die dionysische Sage von der Verwandlung tyrrhenischer Seeräuber in Delphine mit feinem Humor und einziger Eleganz zur Darstellung bringt.

In demselben korinthischen Stil ist endlich das Olympieion erbaut, das in der Oststadt nahe dem Ilisos-Ufer sich erhob. Peisistratos hatte den gewaltigen Bau begonnen; aber bevor noch dies Denkmal seiner Allmacht vollendet war, mußten seine Söhne Athen verlassen. Das Werk blieb liegen, bis der syrische König Antiochus IV. es wieder aufnahm; aber auch er starb darüber weg. Weitere 300 Jahre vergingen, bis der römische Kaiser Hadrian, dem Athen auch sonst viel verdankte, diesen größten Tempel auf europäischem Boden zur Vollendung brachte (126—129 n. Chr.). Von den Feinheiten, die wir am Parthenon oder Erechtheion beobachten konnten, finden wir an den 15 allein noch stehenden Säulen des Olympieion nichts: der Riesenbau wollte weniger durch schöne Arbeit, als durch Masse wirken. Wie kolossal seine Verhältnisse waren, veranschaulicht am besten die eine 1852 vom Sturm gefällte Säule, die mit ihren Trommelblöcken und dem 3 m breiten Kapitell weithin die Erde deckt. Und solcher Riesen waren es weit über hundert, in



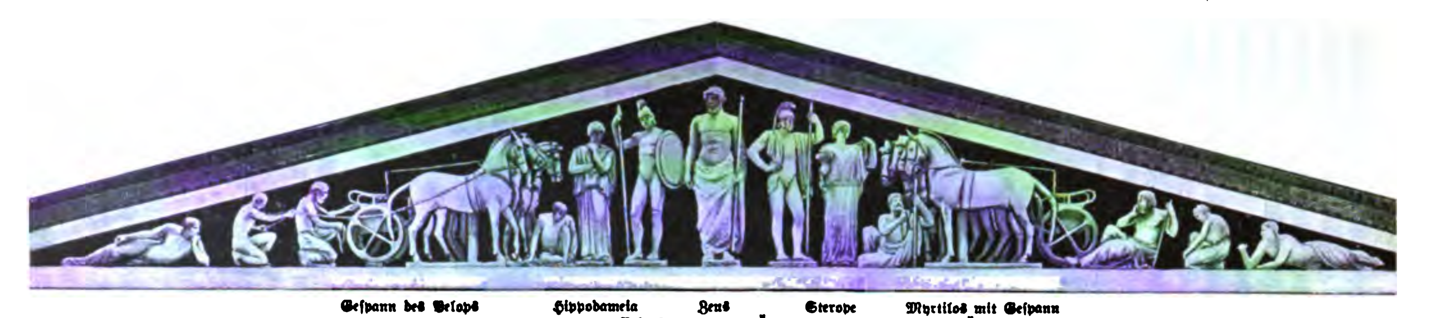
248. Trümmer des Heraion zu Olympia.

doppelter Reihe an den Langseiten, in vierfacher an den Fronten geordnet! Eine Abbildung der Ruine findet man im letzten Abschnitt.

Soviel von der Bauthätigkeit im klassischen Athen, die wir etwas eingehender schilderten, weil hier in der That das Vollendetste auf dem Gebiet griechischer Architektur geleistet wurde. Aber irrig wäre es, zu glauben, daß nur hier im 5. Jahrhundert die Baukunst blühte. Sie blühte gleichzeitig an vielen anderen Orten; überall waren Tempel wieder aufzubauen, die der Perser zerstört hatte; überall trieb der erwachte Kunst- und Schönheitssinn dazu, die unvollkommenen Werke älterer Zeit durch Neubauten zu ersetzen. Der Raum gestattet uns nicht, dies im einzelnen nachzuweisen. Nur an einem Platz wollen wir noch der Bethätigung der Baulust und Baukunst etwas genauer nachgehen, in Olympia.

Olympia. Wir sprachen schon oben S. 208 ff. von der hohen Bedeutung der olympischen Festspiele für die griechische Nationalität. Wir schilderten eingehend das bewegte Leben, das zur Zeit der Wettkämpfe sich im Alpheios-Thal entfaltete. Wir haben auch bereits von der glorreichen Ausgrabung gesprochen, die von deutschen Männern auf diesem großartig historischen Boden vorgenommen wurde. In Trümmern sind dabei eine ganze Reihe der merkwürdigsten Bauten zu Tage getreten. Erwähnt sei vor allem das sogenannte Heraion, in dem ursprünglich Zeus und Hera gemeinsam verehrt wurden (vgl. Abb. 248). Es ist nicht nur der älteste Tempel Olympias, sondern aller bisher bekannten griechischen Tempel überhaupt. Sein Gebälk bestand offenbar zu allen Zeiten aus Holz, denn man hat keine Spur desselben entdecken können. Auch die Säulen waren ursprünglich von Holz und wurden, wie sich nachweisen läßt, nach Bedürfnis im Laufe der Jahrhunderte nach und nach durch steinerne ersetzt. Die schon lange ausgesprochene Vermutung, daß der antike Tempel aus dem Holzbau herzuleiten und seine Formen aus den Bedingungen des Holzbaues zu erklären seien, hat so durch das Heraion eine monumentale Bestätigung erfahren. Zwischen zwei Säulen dieses eigenartig interessanten Tempels hatte der Hermes des Praxiteles, von dem später die Rede sein soll, seinen Standort: man fand ihn hier zerschlagen am Fuße seiner Basis.

Das Hauptheiligtum der Altis — so hieß der beiläufig quadratische, von einer Mauer umzogene Festplatz zu Olympia — war seit der Mitte des 5. Jahrhunderts der neuerbaute Zeus-Tempel. Der elische Baumeister Libon hatte ihn bald nach 469 begonnen; auch der plastische Schmuck stammt vermutlich von elischen Künstlern. Auf künstlich geschaffenem Hügel errichtet, maß der Tempel 64 Meter in der Länge, 28 Meter in der Breite und erreichte die stattliche Höhe von 22 Meter. Die Bauglieder waren mit Ausnahme der Bildwerke und des Daches aus einem in der Nähe brechenden Muschelkalk hergestellt, der einen Stucküberzug mit Bemalung unbedingt nötig machte. Auf höchster Giebelhöhe stand eine vergoldete Nike, die wahrscheinlich der noch zu erwähnende (S. 396) Bildhauer Paionios schuf; den goldenen Schild an ihrer Basis hatten die Spartaner als Trophäe ihres Sieges bei Tanagra (457, s. unten) geweiht. An den Giebelecken waren als Akroterien niedere Dreifüße aufgepflanzt. In den Metopenfeldern erblickte man allerhand Thaten und Abenteuer des Herakles, der nach einer Überlieferung die olympischen Spiele eingeweiht



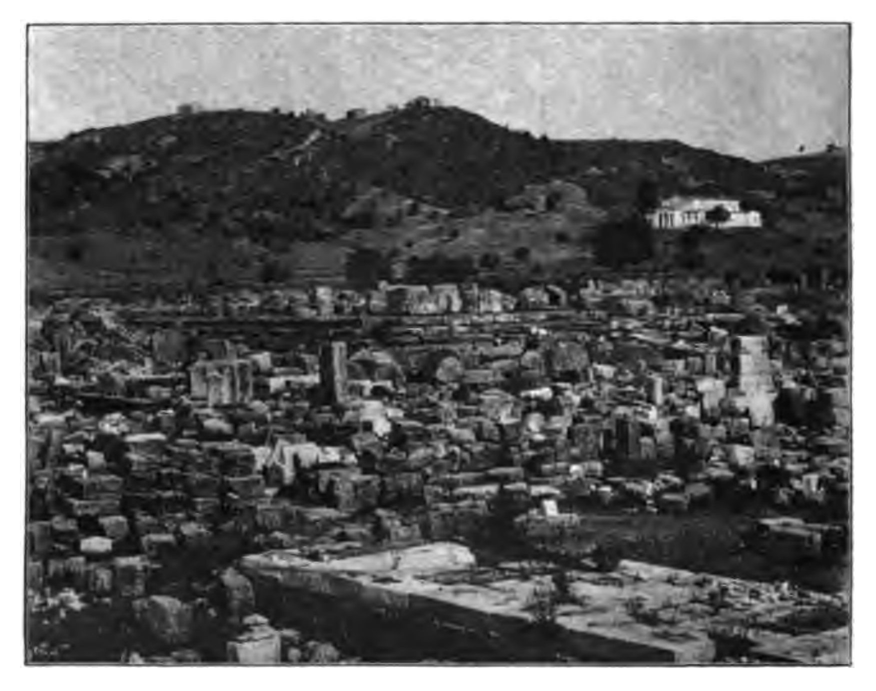
Östliche Giebelgruppe: Vorbereitung zum Wettrennen zwischen Önomaos und Pelops.



Westliche Giebelgruppe: Kampf der Lapithen und Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos und der Deidameia.

249 und 250. Die beiden Giebel des Zeus-Tempels zu Olympia, in der Ergänzung von Georg Treu.

haben soll. Der Ostgiebel veranschaulichte, wie Pelops und Önomaos sich zur Wettfahrt um den Besitz der Hippodameia rüsten (vgl. o. S. 106): Zeus selbst, der gefeierte Kampfhort und höchste Schiedsrichter von Olympia, war in der Mitte zugegen; zu seiner glückverheißenden Rechten stand Pelops, zur Linken Önomaos. Neben Pelops folgte weiterhin Hippodameia, neben Önomaos sein Weib Sterope; hierauf beiderseits ein Viergespann mit der zugehörigen Bedienung, endlich in den Giebelecken die liegenden Gestalten der Flußgötter Alpheios und Kladeos. Das Ganze ist auffallend steif und schematisch. In



251. Trümmer des Zeus-Tempels zu Olympia.
Oben rechts am Berghang das neue Museum.

Bezug auf Erfindungsgabe und Kunst den Raum zu füllen, können sich diese elischen Bildhauer auch nicht von ferne den Meistern der etwa gleichzeitigen Parthenongiebel vergleichen.

Von ganz anderem Schlag sind die Gestalten des Westgiebels: sie bringen den auf der Hochzeit des Peirithoos und der Deïdameia entbrennenden Kampf zwischen Lapithen und Kentauren zur Darstellung (vgl. oben S. 62). Die Mitte nimmt die Kolossalfigur Apollos ein, völlig ruhig, nur die Rechte gebieterisch ausstreckend. Rings um ihn wogt der wildeste Kampf. Kentauren haben die Braut und die anderen zur Hochzeit versammelten Frauen ergriffen und eilen, sie als Beute fortzuschleppen. Verzweifelt wehren sich die Weiber, und bereits nahen auch die Lapithen zu ihrer Befreiung.

Also wilddramatisches Leben, ja ein Übermaß der Bewegung, die im Ostgiebel so mangelte. Der Abstand von den Parthenonskulpturen ist auch hier ein sehr großer.

Das scheint auch den Leuten von Elis nicht entgangen zu sein; und so beauftragten sie nicht einen Landsmann, sondern den Athener Phidias mit der Herstellung des Goldelfenbeinbildes für ihren Tempel. Einige Münzen aus Elis, auf denen nach ziemlich verbreiteter griechischer Sitte das berühmteste Götterbild des Landes als Münzbild erscheint, sind das einzige, was uns von diesem Zeus an bildlichen Reminiscenzen geblieben ist. Im übrigen sind wir ausschließlich auf die Schilderungen der Alten angewiesen. Die Haltung des Gottes auf dem linken Münzbild stimmt zu diesen Beschreibungen aufs genaueste. Nicht als Greis, wie die christliche Kunst Gottvater sich denkt, sondern auf der Höhe des Lebens ist der griechische Göttervater aufgefaßt. Nicht stehend, wie die Parthenos, sondern thronend war er dargestellt, den



252. Das Zeusbild des Phidias.
Abbildung auf einer unter Hadrian geprägten Münze von Elis.



253. Der Zeuskopf.
Nach Phidias.
Abbildung auf einer Münze von Elis.

Schemel unter den Füßen, das Zepter in der Rechten; von der Linken schwebte auch ihm eine Nike nieder, ein Olivenkranz aus grünem Schmelz saß in den goldenen Locken. Überreich war sein Thron geschmückt, eine ganze Welt von Kunst und mythologischem Tiefsinn war in seine Zieraten hineingeheimnißt. Sitzend ragte der Gott bis fast zur Decke des Tempels: erhob er sich, so mußte er das schwache Gehäuse durchbrechen, in das Menschenhand ihn gebannt. Die Idee zu seinem Bild soll Phidias jenen Iliasversen entnommen haben, wo Zeus der Thetis auf ihre Bitten Gewährung zunickt:

> Sprachs der Kronide und winkte ihr zu mit dunkelen Brauen,
> Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höhn des Olympos!

Schon bloß von seinem Nicken! Entsprach das Bild diesen Versen, dann war es die verkörperte Allmacht. Und doch bezeugen, die ihn sahen, zugleich, daß eine unendliche Milde neben der Kraft in seiner ganzen Erscheinung sich ausprägte. Besonders schön hat Dio Chrysostomus um 100 n. Chr. seinen Eindruck von dem Götterbild in Worte gefaßt: „Friedselig erscheint unser Zeus und ganz mild wie der Schirmherr des einmütigen Hellas . . . .

Welcher Mensch aber schwer belastet wäre in seiner Seele, von vielen Sorgen und Schmerzen heimgesucht, wie sie das Menschenleben bietet, so daß er selbst vom süßen Schlummer nicht mehr erquickt würde, von dem glaube ich, daß, wenn er diesem Bilde gegenüber steht, er alles vergessen wird, was es im Menschendasein Schweres und Furchtbares giebt; so hast du, Phidias, dein Werk ersonnen und ausgeführt, solches Licht und solche Anmut ist in dieser Kunst."

Auch noch außer Heraion und Zeus-Tempel erhielt die Altis eine ganze Reihe teils künstlerisch hervorragender, teils durch große Erinnerungen geweihter Bauten. Nur erinnert sei noch an die zwölf kleinen Schatzhäuser, die von verschiedenen griechischen Staaten am Fuß des Kronos-Hügels erbaut worden waren, um die von diesen Staaten gestifteten Weihgeschenke aufzunehmen und eindrucksvoll zur Schau zu stellen. Erwähnt sei auch der von 18 jonischen Säulen umgebene Rundbau des Philippeion, von dem Vater Alexanders d. Gr. zur Erinnerung an seinen Sieg bei Chäronea (338) hier errichtet. Auch noch zur Römerzeit wurde fleißig in der Altis gebaut, und der hohe Nischenbau des Herodes Atticus, die sogenannte Exedra, muß geradezu den ganzen Festplatz überragt und ihm ein ungriechisches Gepräge verliehen haben. Dieser unermeßlich reiche Athener (vgl. oben S. 379) hatte eine Wasserleitung nach der Altis geleitet, deren monumentalen Abschluß eben seine Exedra vorstellen sollte: sie war mit Statuen über und über geschmückt und vor ihr befand sich ein großer Wasserbehälter mit einem Marmorstier als Fontäne (vgl. Abb. 126).

Die Bildhauerkunst.

Die Plastik dieser Epoche bethätigte sich hauptsächlich bei der Ausschmückung der Gebäude, und so haben wir die größten Leistungen derselben schon im vorigen Abschnitt kennen gelernt. Es erübrigt, eine Übersicht über das Geleistete und eine kleine Nachlese zu geben.

Gleich den Baumeistern standen auch die Bildhauer des 5. Jahrhunderts fast ausschließlich im Dienst der Religion. Sie schufen vor allem Bildnisse der Götter, an die sie noch in kindlicher Frömmigkeit glaubten und die sie ausgestattet dachten mit sicherer Kraft und strahlender Schönheit. Daneben schufen sie zahllose Bildnisse siegreicher Wettkämpfer, Jünglingsgestalten von idealem Ebenmaß, Urbilder kerngesunder Menschlichkeit.

Myron. Das Höchste wurde auch in der Bildhauerkunst zu Athen geleistet. Die Befreiung von der Befangenheit und Manier der früheren Zeit, die im wesentlichen schon vor der Persernot in Athen gelungen war, bethätigte sich hier alsbald in der überraschendsten Weise. Ein Werk, das so recht den Geist des befreiten Hellas atmet, ist der Diskobol des Attikers Myron. Gegenüber der starren Regungslosigkeit früherer Bildnisse ist diese Statue voll der ungewöhnlichsten Bewegung, ja die Bewegung selbst. Ein ganz flüchtiger Moment ist festgehalten: die rechte Hand hat den Diskus soeben nach hinten geschwungen; der Kopf ist von der gewaltsamen Bewegung herumgerissen, die ganze Gestalt zusammengekauert, um im nächsten Augenblick zum Sprung und Stoß gewaltig auszuholen. Myron war berühmt durch die lebensvolle



254. Diskoswerfer nach Myron.
Marmorkopie im Palazzo Lancelotti zu Rom.



255. Die Athena Lemnia des Phidias.

Nach dem Erzbild, das um 450 von attischen Kleruchen in Lemnos auf die Akropolis geweiht wurde. Die Göttin hielt einst den Helm auf der vorgestreckten rechten Hand.

Naturwahrheit seiner Werke. Sein ehernes Bild einer Kuh, das man auf der Akropolis zeigte, schien vollkommen zu leben. Wer möchte daran zweifeln angesichts der feinen Naturbeobachtung, die in jeder Muskel des Diskobolen zu Tage tritt?

Phidias. Und doch steht sein Landsmann und Zeitgenosse Phidias noch erheblich größer da. Denn dieser besaß nicht bloß die Gabe, die Natur treu und unverfälscht abzubilden; er verstand es auch, seine Werke mit einer tiefen Innerlichkeit auszustatten und die irdische Leiblichkeit zum Ausdruck des Göttlichen zu verklären. Für das religiöse Empfinden seiner Zeitgenossen hat kein anderer wie er den vollwertigen Ausdruck gefunden, so in seinem olympischen Zeus (vgl. Abb. 252 f.), so in seiner Parthenos (vgl. Abb. 106), so auch in einigen Werken von bescheideneren Dimensionen, wie in der sogenannten Lemnia (vgl. Abb. 255). Unser deutscher Dichter Wieland preist ihn glücklich als den Meister, „der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwei oder drei Riesenschritten verschlang, der immer nichts als große Werke unternommen und ausgeführt hat, und dem es zuletzt zur anderen Natur werden mußte, alles, was er dachte und machte, groß zu denken und zu machen — kurz, dem es leichter war, Götter zu bilden als Menschen“.

Polyklet. Von den Künstlern des Peloponneses kommt ihm am nächsten der argivische Erzbildner Polyklet. Auch er verstand sich darauf, Andacht und Scheu erweckende Götterbilder zu schaffen. Erhalten ist von ihm in guter Nachbildung sein berühmter Doryphoros oder speertragender Jüngling. Polyklet machte,



256. Der Doryphoros (Speerträger) des Polyklet.
Marmorkopie, gefunden in einer Palästra zu Pompeji, jetzt in Neapel.

wie viele große Künstler nach ihm die Größenverhältnisse des menschlichen Körpers zum Gegenstand eingehender Studien und brachte das Ergebnis seiner Forschung in Normalgestalten zum Ausdruck. Eine solche ist auch sein Doryphoros. Das Seelische ist hier offenbar Nebensache; auch die Bewegung des Jünglings ist die denkbar einfachste. In schlichter Schrittstellung, wobei das linke Bein als Standbein die Körperlast trägt, das rechte als Spielbein frei zurückgesetzt ist, kommt der Speerträger auf uns zu, tadellos in seinem gedrungenen Körperbau, etwas langweilig und nüchtern in seiner regelmäßigen Mustergültigkeit. Aber wir dürfen nicht wähnen, daß Polyklet nur solche Normalgestalten zu bilden vermochte. Sein Können stand den Berichten der Alten nach auf einer ähnlichen Höhe wie das des Phidias; ja von seinem Goldelfenbeinbild der argivischen Hera wurde sogar gerühmt, es habe an Sorgfalt und Vollendung die entsprechenden Werke des attischen Meisters übertroffen.



257. Nike des Paionios.
Nach dem ergänzten Gipsabguß im Albertinum zu Dresden (ohne die hohe Basis).

Paionios. Ein dritter Platz neben Athen und Argos, wo die Plastik im fünften Jahrhundert Hervorragendes leistete, ist Olympia. Wir lernten schon (oben S. 389) die eigentümlichen Bildwerke des dortigen Zeus-Tempels kennen, Bildwerke, die neben ungebundenem Drang nach wahrer Natur und leibhaftigem Leben noch ein gut Teil altertümlichen Ungeschickes bekunden: vollkommen mußten daneben die Werke des Phidias erscheinen, vollkommener auch, was Paionios von Mende in Thrakien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der Altis geschaffen hat. Der erste erhebliche Fund, den die deutschen Ausgrabungen aus dem Boden Olympias zu Tage förderten, waren die Reste seiner Siegesgöttin. Sie stand einst dem Zeus-Tempel gegenüber auf dreiseitiger, über 9 Meter hoher Basis. Paionios hat alles gethan, um den Eindruck des freien Fliegens zu erwecken.

Die Beine der Figur schweben frei in der Luft, die Verbindung mit der Standplatte vermittelt das segelartig nach hinten wehende Gewand, von dem sich die Göttin wie von einem Fallschirm tragen läßt. Der Wind peitscht ihren Chiton gegen die schönen Glieder, so daß diese wie unverhüllt hervortreten. Der wesensverwandten Göttin im Fluge begegnend schießt ein Adler unter ihren Füßen hindurch, wie ein kleines Segelboot vor dem Bug des Dreimasters vorbeifliegt (vgl. damit die höchst unvollkommene Nike Abb. 165).

Das sind nur wenige Proben aus der Fülle plastischer Schöpfungen des 5. Jahrhunderts. Manche Vervollkommnung im einzelnen ist später noch gelungen; aber die Grundformen, mit denen diese Späteren arbeiteten, die sie immer wiederholten, um sie immer vollendeter zu gestalten, verdankten sie fast alle den großen Meistern der perikleischen Zeit.

Malerei.

Ebenso stolz wie auf die Leistungen ihrer großen Bildhauer waren die Hellenen auf die Wand- und Tafelgemälde ihrer zahlreichen hervorragenden Maler. Schade nur, daß von all' diesen Meisterwerken der Farbe nichts, gar nichts auf uns gekommen ist, so daß wir genötigt sind, uns nach gelegentlichen Schriftstellernotizen eine ungefähre Vorstellung von der griechischen Malerei zu bilden.

Der erste große Maler, der uns genannt wird, ist **Polygnot** aus Thasos. Er wurde der Begründer der großen attischen Malerschule; sein Einfluß auf das Kunstleben Athens war ein gewaltiger, dem des Phidias vergleichbarer. Über seine persönlichen Schicksale sind wir schlecht unterrichtet; er muß eine vornehme Persönlichkeit gewesen sein. Seine Kunst ging nicht nach Brot, schuf er doch seine größten Bilder unentgeltlich. Die Athener, deren Stoa Poikile (vgl. S. 366) er mit großen Fresken geschmückt hatte, lohnten ihm durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes; die Amphiktyonen gewährten ihm in allen ihren Städten freie Bewirtung zum Dank für die Gemälde, die er in Delphi schuf. In Umrißzeichnungen ohne Schattierung auf einfarbigen, vielleicht sogar weißen Grund stellte er seine Gestalten. Zeichnung und Farbe waren von großer Klarheit: auf dem Grund seiner Bäche sah man die Kiesel schimmern. Wirkungsvolle Gruppierung großer Massen bei scharfer Charakterisierung der Hauptpersonen wird ihm nachgerühmt: seine Polyxena (Tochter des Priamos) trug, wie es hieß, den ganzen trojanischen Krieg in ihren Augen. In Werken wie der ficoronischen Cista (vgl. Abb. 225) glaubt man Nachklänge seiner Kunst zu besitzen.

Während Polygnot auf den noch frischen Stuck riesiger Wandflächen (al fresco) zu malen pflegte, widmete sich **Apollodor** von Athen vor allem der Staffeleimalerei auf gegipsten Holztafeln; seine Farben band er durch Eiweiß oder ähnliche Stoffe, nach der sogenannten Temperamanier. Bei Polygnot war noch die Zeichnung alles; Apollodor dagegen erzielte durch Licht und Schatten zuerst eine wahrhaft malerische Wirkung und verlieh durch Anwendung der Perspektive seinen Bildern Tiefe. Sehr bezeichnend nannte ihn das Altertum den „Schattenmaler“.

Ein ganz genialer Mann war **Zeuxis**, verschwenderisch, launisch und von nicht eben strenger Moral. Seine Bilder pflegte er zu verschenken, da

sie ja doch unbezahlbar seien. Er muß es zu geradezu täuschenden Farbenwirkungen gebracht haben. Dasselbe wird von Parrhasios gerühmt, der gleich ihm hauptsächlich in Ephesos arbeitete. Wie sehr beide auf täuschende Wiedergabe der Natur aus waren, bezeugen allerhand vielerzählte Anekdoten. So soll Zeuxis einmal Trauben so natürlich gemalt haben, daß Vögel danach pickten; Parrhasios aber malte einen Vorhang so naturwahr, daß selbst Zeuxis sich täuschen ließ und verlangte, er solle ihn von dem Bilde wegziehen. Auch in der Wiedergabe des Seelenlebens waren diese Jonier bahnbrechende Meister, nur einer war in dieser Hinsicht noch größer: Timanthes. Seine „Opferung Iphigenias“ (vgl. Abb. 66) brachte alle Stufen schmerzlichen Mitgefühls zu ergreifendster Darstellung: Kalchas und Odysseus standen in tiefer Trauer, Aias schien zu klagen, Menelaos weinte, Agamemnon aber — verhüllte sein Haupt; sein Schmerz war unaussprechlich, unmalbar groß.

Wie schon bemerkt, ist von den Werken all' dieser Maler kein einziger Pinselstrich auf uns gekommen. In etwas Ersatz für diesen Verlust bieten Vasenbilder dieser Zeit. Sie stehen jetzt nicht mehr unter orientalischem Einfluß, sondern sind in ihrer Art vollendete Äußerungen rein griechischen Schönheitssinnes. Unvergleichlich fein ist der Thon und seine rotgelbe Farbe, von einzigem Glanz der tiefschwarze Firnis. Die Form entspricht aufs beste der jeweiligen Bestimmung des Gefäßes. Ornament und Bilderschmuck halten sich frei von geschmackloser Überladung. Hatte bis zum Jahre 600 das Töpfergewerbe hauptsächlich in Korinth, Chalkis und Ägina geblüht, so übernahm seitdem Athen die Führung auch in der Vasenfabrikation. Es besaß dafür eine wichtige Vorbedingung, nämlich den feinkörnigsten Lehm, der sich denken läßt. Ein Athener ist es denn auch gewesen, der um das Jahr 500 eine Neuerung einführte, wodurch die Vasenmalerei erst so recht auf die Höhe einer zeichnenden Kunst gehoben wurde. Denn waren bisher schwarze Figuren auf hellen Grund gemalt, also gewissermaßen nur Silhouetten hergestellt worden, so kehrte jener geniale Athener die Sache um und lehrte im schwarzen Grund die Figuren als helle Flächen auszusparen; hatte man früher nur durch eingeritzte Linien und aufgesetztes Weiß und Kirschrot notdürftig etwas wie Innenzeichnung erzielt, so konnte man jetzt in die hellgehaltenen Gestalten jede Nüance des Ausdruckes legen: es war ein Fortschritt wie vom alten Schattenbild zur modernen Photographie (vgl. die Vasenbilder auf S. 77, 97, 156, 247 mit denen auf S. 37, 65, 78, 147). Unter diesen rotfigurigen Gefäßen der Athener sind vollendete Kunstwerke. Es ist nur in der Ordnung, daß ihre Meister sich regelmäßig in den Beischriften nennen. Sie besaßen einen ungemein offenen Blick für das sie umgebende Leben, ihre Schildereien sind daher eine Hauptquelle für unsere Kenntnis der griechischen Kultur. Aber auch die altbewährten mythologischen Stoffe wurden nicht vernachlässigt. Besonders beliebt waren die flachen Trinkschalen, da sie Raum für große Innenbilder boten, und die schlanken Grabvasen oder Lekythen, die man den Toten mitgab, wie wir ihnen Kränze widmen (vgl. Abb. 154). Wie konnten diese Vasenmaler zeichnen! Und wie müssen erst die Meister der hohen Kunst gearbeitet haben, wenn die Vertreter des Kunstgewerbes schon so Unvergleichliches zustande brachten.

Litteratur.

Dichtkunst.

Die große Zeit der Befreiungskriege hat begreiflicherweise auch der Dichtkunst neue, fruchtbare Anregung gebracht, und derselbe Aufschwung, den wir im Gebiet der bildenden Künste wahrgenommen, läßt sich auch auf dem der Poesie bemerken.

Simonides. Der beredteste Herold ihrer Thaten erstand den Helden der Perserkriege in dem Dichter Simonides von Keos. Er verkehrte mit den ersten Männern der Nation als geistreicher, witziger Weltmann, wußte Republikaner und Tyrannen gleichmäßig für seine unschöne Geldgier auszunutzen, beherrschte alle Formen und vor allem die der Lyrik. Von seinen Gedichten ist leider nur wenig auf uns gekommen; aber einige Epigramme zeigen, wie fein er mit wenigen Worten den Kern einer Sache zu erfassen vermochte (vgl. o. S. 305). Außer der Dichtkunst hat er die Erinnerungskunst gepflegt; noch als Achtziger durfte er von sich rühmen, daß niemand an Stärke des Gedächtnisses ihm gleichkomme.

Pindar. Ungleich größer als Mensch wie als Dichter ist Pindar. Er war 521 in Theben geboren und schon mit 20 Jahren ein gefeierter Mann. Er verfaßte besonders Gesänge zum Preise der Sieger in den olympischen, pythischen, isthmischen, nemeïschen und anderen Wettspielen, dann auch Lobgesänge auf Fürsten (Enkomien) und Trauerlieder (Threnen) zum Preise Verstorbener. Jene Siegeslieder (Epinikien), die wir allein genügend aus seinem Nachlaß kennen, wurden bei der Rückkehr der siegreichen Athleten in ihre Heimat und auch nachmals am Jahrestage des Sieges von Chören aufgeführt. Pindar sah den einzelnen siegreichen Wettkämpfer immer im Zusammenhang mit seiner Heimat, seinem Geschlecht. Er lobte ihn auch nicht bloß, sondern flocht Ermahnungen in sein Loblied ein. Die Schicksale und Thaten der Götter und Heroen hält er als Spiegel und Vorbild dem lebenden Geschlecht vor Augen. In der Schilderung dieser Mythen entfaltet er seine ganze poetische Kraft. Fest glaubt er an die Macht der angeborenen Begabung: „Werde was du bist“ lautet einer der vielen tiefsinnigen Aussprüche, die in seinen Liedern begegnen. Alles Gedeihen kommt ihm von den Göttern; sie schildert er in verklärtem Glanz, alles fernhaltend, was mit wahrer Göttlichkeit sich nicht verträgt. Von dem Weiterleben der geläuterten Seele im Jenseits singt er mit Wohllaut und Kraft. Die Welt, in die er einführt, ist die aristokratisch regierte. Er selbst stammte aus vornehmer Familie: so zeigt er uns allenthalben vornehme, reiche Geschlechter, die das Viergespann nähren können. Die Reihe seiner olympischen Siegeslieder beginnt gleich mit Oden auf Hieron von Syrakus und Theron von Akragas. Als Probe sei der Eingang der ersten, dem Hieron geweihten Ode hier mitgeteilt:

> Dir, o Wasser, den Ehrenpreis!
> Doch, wie güldenes Kleinod,
> Nächtlicher Flamme gleich,
> Unter den Schätzen des Hauses hervorstrahlt;
> Also hoffe, trautes Herz, denkst du Feste zu preisen —
> So gewiß am Tag kein Stern in des Äthers weiten Räumen
> Sich an Licht und wärmender Glut mißt mit Helios —

Kein erhabner Fest zu preisen, als das Spiel Olympias.
Aus diesem Born entsprudelt heut der Sängerbrust das welt-
Kundige Lied, das des Kronos Sohn verherrlicht: nahm uns doch
Hieros prachterglänzende Halle gastlich auf.

Bedauerlich bleibt, daß Pindar der großen Bewegung der Perserkriege kalt und fremd gegenüberstand: er war Thebaner, er stand zu Delphi zeitlebens in besonders enger Beziehung, und wir wissen ja, daß Theben es mit den Persern hielt und daß auch das Orakel den Kampf gegen den Großkönig als aussichtslos verwarf.

Bacchylides. Wenn auch nicht an Tiefe der Gedanken, so doch an Fülle des Ausdrucks und Glanz der Sprache darf sich Bacchylides mit Pindar vergleichen. Er war ein Schwestersohn des Simonides, auch er von Keos, auch er ein Sänger des Adels. Vor fünf Jahren wurden in einem ägyptischen Grab ansehnliche Proben seiner Lyrik gefunden, darunter eine Ballade zur Verherrlichung des Theseus, die Professor von Wilamowitz übersetzt hat. Der Kreterkönig Minos fordert den jungen Athener auf, falls er in Wahrheit ein Sohn des Ägeus-Poseidon sei, einen Ring ihm wiederzuholen, den er ins Meer warf:

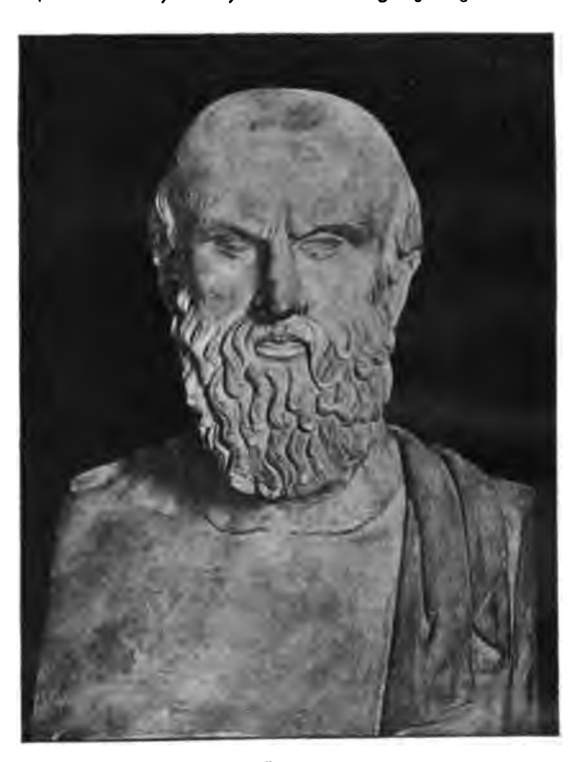
„Und Theseus schrak mit nichten
Zurück. Er trat auf den Bord des Schiffes
Und schwang sich hinunter, willig empfangen
Vom tiefen Walde der Meereswogen . . . .
Und es zitterten all' die Athenerkinder
Da der Held in die See hinabgetaucht war . . .
Doch hurtig trugen den großen Theseus
Die Meerbewohner hinab, die Delphine,
Zum Haus seines Vaters, des Herrn der Rosse.
Und er betrat die Halle der Götter.
Verschüchtert ward er, die Mädchen des Meeres,
Die göttlichen Töchter des Nereus zu schauen.
Wie Feuer strahlte der Glanz ihrer Glieder,
Um ihre Häupter flatterten Bänder,
Von Gold gewirkt; in Spiel und Tanze
Schwangen sie sich auf feuchten Füßen.
Er sah auch des Vaters liebe Gemahlin,
Die mächtigen Augen der hohen Herrin,
Amphitritens, im schmucken Palaste.
Die schlang um ihn einen Purpurmantel,
Und auf das Gelock des Hauptes drückt' sie
Einen buschigen Kranz von Rosenblüten."

Das Meer behielt den wackeren Schwimmer nicht.

„Neben dem schlanken
Buge des Schiffes kam er zu Tage.
An seinem Leibe glänzten die Gaben
Der Göttin. Es jauchzten von ihren bunten
Sitzen die Mädchen in frischer Freude;
Die See erdröhnte; die Knaben drängten
Sich um den Helden mit hellem Heilruf."

Äschylos. Wie sich aus den ausgelassenen Reigentänzen vermummter Bacchosverehrer allmählich in Athen die Tragödie entwickelte, ist früher erzählt worden (vgl. oben S. 245). Thespis soll schon zu Solons Zeiten mit einem Karren, der ihm als Scene (Umkleideraum) diente, durchs Land gezogen und allenthalben mit seinem Chor geschminkter Genossen aufgetreten sein. Phrynichos, sein Schüler, ließ unter anderem die Eroberung von

Milet aufführen und wurde deshalb, wie wir wissen (vgl. oben S. 279), zu einer Geldbuße verurteilt. Aber mit besserem Rechte als Thespis und Phrynichos wird Äschylos der Vater der Tragödie genannt. Er führte den zweiten Schauspieler ein und ermöglichte damit zuerst einen richtigen Dialog. Im Jahre 525 als Sohn altadliger Eltern zu Eleusis geboren, blutete er als tapferer Krieger bei Marathon und nahm teil an den Siegen bei Salamis und Platää. Mit Stolz trug er die Narben der Wunden, die er damals erhielt. Voll feuriger Liebe für den Ruhm Athens und des ganzen Hellenenlandes war er bestrebt, denselben durch seine Werke zu erhöhen.

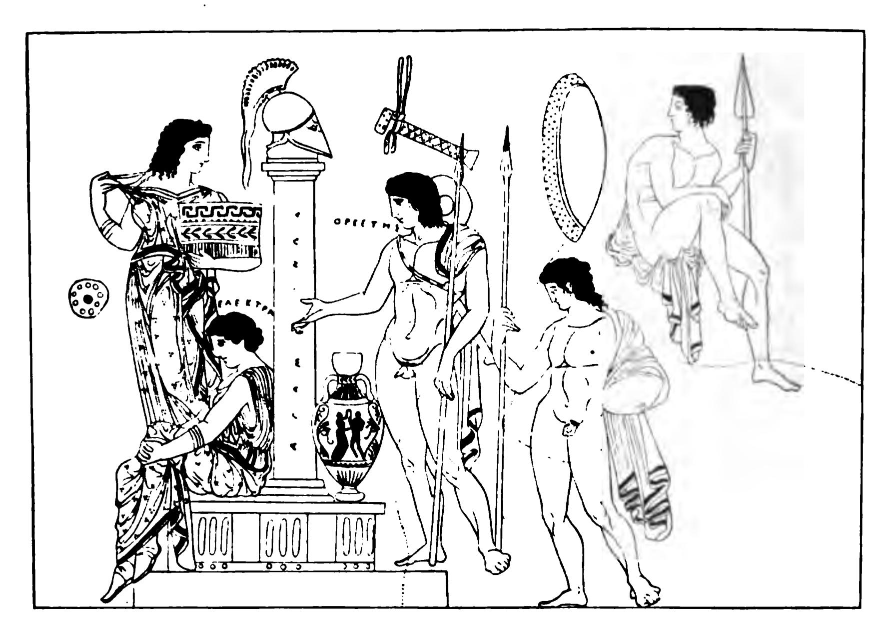


258. Äschylos.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

Ungeheure Schicksale hatten sich vor seinen Augen begeben, ungeheure Schicksale sucht er dichterisch gestaltend zu erfassen. Ein Hauch kriegerischen Feuers flammt durch seine Dramen, so daß es den Zeitgenossen war, als vernähmen sie den Klang der Speere und das dröhnende Schreiten helmbuschumflatterter Mannen. Er liebte es — darin nahe verwandt mit Pindar — die Geschicke großer Herrscherhäuser zu erzählen, um in ihnen das Walten sittlicher Mächte aufzuzeigen. Schilderte Pindar noch mehr die gute alte Zeit vor den Perserkriegen, so ist Äschylos durchaus modern; es gärt in seinen Helden, wie in den Griechen der Befreiung. Nie ward der auf sein Recht pochende, trotzige Mut des menschlichen Geistes, der sich niemals unterwirft, großartiger geschildert als in seinem „gefesselten Prometheus“; angeschmiedet an die Felswand des Kaukasus (vgl. S. 173) lästert wild der Titane:

„So fahr' auf mich zweischneidig des Zorns
Aufflammender Blitz denn herab, und die Luft,
Sie zerreiße vom Krachen des Donners, vom Krampf
Des empörten Orkans, und die Erde zerwühl'
Zu den Tiefen empor aus den Wurzeln der Sturm,
In den Tartaros stürze zerschmettert der Leib;
Doch werd' ich nimmermehr sterben!“

In den „Sieben gegen Theben“ kommt es dem Dichter auf den religiösen Gegensatz zwischen Angreifern und Verteidigern an. Polyneikes und die Seinen mißachten die ungünstigen Opferzeichen und rühmen sich, die Stadt zu nehmen mit dem Willen oder wider den Willen der Götter. Eteokles dagegen weiß sich jenem Übermut gegenüber durch die Gunst der Götter des Sieges gewiß; kämpft er doch für die heimischen Altäre. Die „Perser“ zeigen, wie Xerxes untergehen mußte, weil er Tempel beraubte und den heiligen Hellespont zu fesseln sich vermaß, so daß nun die gekränkten Götter auf der Seite der Hellenen streiten. In den „Schutzflehenden“



259. Scene aus den Choëphoren des Äschylos.

Auf einer unteritalischen Vase.

Am Grabe Agamemnons sitzt Elektra; sie denkt wohl gerade über die Haarlocke ihres Bruders nach, die sie am Grabe gefunden. Orestes, der eben herantritt, wird ihre Zweifel lösen. Das Grab besteht aus einem mit Triglyphen geschmückten Podest, worauf sich eine Marmorstele erhebt, die ein Helm bekrönt. Als Opfergabe steht eine große Amphora auf dem Podest.

landet Danaos mit seinen 50 Töchtern am Strand von Argos, Schutz suchend vor den Söhnen des Ägyptos. Um die Bildsäulen der Götter geschart drohen die Mädchen sich an heiliger Stelle zu ermorden, wenn der König des Landes sie nicht schirme. Dieser läßt es lieber auf einen Krieg mit Ägyptos, als auf eine solche Entweihung der Altäre ankommen.

Die bisher genannten Dramen sind insofern nur Fragment, als Äschylos immer drei Stücke zu einem innerlich geschlossenen Ganzen, zu einer sogenannten Trilogie, zusammenfaßte und nur jeweils ein Stück aus diesen Trilogien auf uns gekommen ist. Nur von einer seiner Trilogien, der „Oresteia“, besitzen wir noch alle drei Stücke, während das burleske

Nachspiel oder Satyrdrama, das jede Trilogie abzuschließen pflegte, auch hier verloren ist. Das erste Stück dieser erhaltenen Trilogie, der „Agamemnon“, erzählt die schreckliche Ermordung des Atriden durch sein Weib Klytämnestra und deren Buhlen Ägisth. Agamemnon fällt, weil er seiner Zeit in Aulis, um die Artemis zu versöhnen, seine Tochter Iphigenie geopfert hatte; der Fluch, der von Tantalos her über seinem Hause schwebte, äußert sich eben darin, daß er, um den Göttern zu gefallen, das Gottlose thun muß. Die



260. Orestes' Sühnung in Delphi.

Rotfigurige, jetzt verschollene Vase.

Orestes kniet vor dem Omphalos (vgl. Abb. 20). Er schaut auf nach Athene, die in reichem Kostüm vor ihm steht. Links vom Omphalos lehnt Apollo an seinem Lorbeerbaum, der mit Binden und kleinen Bildchen behängt ist; Apollo spricht mit einer geflügelten Furie, um deren Körper sich eine riesige Schlange windet. Über dem Omphalos erhebt sich der pythische Dreifuß. Eine zweite Furie, mit Schlangen im Haar und in den Händen, wird darüber sichtbar. Endlich bemerkt man links und rechts in der Höhe die Brustbildchen zweier Personen, die bei der Tempelscene zwar nicht anwesend, aber gemütlich beteiligt waren: links wohl Pylades, rechts vielleicht Elektra.

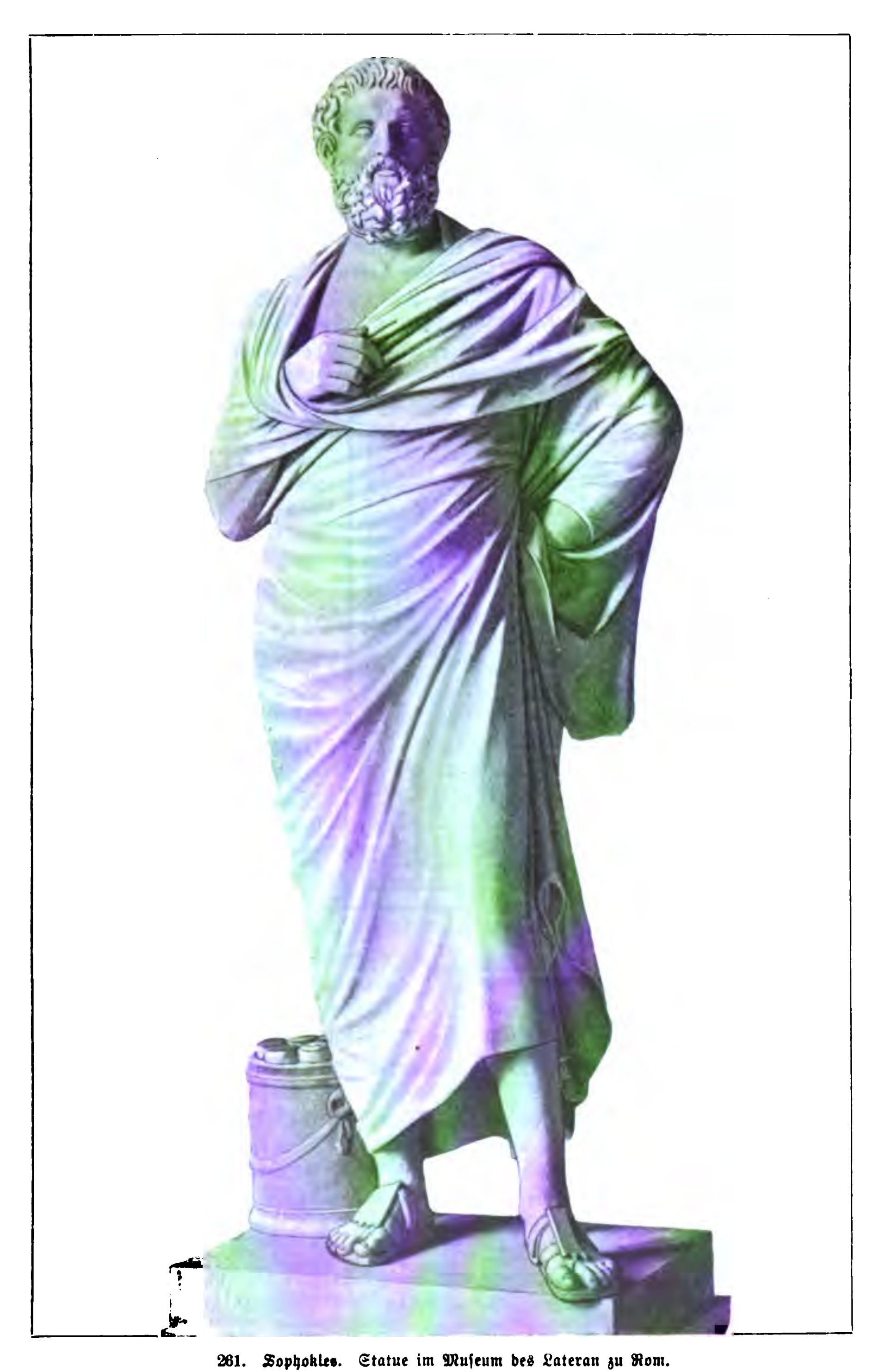
„Choëphoren“ oder Grabspenderinnen zeigen dann, wie der ehebrecherischen Klytämnestra Schicksal sich vollzieht; Apollo selbst treibt den Orestes zum Muttermord an. Aber kaum hat dieser dem Befehl des Orakels entsprochen, da verfällt er den Rachegöttinnen. Im dritten Stück, den „Eumeniden“, sehen wir ihn gehetzt von den Furien, deren Amt es ist, alle Blutschuld zu rächen, weil sonst das Gefüge der Welt auseinanderbräche. In dem Zwiespalt zwischen Apollo, der den Muttermord befohlen, und den Erinyen, die ihn rächen wollen, soll der Areopag Athens entscheiden. Aber seine Stimmen sind geteilt, bis Athene durch einen weißen Stimmstein zu gunsten des Orest den Ausschlag giebt; das Naturrecht der Blutrache erscheint hier überholt durch das Recht der Sühne.

Mehr als 70 Dramen hat Äschylos gedichtet, aber nur diese sieben sind uns erhalten. Schon die Alten fanden, daß er der Fassungskraft seiner Zuhörer ungeheuer viel zumute; die von ihm geschaffene Neuerung, durch alle drei Stücke einer Trilogie denselben Gedanken einheitlich fortzuspinnen, wurde schon von Sophokles wieder aufgegeben.

Vierzig Jahre lang wirkte Äschylos für die tragische Bühne seiner Vaterstadt; dreizehnmal errang er den Preis im Wettstreit mit anderen Dichtern; zuletzt mußte er dem 30 Jahre jüngeren Sophokles den Vorrang lassen. Er ist im Jahre 455 fern der Heimat in Sizilien gestorben, wohin ihn schon vor Jahren die Einladung des kunstsinnigen Hieron einmal geführt hatte, und wohin er im Alter, verstimmt über die zunehmende Demokratisierung Athens, seine Zuflucht nahm; ein Adler, der seinen kahlen Schädel für einen Felsen hielt, soll hoch aus der Luft eine Schildkröte auf ihn haben fallen lassen und so seinen Tod herbeigeführt haben.

Sophokles, der zweite unter den großen tragischen Dichtern der Hellenen, war um 496 in dem attischen Flecken Kolonos geboren. Sein vermögender Vater besaß eine Waffenfabrik und ließ den schönen, vielversprechenden Knaben in allen Künsten und Wissenschaften unterrichten, die freien Bürgern geziemten. Mit 15 Jahren gehörte er als Vortänzer zu der Schar von Jünglingen, die nach dem Seesieg von Salamis den Festreigen aufführten. Zwölf Jahre später erhielt er im dramatischen Wettkampf mit Äschylos den Preis. Auf des Lebens Sonnenseite gewachsen, eine durchaus harmonische, glückliche Natur, brachte er es auf ein liebenswürdiges Alter von 90 Jahren. Dem Perikles stand er persönlich nahe; im Jahre 440 hat er als Stratege neben ihm gegen Samos gefochten (vgl. S. 345). Auch als Schatzmeister des attischen Seebundes war er eine Zeitlang thätig; doch bedeutende Lorbeeren hat er im politischen Leben nicht errungen. Er dichtete im ganzen 123 Dramen, wovon nur sieben auf uns gekommen sind. Die Legende läßt ihn an einer Weinbeere sterben, der letzten Gabe des dankbaren Dionysos, den er durch seine Kunst zeitlebens so geehrt hatte.

Die große Neuerung, die er im Drama aufbrachte, war der dritte Schauspieler. Er konnte infolgedessen zahlreichere Personen auf die Bühne bringen, wenn auch noch immer ein und derselbe Schauspieler mehrere Rollen übernehmen und Kostüm und Maske mehrfach wechseln mußte. Auch die Handlung ließ sich mit drei Schauspielern viel reicher gestalten und mannigfaltiger verwickeln, als Äschylos mit seinen zweien dies vermocht hatte. Der Chor, der bisher entschieden einen zu breiten Raum beansprucht hatte, trat jetzt mehr zurück, der Dialog der handelnden Personen wurde zur Hauptsache. Die Gestalten des Sophokles haben nicht mehr das Titanenhafte, Überirdische, wie die des Äschylos; es sind Menschen, nicht mehr Heroen, aber immer voll Adel und Hoheit. Das Schicksal, unter dem sie leiden und erliegen, erwächst nicht immer aus ihrem Charakter; es ist da als Schickung der allmächtigen Götter und muß getragen werden, ob verschuldet, ob unverschuldet. Das Hauptgewicht legt der Dichter nicht auf die Schilderung dieser Geschicke, sondern darauf, wie der Mensch davon berührt wird. Den Seelenzustand, das Innenleben seiner Helden weiß er mit großer psychologischer Kunst vor uns zu erschließen. Die Empfindungen des modernen Menschen sind ja im



261. **Sophokles.** Statue im Museum des Lateran zu Rom.

Wahrscheinlich Kopie nach der Statue des Sophokles, die neben anderen Dichterstatuen den Zuschauerraum des athenischen Dionysos-Theaters schmückte. Sie bestätigt, daß Sophokles, wie einstimmig überliefert wird, von großer Schönheit war. Sie kann auch zeigen, wie vornehm der griechische Mantel den kleidete, der ihn anzulegen verstand.

ganzen weicher, sein Einblick in den Zusammenhang der Erdendinge ist vielfach ein klarerer, und doch weitet das Pathos der sophokleischen Gestalten auch uns noch die Brust, und wenn seine Helden im erschütternden Untergang echte Größe zeigen, so fühlen auch wir uns erhoben und erbaut. Seinen Volksgenossen aber griff er natürlich noch ganz anders ans Herz, ihnen bereitete er Stunden höchster Weihe und Wonne, und so lange er lebte, hat kein anderer Dichter ihn aus der Liebe der Athener zu verdrängen vermocht.

Drei seiner erhaltenen Tragödien behandeln die Geschicke des Labdakidenhauses (vgl. oben S. 100 ff.). Im „König Ödipus“ entdeckt der unglückliche Sohn des Laios, daß er ahnungslos seinen eigenen Vater erschlagen und seine Mutter gefreit hat und blendet sich dann zur Sühne selbst. Es kam dem Dichter darauf an, in dem Ringen eines starken Mannes gegen ein übermächtiges Geschick ungewöhnliche Kraft zur Anschauung zu bringen. Im Vertrauen auf den Scharfblick seines Geistes — er hatte ja das Rätsel der Sphinx gelöst — nimmt Ödipus selbst die Untersuchung über den Tod des Laios in die Hand und hebt so selbst den Schleier von dem Geheimnis, das ihn vernichtet.



262. Weibliche Maske.

Um so nötiger, als auch die Frauenrollen von Schauspielern, nicht von Schauspielerinnen gegeben wurden.

Im höchsten Alter fühlte Sophokles das Bedürfnis, seinem König Ödipus in einer Art Fortsetzung einen versöhnenden Abschluß zu geben; so dichtete er den „Ödipus auf Kolonos“. Der blinde König, durch unverschuldete Fügungen in schier unerträgliche Qual gestoßen, irrt an der Hand seiner Töchter bettelnd umher, bis er im Eumeniden-Hain zu Kolonos die Gabe eines sanften Todes empfängt. Geläutert durch das Elend, das er wie ein Held getragen, geht der Unseligste aller Sterblichen zur Seligkeit, zum Frieden ein. Das Stück gab dem greisen Dichter Gelegenheit, von der Majestät des Todes unvergleichlich Großes zu singen und seinen Heimatgau Kolonos in stimmungsvollen Hymnen zu preisen.

Das dritte Stück aus diesem Cyklus, „Antigone“, führt uns wieder nach Theben. König Kreon hatte verboten, den Leichnam des Polyneikes, der gegen seine Vaterstadt gekämpft hatte, zu bestatten. Doch die Schwester

des Toten kann dies unnatürliche Machtgebot nicht anerkennen; sie folgt der Stimme ihres Innern und bestattet den Bruder. Kreon verurteilt sie zum Tode, dem sie standhaft entgegengeht; über ihrem Leichnam entleibt sich ihr Geliebter Haimon, Kreons einziger Sohn. Kreons Weib vermag dies nicht zu überleben. Schließlich steht Kreon vereinsamt und gebrochen. Widerstand gegen tyrannische Gewalt, Kampf für die ungeschriebenen ewigen Gesetze der Götter, das ist hier das Thema, ein Thema, das Sophokles mehrfach behandelt hat. Die Hauptrolle ist in den Händen einer Frau; in ihr hat der Dichter sich verneigt vor dem unbeugsamen Gerechtigkeitsgefühl, das so oft in edlen Frauen sich verkörpert. Die Chorlieder der „Antigone" haben von jeher für die Krone dieser Gattung gegolten; keine Übersetzung vermag dem Wohllaut und der Pracht dieser Verse gerecht zu werden, und was Sophokles hier über die Grenzen der Menschheit, die Allmacht der Liebe singt, wird zu allen Zeiten andächtige Hörer finden.

Sein „Aias" spielt im Heerlager vor Troja. Im Wettstreit um die Waffen Achills unterlegen, vergreift sich der gewaltige Telamonier in wahnsinniger Wut an den Tieren der Herde und befleckt so seine Heldenehre. Nach seiner Ansicht giebt es dafür nur eine Sühne: freiwilligen Tod. Nachdem er in rührender Liebe für Weib und Kind gesorgt, stürzt er in sein Schwert. Der „Aias" ist eine Tragödie des verletzten Ehrgefühls; für ein Temperament, wie das des Aias, ist eine andere Lösung in der That kaum denkbar. Die furchtlose Sicherheit, mit der er aus dem Leben scheidet, das Lob, das selbst sein Feind ihm spendet, verleihen ihm echte Heldengröße. Aias stammte von Salamis, und damit war es gegeben, in ihm den Urahnen der Athener liebevoll zu zeichnen. Um so schlechter kommt der Spartaner Menelaos dabei weg; die Spannung, die zwischen Athen und Sparta zu Sophokles' Zeiten bestand, macht sich auch in der Dichtung geltend.

Als 85jähriger Greis errang Sophokles im Jahre 409 den ersten Preis mit seinem „Philoktetes". Die nach Troja fahrenden Griechen hatten diesen Helden, der den Bogen und die Pfeile des Herakles sein eigen nannte, auf Lemnos zurückgelassen, weil eine Wunde am Fuß, die eine Schlange ihm verursacht, einen unerträglichen Geruch verbreitete. Zehn Jahre lang hatte der Kranke auf der menschenleeren Insel gehaust, wie ein Robinson täglich mit der Not des Lebens ringend. Jetzt, nach dem Tod des Aias, brauchte man ihn, um Troja zu gewinnen. Odysseus und Neoptolemos, der ritterliche Sohn Achills, werden nach Lemnos entsendet; schon hat Neoptolemos durch eine erlogene Geschichte den Helden in seine Gewalt bekommen — da bricht der Adel seiner ehrlichen Natur unaufhaltsam sich Bahn und zerstört das ganze von Odysseus so fein gesponnene Lügengewebe. Kein Bitten, kein Drohen vermag Philoktetes' grandiosen Haß gegen die Fürsten der Achäer zu beschwichtigen; Herakles muß als deus ex machina erscheinen, um ihn endlich zur Fahrt ins griechische Lager zu bereden. Die Vorgänge im Gemüt des Neoptolemos und Philoktet bilden den Schwerpunkt des Dramas.

Die „Elektra" erinnert in der Handlung sehr an die „Grabspenderinnen" des Äschylos (vgl. S. 403), nur daß statt des Orest hier seine Schwester in den Mittelpunkt rückt. Unwandelbar treu ihrem ermordeten Vater ist Elektra unversöhnlich verfeindet mit Klytämnestra und Ägisth.

Charaktervoll bis zur Herbigkeit und darin sehr ähnlich der Antigone wehrt sie sich für das Recht der Familie der unnatürlichen Mutter gegenüber. Schließlich nach Scenen banger Ungewißheit erscheint Orestes, mit dem sie ohne jede Regung des Erbarmens den Mordplan gegen die Mutter bespricht und vollführt.

Die „Trachinierinnen“ endlich behandeln das tragische Ende des Herakles. Von einem Feldzug nach dem euböischen Oechalia siegreich heim-



268. Der Zuschauerraum des Dionysos-Theaters zu Athen.

Die Sitzstufen liegen zum Teil unmittelbar auf dem ansteigenden Burgfelsen auf. Jede Stufe diente zugleich als Sitz und als Fußbank für den Hintermann. Treppen zerlegen den Raum in keilförmige Abteilungen, deren es im ganzen 13 waren. Man saß im allgemeinen nach Phylen geordnet. Auf den obersten Reihen befanden sich die Plätze der Frauen. Die Sessel der untersten Reihe waren für die Priester und Priesterinnen, die Archonten, Feldherren und Wohltäter der Stadt, sowie für die Gesandten fremder Nationen reserviert. Im ganzen faßte der Raum 27—30000 Menschen. Erst im 4. Jahrhundert waren diese Steinsitze an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen hölzernen Schaugerüste getreten. Die jetzt noch sichtbaren Trümmer der Bühnenwand stammen sogar erst aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert (vgl. oben S. 381 ff.).

kehrend, erweckt der Held durch die Beutesklavin Jole die Eifersucht der Deianira, die nun das Nessos-Blut hervorholt und ein Festkleid für ihren Gemahl damit tränkt. Kaum hat Herakles das Kleid angelegt, so beginnen jene gräßlichen Qualen, von denen ihn schließlich die Flammen des Scheiterhaufens allein zu befreien vermögen. Deianira aber, der ihr Sohn Hyllos das Schicksal des Herakles mitteilt, wird von Verzweiflung erfaßt; von ihrem Gatten und ihrem Sohn verflucht, endet sie ihr Leben mit eigener

Hand. Sie, nicht Herakles, ist die Hauptperson im Stück, ein echtes Weib, voll hingebender, aber auch eifersüchtiger Liebe.

An Gestaltungskraft der Phantasie und hohem Flug der Gedanken kann sich Sophokles einem Äschylos nicht vergleichen; an Tiefsinn und Witz ist sein jüngerer Zeitgenosse Euripides ihm zweifellos überlegen; aber eines hat er vor beiden voraus, die abgeklärte Harmonie und durchsichtige Verständlichkeit. Wer seine Stücke sah, brauchte den Geist nicht sonderlich anzustrengen. Die Schönheit seiner Verse war auch dem bescheidenen Manne zugänglich. So übte er Einfluß auf die breitesten Kreise aus und erstritt dem Drama im öffentlichen Leben seines Volkes eine Stellung, die es so nie und nirgends wieder erlangt hat.

Die griechische Komödie. Wie die Tragödie, so entstand die Komödie anläßlich der Feste des Dionysos. Da wurden zu Ehren des göttlichen Weinspenders fröhliche Umzüge unter Gesängen lustiger Zechbrüder abgehalten. Der Anführer recitierte dabei burleske Neckereien, Spottgedichte und Schwänke, anfänglich aus dem Stegreif, dann nach sorgfältiger Vorbereitung, um das Spiel und die Mummerei ergötzlicher zu machen. Bald fand sich ein mit natürlichem Witz begabter Chorgenosse, der dem Führer antwortete, und so war der Dialog im Gange.

Bei den dorischen Griechen in Sizilien, wo man mit besonderem Geschick lächerliche Thorheiten auffand und geißelte, erhielt die Komödie zuerst durch den geistreichen Epicharmos kunstgemäße Ausbildung. Noch glänzender entwickelte sie sich seit 470 in Athen, wo Kratinos mit unerschöpflicher Laune seine gepfefferten Schwänke dichtete und es ungeachtet seiner Liebe zum Weine und zu mancher Ausgelassenheit zu hohem Alter brachte. In seinem neunzigsten Jahre verfaßte er noch „Die Weinflasche“, worin er sich selbst mit seinen „zwei Weibern“, der Komödie und der Weinflasche, darstellte.

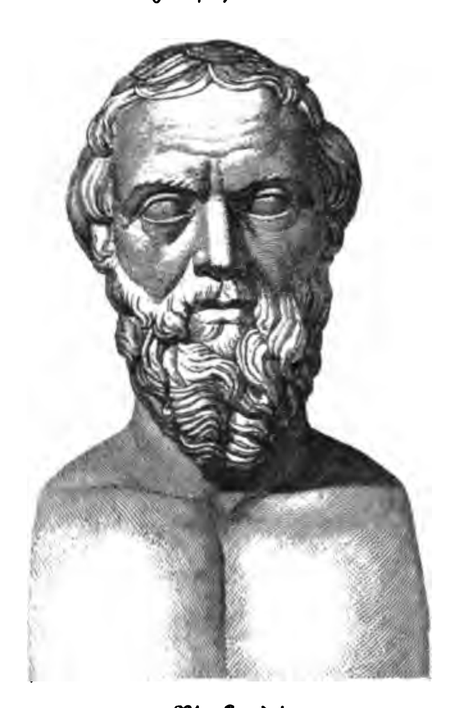
Im tyrannisch regierten Syrakus hatte Epicharm auf die Behandlung politischer Stoffe verzichten müssen; im freien Athen übte die Komödie ihre rücksichtslose Kritik in erster Linie an den öffentlichen Einrichtungen und leitenden Staatsmännern. So stand sie hier mitten im politischen Tageskampf und brachte immer das, was die Gemüter gerade am stärksten erhitzte. Und dabei nahm sie kein Blatt vor den Mund; der ausgelassenen Laune des Bacchos entsprechend nannte sie jedes Ding bei seinem rechten Namen und schreckte auch vor den ärgsten Gemeinheiten in Wort und Pantomime nicht zurück.

Geschichte und Geographie.

Bisher hatten epische Dichtungen, poetische Überlieferungen und Volksgesänge dazu gedient, große Ereignisse und Thaten hervorragender Menschen auf die Nachwelt zu bringen. Daneben wurden namentlich in Sparta, in Argos und in Elis chronologische Listen geführt, die gelegentlich auch noch geschichtliche Notizen enthielten. Aber weder die eine noch die andere Art geschichtlicher Überlieferung konnte einer Zeit genügen, die so Denkwürdiges erlebte wie die Thaten der Perserkriege. Daher versuchten zuerst in Kleinasien wissenschaftlich gebildete Männer, die Ereignisse der Vorzeit und Gegenwart auf eine wirklich geschichtliche Art darzustellen. Ihre Schriften sind größten-

teils verloren gegangen. Doch wurde durch sie Herodot zu seinem großen Geschichtswerke angeregt.

Herodot ist um 485 in der dorischen, aber von ionischer Bildung erfüllten Stadt Halikarnaß geboren. Seine Vaterstadt unterhielt lebhafte Handelsverbindungen mit dem Orient und hatte im Nil-Delta Naukratis mit gründen helfen; so sah sich Herodot auf den Orient und Ägypten früh schon hingewiesen und machte sich in echt ionischer Neugierde auf den Weg, um mit eigenen Augen zu schauen, worüber er von Jugend an soviel zu hören bekam. Er zuerst hat dem Wunderland Ägypten die Aufmerksamkeit gewidmet, die es verdient. Bis in das Herz des persischen Reiches ist er vorgedrungen, Babylon und Ekbatana hat er gesehen; die Küsten des Schwarzen Meeres blieben ihm nicht fremd. Mit offenen Augen sah er die Herrlichkeit des Orients und vergaß doch keinen Augenblick, daß er ein Grieche war. Um das Jahr 444 muß er dann längere Zeit in Athen gelebt und dort in nahen Beziehungen zu Perikles gestanden haben; am Panathenäenfest hat er den Athenern einen Teil seines Geschichtswerkes vorgelesen. Doch sein Wandertrieb und seine Wißbegierde ließen ihn auch hier nicht Wurzel fassen; er zog schließlich nach dem griechischen Westen und ist in der athenischen Kolonie-stadt Thurioi in Unteritalien um das Jahr 425 gestorben.



264. Herodot.
Doppelherme in Neapel, deren anderer Kopf den Historiker Thukydides darstellt (vgl. unten).

Im frischen Gedächtnis seiner Zeitgenossen stand der Zusammenstoß mit der persischen Großmacht; ein würdigerer Gegenstand für seine Feder ließ sich nicht finden. Er hat ihn auf breitester Grundlage behandelt. Er geht von den Lydern aus, die als Vorgänger der Perser die Griechenstädte Kleinasiens unterjochten. Die Lyder werden von den Persern unterworfen; so bringt er nach der lydischen Geschichte die Geschichte der Perser. So oft die Perser ein wichtiges Land von interessanter Eigenart sich unterthan machen, nimmt Herodot die Gelegenheit wahr, es zu schildern; so behandelt er noch im ersten Buche Babylon, widmet das ganze zweite dem Land Ägypten und fährt erst im dritten mit seiner Darstellung der persischen Geschichte fort. Dareios richtet sein Augenmerk auf das Skythenland; Herodot versäumt nicht, über Land und Sitten der Skythen alles mitzuteilen, was er darüber in Erfahrung bringen konnte. Es folgt der Aufstand der Ionier, es folgen

die verschiedenen Unternehmungen gegen Hellas, die in den vier letzten Büchern ihre klassische Darstellung finden. Überall wechselt Erzählung und Schilderung aufs glücklichste ab; zwischen durch enthüllen die handelnden Personen in direkter Rede ihre Ansichten und Pläne. Das Ganze besitzt durchaus die Eigenschaften eines Kunstwerks und erinnert in vieler Hinsicht an die epische Heldendichtung; wie in Homers Odyssee, so werden wir auch in Herodots Geschichtswerk zuerst durch die verschiedensten Länder und Meere geführt, um schließlich einer großen Katastrophe beizuwohnen. An Homer erinnert auch Herodots religiöser Standpunkt; alles führt er auf unmittelbare Einwirkung der Götter zurück und verzichtet deshalb oft auf eine natürliche Erklärung des Zusammenhangs der Dinge. Beachtenswert ist endlich die Ausführlichkeit, mit der Herodot die Länder der Barbaren schildert; offenbar war für sein Publikum die Kenntnis des Orients vor allem wichtig, und wenn wir bedenken, daß er zu einer Zeit schrieb, wo die Athener noch an Ausdehnung ihres Gebiets gegen Osten allen Ernstes dachten und sich in Ägypten in höchst abenteuerliche Unternehmungen einließen, so begreift sich erst ganz die Begeisterung, mit der sein Werk begrüßt wurde.

Wie Herodot, der „Vater der Geschichte“, die Geschichtschreibung gründete, so erweiterte er auch die damit eng verknüpften geographischen Vorstellungen seiner Zeit.

Nach der homerischen Dichtung war die Erde nichts anderes als eine von den Wassern des Ozeans umflossene Scheibe, die wegen der Last des üppigen Pflanzenwuchses der heißen Länder ein wenig nach Süden sich neigen sollte. An die Ränder der Scheibe verlegte die Phantasie der Alten eine Reihe von Wunderländern, das Elysium und die Inseln der Seligen, die glückliche Heimat der Hyperboreer und die heißen Sitze der Äthiopen. Dort, an den äußersten Grenzen der Erdscheibe, dachte man sich die höchste Fruchtbarkeit und das mildeste Klima, und den Bewohnern dieser Wunderlande traute man die größte physische Kraft und die reinsten Sitten zu. Durch Herodots Reisen und Forschungen ward die Vorstellung von Afrikas Ausdehnung bedeutend berichtigt. Während ehedem der Atlas und Theben als südliche Endpunkte des dunklen Erdteils galten, zog Herodot die Grenze im Bogen von den Säulen des Herakles nach dem jetzt als Kap Guardafui bekannten östlichsten Vorgebirge Afrikas. Freilich hielt auch er noch die Erde für eine ovale Scheibe; aber wie sorgfältig zum Teil seine Erkundigungen waren, haben die neuesten Forschungen nach den Quellen des Nil bewiesen. Er wußte von den Seen im äthiopischen Alpenlande, wo sich die Hauptquellen des Stroms befinden. Er war bis an die äußerste Südgrenze Ägyptens, vielleicht noch weiter gekommen und hatte dort Nachrichten eingesammelt, die für die Wissenschaft das größte Interesse besitzen. Herodot war es, der Indien mit dem Indus in den Kreis der geographischen Betrachtung zog, der den arabischen Meerbusen und das erythräische Meer dem bekannten Erdkreise hinzufügte, der die Küstenformen Europas zuerst mit annähernder Richtigkeit auffaßte.

Überhaupt hatte sich der Gesichtskreis der Hellenen bedeutend erweitert, die Zahl der fabelhaften Länder und Völker sich mehr und mehr verringert. Die Ergebnisse der Entdeckungsreise, welche der Grieche Skylax unter

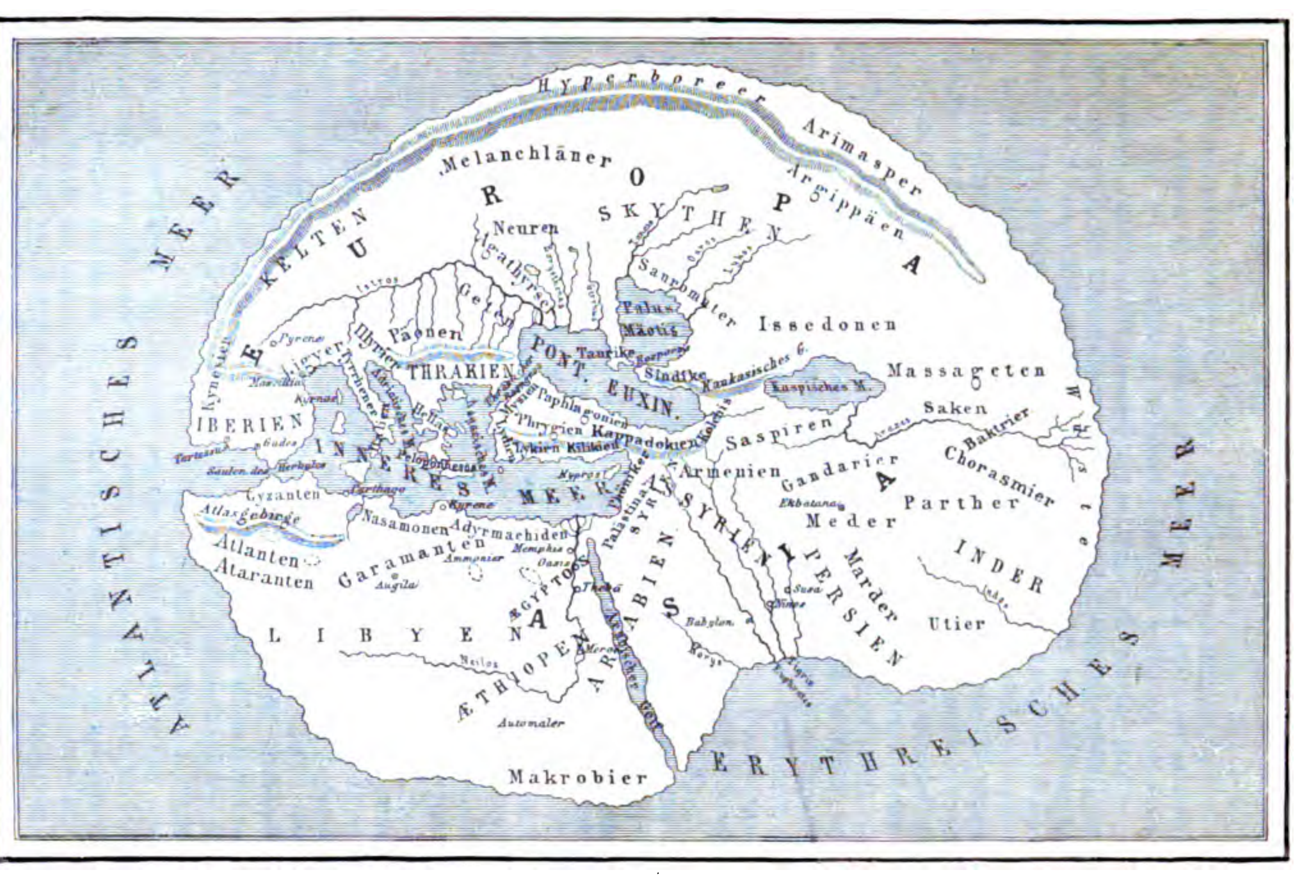
Dareios auf dem Indus die südlichen Küsten entlang und zurück durch das Rote Meer unternommen hatte, wurden auch in Griechenland bekannt. Auch von den Fahrten der Phönizier nach dem reichen Tartessos in Hispanien wußte man Bescheid; waren doch selbst phokäische Schiffer dort gewesen und hatten von dem mächtigen König **Arganthonios** ansehnliche Schätze erhalten. Was jenseits der Meerenge von Gibraltar lag, davon scheinen sie nur unbestimmte, zum Teil fabelhafte Nachrichten erhalten zu haben; aber die Ostküste



265. Karte der Erdscheibe nach Homer.

von Spanien, die Südküste von Gallien, wo die phokäische Kolonie Massilia blühte, hatten sie längst kennen gelernt.

Von den nordeuropäischen Ländern dagegen hatte man keinerlei zuverlässige Kenntnis; und doch besuchten schon phönizische Handelsleute fleißig die Küste der Ostsee, wo der kostbare Bernstein gefunden wurde. Aber sie bewahrten das Ziel und die Richtung ihrer abenteuerlichen Fahrten aus Handelseifersucht als Geheimnis, so daß die wißbegierigen Hellenen nichts davon erfuhren.



286. Die Erde nach Herodot.

Philosophie, Naturwissenschaft und Rhetorik.

Auch die Philosophie arbeitete im 5. Jahrhundert rastlos an ihren Aufgaben weiter, wenn auch ihre eigentlich klassische Zeit erst anheben sollte, als es mit der politischen Blüte Griechenlands vorbei war.

Nach wie vor bleibt Jonien ein Hauptsitz philosophischen Denkens. Aus dem jonischen Ephesos stammt **Heraklit**, ein vornehmer Gelehrter von höchster Originalität, der um 470 gestorben ist. Er beobachtete zuerst die Thatsache, daß alle Dinge auf Erden in rastloser Veränderung begriffen sind, und indem er nun die Tragweite seiner Beobachtung maßlos überschätzte, kam er zu dem Satze: Alles fließt, nichts dauert; Bewegung, Veränderung ist alles; einen Zustand, ein wirkliches Sein giebt es nicht, und wo etwas zuständlich zu beharren scheint, da liegt eine Täuschung unserer Sinne vor. Diese rastlose Bewegung stellte er sich unter dem Bild des Feuers als dem Inbegriff der Beweglichkeit vor. Er beobachtete ferner, daß der Wechsel der Weltdinge sich in immer wiederkehrenden Formen gesetzmäßig vollzieht: so ahnte er schon, was wir Naturgesetze nennen. Das ewige Auf und Nieder in der Natur, das Verdrängen der einen Erscheinung durch immer eine neue, begriff er glücklich unter dem Bilde des Krieges: der Krieg ist ihm der Vater des Alls.

Der vollkommene Antipode Heraklits ist der gleichzeitig lebende und lehrende **Parmenides** aus Elea in Unteritalien, der Begründer der eleatischen Schule. Er knüpfte an Xenophanes und seinen unveränderlichen Urstoff an (vergl. o. S. 271). Alles Denken, so lehrte er, bezieht sich auf etwas Vorhandenes; es ist widersinnig, von etwas Nichtseiendem auch nur zu reden. Etwas ist schön oder unschön, wahr oder unwahr, aber unter allen Umständen ist es. Das einheitliche Merkmal aller Dinge bei all ihrer Verschiedenheit ist eben dies, daß sie sind. Dies Sein allein ist; das Werden und Vergehen ist nur Täuschung unserer Sinne und in Wahrheit nicht vorhanden.

Zeno, der Schüler des Parmenides, suchte diese gewagten Sätze dadurch noch fester zu begründen, daß er alle gegenteiligen Ansichten geistreich in die Enge trieb. Vielfach kam er dabei auf sonderbare Spitzfindigkeiten hinaus; so wenn er haarscharf bewies, daß Achill bei all seiner Schnelligkeit eine Schildkröte niemals einholen könne, oder daß ein fliegender Pfeil in Wahrheit sich in Ruhe befinde; aber für die Erkenntnis der Gesetze des menschlichen Denkens, für die sogenannte Logik, und ebenso für die Kunst des wissenschaftlichen Beweisens, von den Griechen Dialektik genannt, hat der Mann Unvergleichliches geleistet.

Mit ihrer Lehre vom alleinigen Sein standen die Eleaten im denkbar schroffsten Gegensatz zu Heraklit und seinem ewigen Werden. Die folgende Generation hat zwischen beiden Richtungen zu vermitteln versucht; sie ging dabei von dem sicheren Bewußtsein aus, daß einerseits der Begriff des Seins sich nicht wohl leugnen lasse, daß aber andererseits auch das Geschehen eine aus der Welt nicht fortzuschaffende Thatsache ist. Wie erklärt sich aus dem Sein das Geschehen? Das war jetzt die große Frage.

Empedokles aus Agrigent, der erste dorische Philosoph, von dem wir wissen, löste diese Frage folgendermaßen. Ein eigentliches Entstehen und Vergehen giebt es nicht. Jedes Entstehen ist vielmehr eine Mischung von an und für sich unveränderlichen Stoffen; jedes Vergehen eine Entmischung dieser Stoffe. Aus dieser räumlichen Bewegung des sich Mischens und Entmischens erklärt sich ihm der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Dinge. Solcher unveränderlicher Stoffe oder Elemente nahm Empedokles vier an: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die treibende Kraft aber, die zum Mischen und Entmischen der Elemente führt, ist ihm Liebe und Haß; zum erstenmal unterschied er so Stoff und Kraft. Auch unsere Wahrnehmungen beruhen nach ihm auf solchen Mischungen: kleinste Teile der wahrzunehmenden Dinge dringen in Ohr und Nase ein, und die Folge ist, daß wir hören, beziehungsweise schmecken.

Ein Geistesverwandter des Empedokles war **Anaxagoras** aus Klazomenä in Jonien. Er lebte seit 450 in Athen, als Freund des Perikles und Mittelpunkt eines vornehmen Kreises hochbedeutender Männer. Auch er hält Entstehen und Vergehen für Schein und Täuschung; auch er erklärte beides aus Mischung und Entmischung unveränderlicher Elemente. Nur die Vierzahl derselben fand er willkürlich und forderte ihrer ebensoviele, als es verschiedene Eigenschaften an den Dingen giebt — also unzählig viele. Die mischende Kraft ist bei ihm ein Element für sich, und zwar das wichtigste von allen, das in allen Mischungen sich findet und sie alle als bewegender Reiz umspielt. Da die Mischungen sich zweckmäßig vollziehen, so muß auch dies Bewegungselement ein zweckthätiges sein: er nannte es Denkstoff oder Nus. Gegner von Perikles und ihm behaupteten, er habe damit einen neuen Gott eingeführt, und machten ihm daher wegen Gotteslästerung den Prozeß: im Jahre 434 mußte er Athen verlassen.

Auch **Leukippos** aus Abdera stand in der Hauptsache auf den Schultern der Eleaten. Er dachte sich die stoffliche Welt aus unendlich kleinen, nicht weiter teilbaren Stoffteilchen oder Atomen zusammengesetzt und rettete alle Eigenschaften, die von den Eleaten dem Sein überhaupt beigelegt wurden, für diese seine Atome. Sie sind ewig und unveränderlich; aus der verschiedenen Anzahl derselben und aus der verschiedenen Art, wie sie im Raume gruppiert vorkommen, müssen sich alle Eigenschaften der Dinge erklären lassen. Der Gedanke erwies sich als einer der fruchtbarsten: mit Atomen arbeitet bekanntlich auch heute noch die Wissenschaft.

Es war früher schon von **Pythagoras** die Rede (vgl. oben S. 271); es erübrigt von der Thätigkeit seiner sehr ausgebreiteten Schule zu reden. Die Schüler des Pythagoras widmeten sich teils dem ärztlichen Beruf, teils pflegten sie mathematisch-astronomische Studien. Die Zahlen und ihr Wesen beschäftigten ihr Denken: sie entdeckten die Prim- und Quadratzahlen, und auch der berühmte pythagoreische Lehrsatz macht ihrem mathematischen Können alle Ehre. Die Thatsache, daß die Saiten der Leier durch die zahlenmäßig bestimmbare Verschiedenheit ihrer Länge den musikalischen Wohllaut erzeugen, machte sie auf die Bedeutung der Zahlenverhältnisse überhaupt aufmerksam. Sie ahnten bereits, daß sich die Naturgesetze auf mathematische Formeln müßten bringen lassen. Wie alle ihre Vorgänger, so übertrieben auch sie aufs

einseitigste ihre glückliche Beobachtung und behaupteten kurzweg: alles ist Zahl, das Wesen der Dinge ist lediglich durch Zahlen bestimmt, die Zahlen sind die Urbilder aller Dinge. Von solcher Anschauungsweise kamen sie dann zu allerhand phantastischer und geheimnisvoller Zahlensymbolik, die wissenschaftlich völlig wertlos war.

Die meisten dieser Denker haben neben dem Denken selbst auch das naturwissenschaftliche Erkennen ihrer Zeit erfreulich gefördert. Besonders war der gestirnte Himmel Gegenstand eifriger Forschungen. Anaxagoras z. B. wußte schon die Verfinsterungen richtig zu erklären; und vor allem glänzten die Pythagoreer durch astronomisches Wissen. Die Erde erklärten sie mit aller Bestimmtheit für eine Kugel. Die Planeten aber lassen sie wie auch die Erde an durchsichtigen Kugelschalen um ein Zentralfeuer sich bewegen, wobei die Abstände der in einander steckenden Kugelschalen gewissen einfachen Zahlenverhältnissen entsprechen, so daß der Umschwung all dieser Kugelgehäuse ein musikalisch wohlklingendes Geräusch, die sogenannte Sphärenharmonie, erzeugt.

Das größte Verdienst dieser Philosophen bleibt aber doch, daß sie die Kunst gesetzmäßigen Denkens und wissenschaftlichen Beweisens, oder griechisch gesprochen, daß sie Logik und Dialektik ungemein gefördert haben. Das hatte sehr auch seine praktische Seite. Denn Logik und Dialektik sind nun doch einmal unentbehrliche Vorbedingungen für eine überzeugende Beredsamkeit, und je mehr diese eine Macht im griechischen Leben wurde, um so mehr mußte man auch den Wert der Philosophie als Lehrmeisterin der Rhetorik zu schätzen wissen. Besonders war das im demokratischen Athen der Fall, wo sich ohne Beredsamkeit ein maßgebender Einfluß auf das souveräne Volk nicht ausüben ließ. Hier in Athen hat denn auch seit 450 die Beschäftigung mit philosophischen Problemen immer weitere Kreise erfaßt; hier sollte, wie die dichtende und bildende Kunst, so auch das philosophische Denken um die Wende des Jahrhunderts seine höchsten Triumphe feiern. Doch davon wird später an seinem Platz die Rede sein.

Siebenter Abschnitt.

Die Zeit des peloponnesischen Krieges.

Die ersten zehn Kriegsjahre.


uf Athen richten wir zuerst unsere Blicke, indem wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen. Hoch ragt es über alle griechischen Staaten empor durch seine Machtentfaltung, seinen Reichtum, durch den Ruhm seiner Staatsmänner, Helden und Künstler. Unbezwingliche Mauern umschließen Stadt und Hafen, athenische Handelsflotten bringen den Überfluß entfernter Länder, und athenische Trieren beherrschen die Meere. Hierzu kommt der Glanz der Kunstwerke, der Scharen von Fremden aus entlegenen Ländern herbeilockt. Denn mit den Propyläen, dem Parthenon und so vielen anderen Schöpfungen des attischen Geistes ließ sich in weiter Welt nichts anderes vergleichen. Noch aber lebte und lenkte den Staat der große Perikles, und der Friede, welcher ohne namhafte Störung seit 445 in Griechenland herrschte, begünstigte das Walten und Schaffen dieses hochbegabten Staatsmanns zur Förderung des Ruhmes und der Wohlfahrt der Stadt am Ilisos. Aber nach zehn Jahren ungestörten friedlichen Gedeihens traten Ereignisse ein, welche den inneren Hader in Hellas von neuem entflammten.

Korinth gegen Korkyra. Eifersüchtig hatten die lakedämonischen Machthaber die auswärtigen Unternehmungen der Athener, die Vermehrung ihrer Flotten und Kolonien beobachtet; aber sie verhielten sich als müßige, wenn auch mißgünstige Zuschauer ruhig, da Sparta zunächst nicht unmittelbar berührt wurde. Sie wiesen sogar die um Hilfe bittenden Samier ab, weil namentlich Korinth aus Furcht vor der überlegenen athenischen Seemacht zum Frieden riet. Daß man endlich doch zu den Waffen griff und den Krieg begann, der Griechenlands Blüte vernichtete, beruhte auf zwei zufälligen Anlässen.

Korkyra, das jetzige Korfu, besaß an der illyrischen Küste die Pflanzstadt Epidamnos, das spätere Dyrrhachium, heutige Durazzo. Die Demokraten in Epidamnos vertrieben nun im Jahre 435 die Aristokraten aus der Stadt, die Vertriebenen verbündeten sich mit illyrischen Horden und suchten so

ihre Rückkehr zu erzwingen. Die bedrängten Demokraten wandten sich nach Korkyra um Hilfe; als sie dort abgewiesen wurden, fuhren sie auf den Rat des delphischen Orakels weiter nach Korinth, der gemeinsamen Mutterstadt von Korkyra und Epidamnos. Die Korinther berieten über den Antrag und waren um so einmütiger bereit, demselben Folge zu geben, als sie dadurch eine Demütigung ihrer stolzen Tochterstadt Korkyra herbeizuführen hofften. Unter den zahlreichen Kolonien nämlich, die sich von Korinth aus an den westlichen Küsten angesiedelt hatten, war Korkyra bei weitem die blühendste. Voll Vertrauen auf ihre Seemacht hatten die Insulaner jedes Band der Abhängigkeit von der Mutterstadt gelöst; sie traten den Ansprüchen Korinths auf Oberhoheit mit offener Widersetzlichkeit entgegen und schädigten namentlich den korinthischen Handel. Ihr Trotz sollte gebrochen, ihr Widerstand überwältigt werden. Korinthische Ansiedler und Besatzungstruppen zogen also auf dem Landwege über Apollonia dem bedrängten Epidamnos zu Hilfe. Da mußten die Belagerer, Verbannte sowohl als Illyrier, der überlegenen Macht weichen. Erstere aber riefen nunmehr Korkyra zu Hilfe, und dies Mal nicht vergebens; die Insulaner erschienen mit 40 Schiffen vor der Stadt, begannen die Belagerung und forderten den Einlaß der Verbannten und Abzug der Korinther. Nach vergeblichen Unterhandlungen erklärten letztere der Stadt Korkyra offen den Krieg und sandten eine starke Flotte aus zum Entsatz von Epidamnos. Am Ausgang des ambrakischen Golfes stieß dieselbe auf die korkyräische Macht und erlitt eine Niederlage, die sie zur Rückkehr zwang. Die belagerte Stadt mußte sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben.

Korinth konnte die Schmach nicht auf sich sitzen lassen und begann jetzt gewaltige Rüstungen. Ambrakia, Elis und andere Bundesgenossen wurden aufgefordert, Schiffe und Streiter zu senden; denn es war darauf abgesehen, Korkyra völlig zu demütigen. Die also bedrohte Stadt sah sich nach Hilfe um und wandte sich nach Athen, der ersten Seemacht von ganz Hellas. Vor versammeltem Volke wurde hier die Sache verhandelt und beschlossen, mit Korkyra ein Defensivbündnis zur Abwehr feindlicher Angriffe auf das unmittelbare Gebiet der beiden verbündeten Staaten abzuschließen, nicht aber, die Korkyräer förmlich in den attischen Seebund aufzunehmen. Zugleich ging ein Geschwader von zehn athenischen Trieren in See, um den Feind zu beobachten.

Die korinthische Flotte ließ nicht lange auf sich warten. Es waren 150 Trieren, die in der Bucht von Cheimerion südöstlich von Korkyra vor Anker gingen. Ihnen gegenüber nahmen die Korkyräer mit 110 Schiffen bei den Sybota-Inseln Aufstellung; auf ihrem rechten Flügel standen die zehn athenischen Schiffe. In der Frühe des Morgens kam es zur Schlacht. Nach alter Weise rannten beide Flotten gegeneinander an, die Schiffe stießen krachend mit den Vorderteilen aufeinander; die Schützen und Hopliten, welche die Verdecke besetzten, kämpften wie zu Land, die Fahrzeuge wurden nicht als Waffe gehandhabt, sondern dienten nur als Kampfplatz für die streitende Mannschaft. Die athenischen Trieren nahmen zunächst am Kampfe keinen thätigen Anteil, sondern suchten nur durch Scheinangriffe die Aufmerksamkeit des Feindes zu teilen. Als sie aber sahen, wie die Flotte der Korkyräer nach einigen Vorteilen auf dem linken Flügel durchbrochen, zersprengt und unter großem

207. Korfu von der Insel Vido aus gesehen (vgl. Abb. 8).

Blutvergießen verfolgt wurde, suchten sie zu retten, was noch zu retten war. Das Glück des Tages konnten sie freilich nicht mehr wenden. Nachmittags rückten die Korinther von neuem aus, um die Landung auf der Insel zu versuchen. Die verzweifelten Korkyräer, so sehr sie auch durch die Niederlage geschwächt waren, beschlossen, lieber ein zweites Treffen zu wagen, als den Feind auf dem heimatlichen Boden festen Fuß fassen zu lassen.

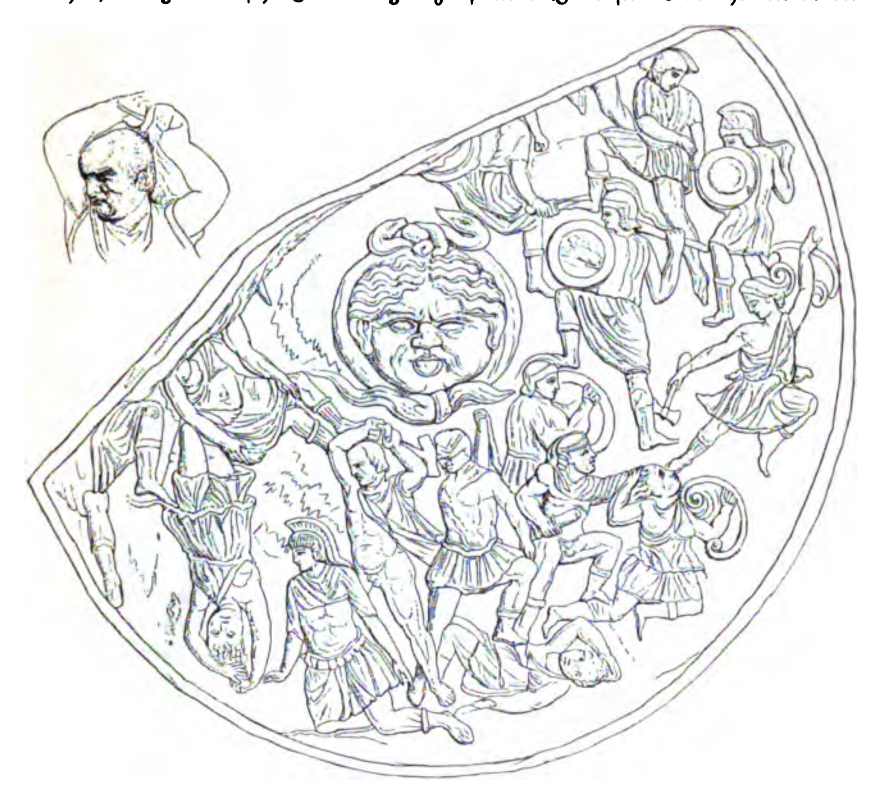
Schon ertönte der Päan auf beiden Seiten, schon sahen sich die Insulaner überflügelt, da begannen plötzlich ihre Gegner langsam rückwärts zu rudern. Sie hatten guten Grund zum Rückzug, denn sie erblickten ein Geschwader von 20 neuen athenischen Schiffen, das zum Schutze der Insel heransegelte und sich mit den Korkyräern vereinigte. Die Peloponnesier gaben deshalb weiteren Kampf auf; sie fuhren, von den Feinden nicht gestört, heimwärts und entflammten in Korinth den alten Haß gegen Athen, den bisher die großen Vorteile des ungestörten friedlichen Verkehrs zurückgehalten hatten.

Athen gegen Potidäa. Eine Gelegenheit, der Feindin zu schaden, bot sich bald. Auf der westlichsten von den drei Halbinseln der Chalkidike lag die bedeutende Stadt Potidäa, ursprünglich eine Kolonie von Korinth, seit langer Zeit aber in Abhängigkeit von Athen. Diese Stadt bewog der König Perdikkas II. von Makedonien im Jahre 432 zum Abfall von ihrer Gebieterin. Ein athenisches Geschwader, dem bald ein zweites nachfolgte, ging sofort in See, um sowohl den König als die Aufrührer zu züchtigen. Da ward Thermä erobert, Pydna belagert, Reiterei angeworben und der Marsch der Küste entlang in drei Tagen nach Potidäa bewerkstelligt. Inzwischen war daselbst von Korinth ansehnliche Hilfe unter dem tüchtigen Führer Aristeus angekommen. Ein hitziges Treffen erfolgte, in welchem Aristeus, obgleich auf seinem Flügel siegreich, doch endlich zum verlustvollen Rückzug in die Stadt genötigt wurde. Die Athener, durch neuen Zuzug von allen Seiten verstärkt, schlossen jetzt Potidäa ein und hofften dadurch die baldige Übergabe zu erzwingen. Allein Aristeus vereitelte alle Angriffe durch kunstreiche Maschinen und wußte durch unerwartete Ausfälle zur See Lebensmittel einzubringen, so daß die Belagerung sich hinzog.

Jetzt merkten die Korinther, daß sie allein Athen nicht gewachsen waren, und sahen sich nach Hilfe um. Ihre Abgesandten gingen nach Sparta, um den gesamten peloponnesischen Bund zum Beistand aufzufordern. Sie schilderten das Unrecht, das sie erlitten hätten, und schürten zum Kriege. Zufällig waren auch gerade athenische Gesandte in Sparta, die sich in einer Lobrede auf Athen ergingen, und die Spartaner beschworen, sich doch nicht für die Interessen anderer in einen Krieg mit ungewissem Ausgang zu stürzen. Dem stimmte der König Archidamos bei und mahnte zur Vorsicht. Dagegen ließ sich der Ephoros Sthenelaidas folgendermaßen vernehmen: „Ich verstehe nicht die langen Reden der Athener, die reichlich genug sich selbst gerühmt, aber den Vorwurf begangenen Unrechts nicht entkräftet haben. Wenn sie sich früher in den Perserkriegen als Wohlthäter bewiesen und nun Übelthäter geworden sind, so verdienen sie doppelte Züchtigung. Wir aber sind dieselben geblieben. Und wir haben treue Bundesgenossen, die wir nicht der athenischen Willkür preisgeben dürfen. Entscheidet über Krieg und Frieden, wie es Spartanern ziemt."

Die überwiegende Mehrzahl stimmte dafür, daß die Athener den Frieden gebrochen hätten. In gleicher Weise entschied die Versammlung von Abgesandten sämtlicher Bundesgenossen, welche nach dem Isthmus berufen wurde. Die Hoffnung, das stolze Athen entscheidend zu demütigen, überwog die Furcht vor den Wechselfällen des Krieges.

Umtriebe gegen Perikles. Dreimal gingen die Boten von Sparta nach Athen, um gebieterische Forderungen zu stellen. In erster Linie hatten es die



268. Schild der Athena Parthenos des Phidias.

Nachbildung im Britischen Museum zu London. Nach Gerhard.

In dem kahlköpfigen Alten, der oben links noch einmal besonders abgebildet ist, glaubt man den Phidias erkennen zu dürfen.

Lakedämonier im Einverständnis mit einem Teile der oligarchischen Partei in Athen auf den Sturz des Perikles abgesehen und verlangten die Austreibung der Alkmäoniden, auf denen noch immer die alte kylonische Blutschuld laste. Die Forderung war offenbar gegen Perikles, einen Abkömmling dieses Geschlechts, gerichtet, wurde aber mit der stolzen Antwort zurückgewiesen, die Lakedämonier sollten zuvor die im eigenen Lande verübten Frevel sühnen.

Der Angriff war verwünscht schlau berechnet. Denn es fehlte dem Perikles durchaus nicht an Gegnern in Athen. Das hatte sich in den letzten

Jahren mehrfach gezeigt. So bald nach 438 im Prozeß gegen Phidias. Unter der Beschuldigung, bei der Herstellung der Athena Parthenos Gold und Elfenbein unterschlagen zu haben, wurde der Meister ins Gefängnis geworfen. Er ließ zwar, um die Verleumder zum Schweigen zu bringen, die Goldzier von der Statue abheben und ihr richtiges Gewicht auf der Wage feststellen. Aber der Neid fand bald eine andere Schuld. Der Meister hatte sein und des Perikles Bildnis auf dem Schild der Göttin inmitten einer Amazonenschlacht angebracht, und zwar sich selbst als kahlköpfigen, einen Hammer schwingenden Alten, seinen Freund als jugendlich schönen Kämpfer (vgl. Abb. 268). Das erklärten die Ankläger für Götterfrevel. Phidias konnte die Thatsache nicht leugnen. Er starb im Gefängnis, noch ehe die Untersuchung gegen ihn beendet war. Das ganze Verfahren war aber zugleich ein empfindlicher Schlag gegen Perikles, den man in seinem Freund zu treffen wußte.

Ähnlich lag es beim Prozeß gegen den Philosophen Anaxagoras (vgl. oben S. 415), der um das Jahr 436 der Gottlosigkeit bezichtigt und zur Flucht aus Athen gezwungen wurde. Anaxagoras hatte zu dem Kreise gehört, in dem Perikles am liebsten verkehrte; man konnte den leitenden Staatsmann nicht wohl empfindlicher kränken, als indem man über seine nächsten Freunde den Stab brach.

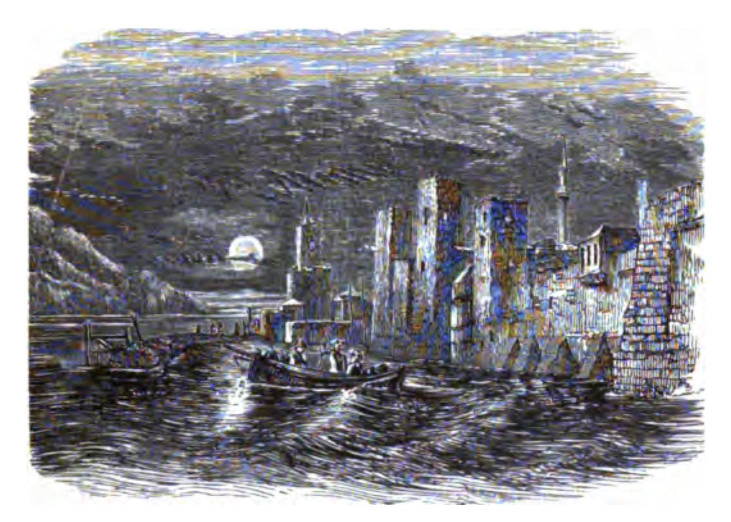
Aber es sollte noch schlimmer kommen; seine Gegner verfolgten ihn bis in den stillen Frieden seines Hauses. Er war mit Aspasia (vgl. Abb. 202) aufs glücklichste vermählt. Sie war schön und geistreich; aber sie war eine Milesierin, und das konnten ihr manche Leute nicht verzeihen. Die Ehe mit der Ausländerin war nach athenischen Begriffen nicht rechtskräftig. Aspasia war der belebende Mittelpunkt des perikleischen Hauses, höchst aufgeklärt und für eine athenische Bürgersfrau reichlich emanzipiert; es war ein Leichtes, sie der Götterverachtung und Unehrbarkeit anzuklagen. Perikles trat für sein geliebtes Weib selbst in die Schranken und sprach gegen die Anklage mit solcher Wärme, daß Aspasia in der That freigesprochen wurde. Aber ein bitterböser Eindruck blieb ihm doch davon; er fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. So war es ihm wie eine Erlösung, als der doch unvermeidliche Krieg mit Sparta fürs nächste den Umtrieben seiner Gegner ein Ziel setzte.

Ausbruch des Krieges. Die Gesandten der Lakedämonier waren, wie erzählt, mit ihrer ersten Forderung abgewiesen worden; es erging ihnen nicht besser, als sie zum zweiten- und drittenmal erschienen und forderten, daß die Belagerung von Potidäa aufgehoben, Ägina freigegeben und den Bürgern von Megara, denen wegen ihrer feindseligen Gesinnung jede Handelsverbindung mit Athen bei Todesstrafe untersagt war, der Verkehr mit Athen und seinen Kolonien wieder gestattet werde. Die letzte Forderung der Peloponnesier ging geradezu dahin, daß Athen seine Bundesgenossen frei geben solle.

„Nicht um diese Punkte handelt es sich“, rief jetzt Perikles in der Volksversammlung, „sondern darum, ob wir Bürger eines freien und mächtigen Staates bleiben wollen; denn wenn wir jetzt dem herrischen Belieben Spartas nachgeben, so werden bald neue Forderungen gestellt werden. Bleiben wir aber jetzt standhaft, so werden die Peloponnesier vielleicht unser Land verwüsten, aber wir haben diese unbezwingliche Stadt, diese feste Burg, die

Athene selbst beschützt; wir haben außerhalb von Attika noch Inseln und Küstenstriche in Menge, und unseren Flotten sind alle Gestade des Feindes preisgegeben. Klagt nicht um den Verlust an Land und Häusern; spart eure Klagen vielmehr für die Männer, die der Krieg fällt. Die Männer sind nicht des Landes wegen da, das Land ist da wegen der Männer. Ginge es nach meinem Willen, so würden wir unser Land selbst verwüsten. Unsere Väter verließen einst Haus und Hof und diese ruhmvolle Stadt. Wir haben größere Macht; laßt uns auch ihren Mut haben und dem Feinde kühn entgegentreten, damit wir unseren Nachkommen einen freien und ungeschwächten Staat überliefern."

In diesem Sinne wurde das spartanische Ultimatum beantwortet. Weitere Verhandlungen fanden nicht mehr statt, man rüstete beiderseits zum



269. Modon, das alte Methone.
Nach einem alten Bild aus türkischer Zeit.

Kriege. Die Peloponnesier vertrauten auf ihre große Macht und Waffenübung zu Lande, die Athener auf ihre feste Stadt, ihre Bundesgenossen, freie sowohl als abhängige, ihre Flotten und vor allem ihren Kriegsschatz von 6000 Talenten (über 28 Millionen Mark), den Perikles bei allem Aufwand erspart hatte.

Der erste Feldzug (431). Ohne vorausgegangene Kriegserklärung thaten 300 Thebaner den ersten Schlag, indem sie bei Nacht die Stadt Platää überfielen und bis zum Markte vordrangen. Sie erwarteten hier Verstärkung; allein Sturm und Regen und der angeschwellte Asopos hielten die thebanische Hauptmacht auf; daher wurde die eingedrungene Hoplitenschar mit Anbruch des Tages von den Bürgern angegriffen, gefangen genommen und in unsinniger Leidenschaft alsbald niedergemetzelt. Eine von Athen gesandte Besatzung sicherte die Stadt vorläufig gegen weitere Angriffe der Thebaner.

Die Peloponnesier veranstalteten indessen große Rüstungen zur See; zugleich setzte sich das Landheer unter Anführung des spartanischen Königs Archidamos in Bewegung und rückte langsam vor die Grenzfestung Önoë am Fuße des Kithäron und nach erfolgloser Belagerung derselben in die Ebene von Attika, deren Landbewohner sich selbst und ihre bewegliche Habe nach der Hauptstadt in Sicherheit gebracht hatten. Das Gebiet von Eleusis, die thriasische Ebene, wurde verwüstet; dann ging der Marsch nach Acharnä, dem bedeutendsten Demos der attischen Landschaft, nördlich von der Hauptstadt und in geringer Entfernung von derselben, so daß die Bürger die Verheerung von der Stadt aus sehen konnten. Archidamos hoffte, die Athener würden einen Ausfall und Angriff wagen, und in der That war die Menge in wilder Erregung. Mit lauten Drohungen forderte sie eine Schlacht; allein Perikles, der seit der Invasion der Peloponnesier ohne Befragen der Volksversammlung den Staat diktatorisch regierte, beharrte unbeweglich bei seinem System der Verteidigung. Dagegen ließ er eine Flotte in See stechen, die verheerende Landungen an verschiedenen Punkten der peloponnesischen Küste ausführte. Sie griff auch an der südwestlichen Spitze von Messenien die schlecht befestigte Stadt Methone (Modon) an, wurde aber hier von einem kühnen spartanischen Jüngling, dem nachmals berühmten Brasidas, der sich mutig durch das gelandete Kriegsvolk durchgeschlagen und in die Stadt geworfen hatte, mit Verlust zurückgetrieben. Glücklicher war die athenische Flotte an der westlichen Küste von Elis und weiter nördlich in Akarnanien, wo eine Anzahl korinthischer Städte sowie die Insel Kephallenia erobert wurden.

Da die athenischen Heerführer sich vorsichtigerweise zu einem Kampf in offenem Feld nicht bewegen ließen und andererseits ein Angriff gegen die stark befestigte Stadt völlig aussichtslos schien, so traten die Spartaner und ihre Bundesgenossen bereits im August den Rückzug aus Attika an, und der Feldzug war damit für dieses Jahr zu Ende. Dagegen ließen nun die Athener die nach dem Abzug des peloponnesischen Heeres völlig schutzlosen Bewohner der Insel Ägina ihren Anschluß an die spartanische Bundesgenossenschaft schwer entgelten. Dieselben mußten ihre Insel verlassen und als Flüchtlinge auf lakonischem Gebiet neue Wohnsitze suchen. In nicht geringere Bedrängnis kamen die Megarer, deren Land durch 13000 athenische Hopliten unter dem persönlichen Befehle des Perikles angegriffen und völlig verheert wurde. So rächte sich Athen für den Einfall der Peloponnesier.

Nach der Rückkehr der Flotte schritt man zur öffentlichen Bestattung der im Kampfe gefallenen Krieger. Perikles ward mit der Trauerrede beauftragt. „Ich will“, sagte der Redner, „statt die einzelnen zu loben, lieber die Stadt loben und den Geist, durch den die einzelnen groß sind. Wir leben unter einer Verfassung, durch die ein jeder Bürger vor dem Gesetze gleichberechtigt ist, während ihm zugleich die Mittel geboten sind, durch den eigenen inneren Wert öffentliches Ansehen zu erlangen und, wofern er Talent dazu besitzt, ein Wohlthäter des Staates zu werden. Wir haben alle Mittel, uns das Leben angenehm zu machen; denn hier ist der Weltmarkt, wo die Erzeugnisse der entlegensten Länder zusammenströmen. Wenn die Lakedämonier sich durch eiserne Übung von früher Kindheit an auf den Krieg vorbereiten, so haben wir bewiesen, daß wir bei unseren heiteren Gebräuchen und Gewohnheiten nicht

weniger dazu gerüstet sind. Und wie viele andere Vorzüge besitzt noch außerdem unsere Stadt! Wir lieben das Schöne, doch nicht die Verweichlichung. Wir betreiben die Staatsgeschäfte mit Eifer und Einsicht, ohne darum die Arbeiten in Haus und Feld zu vernachlässigen. Wir sind tapfer nach Überlegung. Wir sind unseren Freunden nützlich und haben daher Freunde, die auch uns nützlich sind. So ist das Vaterland beschaffen, für das diese Männer gestorben sind. Die schönste Totenfeier aber wird es sein, wenn die Überlebenden ihnen nacheifern."

Die Pest in Athen. Im Frühjahr des nächsten Jahres (430) rückten die Peloponnesier und Bundesgenossen mit zwei Dritteln ihrer gesamten Heeres-



270. **Ein Friedhof des alten Athen.**

Vor dem Dipylon, jenem Doppelthor im Nordwesten der Stadt, an der heiligen Straße nach Eleusis gelegen. Etwas nördlich von diesem Friedhof mit seinen großen und kleinen Grabdenkmälern lag der Staatsfriedhof Kerameikos, wo die Stadt ihre großen Männer und im Krieg gefallenen Söhne durch Denkmäler ehrte und alljährlich die offizielle Totenfeier stattfand.

macht abermals in Attika ein. Dieser Einfall war der empfindlichste von allen, denn das Heer verbreitete sich diesmal über das ganze Land, das völlig verwüstet ward. Zu dem äußeren Feinde gesellte sich aber ein innerer, den keine Mauer abzuhalten im stande war. Es brach nämlich eine Seuche in der Stadt aus und verschonte weder Stand noch Alter noch Geschlecht. Im Innern Afrikas, in Äthiopien, war dieser Engel des Todes zuerst erschienen, hatte dann in Ägypten, an der Nordküste von Afrika und, über das Meer wandernd, in Sizilien und Italien sein Werk der Zerstörung verrichtet, und lagerte sich jetzt mit seinen Schrecknissen über Athen, wo die in der Stadt,

in dem Raume zwischen den langen Mauern und im Piräus zusammengedrängte Landbevölkerung ihr willkommene Beute darbot. Weder Ärzte noch Beschwörungen noch priesterliche Weihungen konnten dem Übel Einhalt thun. Anfangs wurden die Kranken von Anverwandten oder Freunden gepflegt; als aber die Pfleger gleichfalls ergriffen wurden, als man sah, wie jede Berührung, jeder Anhauch die Krankheit mitteilte, hörte alle Rücksicht und Teilnahme auf. Um die Brunnen, auf freien Plätzen, in Säulenhallen und Tempeln lagerten die von brennendem Durst verzehrten Kranken; Sterbende und Tote lagen nebeneinander und oft aufeinander gehäuft. Dieses allgemeine Unglück, die Ungewißheit des Lebens, die Erscheinung des Todes, wohin man den Blick wandte, veränderten alle Verhältnisse. Der Besitz von Vermögen schien nichtig; das Recht, die Gesetze, der Staat selbst verloren in den Augen der verzweifelnden Menge ihren Wert. Nichts war mehr ehrwürdig, nichts heilig, nichts endlich schien erstrebenswert als der Genuß des Augenblicks, hinter dem der Tod sich empor richtete. So lösten sich alle gesetzlichen Bande, und in zügellosen Ausschweifungen suchte man Vergessenheit des unerträglichen Zustandes. Die Krankheit dauerte, wenn auch nicht mit gleicher Heftigkeit, das zweite und dritte Jahr des Krieges hindurch, ruhte dann ein und ein halbes Jahr und erneuerte sich hierauf nochmals, bis sie endlich im fünften Jahre nach ihrem ersten Auftreten gänzlich erlosch.

In dieser Zeit des tiefsten Elends blieb Perikles unerschüttert und ungebeugt. Während noch die Peloponnesier in Attika lagerten, führte er selbst eine starke Flotte nach den feindlichen Küsten des Peloponneses, verheerte weithin das Gebiet von Epidauros, Trözen und anderen Städten, eroberte und zerstörte die lakonische Stadt Prasiä. Andere athenische Schiffe segelten indessen nach der Chalkidike, um die Belagerungsarmee vor Potidäa zu verstärken, kehrten aber schleunigst und in trauriger Verfassung nach Athen zurück, denn die Pest war an Bord ausgebrochen; 1500 Hopliten starben auf der Fahrt an der Seuche.

Perikles fand bei seiner Rückkehr nach Athen die Bürgerschaft in großer Aufregung. Man hatte während seiner Abwesenheit in Sparta vergeblich Vorschläge zum Frieden gemacht und erklärte ihn jetzt für den Urheber aller Leiden, die den Staat wie den einzelnen Bürger befallen. Volksredner wie Kleon, der Wortführer der radikalen Demokraten, beuteten die fieberhafte Erregung der Gemüter dazu aus, das Volk gegen die politische und militärische Leitung des Perikles einzunehmen, und brachten es in der That dahin, daß er nicht nur bei der nächsten Feldherrnwahl übergangen, sondern selbst wegen angeblicher Veruntreuung von öffentlichen Geldern mit einer Geldstrafe belegt wurde. Wenig fehlte, und das Todesurteil wäre gegen denselben Mann gefällt worden, der eben noch mit fast monarchischer Machtfülle halb Hellas beherrscht hatte.

Aber die Athener konnten ihn nicht lange entbehren. Mit großer Stimmenmehrheit wurde Perikles schon für das folgende Jahr wieder zum Strategen gewählt.

Perikles' Tod. Dies alles geschah, während er zugleich von schwerem Mißgeschick auch in seinem Privatleben hart betroffen war. Die Pest hatte bereits seine besten Freunde, seine Schwester, seinen freilich übelgeratenen

ersten Sohn Xanthippos hinweggerafft; nun starb auch sein Lieblingssohn Paralos. Als er diesem den Totenkranz um das Haupt legte, erlag auch er, der bisher unter allen Schlägen des Schicksals mit eisernem Mute ausgedauert hatte, der Schwäche der menschlichen Natur. Seine Widerstandskraft war gebrochen; die Seuche oder, nach anderen Berichten, ein zehrendes Fieber raffte ihn in wenigen Tagen dahin. In seinen letzten Augenblicken, als teilnehmende Freunde sein Lager umgaben und von seinen Thaten redeten, sprach er noch mit brechender Stimme: „Wenn ich mich einer Sache rühmen darf, so ist es die, daß kein Athener um meinetwillen jemals in Trauer versetzt wurde."

Daß Perikles damit nur die Wahrheit sprach, lehrt der Gang der Dinge; denn nicht er war es, der den peloponnesischen Krieg mit seinen Schrecknissen heraufbeschworen hatte, sondern derselbe mußte notwendig früher oder später ausbrechen, wenn nicht der athenische Staat freiwillig auf seine hohe Stellung verzichten wollte. Der unglückliche Ausgang des Krieges erfolgte, weil die Republik durch den Tod ihres Führers den festen Halt verloren hatte, weil selbstsüchtige Demagogen an seiner Stelle das Steuer ergriffen und das Staatsschiff in die gefährliche Bahn des Eigennutzes und kleinlicher, sich widerstrebender Interessen lenkten. Perikles war fünfundsechzig Jahre alt, als er durch den Tod von dem Schauplatze seiner Thaten abgerufen wurde.

Die Feindseligkeiten dauerten indessen fort; doch hat sich bis zu Ende des Jahres 430 nichts Bedeutendes ereignet. Zu Anfang des folgenden Jahres mußte sich endlich das von Hungersnot schwer bedrängte Potidäa ergeben; doch erhielten die Bürger und ihre korinthischen Hilfstruppen freien Abzug mit Weib und Kind und fanden in anderen chalkidischen Städten Unterkommen, während eine athenische Kolonie die Stadt aufs neue bevölkerte.

Belagerung von Platää. Nach der Einnahme von Potidäa zogen die Peloponnesier im Frühjahr 428 wieder mit gesamter Macht aus, ließen aber Attika, das noch immer unter der Geißel der Pest litt, unbehelligt und rückten vor Platää, die treue Bundesgenossin Athens. Nach erfolgter Aufforderung zur Übergabe erschienen platäische Herolde und sprachen: „König Archidamos und ihr Männer von Lakedämon, ihr begeht schweres Unrecht, wie es weder eurer noch eurer Väter würdig ist, indem ihr diese Stadt mit feindlicher Gewalt überzieht. Denn als Pausanias Hellas vom Joche der Perser mit tapferer That befreit hatte, brachte er auf dem Markte von Platää dem Zeus ein feierliches Opfer und schwur in Gegenwart der verbündeten siegreichen Heere, daß die Stadt frei und unabhängig sein und bleiben solle, und er gelobte ihr Schutz und Schirm gegen jeden Feind, der es wagen würde, sie mit dem Joche der Unterdrückung zu bedrohen. Bei den unsterblichen Göttern, welche jenen Schwur vernommen haben, fordern wir euch auf, uns in der Freiheit zu erhalten, die eure Väter uns gelobt haben."

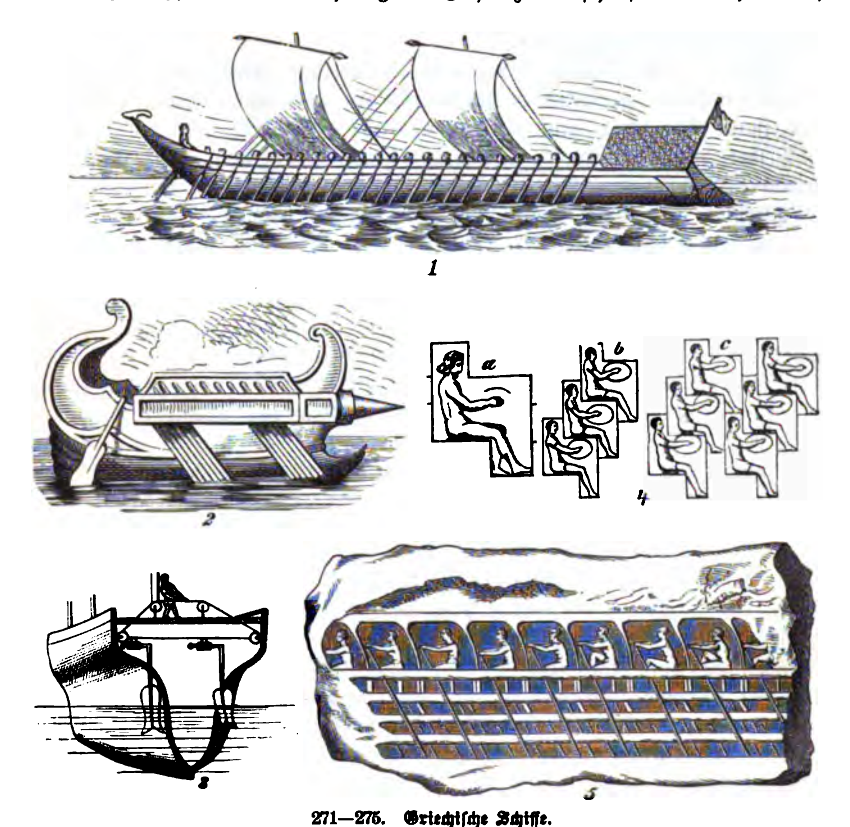
Archidamos entgegnete, daß sein Heer zur Befreiung Griechenlands von dem athenischen Joche ausgezogen sei, und daß man nur fordere, Platää solle sich zu diesem Zwecke mit den Lakoniern verbinden oder wenigstens im Kampfe unbeteiligt bleiben. Da die Platäer versicherten, dies sei unmöglich, weil ihre Frauen und Kinder in Athen seien, bot ihnen der König freien Abzug an und verhieß, ihnen Stadt und Gebiet nach wiederhergestelltem Frieden unverletzt zurückzuerstatten. Er erlaubte auch den Bürgern, Boten nach Athen zu senden.

Als dieselben aber zurückkehrten und die Antwort brachten, daß die Bundesgenossin zum beharrlichen Festhalten an der bisher bewährten Bundestreue auffordere, wurden die Unterhandlungen abgebrochen; die Besatzung, 400 Bürger und 80 Athener, rüstete sich zur Verteidigung, das feindliche Heer zum Angriff. Zuvor rief Archidamos in feierlichem Gebete die Götter zu Zeugen an, daß die Platäer, indem sie alle seine Vorschläge verwarfen, ihrerseits Schuld trügen an dem Kampfe und an allem Unheil, das für sie daraus folgen werde. Darauf ließ er rings um die Stadt aus abgehauenen Bäumen Palissaden aufführen und der schwächsten Seite gegenüber einen Damm aufrichten, der allmählich ansteigend die Mauerhöhe erreichen sollte. Die Belagerten erhöhten sofort an dieser Stelle ihre Mauer, unterminierten den Damm, daß er einsank, und erbauten hinter ihrer Mauer eine zweite, welche die bedrohte Stelle im Halbkreis umschloß. Auch Belagerungsmaschinen wurden angewendet; allein die Platäer fingen die Sturmböcke mit Stricken und Ketten auf und warfen sie zur Seite oder zerbrachen sie mit herabgewälzten Steinen und Balken, so daß die Belagerung in drei Monaten wenig vorrückte. Der Versuch, die Stadt durch hineingeschleudertes Feuer einzuäschern, glückte nur zum Teil. Daher baute man endlich zwei Ringmauern mit Brustwehren und Türmen, eine gegen die Stadt, eine zweite gegen etwaigen Entsatz, ließ in dem Zwischenraum eine hinlängliche Anzahl böotischen und peloponnesischen Kriegsvolks ein Lager aufschlagen und hoffte nun die Übergabe durch Hunger zu erzwingen. Im Herbst war diese Absperrung vollendet und das Hauptheer trat seinen Rückzug an.

Phormion. Während die Athener in demselben Jahre 429 auf der Chalkidike nur Mißerfolge aufzuweisen hatten, war ihnen dagegen im Westen das Glück entschieden hold. Die mit Athen verbündeten Akarnanen schlugen ein feindliches Heer von Peloponnesiern, Epiroten und Ambrakioten. Den bedrängten Bundesgenossen zu Hilfe ging eine mächtige Flotte von Korinth und Sikyon unter Segel. Sie achtete wenig auf ein athenisches Geschwader von 20 Trieren, das an der nördlichen Küste des korinthischen Meerbusens zu Naupaktos vor Anker lag. Der Führer dieses Geschwaders war der verwegene Phormion, der schon bei Potidäa kriegerisches Geschick bewiesen hatte. Derselbe griff im Vertrauen auf die überlegene Geschicklichkeit seiner Seeleute die mehr als doppelt so starke Flotte der Feinde an, ehe sie noch den Meerbusen verlassen konnte.

Die attische Triere, um das hier zu erwähnen, war zu dieser Zeit ein langes, schmal gebautes Schiff von geringem Tiefgang. Die drei Ruderreihen mit im ganzen 170 Rudern befanden sich schräg über- und hintereinander. Die obersten Ruderer mit den längsten Rudern saßen in einer Art von Galerie, die etwas aus der Schiffswand vorsprang; nur wenig tiefer, neben und hinter ihnen saßen innerhalb der Schiffswand die beiden anderen Reihen. Gerudert wurde im Takt, der durch Flötentöne und gleichmäßigen Kommandoruf angegeben wurde. Das Schiff selbst war bei den Athenern jetzt Kampfmittel, die militärische Bemannung spielte keine Rolle mehr; sie betrug selten über 30 Mann. Zwei Segelmasten unterstützten die Arbeit der Matrosen während der Fahrt; aber im Gefecht zog man die Segel nieder und verließ sich bloß auf die Ruder. Das Schiffsvorderteil trug die eigentlichen Angriffs-

waffen. Hier befanden sich schräg nach vorwärts und seitwärts ragende Balken, die bestimmt waren, das Zerbrechen der Ruder durch den Gegner zu verhindern. Vor allem aber saß hier der eisenbeschlagene Sporn oder Schnabel, der dazu diente, die Flanken des gegnerischen Schiffes zu durchbohren. Die Wirksamkeit desselben hing lediglich von dem Geschick der Steuerleute und Ruderer im raschen Wenden ab. Alles kam darauf an, den Gegner zunächst über die Richtung der Fahrt zu täuschen, dann dicht an ihm



271—275. Griechische Schiffe.

1 Flachschiff zu fünfzig Ruder (von phönizischer Form). 2 Schematisches Bild eines Spornschiffs: die attischen zweimastigen Trieren waren viel länger (etwa wie Abb. 1). 3 Stellung des doppelten Steuerruders. 4 Anordnung der Ruderer auf der Triere: a Sitz des einzelnen, b Anordnung übereinander, c Anordnung voreinander. 5 Seitenansicht einer attischen Triere (nach einem Relief auf der Akropolis). Man sieht die oberste Reihe der Ruderer; die Ruder der zwei unteren Reihen ragen aus den Luken (bessere Abbildung oben S. 295).

hinzufahren und seine Ruder zu zerbrechen; endlich mit rascher Wendung ihn seitwärts zu rammen. In allen diesen Manövern waren die attischen Matrosen vortrefflich geübt, und so konnte es Phormion gelingen, trotz seiner geringen Schiffszahl die weniger gewandte Übermacht der Peloponnesier vollständig zu schlagen.

Die Peloponnesier hatten sich in geschlossener Ordnung kreisförmig aufgestellt, um so dem Feinde nach allen Seiten die Spitze zu bieten. Phormion

umkreiste sie, dicht vor ihren Schnäbeln herstreifend, indem er bald da, bald dort einzubrechen drohte, was Unsicherheit und Unordnung unter ihnen veranlaßte. Er rechnete aber auch auf den Landwind, der sich gewöhnlich bald nach Tagesanbruch erhob. Sobald sich dieser Bundesgenosse einstellte und die feindlichen Trieren widereinander warf oder auseinander riß, gab der seekundige Mann das Signal zum Einbrechen. Da wurden sofort viele peloponnesische Schiffe in den Grund gebohrt und nach kurzem Widerstande die gesamte Flotte in die Flucht geschlagen, zwölf Trieren genommen und ein Siegesdenkmal aufgerichtet.

Sparta, voll Scham über diese Niederlage seiner Bundesgenossen, forderte zu neuen, umfassenden Rüstungen auf und sandte mutige Anführer, unter ihnen den schon genannten Brasidas, ins Feld. Eine Flotte von 77 Trieren segelte gegen Phormion heran, der vor dem Golf von Korinth in offener See kreuzte, da er hier seiner Überlegenheit gewiß war und überdies eine Verstärkung von 20 Segeln erwartete. Um ihn in die Meerenge zu locken, rückte die peloponnesische Seemacht gegen das unverteidigte Naupaktos an. Dieses Manöver hatte den beabsichtigten Erfolg. Phormion wollte die treuen Messenier von Naupaktos nicht preisgeben; er fuhr eilends an der nördlichen Küste entlang der bedrohten Stadt zu Hilfe, sah sich aber plötzlich hart am Lande von der feindlichen Flotte fast umringt. Neun seiner Schiffe wurden an die Küste getrieben und teils in den Grund gebohrt, teils genommen; elf entwischten, obgleich von zwanzig peloponnesischen verfolgt, in den Hafen von Naupaktos, wobei das letzte in Gefahr geriet, noch am Eingange des Hafens von einer Triere aus Leukas genommen zu werden. Aber das verfolgte Schiff ruderte geschickt um ein vor Anker liegendes Handelsschiff herum, griff das leukadische von der Seite an und bohrte es in den Grund. Darüber gerieten die nächsten peloponnesischen Schiffe in Verwirrung; Phormion, der rasch die Lage übersah, eilte zu Hilfe, und in kurzer Zeit wurden die verschiedenen peloponnesischen Geschwader, wie sie auf dem Kampfplatze anlangten, von den elf athenischen Trieren geschlagen und mit einem Verlust von sechs Schiffen in die Flucht getrieben, wobei die Athener auch ihre bereits von den Feinden erbeuteten Fahrzeuge wiedergewannen. Dieser Sieg zeigte die große Überlegenheit der Athener zur See und entmutigte ihre Gegner in dem Maße, daß sie einen von Brasidas entworfenen Überfall des Piräus gar nicht auszuführen wagten.

Kleon. Im vierten Jahre des Krieges wiederholten die Peloponnesier ihren verwüstenden Einfall in Attika (428—27), und zugleich empörte sich gegen Athen die wichtige Stadt Mytilene auf Lesbos. Der Schatz auf der Akropolis war bereits völlig erschöpft; daher wurde damals zuerst eine direkte Kriegssteuer im Betrage von zweihundert Talenten in Athen selbst und von den Bundesgenossen erhoben und alsbald eine Flotte von hundert Trieren ausgerüstet, von welcher eine Abteilung gegen Lesbos unter Segel ging. Nach harter Belagerung mußte sich Mytilene ergeben. Es geschah dies gerade zu der Zeit, als eine peloponnesische Flotte zu Hilfe kam, die aber nunmehr nichts Besseres zu thun wußte, als im eiligen Rückzug ihr Heil zu suchen. Das Volk der eroberten Stadt hatte sich bei dem Aufstand wenig beteiligt; es waren die Aristokraten, denen die athenische Herrschaft uner-

träglich dünkte und die deshalb den Abfall eingeleitet hatten. Dennoch war nach dem in Hellas bestehenden grausamen Kriegsrecht die ganze Bürgerschaft dem Tode verfallen. Der athenische Stratege Paches sandte sofort 1000 Aristokraten in Ketten nach Athen und ließ anfragen, wie mit der übrigen Bevölkerung verfahren werden sollte.

Zu dieser Zeit beanspruchten in der attischen Hauptstadt immer mehr Bürger geringen Standes, die zu Reichtum und Ansehen gelangt waren, nicht allein als passive Stimmgeber, sondern als thätige Stimmführer an der Regierung teilzunehmen. Die Glieder der alten vornehmen Familien, schwer geschädigt in den Einkünften ihrer Ländereien und fast allein von dem Drucke der neuen Steuerlast betroffen, sehnten sich natürlich mehr und mehr nach



276. Mytilene auf Lesbos.
Altes Bild aus türkischer Zeit (vgl. Abb. 9).

dem Frieden und traten in immer schrofferen Gegensatz zu der kleinbürgerlichen Bevölkerung Athens, die im Kriege wenig oder nichts zu verlieren hatte. Aber die Demokratie war nicht umsonst jahrzehntelang gehätschelt worden; sie erhob jetzt stolz das Haupt. Da meinten Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sie könnten die Regierungsgeschäfte wohl ebenso gut führen wie die bisherigen Leiter des Staates. Sie kramten ihre Weisheit zunächst vor den Handwerksgenossen aus, wurden gebührendermaßen angestaunt und traten dann keck vor die Volksversammlung. Begabt mit gesundem Mutterwitz und bei der allgemein verbreiteten politischen Bildung nicht ganz unerfahren in öffentlichen Angelegenheiten, trafen sie auch mitunter den Nagel auf den Kopf, sahen ihre Vorschläge hie und da angenommen und dünkten sich nun nicht geringer als Solon.

Als Führer der athenischen Demokratie war nach dem Tode des Perikles **Kleon**, ein wohlhabender Gerber und Lederhändler, aufgetreten. Er war von Natur mit gesundem Verstand und einer gewaltigen Stimme ausgerüstet, besaß eine tüchtige Mundfertigkeit und Unverschämtheit und verstand es nicht selten, durch treffende Schlagwörter Beifall zu erringen oder doch Gelächter auf Kosten seiner Gegner zu erregen. Bei der Beratung über das Schicksal der unglücklichen Mytilenäer that nun dieser Kleon seinen großen Mund auf und meinte, daß der Staat ebensowenig eine Empörung seiner Unterthanen dulden dürfe, wie er selbst eine Auflehnung seiner Gerberburschen; er schlage in einem solchen Falle mit der Peitsche drein, und der Staat müsse mit dem Schwerte die Gerechtigkeit handhaben, damit für alle Folgezeit der widerspenstige Geist ausgetrieben werde; die rebellischen Bürger seien deshalb samt und sonders mit dem Tode zu bestrafen, die Frauen und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen.

Diese grausame Beweisführung fand die Zustimmung des Volkes, und ein Schiff wurde abgesandt, den Volksbeschluß dem Strategen zu überbringen. Als aber die Versammlung auseinander gegangen war und die Bürger unter sich die Maßregel besprachen, der früheren Verbindungen mit der unglücklichen Stadt, der Bande der Gastfreundschaft gedachten, durch die sie mit ihr verbunden waren, da machte sich ein Gefühl des Mitleids geltend, und die allgemeine Stimmung forderte eine zweite Beratung.

Vergebens empfahl hier Kleon, den ersten Beschluß aufrecht zu erhalten, weil er den bestehenden Kriegsgesetzen gemäß und gerecht sei; vergebens verdammte er das Mitleid als Schwäche, den Wankelmut als unpolitisch; **Diodotos**, der Redner der Gegenpartei, sprach für mildere Behandlung der Abtrünnigen und zeigte, wie durch so unmenschliche Maßregeln keineswegs Aufstände verhütet, sondern die Empörer nur vorsichtiger und heimtückischer würden. Der erste Beschluß ward für nichtig erklärt und Begnadigung der Stadt beschlossen; nur für die 1000 gefangenen Aristokraten blieb das Todesurteil bestehen. Ein zweites Schiff ward mit der Überbringung dieser Botschaft beauftragt, und die Mannschaft ruderte mit solcher Anstrengung, daß sie noch zur rechten Zeit ankam, um die blutige Vollstreckung des ersten Beschlusses zu verhüten.

Zerstörung von Platää. Die Peloponnesier belagerten indessen fortwährend Platää (vgl. oben S. 427 f.). Die bedrängten Bürger sahen ihren Mundvorrat auf die Neige gehen, ohne daß sich irgend eine Hilfe oder ein Entsatz gezeigt hätte. Da faßte ein Teil derselben den Entschluß, sich einen Weg über die doppelte Mauer der Einschließung und mitten durch die Belagerer zu bahnen, und führte ihn auch wirklich aus. In einer stürmischen Winternacht unter Regen und Schneegestöber erkletterten sie die erste Mauer, überfielen und töteten die Wächter der zwei nächsten Türme, ließen eine Besatzung darin, um die umgehenden Wachen von der Verfolgung abzuhalten, und gelangten endlich mitten durch das Lager und über die äußere Mauer glücklich ins freie Feld. Aber während diese Tapferen in Athen, wohin sie auf Umwegen sich durchschlugen, mit offenen Armen empfangen wurden, mußten die zurückgebliebenen Bürger sich nach Aufzehrung aller Vorräte auf Gnade und Ungnade ergeben und wurden von dem grausamen Sieger samt und sonders hingerichtet, die Stadt aber dem Erdboden gleich gemacht.

Greuel auf Korkyra. Noch blutigere Greuel wurden um diese Zeit (427) auf Korkyra verübt, wo die Aristokraten versuchten, die mit Athen in der Stunde der Not geschlossene Verbindung wieder zu lösen. Sie brachten einen Beschluß zustande, der die Insel für neutral erklärte. Über diese Frage entbrannte zwischen den Besitzenden und den Demokraten der Bürgerkrieg. Mehrere Tage lang wütete ein erbitterter Straßenkampf, bei dem ein Teil der Stadt in Flammen aufging. Der Sieg neigte sich bereits auf die Seite der Menge, als die Ankunft eines attischen Geschwaders von zwölf Schiffen die Entscheidung brachte; 400 Oligarchen flüchteten in den Tempel der Hera und wurden dort gefangen gehalten; der bisherige Defensiv-Vertrag mit Athen aber wurde in ein enges Schutz- und Trutzbündnis umgewandelt. Allein der ganze Erfolg wurde wieder in Frage gestellt durch das Erscheinen einer zahlreichen peloponnesischen Flotte, die angesichts der Stadt die korkyräischen Schiffe in die Flucht schlug. Schon hoben die Oligarchen wieder das Haupt, als eine zweite attische Flotte von 60 Segeln auf der Höhe von Leukas erschien. Den Peloponnesiern blieb nichts übrig als schleunigster Rückzug; Korkyra aber war für Athen gerettet. Unter dem Schutz des attischen Geschwaders hielten die korkyräischen Demokraten ein unmenschliches Strafgericht über ihre Gegner. Sieben Tage und Nächte raste der Mord durch die Straßen. Sogar die Weiber mischten sich in den Streit, schleuderten Ziegel von den Dächern und nahmen thätigen Anteil an den unmenschlichen Greuelscenen. Es kam vor, daß Väter ihre Söhne ermordeten! Die Unglücklichen im Hera-Tempel wurden teils durch betrügerische Versprechungen herausgelockt und dann erwürgt, teils im Heiligtum selbst getötet oder zum Selbstmord getrieben. Nur 500 Bürger der besiegten Partei entkamen auf einen steilen Berg in der Nähe und bedrängten von dort aus die Stadt durch Verheerung der Felder. Mit Hilfe der Mannschaft einer athenischen Flotte wurden auch sie im Jahre 425 zur Ergebung gezwungen und teils ermordet, teils genötigt, Selbstmord zu üben.

Verwilderung der Gemüter. Mit Schaudern blickte ganz Hellas auf die Vorgänge in Korkyra; aber mehr und mehr traten ähnliche Zustände in den meisten Staaten und Städten ein. Unter den Schrecknissen des Krieges verwilderten die Gemüter. Der Parteihaß steigerte sich zum politischen Fanatismus. Der Sieg der Partei war das Ziel des Strebens, mochte auch der Staat darüber zu Grunde gehen, mochten auch alle Bande der Ordnung sich auflösen. „Nieder mit den Demagogen und dem Pöbelregiment!" war die Losung auf der einen Seite; „Tod den Oligarchen und ihrem Anhang!" erklang es von der anderen. „Schonung ist Feigheit, Treue ist Schwäche!" so predigte man nicht mehr heimlich, sondern ohne Scheu im Rate wie in der Volksversammlung, und wenn auch nicht überall solche Greuel wie auf Korkyra die Folge waren, so nahmen doch in den meisten Staaten die Parteikämpfe einen wilden Charakter an.

Nikias und Demosthenes. In Athen selbst war das zunächst noch nicht der Fall, obgleich es hier seit dem Tode des Perikles niemand gab, der mit überwiegender Autorität den Staat hätte leiten können. Der angesehenste Mann war Nikias; aber sein Ansehen beruhte eigentlich nur auf seinem Reichtum, worin ihm kaum jemand in Athen gleichkam. Er war ein achtungs-

werter Charakter, der bestehenden Verfassung aufrichtig zugethan, auch nicht ohne Kriegserfahrung; aber höhere militärische oder staatsmännische Begabung ging ihm entschieden ab. Thatkräftig und bestimmend in das politische Leben einzugreifen war nicht seine Sache. Und doch that dem Staat eine energische Leitung jetzt bitter not. Nikias war nicht für eine Fortsetzung des Krieges, der so große Opfer forderte. Aber bei der Unsicherheit seines ganzen Auftretens, bei seinem Mangel an Selbstvertrauen konnte er über das zuversichtliche Poltern des Demokratenführers Kleon unmöglich Herr werden. Das Heft entglitt immer mehr seinen Händen, immer mehr gab Kleon in der athenischen Politik den Ton an.

Als Soldat, nicht als Staatsmann, trat neben Nikias jetzt besonders Demosthenes hervor. Er war ein Mann voll Wagemut und Thatkraft und wußte auch einen Mißerfolg zu verwinden. In Ätolien hatte er (426) durch die leichtbewaffneten Bewohner des bergigen Landes eine schwere Niederlage erlitten, machte aber seinen Fehler wieder gut, indem er an der Spitze der Messenier von Naupaktos und der streitbaren Akarnanen eine bei weitem überlegene Macht der Peloponnesier und Ambrakioten in zwei Treffen östlich vom ambrakischen Meerbusen so vollständig besiegte, daß fast die gesamte junge Mannschaft Ambrakias das Schlachtfeld bedeckte. Mit großen Ehren und unter Vorantragen der erbeuteten Rüstungen hielt er seinen Siegeseinzug in Athen.

Sphakteria. Demosthenes war nun der Held, auf den alle Bürger mit Vertrauen blickten. Im Frühling 425 stach eine neue Flotte der Athener unter dem Befehle des Eurymedon und des Sophokles in See, um den bedrängten Anhängern Athens auf Sizilien Hilfe zu bringen. Demosthenes war als Privatmann bei der Flotte, hatte aber die besondere Vollmacht, dieselbe an der Küste des Peloponnes nach eigenem Ermessen zu verwenden. Mit sicherem Blick erkannte er die verwundbarste Stelle der feindlichen Macht. Am Gestade Messeniens öffnet sich nach Westen die Bucht von Pylos (Navarino), wo in alter Zeit der greise Nestor seinen Sitz hatte, und wo im Jahre 1827 die große Seeschlacht zur Befreiung des heutigen Hellas geschlagen worden ist. Durch die langgestreckte Insel Sphakteria vor den Stürmen des jonischen Meeres geschützt, ist die Bucht der beste natürliche Hafen der ganzen Halbinsel. Hier beschloß Demosthenes sich einzunisten, um damit einen Sammelpunkt für alle mit Spartas Herrschaft unzufriedenen Peloponnesier zu bilden.

Doch die Feldherrn waren für seinen Plan nicht zu haben. Die Fahrt wurde also fortgesetzt; allein ein heftiger Sturm trieb bald das Geschwader in die Bucht zurück. Das Unwetter hielt mehrere Tage an; da begannen nun Seeleute und Hopliten, erst aus Langerweile, dann mit steigendem Eifer, nach des Demosthenes Anleitung Steine auf der Höhe des alten Pylos zusammenzuschleppen und zu kyklopischem Mauerwerk ohne Mörtel aufzuschichten. Die Natur selbst hatte übrigens die Stelle durch schroffe Felsen zu einer festen Burg aufgebaut, welche der Nachhilfe durch Menschenhand nur wenig bedurfte; auch entsprang daselbst eine klare und reichliche Quelle. In sechs Tagen waren nicht nur die Mauern, sondern auch Obdach für die Besatzung errichtet und der notwendige Vorrat ausgeschifft. Fünf Trieren blieben unter Demosthenes zurück, die übrigen Schiffe fuhren nach Sizilien weiter.

Verteidigung der Spartaner. In Sparta feierte man gerade ein Fest, als die Besetzung von Pylos gemeldet wurde. Echt spartanisch ließ man sich dadurch die Festfreude nicht stören. Aber als König Agis, der wieder einmal mit dem Heere der Peloponnesier nach Attika eingefallen war, von der Sache hörte, kehrte er alsbald um und rückte sofort vor Pylos. Auch die 43 Segel starke peloponnesische Flotte erhielt Befehl, eilends von Korkyra zurückzukehren. So sammelte sich denn ein übermächtiger Feind zu Wasser und zu Lande um den kühnen Demosthenes, der, nachdem seine Trieren aufs Land gezogen waren, die Bewaffneten mit großer Umsicht zur Verteidigung des Bollwerks auf der Land- und Seeseite verteilte.

Der kräftigste Angriff erfolgte an einem schmalen Landungsplatze außerhalb der Ummauerung. Geschwader um Geschwader drängte nach der Stelle;



277. **Die Bucht von Pylos (Navarin).**

Nach Photographien gezeichnet von F. Greiner.

Die langgestreckte Insel ist Sphakteria; der Felsklotz rechts davon mit dem Mauerrest auf seiner Höhe bezeichnet die Stelle von Alt-Pylos, wo Nestor einst hauste und wo Demosthenes sein Bollwerk anlegte.

der schon mehrfach genannte Brasidas rief den Matrosen zu, die sich vor den Klippen fürchteten: „Laßt die elenden Planken an den Felsen zerschellen, wenn wir nur am Lande festen Fuß fassen und den Feind mit Speer und Schwert erreichen.“ Allen voran versuchte er das Land zu gewinnen. Aber die athenischen Verteidiger richteten ihre Geschosse von allen Seiten auf ihn, so daß er endlich, aus vielen Wunden blutend, ohnmächtig in den unteren Schiffsraum stürzte, während sein Schild über Bord fiel und eine Beute der siegreichen Athener wurde.

Was von der Seeseite her nicht gelingen wollte, versuchten nun die Lakedämonier zu Lande; sie fällten Holz zu Belagerungsgerät und sperrten zugleich durch zusammengeschlossene Trieren den nördlichen wie den südlichen Eingang zur Bucht gegen die etwa zurückkehrende athenische Flotte. Eine auserlesene Schar von 420 Hopliten, darunter 120 eigentliche Spartiaten,

landete auf der Insel Sphakteria, um auch von dieser Seite der gefürchteten Seemacht Athens jede Annäherung unmöglich zu machen.

Während dieser Vorbereitungen kam die athenische Flotte mit 50 Segeln von Zakynthos her in Sicht. Am folgenden Tage bot sie den Feinden die Schlacht im offenen Meer an; als aber die Herausforderung unbeachtet blieb, erzwang sie trotz der Sperre die Einfahrt in den Hafen. Es kam zur Schlacht, in der die Athener die Oberhand behielten; ja sie hätten den größten Teil des peloponnesischen Geschwaders genommen, wären nicht die Hopliten von der Küste ins Meer gewatet, um die Trieren in Sicherheit zu bringen, was ihnen auch endlich gelang. Nichtsdestoweniger war der Sieg der Athener ein vollständiger, und in stolzer Haltung segelten sie um Sphakteria, dessen spartanische Besatzung jetzt abgeschnitten war.

Eine allgemeine Entmutigung bemächtigte sich der Lakedämonier. Statt mit beherztem Mut zu Wasser und zu Lande das Äußerste zu versuchen, schlossen sie einen Waffenstillstand und gaben auf die Dauer desselben ihre Trieren, als Unterpfand ihrer Friedensliebe, in die Hand der Feinde, wofür die Verpflegung der eingeschlossenen Krieger auf dem Eilande zugesichert wurde. Hierauf schickten sie Gesandte nach Athen mit billigen Vorschlägen zum Frieden.

Kleons Erfolge. In Athen war der Jubel über diesen Erfolg groß. Kleon nahm den Mund voll bei den Verhandlungen. Er meinte, man müsse den errungenen Vorteil möglichst ausnützen und stellte die ungemessensten Forderungen; vor allem verlangte er Auslieferung der eingeschlossenen Spartiaten, und das siegestrunkene Volk genehmigte seine Vorschläge. Die Gesandten, welche dies nicht bewilligen konnten, kehrten unverrichteter Sache zurück; die einzig günstige Gelegenheit, einen vorteilhaften Frieden zu schließen, war verpaßt; der Krieg nahm seinen Fortgang. Die athenischen Strategen zu Pylos gaben die lakedämonischen Trieren nicht zurück, weil die Spartaner ihrerseits durch einen Angriff auf Pylos die Waffenruhe gebrochen hätten. Doch ließ sich nicht verhindern, daß die Besatzung von Sphakteria in dunklen Nächten durch geschickte Schwimmer und Bootsführer mit Lebensmitteln versorgt und dadurch die beabsichtigte Aushungerung derselben vereitelt wurde. Zugleich litt die Flotte der Athener selbst Wassermangel in der öden Gegend, und der Winter rückte mit seinen Stürmen heran. Deshalb ließ Demosthenes in Athen um Verstärkung nachsuchen, da seine Mannschaft zur Eroberung des Eilandes nicht ausreiche.

Dieses Begehren setzte die Bürger in Erstaunen. Man hatte sich einen leichten und schnellen Erfolg versprochen, und nun sah man sich weit vom Ziele. Der allgemeine Unwille wandte sich zuerst gegen Kleon, der durch seine Forderungen den Abschluß des Friedens verhindert hatte. Dieser aber nahm in seiner gewohnten derben Weise das Wort: „Ja", rief er, „das sind die schönen Männer, die mit Roßschweif und Federbüschen herumstolzieren, viel versprechen und wenig halten. Wären Leute meines Schlages an der Spitze, so sollte das Fell bald gegerbt sein." Nikias nahm ihn alsbald beim Wort und schlug vor, dem trotzigen Maulhelden den Oberbefehl zu übertragen; er erbot sich, da er selbst zum Strategen erwählt war, sein Amt an ihn abzutreten. Vergebens sträubte sich der überraschte Lederhändler, indem er meinte, das Kriegshandwerk sei nicht seine Sache; der allgemeine Zuruf erhob ihn zum Strategen. Nun erwachte seine Keckheit. Er erklärte, in

20 Tagen die eingeschlossenen Krieger tot oder lebendig nach Athen zu liefern, und ging sogleich daran, die Mannschaft zu mustern, welche er gegen Sphakteria führen sollte. Er wählte nicht athenische Bürger, sondern nur bundesgenössische Leichtbewaffnete und Bogenschützen und bewirkte die Ernennung des Demosthenes zum Mitfeldherrn. Nach wenigen Tagen waren die Vorbereitungen vollendet, und er segelte nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Kurz vor seiner Ankunft daselbst hatte ein Brand die Waldung auf Sphakteria in Asche gelegt und dadurch einen Angriff erleichtert. Dieser wurde bald darauf zur Ausführung gebracht. Ungefähr 800 athenische Hopliten und eine dreifach so große Anzahl Leichtbewaffneter mit Bogen, Wurfspießen und Schleudern wurden glücklich gelandet. Die ausgestellten Wachen fielen nach kurzem Widerstande; die Spartaner aber, noch etwa 390 Mann, konnten nicht zum geschlossenen Kampfe kommen, denn die Bogen- und Speerschützen griffen sie von allen Seiten mit ihren Geschossen an, ohne sich auf ein Handgemenge einzulassen. Das bedrängte Häuflein erwies sich indessen des spartanischen Namens würdig. Es trotzte den Geschossen, dem Sonnenbrande und allen Entbehrungen, bis die Führer sahen, daß in dem offenen Gelände alle Hopliten wie wehrlose Leute erliegen müßten. Da ordneten sie den Rückzug nach einer kleinen Hochebene an, wo die Schützen nicht beikommen konnten. Hier bewährten sie die Überlegenheit der spartanischen Waffen. In stürmischem Kampfe schlugen sie die wiederholten Angriffe der athenischen Übermacht zurück und behaupteten sich siegreich einen großen Teil des Tages hindurch. Da erhob sich ein Geschrei in ihrem Rücken; messenische Krieger hatten über fast unzugängliches Gestein einen Felsen erstiegen, der die spartanische Stellung beherrschte. Sie hatten jetzt nur noch die Wahl, sich zu ergeben oder hinschlachten zu lassen. Sie senkten die Waffen, zum Zeichen, daß sie Unterhandlungen begehrten. Spartanische Herolde wurden auf ihr Gesuch vom Festlande berufen, sahen die Lage ihrer Landsleute und stellten ihnen frei zu thun, was sie ehrenhafterweise thun könnten. So ergaben sie sich den Siegern, indem sie, was noch niemals von Spartiaten geschehen war, ihre Waffen auslieferten. Kleon hatte Wort gehalten; als Sieger führte er die gefangene Besatzung von Sphakteria, im ganzen 292 Hopliten, darunter 120 Spartiaten, mit sich nach Athen. Die That wurde nicht nur in Athen, sondern in ganz Hellas angestaunt; sie brachte die Spartaner um den so lange behaupteten Ruf der Unbesiegbarkeit. Kleon aber stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner politischen Macht.

Die ganze Kriegführung nahm jetzt eine andere Wendung; die spartanischen Einfälle nach Attika hörten auf, denn die Athener drohten bei Wiederholung derselben die gefangenen Spartiaten zu töten. Athen wurde der angreifende Teil, die Peloponnesier suchten nur die Streiche ihrer Gegner abzuwehren. Nikias, Demosthenes und andere Strategen machten wichtige Eroberungen im korinthischen Gebiet, besetzten die Insel Kythera im Golf von Lakonien und nahmen Nisäa, den Hafen von Megara, ein. Ja Megara selbst wäre in ihre Gewalt geraten, wenn nicht der energische Brasidas Hilfe gebracht und so das Äußerste von der Stadt abgewehrt hätte. Die perikleischen Ideen von einer Hegemonie Athens über alle hellenischen Staaten schienen in Erfüllung gehen zu sollen.

Dieser glückliche Fortgang des Krieges wurde indessen bald durch Ereignisse in Böotien und Thrakien gehemmt. Die Athener versuchten, ob sie nicht die Böotier von dem Bündnis mit den Peloponnesiern abziehen könnten, und hatten zu dem Ende mit den Demokraten in den böotischen Städten Verbindungen angeknüpft. Von drei Seiten sollte zugleich gegen die Landschaft vorgegangen werden. Aber zuviele Menschen wußten um den fein erdachten Plan, so wurde er der böotischen Regierung verraten und die geplante demokratische Erhebung vereitelt. Zwar gelang es dem athenischen Strategen Hippokrates, mit 7000 Hopliten und mehr als 20000 Leichtbewaffneten in Delion, einer böotischen Ortschaft mit einem Tempel Apollons, festen Fuß zu fassen; aber alsbald sah er die böotische Gesamtmacht sich gegenüber, und in der Schlacht, die sich nun entwickelte, wurden die Athener völlig geschlagen. Hippokrates selbst fiel; nur die Nacht rettete das Heer vor Vernichtung. Es war die furchtbarste Niederlage, die Athen bisher in diesem Krieg erlitten hatte.

Brasidas in Thrakien. Noch größere Verluste wurden der athenischen Herrschaft in Thrakien durch Brasidas bereitet. Dieser Mann, vielleicht der einzige Führer in Sparta, der zu entfernten, weit aussehenden Unternehmungen Mut und Geschick besaß, erfuhr bei seinen kühnen Plänen überall den Widerstand seiner engherzigen Regierung. Auf eine Einladung des makedonischen Königs Perdikkas und der hellenischen Städte auf der Chalkidike erhielt er endlich nicht ohne Mühe die Erlaubnis zu einem Zuge in das entlegene Land. Sein kleines Heer von 1700 Hopliten bestand nicht aus Bürgern, sondern aus 700 auserlesenen Heloten, die man mit schweren Rüstungen versehen hatte, und aus 1000 geworbenen Peloponnesiern. Auf seinem Marsche nach dem Norden schlug er, wie schon erwähnt, die Athener von Megara zurück; dann zog er durch die Thermopylen nach Thessalien, wo er vorsichtig und geschickt jedes feindliche Zusammentreffen zu vermeiden wußte; jenseits des Olympos erwartete ihn König Perdikkas und suchte ihn zu kriegerischen Unternehmungen gegen die mit ihm verfeindeten Nachbarstämme zu gewinnen. Brasidas, der den makedonischen Bundesgenossen nötig hatte, ging mit Widerstreben auf diese Aufforderung ein. Als aber die Feinde des Makedoniers Vorschläge zu einem friedlichen Abkommen machten, nahm er sie sogleich an, um seine Pläne gegen die athenischen Besitzungen in Thrakien ungesäumt ins Werk zu setzen. Nachdem er einige kleinere Städte auf der Chalkidike den Athenern abspenstig gemacht hatte, wandte er sich zu Anfang des Winters gegen Amphipolis, die Hauptstadt des athenischen Thrakiens, die besonders dadurch wichtig war, daß sie die aus Thrakien über den Strymon nach Makedonien führende Straße beherrschte. In nächtlichem Überfall bemächtigte er sich der Strymon-Brücke außerhalb der Stadt und war dadurch Herr des reich angebauten Gebietes von Amphipolis.

Die Bürger, welche am Morgen den Feind in ihrer unmittelbaren Nähe sahen, waren bestürzt; doch setzten sie schnell ihre Mauern in Verteidigungszustand und schickten an den athenischen Strategen Thukydides, den späteren Geschichtschreiber, der damals das Kommando in Thrakien führte und bei der Insel Thasos vor Anker lag, ein Gesuch um schleunige Hilfe. Mit sieben Trieren, die gerade zur Hand waren, und einigem

zusammengerafften Kriegsvolk ging Thukydides sogleich unter Segel. Er landete noch an demselben Abend am Ausflusse des Strymon, konnte aber nur noch das feste Eïon gegen die Angriffe des unermüdlichen Brasidas verteidigen; Amphipolis hatte sich bereits ergeben, und ihm folgten noch andere Städte.

Als die Nachricht von den Verlusten in Thrakien nach Athen kam, verbreitete sich daselbst eine allgemeine Bestürzung. Kleon legte dem Thukydides den Fall von Amphipolis zur Last, zog ihn vor Gericht und brachte einen Verbannungsbeschluß gegen ihn zustande. Richtiger wäre gewesen, man hätte gleich eine genügende Macht nach Thrakien entsendet, um weitere Fortschritte der spartanischen Waffen aufzuhalten. Aber dazu konnte man sich lange nicht entschließen, und während man noch hin und her verhandelte und die Scheu der jungen Mannschaft vor einem Winterfeldzug in dem rauhen Thrakien zu beschwichtigen suchte, bemächtigte sich Brasidas teils durch List, teils durch Gewalt einer Stadt nach der anderen, so daß den Athenern schließlich nur Potidäa und Eïon übrigblieben. Auch ein einjähriger, im Sommer 423 abgeschlossener Waffenstillstand, den die Friedenspartei in Athen zustande brachte, hielt den rastlosen Spartaner nicht ab, weitere Fortschritte auf der Chalkidike zu machen. In den Griechenstädten dort wurde er als Held gefeiert, und er rechtfertigte das ihm entgegengebrachte Vertrauen durch seine unbestechliche Rechtlichkeit und seine tapferen Thaten. Er besaß nur die guten Eigenschaften der Spartaner ohne ihre Mängel.

Die Schlacht bei Amphipolis. Als im Jahr 422 der Waffenstillstand zu Ende ging, ohne daß man sich über einen Frieden geeinigt hätte, gelang es Kleon, sich ins Kollegium der Strategen wählen zu lassen. Er war entschlossen, dem Brasidas seine Eroberungen mit Waffengewalt zu entreißen und das gänzlich erschütterte Ansehen Athens in den thrakischen Landen wieder herzustellen. Mit 30 Schiffen ging er an der Spitze von 1200 athenischen Hopliten, 300 Reitern und vielen Bundesgenossen nach Thrakien in See, und anfangs schien alles zu glücken. Einige Städte wurden mit stürmender Hand genommen, dann der Angriff auf Amphipolis eröffnet. Mit dem ganzen Heer unternahm Kleon zunächst eine Rekognoszierung und lagerte sich östlich von der Stadt auf einer Anhöhe, die vollen Einblick in die feindliche Stellung gestattete. Brasidas hielt sich ruhig; auf den Mauern durfte sich kein Bewaffneter sehen lassen; man wollte die Feinde in Sicherheit einlullen, um sie dann unversehens zu vernichten. So vollständig ließ Kleon sich irreleiten, daß er bedauerte, kein Belagerungszeug mitgenommen zu haben, um die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen.

Da ward ihm gemeldet, man höre Getümmel und Waffenklirren innerhalb der Mauer. Es dauerte auch nicht lange, so stürmten Bewaffnete aus den Thoren der Stadt den abziehenden Athenern in Rücken und Flanken. Brasidas, an der Spitze von 150 Hopliten, warf beim ersten Anlauf das Mitteltreffen und den linken Flügel der Feinde über den Haufen. Als er sich eben anschickte, auch noch ihren rechten Flügel auseinander zu sprengen, wurde er in die schildlose rechte Seite lebensgefährlich verwundet.

Sehr anders war das Ende des Kleon. Dieser hatte, wie Thukydides berichtet, gleich zu Anfang alle Besonnenheit verloren und suchte sich unter

den ersten durch eilige Flucht in Sicherheit zu bringen. Allein seine Rüstung hinderte ihn am schnellen Laufen, und so bohrte ihm ein feindlicher Peltast, der ihn einholte, den Speer in den Rücken. Außer ihm deckten noch 600 Athener die Walstatt.

Die Sieger kehrten nach Errichtung einer Trophäe in die Stadt zurück. Sie hatten nur sieben Mann verloren, aber unter diesen war der Held des Tages, die Seele aller Unternehmungen, der von Soldaten und Bürgern geliebte Brasidas. Der tapfere Mann, welcher zu den höchsten Dingen ausersehen schien, starb, nachdem er die Kunde von dem Siege der Seinigen vernommen hatte. Die Bürger von Amphipolis errichteten ihm ein Denkmal auf dem Markte ihrer Stadt und erwiesen ihm als Befreier heroische Ehren.

Friede des Nikias. Durch die Schlacht bei Amphipolis waren die Männer beseitigt, die sich bisher dem Friedensschluß widersetzt hatten. So kam endlich, nach langen Verhandlungen während der Winterruhe, im Frühling 421 ein Vertrag auf 50 Jahre zustande, den man später den Frieden des Nikias nannte, weil dieser Staatsmann hauptsächlich seine Mitbürger dazu überredet hat. Die Grundlage des Friedens bildete der Besitzstand vor Ausbruch des Krieges. Namentlich sollten die Gefangenen sowie die Eroberungen in Lakonien und in Attika von beiden Seiten zurückgegeben, Amphipolis wieder an Athen abgetreten, die übrigen Städte der Halbinsel Chalkidike von den Peloponnesiern geräumt und künftig weder als Bundesgenossen der einen noch der anderen Partei betrachtet werden. Dem Frieden schlossen sich die Böoter, Megarer und Korinther nicht an; allein sie wagten nicht für sich allein das Kriegsglück zu versuchen, und so ruhten thatsächlich die Waffen in ganz Hellas.

Die erlittenen Verluste und beiderseitige Erschöpfung hatten die Gegner zum Frieden geneigt gemacht, aber Unmut und Erbitterung waren in den Herzen zurückgeblieben. Daher erhoben sich große Schwierigkeiten, als es sich darum handelte, die Bedingungen, die der Vertrag vorschrieb, in Ausführung zu bringen. Verhandlungen wurden gepflogen, Gesandte gingen hin und her, ohne die Hindernisse völlig beseitigen zu können. Durch das Los war bestimmt worden, daß Sparta mit der Ausführung des Vertrags zu beginnen habe. So gaben denn die Spartaner die athenischen Gefangenen frei und riefen ihre Truppen aus der Chalkidike zurück, konnten jedoch die festgesetzte Übergabe von Amphipolis an Athen nicht bewirken. Damit blieb aber die für Athen wichtigste Bestimmung des Friedens ein bloßer Buchstabe; und so weigerten sich jetzt die Athener, Pylos und Kythera zu räumen oder auch nur die Gefangenen von Sphakteria in Freiheit zu setzen.

Aus dieser Not sah Sparta keinen anderen Ausweg, als sich Athen noch mehr zu nähern. Es kam zwischen beiden Staaten ein Defensivbündnis zu stande; und jetzt konnte die Rückgabe der auf Sphakteria gefangenen Spartiaten nicht länger verweigert werden, und so war wenigstens die dringendste Forderung Spartas befriedigt. Pylos und Kythera dagegen hielten die Athener fest, so lange Amphipolis nicht zurückgegeben wurde. Die Verhandlungen über diese Vertragspunkte hatten nur eine neue Entfremdung zwischen den beiden Mächten zur Folge, eine Entfremdung, die jeden Augenblick zur Erneuerung der Feindseligkeiten führen konnte.

Das argivische Bündnis und der Zug nach Sizilien.

So wurde in Wahrheit durch den Frieden des Nikias der bestehende Kriegszustand nicht eigentlich unterbrochen. Und doch bedeutet das Jahr 421 einen merkbaren Abschnitt im Gesamtverlauf des Krieges, und zwar deshalb, weil von diesem Zeitpunkt an die höchst eigenartige Persönlichkeit des Alkibiades in einer das ganze Leben der Nation bestimmenden Weise hervortritt.

Alkibiades war im Jahre 451 geboren und damals also einunddreißig Jahre alt. Durch hohe Geburt und großes Vermögen ragte er ebenso hervor wie durch körperliche und geistige Vorzüge. Sein Vater Kleinias fiel in der unglücklichen Schlacht bei Koronea (vgl. oben S. 343), als der Knabe kaum das fünfte Lebensjahr erreicht hatte. Er kam daher unter die Vormundschaft seines mütterlichen Anverwandten Perikles, der ihm einen alten, nicht besonders dazu geeigneten Sklaven als Erzieher beigesellte. Allein Alkibiades war ein Wildling, zwar vielversprechender Art, doch schwer zu bändigen und überhaupt voll Widerstrebens gegen jede Zucht und Ordnung. Einem strengen und dabei verständigen Vater wäre es vielleicht gelungen, durch Ernst und Liebe den Knaben zu einem Manne zu erziehen, der des Vaterlandes Stolz und Freude werden konnte; unter der Leitung seines schwachen Erziehers wurde der Wildfang verwöhnt und in seinem Mutwillen und Trotz gegen alle bestehende Ordnung bestärkt.



278. Alkibiades.
Büste im Museo Chiaramonti des Vatikan.

Nicht allein Leute geringen Standes, sondern auch Männer von Ansehen und Würde bewunderten den schönen, körperlich und geistig rasch aufblühenden Knaben und belachten seine Ausgelassenheit, wenn sie auch selbst die Zielscheibe derselben waren. So ward seine natürliche Kühnheit in Übermut, seine Ruhmbegierde in eitle Selbstsucht verkehrt, so gingen seine herrlichen Gaben in sittenlosen Vergnügungen und unwürdigem Zeitvertreib verloren; so war ihm weder bürgerliches noch natürliches Recht, weder Gesetz noch Sitte, weder Stand noch Alter noch Geschlecht heilig und unverletzlich.

Und dennoch war er der Mann, um den sich bald im Staate alles bewegte, auf den alle seine Mitbürger zwar mit Mißtrauen, doch voll Erwartung hinblickten; denn seine geistige Schwungkraft, seine Gewandtheit, Mittel und Wege ausfindig zu machen, seine Kühnheit und Rücksichtslosigkeit in der Ausführung eines einmal gefaßten Planes machten ihn fast unentbehrlich. Sehr richtig sagt ein gleichzeitiger Dichter: „Die Athener hassen ihn und wünschen ihn doch zu haben."

Schon in seinen Knabenjahren zeigte Alkibiades den Übermut und die Keckheit, welche ihm selbst und dem Staate späterhin so verderblich wurden. Er spielte einst mit anderen Knaben Würfel auf offener Straße und rief einem Fuhrmann, der mit seinem Frachtwagen daherkam, zu, er solle warten, bis er seinen Wurf gethan habe. Da derselbe natürlich nicht darauf achtete, warf er sich der Länge nach in den Weg, indem er sagte: „Nun fahre zu!" Der Mann hielt betroffen still, da er nicht wagte, den vornehmen Knaben verdientermaßen durch tüchtige Schläge abzulohnen.

Als Jüngling schlug Alkibiades einen Schullehrer, weil er in dessen Hause keinen Homer vorfand. Ein gerichtliches Urteil, das gegen den thasischen Dichter Hegemon öffentlich angeschlagen war, wagte er mit eigener Hand auszulöschen, indem er zugleich keck den Archon und den Kläger aufforderte, ihn vor Gericht zu ziehen.

Noch größere Unverschämtheit bewies er, als er mit Genossen seiner Thorheiten die Wette einging, daß er einem angesehenen Bürger öffentlich eine Ohrfeige geben wolle. Hipponikos, ein hochstehender und vermögender Mann, hatte das Unglück, ihm zuerst zu begegnen. Alkibiades that nach seinem Worte. Da sich jedoch ein allgemeiner Unwille gegen ihn erhob, folgte er dem schwer gekränkten Manne in sein Haus, legte seinen Mantel ab und erbot sich, jede Züchtigung geduldig zu ertragen, die derselbe über ihn verhängen werde. Er wußte dabei eine so aufrichtige Reue zu zeigen, daß ihm jener verzieh und sogar den jungen Schmeichler in der Folge lieb gewann. Er gab ihm nachmals seine Tochter Hipparete zur Frau, was jedoch nicht zu ihrem Glücke ausschlug. Sie fühlte sich besonders nach dem Tode ihres Vaters von Alkibiades vernachlässigt, während derselbe seinen ausschweifenden Vergnügungen rücksichtslos nachging. Deswegen verlangte sie Scheidung der Ehe. Alkibiades erschien zwar auf erhaltene Vorladung vor Gericht, allein statt auf Verhandlungen einzugehen, umfaßte er seine Frau und trug sie in seinen Armen lachend nach Hause. Nun wagte sie den Schritt nicht mehr; aber sie starb vor Gram nicht gar lange nachher.

Schon als Zwanzigjähriger hatte Alkibiades bei Potidäa tapfer gefochten und war, schwer verwundet, nur durch seinen Lehrer Sokrates vom Tode errettet worden. Dann hatte er sich bei Delion (S. 438) unter den athenischen Reitern ausgezeichnet und seinen Lehrer seinerseits gegen verfolgende Feinde geschützt.

Mit seinem 30. Lebensjahr begann er auch im Staate eine Rolle zu spielen. Die Überlieferungen seiner Familie wiesen ihn auf die Seite der Demokratie, obgleich er persönlich vom Demokraten wenig genug in sich hatte. Er trat jetzt an die Spitze derer, die mit dem Frieden des Nikias unzufrieden waren. Es geschah dies aus gekränktem Ehrgeiz. Sein Großvater nämlich war Proxenos, d. i. staatlich beglaubigter Geschäfts-

träger Spartas gewesen. Er selbst wünschte die gleiche Würde für sich zu erlangen und hatte sich deshalb der Gefangenen von Sphakteria in jeder Weise angenommen. Dennoch hatte Sparta sich bei den Friedensverhandlungen mehr auf Nikias verlassen, und so wollte er jetzt den Spartanern zeigen, was sie an ihm verloren hatten. Er bemühte sich, Argos zum Bündnis mit Athen statt mit Sparta zu bewegen, und die Argiver gingen wirklich darauf ein. Als weitere Mitglieder dieses Bundes, der unverkennbar seine Spitze gegen Sparta richtete, gewann er Mantinea und Elis. Gern wäre er gleich jetzt an der Spitze eines Heeres nach dem Peloponnes gerückt; allein er konnte es nicht durchsetzen und mußte sich begnügen, seine Vaterstadt mit großer Pracht bei den Spielen zu Olympia zu vertreten. Es war das erste Mal seit dem Anfange des peloponnesischen Krieges, daß daselbst wieder Athener zugelassen wurden. Alkibiades erschien mit sieben Wagen und erhielt den ersten, zweiten und vierten Preis.

Mit solchen Erfolgen begnügte sich aber der ehrgeizige Mann mit nichten. Er verlangte nach Herrschaft, und die konnte er nur in Zeiten des Bürgerzwistes oder in den Wechselfällen des Krieges erlangen. Daher war ihm der friedliebende Nikias verhaßt; doch konnte er ihn und seine gleichgesinnte Partei nicht sofort aus ihrer einflußreichen Stellung verdrängen, da die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, noch immer bluteten. Auch in Sparta waren die Könige Agis und Pleistoanax der Erhaltung des Friedens geneigt. Da demnach Alkibiades weder die Vaterstadt noch ihre bisherige Gegnerin zur Ergreifung der Waffen bewegen konnte, war er desto thätiger in Argos. Er wußte den früheren Stolz der Argiver neu zu beleben und sie zu einem Vorstoß gegen das mit Sparta verbündete Epidauros zu ermutigen. Er selbst rückte als athenischer Stratege mit zahlreichen Scharen nach dem Peloponnes und bewog die achäische Seestadt Paträ, sich mit Athen zu vereinigen. Das alles nötigte die Lakedämonier, abermals die Waffen zu ergreifen, um sich ihre Vorherrschaft zu sichern.

Krieg zwischen Argos und Sparta. Der lakedämonische König Agis rückte mit dem ganzen spartanischen Aufgebot in die Ebene von Argos, kam aber bald in eine so mißliche Lage, daß er es vorzog, mit dem argivischen Strategen einen viermonatlichen Waffenstillstand abzuschließen. Inzwischen erhielten die Argiver neuen Zuzug von Athen und rückten nun mit ihren Verbündeten zuversichtlich gegen Süden. Bei Mantinea (418) stießen sie auf das spartanische Heer, das sie in vorteilhafter Stellung erwartete. Nur der linke Flügel der Spartaner, durch eine falsche Bewegung vom Mitteltreffen getrennt, konnte im ersten Anprall geworfen werden; im Centrum dagegen und auf dem rechten Flügel siegten die Spartaner so schnell und so vollständig, daß damit die ganze Schlacht entschieden war. 700 Argiver und 200 Athener deckten die Walstatt. Eine Verfolgung fand nicht statt; nach Beerdigung der Toten zogen beide Heere nach Hause. Aber der Flecken von Sphakteria war getilgt, der Waffenruhm Spartas wiederhergestellt. Argos löste das Bündnis mit Athen und schloß mit Sparta Frieden; Athen stand wieder ziemlich vereinsamt den feindlichen Mächten gegenüber.

Doch war die Lage der Athener keineswegs so verzweifelt wie nach den Niederlagen bei Delion und Amphipolis. Der Staatsschatz war aufs

neue gefüllt, die abhängigen Städte und Inseln in Unterthänigkeit, auch Argos schloß sich nach kurzer Zwischenzeit wieder an; die Gegner aber bildeten nicht mehr eine eng verbundene Masse, sondern verfolgten verschiedene Interessen.

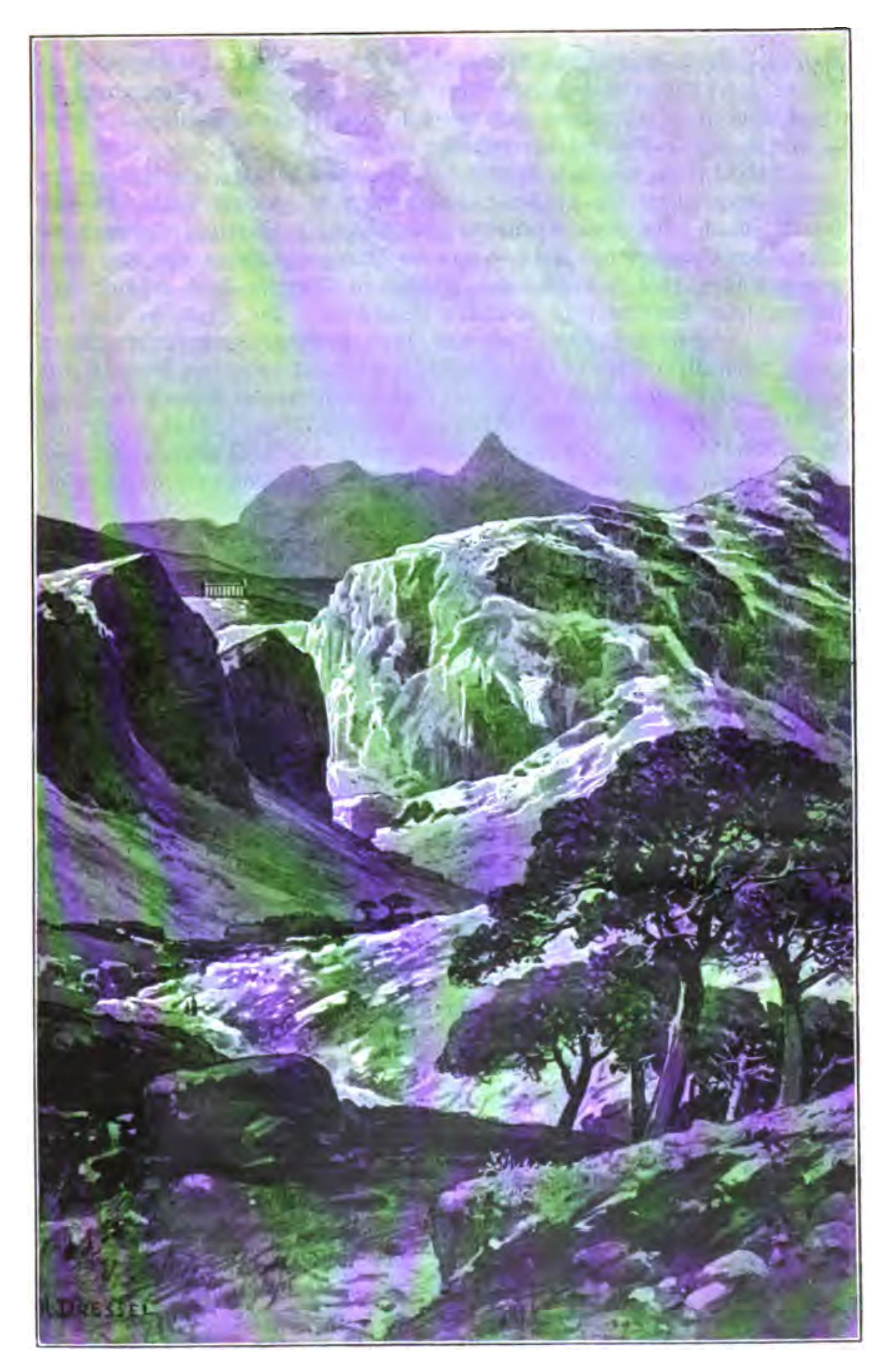
Große Entscheidungen brachten die nächsten Jahre nicht. Doch gelang den Athenern die Eroberung der Insel Melos, der einzigen unter den Kykladen, die bisher Athens Herrschaft nicht anerkannt hatte. Im Sommer 416 begann die Belagerung, im folgenden Winter zwang der Hunger die Stadt zur Ergebung. Obgleich Melos nie zum attischen Bunde gehört hatte, wurde es doch wie ein abtrünniger Bundesgenosse behandelt; die erwachsenen Männer wurden erschlagen, Weiber und Kinder verkauft. Es war ein Akt jämmerlicher Grausamkeit und ungerechter Vergewaltigung; die Strafe sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Hilfegesuch von Segesta. Noch in demselben Jahre 416 erschien in Athen eine Gesandtschaft von Segesta auf Sizilien, um gegen die Nachbarstadt Selinus Hilfe zu erbitten.

Schon früher hatten die Athener den Versuch gemacht, sich auf Sizilien festzusetzen. Als nämlich die von dem dorischen Syrakus hart bedrängten jonischen Leontiner im Jahre 427 eine Gesandtschaft mit der Bitte um Hilfe nach Athen schickten, wußte der Rhetor Gorgias, als Sprecher der Gesandten, durch seine glänzende Beredsamkeit die Athener für das Gesuch günstig zu stimmen. Es wurden 20 Schiffe abgesandt, um für weitere Unternehmungen den Boden zu ebnen. Indessen diese Streitkräfte waren zu unbedeutend, als daß sie etwas hätten ausrichten können, und als sich später die Athener anschickten, durch Verstärkung der Flotte um 40 weitere Schiffe ihrem Eingreifen in die sizilischen Angelegenheiten mehr Nachdruck zu geben, schlossen die Sikelioten im Jahre 424 unter einander Frieden und nahmen so den Athenern jeden Vorwand zu weiterer Einmischung.

Doch bald erwachten die alten Zwistigkeiten von neuem; verlassen von allen Verbündeten, unterlagen die Leontiner dem übermächtigen Syrakus, das nun immer rücksichtsloser sein Übergewicht geltend machte. Zudem bot jetzt der zwischen Selinus, einer Kolonie der Syrakusaner, und Segesta ausgebrochene Kampf günstige Gelegenheit, die Macht von Syrakus auch im Westen der Insel zu befestigen.

So war die Lage der Dinge, als die hilfeflehenden Segestaner in Athen eintrafen. Es wurden zunächst Männer abgesendet, um den Stand der Dinge zu untersuchen. Die Segestaner wußten geschickt ihre Armut und Hilflosigkeit zu verdecken, zeigten ansehnliche Tempelschätze, zahlten sogleich 60 Talente für die auszurüstende Flotte und waren so gastfrei und freundlich, daß sie die athenischen Gesandten völlig auf ihre Seite brachten. Als diese zurückkehrten und von den Reichtümern der neuen Bundesgenossen redeten, war die Einmischung zu gunsten Segestas beschlossene Sache. Nur Nikias drang darauf, daß die Angelegenheit nochmals sorgfältig erwogen werde. Er wies darauf hin, daß man noch nicht einmal die Chalkidier unterworfen habe, daß Sparta nur auf eine günstige Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges warte und eine solche sich von selbst ergebe, wenn man sich in einen zweifelhaften Kampf mit Selinus und seinem mächtigen Verbündeten, Syrakus,



279. Segesta.

einlasse. Er beschwor seine Mitbürger, nicht den Staat ins Verderben zu stürzen um selbstsüchtiger junger Leute willen, die bisher in Prachtaufzügen ihrer Eitelkeit gefrönt hätten und nun um derselben Ursache willen das Volk zu einem unheilvollen Schritte verleiten wollten.

Alkibiades, der wohl begriff, daß die letzten Worte gegen ihn gerichtet waren, rechtfertigte sich und das Unternehmen in feuriger Rede. Er versicherte, durch seine reiche Ausstattung der Chöre, durch seinen Aufwand bei öffentlichen Gelegenheiten habe er nur den Glanz von Athen vor aller Welt zeigen wollen; mit den erlangten Preisen zu Olympia habe er nicht sich, sondern seine Vaterstadt zu schmücken beabsichtigt. Die Stadt sei von den Göttern zur Herrschaft über Land und Meer bestimmt, und sie sei mächtig genug, nicht allein Syrakus und alle Städte Siziliens unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, sondern auch zum zweitenmal den Peloponnesiern siegreich die Spitze zu bieten. Wer für das Unternehmen stimme, der beweise, daß er auf die Macht, das Glück und den Ruhm Athens ein gerechtes Vertrauen setze; wer gegen dasselbe seine Stimme abgebe, der zweifle an dem Staate und an sich selbst.

Diese Rede wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und als nun Nikias, um die Begeisterung der leicht bewegten Menge niederzuschlagen, die ungeheuren Erfordernisse zu dem Unternehmen auseinandersetzte, drängte sich jeder Bürger, reich und arm, jung und alt, herzu, um Geldbeiträge und persönliche Dienste anzubieten. Der Zug ward fast einstimmig beschlossen (415), und man wählte Nikias, Alkibiades und den tapferen Lamachos zu Strategen.

Die Rüstung war schnell vollendet und die Flotte bald bereit zum Abgehen; da geschah es, daß eine ruchlose Handlung die ganze Stadt in Bestürzung setzte. Es standen nämlich überall in den Straßen vor den Hausthüren sogenannte Hermensäulen, viereckige Pfeiler, die oben das Haupt des Götterboten trugen (vgl. Abb. 16). Diese wurden in einer Nacht fast sämtlich verstümmelt, und es war den Bürgern, als sei damit die Schutzgottheit ihrer Wohnungen von ihnen genommen. Man stellte Untersuchungen an, und endlich wurde Alkibiades mit mehreren seiner Genossen dieser That und zugleich der Verhöhnung der eleusinischen Mysterien bezichtigt. Alkibiades verlangte sofortige Untersuchung; er durfte hoffen, in seiner Eigenschaft als Stratege der so populären Expedition nach Sizilien vom Volke freigesprochen zu werden. Aber eben deshalb setzten seine Gegner es durch, daß die Untersuchung bis zu seiner Rückkehr verschoben wurde.

Erster Zug nach Sizilien. Der Tag erschien, an dem die stattliche Flotte in See gehen sollte. 100 Trieren, darunter 60 Schlachtschiffe, schaukelten sich frisch bemalt und geschmückt auf den Wellen des Piräus. 2200 athenische Hopliten, 500 Argiver, 250 Mantineer und viele Leichtbewaffnete stiegen an Bord. Als alles zur Abfahrt bereit war, ertönte ein Signal. Feierliche Stille trat ein und der Herold sprach das übliche Gebet, daß der allwaltende Zeus Stadt, Heer und Flotte gnädig beschirmen möge. Die Mannschaft auf den Schiffen, das Volk am Ufer sprach einstimmig die Worte nach. Die Rauchaltäre dampften, die Becher gingen zum Trankopfer um. Dann erklang der Päan und die Ruder schlugen ins Wasser. In langem Zuge ging es zum Hafenthor hinaus; draußen stellten sich die Schiffe in eine Linie, und mit einer fröhlichen Wettfahrt nach Ägina wurde der Feldzug eröffnet.

Zu Korkyra vereinigte man sich mit den aufgebotenen Bundesgenossen. Die Musterung ergab 134 Trieren, 30 mit Getreide beladene Lastschiffe, 100 kleinere dem Staate von Privatleuten zur Verfügung gestellte Schiffe und zahlreiche Handelsfahrzeuge, die sich freiwillig anschlossen; ferner 5100 Hopliten ohne die Bogenschützen, Schleuderer und anderes Kriegsvolk, alles in allem mit den Seeleuten an 36000 Mann. Eine solche Flotte hatte Athen kaum je zusammengebracht.

Die Armada durchschnitt (415) in drei Zügen das jonische Meer. Bald tauchten die Küsten Italiens auf, Tempel und Städte wurden sichtbar,



280. Ruinen des Tempels zu Segesta.

Der Tempel blieb, wie die unkannelierten Säulen zeigen, unvollendet. Er ist ein Beispiel des entwickelten dorischen Stils.

Zeugnisse hellenischer Abkunft und hellenischen Lebens. Aber nicht allein das mächtige Tarent und Lokroi, sondern auch das einst befreundete Rhegion verschlossen die Thore. Von den Segestanern aber kam die Nachricht, daß sie dem athenischen Heere höchstens eine Woche lang Unterhalt gewähren könnten. Nikias wäre daraufhin am liebsten gleich wieder umgekehrt. Der praktische Lamachos schlug vor, geradeswegs nach Syrakus zu segeln und, den ersten Schrecken benutzend, die Belagerung der Stadt sofort zu beginnen. Alkibiades endlich war der Meinung, man müsse erst durch Unterhandlung andere Städte gewinnen und dann mit ihrer Hilfe das mächtige Oberhaupt der Insel zu bezwingen suchen; er verließ sich auf seine diplomatische Gewandtheit und

einschmeichelnde Rede. Man verfuhr, wie Alkibiades beantragt hatte, und wandte sich der Ostküste Siziliens zu. Katana, wohlgelegen am Fuße des qualmenden Ätna, wurde durch Überraschung genommen und bot nun einen Stützpunkt für weitere Unternehmungen.

Inzwischen waren die Feinde des Alkibiades in Athen nicht müßig gewesen. Die Untersuchung des Hermenfrevels war wieder aufgenommen und eine Anzahl Bürger, die der später als Redner berühmte Andokides angegeben hatte, waren hingerichtet worden. Aber auch in Betreff des Mysterienfrevels waren neue Angaben erfolgt, und wieder war es Alkibiades, den man der Missethat beschuldigte. Ein Volksbeschluß rief ihn nach Hause, um sich sogleich vor Gericht zu verantworten.

Verrat des Alkibiades. Alkibiades hätte, gestützt auf das Heer, den Gehorsam verweigern können. Aber er hielt es doch für besser, sich zu fügen. Auf seiner eigenen Triere schloß er sich dem Staatsschiff „Salaminia" an, das den Volksbeschluß ihm überbracht hatte. Während der Fahrt besann er sich anders; in Thurioi entwich er von seinem Schiff und ging in freiwillige Verbannung. Er hatte sich damit selbst das Urteil gesprochen, und demgemäß erkannte jetzt das Gericht in Athen auf Todesstrafe und Einziehung seiner Güter. Er, der soeben noch an der Spitze der glänzendsten Flotte die ausschweifendsten Hoffnungen genährt hatte, schien jetzt ein verlorener Mann. Aber sein Genie, seine Unerschöpflichkeit an Hilfsmitteln und seine Rücksichtslosigkeit in der Wahl derselben waren die nämlichen geblieben; und so kam er auf den Gedanken, sein Vaterland selbst in die tiefste Erniedrigung zu stürzen, damit es in ihm den alleinigen Retter erkenne, ihn zurückrufe, sich vor ihm demütige. Rachsucht und Eitelkeit ließen ihn zum Hochverräter werden.

In Argos, wohin er sich zunächst begeben hatte, erreichte ihn die Nachricht von seiner Verurteilung. Jetzt, meinte er, sei das letzte Band, das ihn noch ans Vaterland knüpfe, zerrissen. Nachdem er sicheres Geleit erwirkt hatte, begab er sich nach Sparta, und zwar zu derselben Zeit, als dort Gesandte von Syrakus ankamen, um thatkräftige Hilfe gegen die Athener zu erflehen. Die Spartaner zeigten wenig Lust zu der gewagten Unternehmung. Aber Alkibiades bewies ihnen klar und bestimmt, daß ein spartanischer Heerführer nach Sizilien zu schicken und der Krieg gegen Athen zu erneuern sei; daß man sich eines befestigten Ortes, etwa Dekeleas, im attischen Gebiete bemächtigen und denselben mit ständiger Besatzung versehen müsse, wenn der peloponnesische Bund, wenn das Haupt desselben vor Demütigung und Verlusten, vielleicht vor Unterjochung sicher sein wolle. Um sich gegen den Vorwurf des Hochverrats zu wahren, versicherte Alkibiades, nicht Athen, sondern nur die ruchlose Demokratie daselbst wolle er stürzen, nur dazu rufe er die Hilfe Spartas an.

Er rüttelte durch seine glühende Beredsamkeit so gewaltig an der Bedächtigkeit der spartanischen Behörden, daß sie ohne langes Zögern auf seine Vorschläge eingingen. Zunächst wurde der kriegskundigste Mann, den Sparta damals besaß, Gylippos, nach Sizilien entsendet. Durch einen langen Aufenthalt in Unteritalien war dieser mit dem Schauplatze des Krieges wohl vertraut. Er besaß aber außerdem eine solche Kühnheit und Raschheit in allen Entschließungen, wie man sie bei den Spartanern nur an Brasidas



281. **Gegend von Syrakus, im Hintergrunde der Ätna.**
Gesehen von den Trümmern des Euryalos, einer Feste, die Dionys I. auf der Höhe von Epipolä anlegte (vgl. den Stadtplan S. 451).

bisher erlebt hatte. Er übertraf diesen gefeierten Helden an List und Verschlagenheit, während er ihm freilich an unbestechlicher Rechtschaffenheit erheblich nachstand. War man mit der Ernennung eines Heerführers eilig gewesen, so ging man dagegen bei der Ausrüstung der Mannschaft mit der gewohnten spartanischen Langsamkeit zu Werke. Des längeren Wartens müde, wagte endlich Gylippos in den letzten Tagen des Mai 414 mit zunächst nur vier Trieren die Fahrt nach Italien.

Die Belagerung von Syrakus. Während dieser Zeit hatten sich wichtige Dinge in Sizilien ereignet. Nachdem die Athener unter dem bedächtigen Nikias den Herbst des Jahres 415, abgesehen von einem unbedeutenden siegreichen Treffen, meist unthätig in dem Lager von Katana verbracht hatten, waren sie endlich, inzwischen durch Reiterei verstärkt, mit Beginn des folgenden Frühjahrs 414 ausgerückt, um Syrakus ernstlich anzugreifen. Das Heer landete nördlich von der Stadt, wo der Gegner freilich Zeit gehabt hatte, alle möglichen Vorbereitungen gegen eine Belagerung zu treffen.

Syrakus bestand eigentlich aus zwei Städten und ebenso vielen Vorstädten. Der älteste Teil lag auf der durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennten Insel Ortygia; der neuere Teil, Achradina, umfaßte die zwischen der Insel und dem nördlichen Meere gelegene Hochebene, welche sich nördlich und südlich in schroffen felsigen Abhängen zum Meere herabsenkt. Die Vorstädte Tycha und Neapolis breiteten sich westlich von Achradina im Tieflande aus, das sich aber allmählich wieder zu der felsigen Höhenkette Epipolä erhebt. Südwärts zog sich morastiges Marschland bis zum großen Hafen und dem Flusse Anapos; der befestigte kleine Hafen lag nördlich von Ortygia.

Die Stadt, welche lange Jahre von Tyrannen beherrscht gewesen war, erfreute sich jetzt einer demokratischen Verfassung. Stolz auf frühere Siege und auf ihr entschiedenes Übergewicht über alle sizilischen Staaten, dünkten sich die Bürger — wenn nicht zur See, so doch zu Lande — der Macht Athens gleich. An ihrer Spitze stand Hermokrates, ein erfahrener und einsichtsvoller Mann, der mit Eifer und Hingebung die Verteidigung leitete. Er ließ den südwestlichen Bezirk der Stadt, Neapolis, durch eine starke Mauer sichern, zwei Kastelle zum Schutz der Seeküste anlegen und die Zugänge zu den Landungsplätzen durch eingerammte Palissaden erschweren. Auch noch die westliche, die Stadt beherrschende Anhöhe Epipolä in ihrer ganzen Ausdehnung mit in die Befestigungslinie zu ziehen, hatte es an Zeit gefehlt; doch wurde, als man den Anzug der Feinde erfuhr, eine auserlesene Schar abgesandt, um den wichtigen Punkt zu halten. Aber die Athener waren flinker gewesen und hielten die beherrschende Stellung schon besetzt, als die Syrakusaner dagegen anrückten.

Nikias ließ nun eilends auf Epipolä ein kreisförmiges Bollwerk auf dem Hügel Syke errichten, um von diesem Punkte aus nach beiden Seiten hin Einschließungsmauern (km und kr) zu ziehen. Gleichzeitig befestigte er an dem nördlichen Raude der Hochfläche den schroff abfallenden Hügel Labdalon. Die Bürger von Syrakus sahen mit Schrecken, wie rasch die drohenden Belagerungswerke aus dem Boden wuchsen, und legten von der Stadt her eine Gegenlinie (no) an. Als sie jedoch an einem heißen Mittag

der Ruhe pflegten, wurden sie von dem wachsamen Feinde überfallen und zum Teil niedergehauen. Die Athener waren jetzt im stande, zugleich nördlich und südlich von Epipolä die Einschließung zu vollenden. Das Werk auf der Südseite suchten die Bürger durch eine bis zum Flusse Anapos geführte Quermauer (pq) zu unterbrechen; allein auch diese Arbeit wurde durch einen kühnen Angriff der Athener vereitelt, und als die Belagerten darauf mit voller Heereskraft ausrückten, erlitten sie eine große Niederlage. In diesem Treffen wurde auf Seiten der Athener der mutige Lamachos erschlagen, der bisher mit Nachdruck die Belagerung betrieben hatte; ein unersetzlicher Verlust.

Gleichzeitig mit dem siegreichen Angriff auf den syrakusischen Gegenwall war auch die athenische Flotte in den großen Hafen eingedrungen und hatte sich an der Mündung des Anapos aufgestellt. Den Zugang der Stadt von der Meerseite her beherrschten nun die Athener vollkommen: sie brauchten nur rasch die beinahe fertigen Circumvallationslinien zu vollenden, und Syrakus war dem Hunger verfallen. Aber Nikias, statt die ganze Mauerlinie (mkr) möglichst schnell auszubauen, stellte den Bau des nördlichen Schenkels (kr) zunächst ein und errichtete dafür auf der Strecke (km) eine doppelte Mauer. So wurde es den Spartanern unter Gylippos ermöglicht, durch die offene Lücke im Norden ihren Einzug in die Stadt zu nehmen.



282. Plan der Belagerung von Syrakus 414 v. Chr. Nach Jähns.

Die Ankunft des spartanischen Anführers gab dem Kriege eine andere Wendung. Die Syrakusaner, die schon am Verzweifeln waren, faßten neuen Mut. Das Bewußtsein, von den Stammesgenossen im Peloponnes nicht verlassen zu sein, einen Spartiaten zum Führer zu haben, weitere Verstärkungen erwarten zu dürfen, wirkte Wunder. Ohne Zögern schritt Gylippos zum Angriff auf die Belagerer. Sein erster Versuch, sich mit den Athenern zu messen, schlug fehl; aber schon am folgenden Tage führte er seine Krieger von neuem ins offene Feld und gewann einen vollständigen Sieg. Er erstürmte sogar die Feste Labdalon und zog nun von hier eine Mauerlinie nach der Stadt, die das Circumvallationswerk der Athener im rechten Winkel schnitt und, wenn sie vollendet war, die Einschließung thatsächlich sprengte. Neben diesem großen Erfolg wollte es nicht viel besagen, daß Nikias zu derselben Zeit Plemmyrion besetzte, ein Vorgebirge, das südwärts die Mündung des großen Hafens umschloß und beherrschte, so wie die Insel Ortygia dies im Norden that. Er gewann auf diese Art eine sichere Station für die Flotte, was nach den letzten Erfolgen der Feinde wohl nötig schien. Aber das Glück hatte sich entschieden auf die Seite der Syrakusaner geneigt. Die Lage der

Athener wurde von Tag zu Tag ernster, zumal die Feinde beständig neue Verstärkungen erhielten. Nikias meldete unumwunden seine Bedrängnis nach Athen und erhielt die Zusicherung, daß eine zweite, mächtige Flotte im Frühjahr zu ihm stoßen werde. Indessen war der Winter sowohl dem Heere als den Schiffen nachteilig: jenes, in Niederungen lagernd, litt durch bösartige Fieber; diese, vom Feinde bedroht und darum immer in See, hatten zum größten Teil ihre Seetüchtigkeit eingebüßt. Die Ankunft des Strategen **Eurymedon** mit 10 Trieren änderte die Lage nicht.

Sobald das Wetter günstig war, erneuerte der rastlose Gylippos seine Angriffe. Auf seine Mahnung hatten die Syrakusaner Schiffe gebaut, sich in der Handhabung derselben geübt und wagten nun die Athener auf ihrem eigenen Elemente anzugreifen. Mit einer Flotte von 80 Schiffen, die teils von der inneren Bucht des großen Hafens bei Ortygia gegen Plemmyrion segelten, teils von dem kleinen Hafen aus um die Insel herumfuhren, ruderten sie kühn gegen den Feind. Sie wurden zwar nach einem lange zweifelhaften Kampfe geschlagen, allein unterdessen hatte am Lande Gylippos selbst die athenischen Linien umgangen und das schlecht bewachte Plemmyrion mit allen Vorräten erobert, so daß die athenische Flotte sich wieder nach der Mündung des Anapos zurückziehen mußte; sie befestigte zwar diese Stellung durch ins Wasser gerammte Pfähle; aber die Einfahrt in den großen Hafen beherrschten die Feinde.

Die Syrakusaner verstärkten jetzt die Vorderteile ihrer Schiffe, da sie bemerkt hatten, daß die athenischen Trieren leicht gebaut und zu schnellen Bewegungen geeignet, aber auch zu schwach waren, um einem mit festem Schiffsschnabel geführten Stoß zu widerstehen. Dadurch siegten sie in einem zweiten Treffen und trieben die ganz entmutigten Belagerer in ihr Pfahlwerk zurück. Wenn nicht Hilfe kam, war Nikias und sein Heer verloren.

Zweiter Zug nach Sizilien. Die Hilfe kam. **Demosthenes**, der rühmlich bekannte Sieger von Sphakteria (vgl. S. 434), lief im Hochsommer 413 mit 73 Trieren, die 5000 Hopliten und eine Menge Schleuderer und Bogenschützen an Bord hatten, in den großen Hafen ein. Trotz eines neuen Einfalls der Peloponnesier in Attika, wobei nach Alkibiades' teuflisch gutem Rat die 22 km nördlich von Athen am Parnes gelegene Ortschaft **Dekelea** vom Feinde besetzt und befestigt wurde, hatte man zu Athen diese große Rüstung ins Werk gesetzt.

Sobald Demosthenes von der Örtlichkeit und dem Stande der Belagerung Kenntnis genommen hatte, drängte er zu sofortiger, kräftiger Offensive. Alles hing vom Besitz von Epipolä ab. Gelang es, jene Quermauer, die Gylippos von Epipolä nach der Stadt gezogen hatte, zu nehmen, so war noch alles zu gewinnen; gelang es nicht, so blieb nichts übrig, als ungesäumt die Belagerung aufzuheben und nach Athen zurückzukehren. Mit allen verfügbaren Kräften stürmte Demosthenes, von Belagerungsmaschinen unterstützt, gegen die Quermauer; allein der Angriff wurde abgeschlagen und die Maschinen mit Feuer vernichtet.

Jetzt galt es einen letzten Versuch, sich durch Überrumpelung in den Besitz der feindlichen Stellung zu setzen. In einer mondhellen Nacht wurden die Höhen von Epipolä unbemerkt erstiegen, die feindlichen Werke im Rücken

gefaßt, die Besatzung in die Flucht getrieben. Aber beim weiteren Vorrücken gegen die Stadt stießen die Athener auf böotische Hopliten, die in unerschütterlicher Haltung Flüchtlinge und Sieger mit ihren Speeren zurückwarfen und dann, selbst vorrückend, die Athener in die äußerste Verwirrung brachten. Schließlich wurden diese die steilen Abhänge hinuntergeworfen und verloren in dieser einen Nacht gegen 2500 Mann.

Jetzt war es unmöglich geworden, Syrakus zu nehmen; mit Recht bestand Demosthenes auf sofortigem Rückzug. Dem aber widersetzte sich Nikias in unbegreiflicher Verblendung. Er fürchtete die Verantwortung in Athen und hoffte von einer athenisch gesinnten Partei Unzufriedener in Syrakus noch immer die Übergabe der Stadt. Erst als das Heer der Athener immer mehr unter den zunehmenden Krankheiten litt, willigte auch er in den Rückzug und traf alle Anstalten dazu. Am Abend des 27. August 413 war alles zur Abfahrt bereit, als die Mondscheibe sich plötzlich verfinsterte. Es war weiter nichts als die oft gesehene Erscheinung einer Mondfinsternis, die auch damals schon von wissenschaftlich gebildeten Männern vielfach richtig erklärt worden war. Aber Nikias erschrak; er that der Abfahrt Einhalt und befragte erst die Wahrsager und Zeichendeuter, von denen der fromme Mann stets umgeben war. Diese thaten den merkwürdigen Ausspruch, es sei der Götter Wille, daß man noch dreimal neun Tage im Lager am Anapos verharre.

Mit dieser Zögerung war das Schicksal des Heeres besiegelt. Die Syrakusaner benutzten die Frist zur Ausrüstung ihrer Seemacht. Sie segelten dreist in den großen Hafen und lieferten den Athenern ein Treffen, in welchem Eurymedon fiel und achtzehn athenische Schiffe samt Bemannung verloren gingen. Nur die Tapferkeit der athenischen Hopliten, welche das feindliche Landheer unter Gylippos zurückschlugen, rettete den größten Teil der beschädigten und an die Küste getriebenen Schiffe.

Die Syrakusaner sperrten jetzt die Mündung des großen Hafens mit zusammengeketteten Schiffen, und als die Athener die Sperre zu durchbrechen versuchten, kam es in dem engen Raume des Hafens Schiff gegen Schiff, Mann gegen Mann zum letzten Entscheidungskampf, dessen Ausgang beide Parteien mit äußerster Spannung erwarteten.

Nikias that alles, was einem erprobten Feldherrn möglich war. Er verteilte in richtigem Maße die Hopliten und Schützen, versah die Vorderteile der Schiffe mit Enterhaken gegen die feindlichen Sturmbalken, stellte den Führern und der Mannschaft in einer männlichen Rede vor, wie von ihrem Verhalten die eigene Rettung und die Erhaltung des Vaterlandes abhänge, und begann die Schlacht.

Es gelang den Athenern zwar, die Sperrung des Hafens zu sprengen; bald aber, von allen Seiten angegriffen und durch die Enge des Raumes in allen Bewegungen gehemmt, wurden sie nach hartnäckigstem Widerstand völlig überwältigt, ihre Schiffe teils versenkt, teils genommen, teils an die Küste getrieben.

Nun schlug Demosthenes ein letztes Mittel vor, um mit Ehren zu entkommen. Die Athener hatten immer noch 60 Schiffe, die Syrakusaner nur noch 50; man konnte also nochmals eine Seeschlacht wagen. Aber die völlig entmutigte Mannschaft weigerte sich. So blieb nur unter Preisgabe der Flotte der Rückmarsch zu Lande als einziger Weg der Rettung übrig.

Untergang des athenischen Heeres. Der Aufbruch hätte auf der Stelle erfolgen müssen, ehe noch die Syrakusaner auch die Landwege gesperrt hatten. Aber durch falsche, vom Feinde bestochene Kundschafter irregeleitet, trat das athenische Heer erst am zweiten Tage nach der Schlacht den Rückzug in das Innere von Sizilien an. Es waren alles in allem noch immer 40000 Bewaffnete und Unbewaffnete, die wie ein fliehendes Volk den Anapos überschritten und sich langsam unter fortwährenden Angriffen feindlicher Reiter und Schützen vorwärts bewegten. Sie fanden den Weg, der durch den Engpaß von Akrä westwärts führte, durch Verhaue und Bewaffnete versperrt; nach einem vergeblichen Versuch, hier durchzubrechen, schlugen sie die Straße nach der südlichen Küste ein. Demosthenes, der die Nachhut führte, die wegen der Kranken und Verwundeten nur langsam marschieren konnte, sah sich bald von dem übrigen Heere getrennt. Er geriet in die rings von einer Mauer umschlossenen Ölbaumanlagen eines Landgutes, wo jeder Ausgang verlegt war. Einem Nahkampf mit den verzweifelten Feinden wichen die Syrakusaner aus und begnügten sich, von allen Seiten ihre todbringenden Geschosse in das dichte Menschengewühl zu schleudern. Bis zum Abend hielt Demosthenes mit seinen Scharen den ungleichen Kampf aus; dann aber, von Hunger und Wunden erschöpft, ergaben sich die Athener der Übermacht. Der brave Feldherr mochte die Schmach der Gefangennahme nicht überleben und zückte schon das Schwert gegen sich, als die Feinde ihn festnahmen.

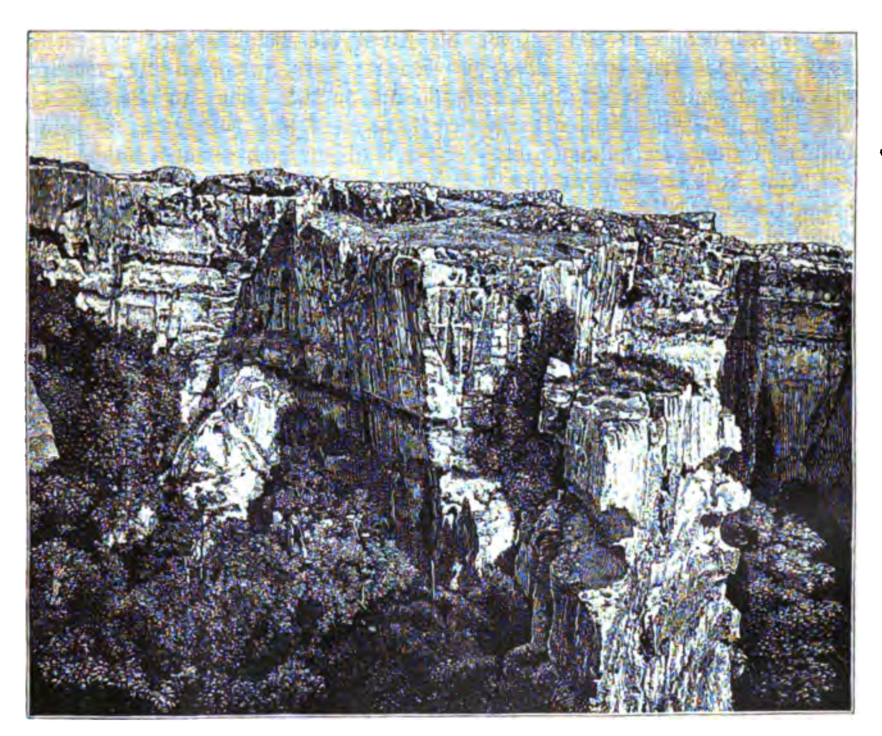
Jetzt kam die Reihe an Nikias. Er war mit der Hauptmasse des Heeres bis zu dem kleinen Fluß Assinaros gelangt, dessen jähe Ufer einen geordneten Übergang unmöglich machten. Voll Angst vor den drängenden Feinden und von brennendem Durst gequält. stürzten sich die Krieger in die Fluten. Das Wasser war nicht tief, aber es strömte so schnell, daß es viele der erschöpften Männer mit fortriß. Noch mehr der Krieger fielen unter den Geschossen der verfolgenden Syrakusaner, die vom Ufer herab auf die Unglücklichen zielten. Das Wasser ward rot von Blut, und bald lagen Haufen von Leichen darin aufgeschichtet. Gylippos selbst, menschlicher als seine blutgierigen Scharen, that endlich dem Morden Einhalt und ließ die Überreste des athenischen Heeres, unter ihnen auch Nikias, gefangen nehmen. Vergebens aber versuchte er in Syrakus die athenischen Anführer zu retten, um sie als Trophäen nach Sparta zu führen; beide wurden hingerichtet: Barmherzigkeit gegen überwundene Feinde kannte man im Altertum nicht.

Die übrigen Gefangenen — es sollen 7000 gewesen sein — wurden in die Steinbrüche bei Syrakus eingeschlossen, wo sie, von Hunger und Durst gefoltert, ungeschützt gegen den Sonnenbrand am Tage und gegen die Kälte der Herbstnächte, 70 Tage zubringen mußten. Die Überlebenden wurden dann als Sklaven verkauft, und von ihnen retteten sich manche durch die Flucht, andere erhielten ihre Freiheit, weil sie sich durch ihre Bildung und edle Sitte die Liebe und Achtung ihrer Herren erwarben. Auf diese Art gelangten einige Flüchtlinge nach Jahren wieder in die Heimat.

Lage Athens. Während dieser Vorgänge lastete schwere Sorge auf Athen; denn die letzte Nachricht, welche die unglücklichen Feldherren dorthin entsendet hatten, war die von der Niederlage auf Epipolä.

Nach Vernichtung des Heeres verbreiteten sich in Athen zuerst unbestimmte, erschreckende Gerüchte, wie sich, ehe ein verderbliches Gewitter losbricht, Wetterwolken ringsum sammeln und das Tageslicht verdunkeln.

Endlich ward der fürchterliche Schlag, der den Staat betroffen hatte, in der Stadt bekannt. Das Unglück in seiner ganzen Ausdehnung konnte nicht mehr bezweifelt werden. Tief und schmerzlich war da die Trauer in den Familien, welche Väter, Gatten und Söhne verloren hatten; aber noch mehr erfüllte der Jammer um den sinkenden Staat alle Herzen. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit war zerrissen, der die athenische Flotte seit den Tagen von



283. Die Steinbrüche bei Syrakus. Nach Duruy.

Salamis umgeben hatte. Kein Mensch glaubte, daß Athen nach solchen Verlusten im stande wäre, auch nur noch einen Feldzug zu überstehen. In der That, wären die Peloponnesier jetzt mit Heeresmacht angerückt, so hätten sie die Stadt vielleicht wehrlos gefunden. Allein rasche Verfolgung eines Sieges lag nicht in der Art der Spartaner.

Es bedurfte in Athen gewaltiger Rüstungen, um den drohenden Zusammenbruch abzuwehren; aber unter den Schlägen des Schicksals erstarkte in der Bürgerschaft der Entschluß, Gut und Blut für ihre Rettung zu wagen und, wenn alles vergeblich sei, nicht ruhmlos, sondern der Ahnen würdig unterzugehen. Noch stand das Reich, noch war der Reservefonds von 1000

Talenten, den man gleich zu Anfang des Krieges beiseite gelegt hatte, unberührt. Bauholz wurde herbeigefahren und der Bau neuer Schiffe in Angriff genommen, und als sich mit dem Frühling des nächsten Jahres (412) der Feind in Bewegung setzte, war auch wieder eine athenische Flotte in See. Nun fielen freilich viele Bundesgenossen und unterthänige Städte ab, wie Chios, Lesbos, Milet, Rhodos, später selbst Byzanz und das gegenüberliegende Chalkedon; auch besaßen die Athener nicht mehr die Überlegenheit zur See, welche einst Phormion bewiesen hatte; aber sie kämpften doch mit großer Energie und weder ruhmlos noch ohne Glück. Um die blühende Insel Chios entbrannte zuerst der Kampf, dann in den Gewässern zwischen Samos, wo die Athener, und Milet, wo die Flotte der Peloponnesier aufgestellt war. Samos blieb treu. Über die Milesier aber gewannen die Athener in einem hitzigen Treffen die Oberhand und wollten schon zur Belagerung der Stadt selbst schreiten, als ein peloponnesisches und bald auch ein syrakusisches Geschwader anlangte und sie zum Rückzuge nach Samos nötigte.

Alle diese Unternehmungen des Feindes leitete jetzt Alkibiades. Er drängte unaufhörlich die säumigen Spartaner zum Handeln und bestimmte auch den persischen Satrapen Tissaphernes, daß er sich in einem Vertrage zur Soldzahlung an Sparta verpflichtete, freilich nur unter der für Hellenen wenig ehrenhaften Bedingung der Unterwerfung der jonischen Städte unter persische Botmäßigkeit.

Alkibiades und Lysander.

Die Gewandtheit und körperliche wie geistige Biegsamkeit des Alkibiades hatten ihn in den Stand gesetzt, in Sparta völlig als Spartiat zu erscheinen. Er war bei den kriegerischen Übungen einer der ersten, und die schwarze Suppe schien ihm so gut zu schmecken, als wäre er am Eurotas geboren. Dagegen konnte er seinen Hang zu Intriguen und Ausschweifungen nicht bemeistern. Er gewann die Zuneigung der schönen Timäa, der Gattin des Königs Agis; aber er zog sich dadurch auch die unversöhnliche Feindschaft des gekränkten Gatten zu. Obgleich er es nun vorzüglich war, der Chios, Milet und andere Städte für Lakedämon gewonnen und den Spartanern die Freundschaft und Subsidiengelder des Tissaphernes verschafft hatte, geriet er doch bald in den Verdacht von Falschheit und Verrat, als der Perser im eigenen Interesse mit seiner Hilfe zurückhielt. Seine Rolle in Sparta war ausgespielt; er hatte Grund zu der Annahme, daß man ihn töten wolle, und er begab sich daher zu Tissaphernes, den er ebenso für sich gewann wie vordem die Spartaner. Bald war der flüchtige Abenteurer der vertraute Ratgeber des Satrapen; er machte sich ihm durch seine Liebenswürdigkeit und seine unerschöpflichen Ratschläge unentbehrlich. Aber auf die Dauer an dem Hofe des Barbaren zu weilen, war nicht seine Absicht. Er wollte nicht aufhören Athener zu sein, und wünschte seit dem Tage seiner Verbannung nichts sehnlicher, als wieder in die Heimat mit ihrem angeregten geistigen Leben und ihren weltmännischen Sitten und Genüssen zurückkehren zu dürfen.

Auf dieses Ziel arbeitete er jetzt in Sardes mit vollem Bewußtsein hin. Er hatte den Athenern gezeigt, wie viel er ihnen schaden konnte; jetzt sollten sie sehen, daß er ihnen ebenso viel zu nützen vermochte. Wenn er ihnen

Sicherheit nach außen und Stärkung der Demokratie im Innern verschaffte, dann durfte er hoffen, zurückgerufen zu werden. Ersteres erreichte er durch Tissaphernes; er machte ihm klar, daß es im persischen Interesse liege, die Spartaner nicht zu sehr zu begünstigen, da sie wenig geneigt seien, Asien dem Großkönig auszuliefern; und wirklich begann Tissaphernes sofort seine Subsidiengelder an Sparta unregelmäßig und kärglicher auszuzahlen. Das andere Ziel konnte Alkibiades nur auf krummem Wege erreichen, indem er zunächst die Demokratie stürzen half, um sie dann seinerseits wieder aufzurichten.

Der Sturz der Demokratie vollzog sich leichter, als man hätte erwarten sollen. Es hatte in Athen immer Leute genug gegeben, die mit dem Fortschritt



284. Hellenistischer Turm auf Samos (Nordseite).

der Demokratie nicht zufrieden waren und im stillen auf ihren Zusammenbruch hofften; und gerade die Vornehmsten und Vermögendsten unter den Bürgern neigten nach dieser Seite. Seit die demokratische Regierung in Sizilien so schrecklich abgewirtschaftet hatte, schien die Beseitigung derselben vollends angezeigt. Darauf rechnete Alkibiades. Er knüpfte mit den oligarchisch Gesinnten unter den athenischen Offizieren, die bei der Flotte in Samos waren, Unterhandlungen an; er versprach, ein Bündnis zwischen Athen und dem Großkönig zu vermitteln, stellte aber die Bedingung, daß die „Lumpendemokratie" erst gestürzt würde, da der König mit dieser unmöglich einen Vertrag schließen könne. Mit diesem Bescheid ging Peisandros von Samos nach Athen. Dort brach zunächst ein Sturm des Unwillens los, aber schließlich siegte die

Einsicht, daß für Athen keine Rettung zu hoffen sei, solange die Peloponnesier und der Perserkönig ihm vereinigt gegenüberständen. Peisandros wußte außerdem dem Volke klar zu machen, wie die Staatskasse gänzlich erschöpft und nicht mehr im stande sei, die Besoldung der demokratischen Regierungsbeamten und Richter zu bestreiten, wie man zur Sitte unbezahlter Ehrenämter zurückkehren und das vorrätige Geld auf den Krieg verwenden müsse. Unter seiner Leitung bildete sich eine Verbindung, die den Umsturz der Verfassung betrieb. An ihrer Spitze standen gewandte und rücksichtslose Männer, namentlich der Redner Antiphon und der ehrgeizige Theramenes. Die Partei schreckte selbst vor Meuchelmord nicht zurück; mehrere Volksführer wurden mit dem Dolch beseitigt, so daß ein allgemeiner Schrecken über die Bürgerschaft kam. Peisandros wurde hierauf mit einigen Gesinnungsgenossen zu dem persischen Statthalter geschickt, um auf der von Alkibiades bezeichneten Grundlage mit ihm zu verhandeln. Aber Tissaphernes stellte, von Alkibiades beraten, völlig unannehmbare Bedingungen; ja, er schloß sogar mit Sparta gerade jetzt einen neuen Subsidienvertrag. Peisandros und seine Mitgesandten hielten sich mit Recht für betrogen: von einer Verständigung mit Persien waren sie jetzt entfernter denn je.

Aber der Stein war nun einmal im Rollen und er rollte weiter. Die Oligarchen beschlossen, auf die Hilfe des Alkibiades und der Perser zu verzichten und auf eigene Hand die Einführung der Oligarchie durchzusetzen. Peisandros kehrte nach Athen zurück, wo inzwischen alles aufs beste vorbereitet war, und brachte seine Entwürfe, ohne ernsten Widerstand zu finden, zur Annahme. Ein Volksbeschluß hob die bestehende Demokratie auf und beschränkte die politischen Rechte auf die 5000 wohlhabendsten Bürger. Der erloste Rat der 500 wurde beseitigt; an seine Stelle trat ein neuer Rat von 400 Mitgliedern mit unbeschränkter Machtvollkommenheit: er wählte aus seiner Mitte die Strategen und übrigen Beamten; seinem Ermessen blieb es anheimgestellt, ob und wie oft er die Versammlung der 5000 Vollbürger berufen wollte. Alle Besoldungen und Tagegelder wurden abgeschafft — eine bei der bedrängten Finanzlage äußerst heilsame Maßregel.

Hierauf schickte man zur Flotte, die vor Samos lag, um auch das Heer für die neue Verfassung zu gewinnen. Aber die große Mehrzahl der athenischen Flottenmannschaften war gut demokratisch gesinnt und verweigerte den oligarchischen Offizieren den Gehorsam. Neue Strategen von zuverlässig demokratischer Parteistellung wurden erwählt, darunter die bisherigen Trierarchen Thrasybulos und Thrasyllos. Das ganze Heer verpflichtete sich eidlich, an der Demokratie festzuhalten; es erklärte, der Staat sei unter den obwaltenden Umständen in Samos und auf der Flotte, nicht am Ilisos.

Bald darauf wurde von den athenischen Heerführern die Rückberufung des Alkibiades beschlossen; er schien der einzige Mann, der aus den ganz verfahrenen Zuständen vielleicht einen Ausweg zu finden verstand. Als Alkibiades von dieser Stimmung der bewaffneten Macht hörte, trug er nicht das mindeste Bedenken, die Farbe zu wechseln und eine demokratische Gesinnung hervorzukehren. Gleich nach seiner Ankunft in Samos wurde er vom Heere zu einem der Strategen ernannt, was bei seiner überlegenen Persönlichkeit soviel hieß, als ihn zum Oberbefehlshaber bestellen. Auch in Athen machten die



285. Samos.

Von Westen gesehen. Im Vordergrund ein Stück der ältesten Stadtmauer (6. Jahrhundert). Da, wo das Schiff liegt, befand sich der antike Hafen. Die Gebäude am Meer sind alle modern.

Schlauen unter den Oligarchen, wie Theramenes, diese Schwenkung des Alkibiades mit. Ja, Theramenes ging gleich noch einen Schritt weiter und reizte das Volk geradezu gegen seine bisherigen Parteigenossen zum Kampfe. Die Oligarchen hatten neben der Hafeneinfahrt in den Piräus ein Kastell errichtet, um auch ohne Flotte die Einfahrt zu beherrschen: dies Bollwerk der Oligarchen wurde jetzt gestürmt und zerstört und die von den Vierhundert mit Sparta eingeleiteten Friedensunterhandlungen abgebrochen. Eine peloponnesische Flotte, die sich damals bei Ägina sammelte und dazu bestimmt schien, im Einverständnis mit der Oligarchie den Piräus zu besetzen, brachte die Vierhundert um alle Sympathien, die sie etwa noch beim Volke hatten: denn die Spartaner wollte doch eigentlich niemand nach Athen einrücken sehen. Alles Volk lief nach dem Piräus, um die Feinde abzuwehren; diese aber fuhren nach Euböa und bedrohten damit die Kornkammer des verwüsteten Attika. Die Athener bemannten eilends alle vorhandenen Schiffe und folgten den Feinden nach Eretria. Sie erlitten eine völlige Niederlage: 22 Trieren fielen in Feindeshand, und die ganze Insel ging für Athen verloren. Die Peloponnesier hätten jetzt unschwer in den Piräus eindringen können; aber so energische Ausbeutung eines Erfolges war nicht Spartanerart.

Nach dieser Niederlage brach die Oligarchie widerstandslos zusammen. Der Rat der 400 wurde aufgelöst, eine gemäßigt demokratische Verfassung hergestellt und eine Verständigung mit der Flotte, die noch immer bei Samos stand, angebahnt. Dort befand sich auch der Mann, der in langer Verbannung bisher die zerstörenden Schläge wider seine Vaterstadt geführt hatte, der nun versöhnt war, der wie ein rettender Engel vor aller Augen stand: Alkibiades. Er verhieß persisches Geld, persische Hilfe; er war bereit, sein an Hilfsquellen so reiches Genie wieder in den Dienst der Heimat zu stellen. Da zögerte sein Volk nicht länger, ihn von Acht und Bann loszusprechen und in alle seine Güter und Rechte wieder einzusetzen. Und es schien in der That, als wäre mit ihm das Glück zurückgekehrt; denn bald nachher traf die Nachricht von einem Siege ein, den Thrasybulos und Thrasyllos in den Gewässern des Hellespont erfochten hatten.

Der Krieg hatte sich nämlich nach dem Hellespont gezogen, wo anfangs mit wechselndem Glücke gestritten wurde, bis die genannten Feldherren bei Kynossema einen bedeutenden Sieg über den lakedämonischen Admiral Mindaros erfochten. In einer zweiten Schlacht bei Abydos schwankte lange die Entscheidung. Da erschien ein Geschwader von 18 Segeln; eine Purpurflagge wehte vom Topp der vordersten Triere; es war Alkibiades und mit ihm der Sieg. Die peloponnesische Flotte ward an die Küste getrieben, wo ihr persische Reiterei unter dem Satrapen Pharnabazos einen Rückhalt bot.

Alkibiades für Athen. Gehoben vom Glanze des Sieges begab sich jetzt Alkibiades (410) zu seinem alten Gönner, dem Satrapen Tissaphernes, um ihn für Athen zu gewinnen; allein der Perser ließ ihn in Ketten nach Sardes bringen. Doch die Haft dauerte nur kurze Zeit, denn im Frühjahr entkam Alkibiades durch Freundeshilfe und Bestechung und eilte nach dem Hellespont, wo die athenische Flotte unter Thrasybulos und Theramenes lag. Er steuerte sogleich nach Kyzikos an der Propontis, wo die Peloponnesier ihre Macht zu Wasser und zu Lande aufgestellt hatten. Durch verstellte Flucht lockte er die Lakedä-

monier unter Mindaros aus dem Hafen, griff sie unerwartet mit gesamter Macht an und jagte sie auf den Strand. Nachdem er hier gelandet, entspann sich ein hartnäckiger Landkampf. Die feindlichen Seeleute und Hopliten und Pharnabazos mit seinen Reitern wurden über den Haufen geworfen, die ganze peloponnesische Flotte fiel in die Hände der Athener, und am nächsten Tage wurde auch die Stadt Kyzikos angegriffen und erobert. Es war vielleicht die glänzendste Waffenthat des ganzen Krieges.

Bald darauf wurde auch das wichtige Byzanz nach sechsmonatlicher Belagerung erstürmt. Schon vorher waren Thasos, Perinth, Chalkedon und andere Städte in die Hände der Athener gefallen; sogar in das Gebiet des Pharnabazos hatte Alkibiades siegreiche Einfälle gemacht und Menschen und Vieh, Getreide und ungeheure Summen Geldes fortgeschleppt, so daß er im stande war, nicht nur seine Scharen reichlich zu nähren und zu besolden, sondern auch ganze Flotten von Kornschiffen nach Athen zu senden.

Nun endlich glaubte Alkibiades, es sei an der Zeit, die lang entbehrte Vaterstadt wiederzusehen (408). Er machte noch einen kecken Streifzug vor die Häfen der Lakedämonier, um aller Welt zu zeigen, wer jetzt Herr des Meeres sei. Dann fuhr er mit festlich bekränzten Schiffen unter dem Jubel des Volks in den Piräus ein. Alt und jung drängte sich heran, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sein Gewand zu berühren, ihm Blumen auf den Weg zu streuen: es war ein Tag, wie Athen nicht viele gesehen hat.

Natürlich erhielt der siegreiche Held leicht Verzeihung für alles Vergangene. Seine beste Rechtfertigung war der Bericht über seine letzten Siege, infolgedessen man die auf ihm lastenden Flüche löste und alle Hilfskräfte des Staates bedingungslos zu seiner Verfügung stellte. Wollte er die Tyrannis jetzt an sich reißen, niemand hätte ihn daran zu hindern vermocht.

Zweierlei erfüllte aber die Athener noch immer mit lebhafter Sorge. Einmal hatte Alkibiades trotz aller aufgewandten Mühe die Perser und ihr Geld nicht für Athen zu gewinnen vermocht. Und dann lag noch immer ein spartanisches Heer wenige Stunden von Athen in der Feste Dekelea und erzeugte von hier aus in ganz Attika die peinlichste Unsicherheit: niemand konnte ruhig sein Feld bestellen, solange die Spartaner von dort oben jeden Augenblick einen Ausfall machen konnten. Und ebenso verdrießlich war es, daß die Sklaven ihren athenischen Herren in Menge entliefen und auf Dekelea schützende Aufnahme fanden. Auch Alkibiades vermochte es nicht, den Spartanerkönig Agis aus Dekelea zu vertreiben; aber er setzte es wenigstens durch, daß unter dem Schutz seines Heeres die Festprozession nach Eleusis, die seit Jahren unterblieben war, wieder in der herkömmlichen Weise stattfand. Und dieser Mann sollte je die eleusinischen Gottheiten verspottet haben?

Nachdem er sich den Sommer über in der Gunst der Athener gesonnt hatte, stach er endlich im Herbst 408 mit 100 Trieren wieder in See, um Jonien für Athen zurückzuerobern: er sollte die Heimat nie wiedersehen.

Lysander. An die Spitze der lakedämonischen Flotte war inzwischen mit Lysander ein Mann getreten, der es mit Alkibiades in vieler Hinsicht wohl aufnehmen konnte. Er stammte aus wenig begütertem Hause, das aber seinen Ursprung bis auf Herakles zurückzuführen wußte. Lysander besaß ungemeine Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und im Umgang mit Personen

jeden Standes. Er verband damit kriegerisches Geschick, Vorsicht in allen Unternehmungen und eine seltene Verschlagenheit in der Benutzung der vorliegenden Verhältnisse. An Genialität stand er zwar dem vielseitigen Athener nach; aber seine thatendurstige Seele wurde dafür auch nie vom Glanze des Goldes geblendet oder vom Rausche des Vergnügens aus den Bahnen der Pflicht gerissen. Sein Leben lang kannte er nur den einen Ehrgeiz, seinem Lande zu nützen. Millionen sind durch seine Hand gegangen: er aber blieb arm und ist in Armut gestorben. Im übrigen hielt er freilich Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel für eine Schwäche, wie der ihm zugeschriebene Ausspruch beweist: „Kinder betrügt man mit Würfeln, Männer mit Eidschwüren, und wo die Löwenhaut nicht genügt, soll man das Fuchsfell umhängen."

Damals hatte der greise Perserkönig, bestimmt durch die Bitten seiner Gemahlin Parysatis, Kyros, den jüngeren von seinen zwei Söhnen, der zugleich der Liebling seiner Mutter war, als Satrapen von Lydien und Phrygien nach Kleinasien gesandt. Der junge Fürst schaute mit Bewunderung zu Lysander auf, und so flossen denn die persischen Subsidiengelder reichlicher denn je in die Kriegskasse der Spartaner.

Alkibiades sah wohl die Fortschritte des Feindes, dessen Flotte inzwischen auf 90 Schiffe angewachsen war; aber er konnte sie wegen der fortdauernden Geldnot nicht hindern. Vergebens suchte er den Lysander zur Seeschlacht zu locken. Schließlich übertrug er seinem besten Trierarchen Antiochos den Oberbefehl über die Flotte und begann zu Lande die Städte Joniens zu belagern. Antiochos sollte die feindliche Armada nur beobachten, jeden Zusammenstoß mit ihr meiden. Aber kaum hatte Alkibiades die Blockade von Phokäa begonnen, als er die Nachricht erhielt, daß Antiochos die feindliche Flotte trotz des Verbots bei Notion, nördlich von Ephesos, angegriffen habe, aber von Lysander unter Verlust von 15 Schiffen geschlagen worden sei (407). Alkibiades war ohne Schuld an dieser Niederlage, die übrigens verhältnismäßig unbedeutend war und die militärische Lage gar nicht veränderte: aber in Athen machte man ihn für das Unglück verantwortlich und war darüber um so aufgebrachter, als man große Siege von Alkibiades erwartet hatte. Bei den gleich darauf erfolgenden Strategenwahlen fiel er durch, und damit ging seine glänzende Laufbahn für immer zu Ende. Er war zu hoch gestiegen, um sich der gewöhnlichen Rechenschaftsablage in Athen zu unterziehen; er begab sich in freiwillige Verbannung nach seinen Gütern auf dem thrakischen Chersones, noch immer in der Hoffnung, daß ein abermaliger Umschwung der Dinge ihn wieder auf den Schauplatz der Geschichte rufen werde.

Kallikratidas. Auch Lysander trat nach Ablauf seines Amtsjahres zurück. Kallikratidas, ein Spartaner von echtem Schrot und Korn, kam an seine Stelle. Tapfer, wahrhaft, ein Feind jeder Verstellung und von echt hellenischer Gesinnung vermochte er es nicht über sich, bei Kyros um die Subsidien zu betteln. Seine Kriegführung begann glänzend genug auch ohne persisches Gold. Er nahm Kyme und Phokäa und eroberte mit kühner Hand Methymna auf Lesbos. Dann verfolgte er mit 140 Segeln die 70 athenischen Trieren unter Konon, erdrückte sie mit seiner Übermacht, eroberte 30 Schiffe und schloß die übrigen in dem Hafen von Mytilene ein: die athenische Flotte, die solange das ägäische Meer beherrscht hatte, bestand nicht mehr!

Zu ihrer Befreiung boten die Athener ihre letzten Kräfte auf. Jung und alt, Freie und Sklaven bestiegen die Schiffe; was an goldenen und silbernen Weihgeschenken in den Tempeln noch übrig war, wurde eingeschmolzen, und so standen binnen dreißig Tagen 100 Schiffe bereit, zu denen noch 50 von den Bundesgenossen stießen. Diese Armada von 150 Schiffen fuhr nun zum Entsatz der in Mytilene Eingeschlossenen heran. Kallikratidas begegnete ihr bei den arginusischen Inseln, zwischen Lesbos und dem Festlande. Hart und blutig war der Kampf. Als aber Kallikratidas beim Entern einer Triere ins Meer stürzte, entschied sich das Glück für die athenische Übermacht. Siebzig spartanische Schiffe wurden versenkt oder genommen; es war die größte Seeschlacht, die bisher in diesem Krieg geschlagen worden war (406).

Die siegreichen Feldherren wurden jedoch dieses Sieges wenig froh; sie waren, als man nach Abbruch der Verfolgung daran ging, die Toten und Schiffbrüchigen aufzulesen, infolge eines plötzlich ausgebrochenen Sturmes nicht in der Lage, die Leichen zu sammeln und die auf den Wracks umhertreibenden Mitbürger zu bergen. In Athen entstand darüber eine große Aufregung. Man klagte, daß so viele tapfere Männer, die den Sieg erfochten, durch sträflichen Leichtsinn hätten umkommen müssen, daß nicht einmal ihre Leichen ehrenvoller Bestattung gewürdigt worden seien; man entsetzte die Strategen ihres Amtes und rief sie zur Verantwortung nach Athen; man beschloß die Sache nicht an das Gericht zu verweisen, sondern in der Volksversammlung zu verhandeln. Gegen das Herkommen wurde hier nicht über jeden einzelnen für sich, sondern über alle zusammen das Urteil gefällt; nur einer der den Vorsitz führenden Prytanen, der Philosoph Sokrates, besaß den Mut, gegen diese Art der Abstimmung zu protestieren. Seine Stimme wurde überhört; sechs von den Feldherren mußten den Schierlingsbecher trinken, einer war gefallen, zwei entflohen.

Die Verurteilten waren lauter gute Demokraten und bewährte Offiziere; nur wenn man bedenkt, in welcher krankhaften Aufregung sich allmählich das so schwer um seine Existenz ringende Volk befand, begreift man diese schreckliche Verirrung. Mehr denn je that ein kräftiger Diktator den Athenern not, statt dessen wurden ihre Geschicke von den Schreiern in der Volksversammlung bestimmt.

Die Spartaner hatten bei den Arginusen so ungeheure Verluste erlitten, daß sie noch einmal die Hand zum Frieden boten: sie wurde von den siegestrunkenen Athenern zurückgestoßen. Auf Wunsch der Bundesgenossen beriefen die Spartaner jetzt wieder Lysander an die Spitze der Flotte, als den einzigen Mann, der sich bisher zur See bewährt hatte und auch die persischen Gelder flüssig zu machen verstand. Mit Hilfe seines Freundes Kyros konnte er wirklich übers Jahr wieder mit einer ansehnlichen Flotte von 200 Segeln den Athenern entgegentreten. Er fuhr nach dem Hellespont und bemächtigte sich daselbst der festen Stadt Lampsakos, deren Hafen trefflichen Ankergrund für seine Trieren bot, während sich an der Küste zugleich ein Landheer versammelte.

Seesieg der Spartaner bei Ägospotamoi. Die Athener folgten mit 180 Schiffen und legten sich Lampsakos gegenüber an der Mündung des unbedeutenden Flusses Ägospotamoi (Ziegenfluß) vor Anker. Am frühen Morgen rückten sie aus und fanden die peloponnesische Flotte längs der Küste unter dem Schutze ihrer Hopliten aufgestellt. Vergebens boten sie die Schlacht an, Lysander blieb mit seinen Schiffen unbeweglich unter den Mauern von

Lampsakos. An den folgenden Tagen wurde die Herausforderung wiederholt, aber mit demselben Erfolge. Alkibiades, der sich in der Nähe aufhielt, kam ins athenische Lager, um wegen der zum Angriff äußerst ungünstigen Stellung zur Vorsicht zu mahnen, versprach auch Hilfstruppen der ihm befreundeten thrakischen Könige heranzuführen, wenn man ihm Anteil am Oberbefehl einräume; er wurde jedoch mit schnöden Worten abgewiesen. Am fünften Tage schritt Lysander unvermutet zum Angriff, eben als die Athener, durch sein langes Zögern sicher gemacht, sich am Ufer zerstreut hatten. Rasch durchschnitten die peloponnesischen Schiffe die schmale Meerenge; den Athenern blieb keine Zeit, ihre Schiffe zu bemannen oder gar, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Fast ohne Widerstand fiel die athenische Flotte in die Hände des Feindes; nur 20 Trieren mit dem Strategen Konon entkamen. Nie ist ein größerer Sieg mit geringeren Opfern gewonnen worden.

Auch die am Strande zerstreuten athenischen Seeleute, die während des Tages einzeln oder in Haufen zurückkehrten, gerieten meist in feindliche Gewalt. Die Athener darunter, 3000 Mann, wurden auf Beschluß der peloponnesischen Obersten ohne Gnade niedergemetzelt. Eine der geretteten Trieren brachte die Nachricht von der Vernichtung der Flotte nach dem Piräus. Es war schon dunkel, als das Schiff in den Hafen einlief; aber die Hiobspost verbreitete sich wie ein Lauffeuer noch am selben Abend durch die ganze Stadt: niemand vermochte, wie ein Zeitgenosse berichtet, in der folgenden Nacht ein Auge zu schließen.

Der Fall von Athen. Athen war verloren; es hatte keine Schiffe mehr und keine Mittel, neue zu bauen. Rasch brach das attische Reich zusammen; die verbündeten Städte und Inseln ergaben sich fast widerstandslos dem langsam vorrückenden Sieger, und nach zwei Monaten, im November, erschien Lysander vor Athen, um es zu Wasser und zu Lande einzuschließen. Nach viermonatlicher Belagerung mußte sich die Stadt, nachdem der Hunger zahlreiche Opfer hingerafft hatte, ergeben. Theramenes vermittelte die unbedingte Übergabe; er hatte vier Wochen lang die Unterhandlungen hinausgezogen und dadurch die Hungersnot auf eine Höhe gebracht, daß man auf jede Friedensbedingung eingehen mußte.

Über diese Bedingungen gingen die Ansichten im Kriegsrat der Peloponnesier auseinander: die Korinther und Thebaner verlangten, daß Athen zerstört, alle Bürger in die Sklaverei verkauft und das ganze Gebiet in einen Weideplatz verwandelt würde. Dagegen erklärte der lakedämonische Abgeordnete, Sparta werde nicht dulden, daß eine Stadt, die sich um Hellas so verdient gemacht habe, dem Untergang überliefert werde. Dieses Wort erhielt Geltung, Athen blieb erhalten. Aber seine langen Mauern wurden niedergerissen, der Piräus in eine offene Stadt verwandelt, alle Waffen und Vorräte zerstört, alle noch vorhandenen Schiffe bis auf 12 fortgeführt. Auch mußten sich die Athener verpflichten, die verbannten Oligarchen zurückzurufen und zu Wasser und zu Land den Spartanern sich unterzuordnen.

Die heimkehrenden Oligarchen arbeiteten natürlich sofort am Sturz der Demokratie. Als sie nicht zum Ziele kommen konnten, riefen sie den Lysander herbei, der eben Samos belagerte. In Anwesenheit des spartanischen Admirals wurde eine Volksversammlung abgehalten, in der Theramenes beantragte, die Demokratie aufzuheben und zur „Verfassung der Väter" zurückzukehren. Lautes Murren lief bei diesen Worten durch die Versammlung.

Da trat Lysander vor die Menge und that den Machtspruch, man müsse den Vorschlag genehmigen, oder es sei um die Unabhängigkeit und vielleicht um die Existenz des Staates geschehen. Dieser Drohung gegenüber verstummte aller Widerspruch; die patriotischen Bürger verließen die Versammlung, die übrigen erhoben den Antrag des Theramenes zum Volksbeschluß. Eine provisorische Regierung von dreißig Männern wurde eingesetzt, mit dem Auftrag, die neue Verfassung auszuarbeiten. Die Wahl fiel natürlich auf Theramenes und die von ihm genannten Kandidaten.

In ähnlicher Weise wurde überall in den von Lysander eroberten Städten die Demokratie, wo sie noch bestand, gestürzt und durch ein oligarchisches Regiment ersetzt. Samos widersetzte sich am längsten, aber nach einigen Monaten harter Belagerung mußte auch diese Insel sich der spartanischen Allmacht fügen: die ganze demokratische Bevölkerung wurde gezwungen, mit Weib und Kind, doch ohne alle Habe, in die Fremde zu wandern. Stadt und Insel übergab der Sieger den vor 8 Jahren vertriebenen Grundeigentümern, die nun natürlich eine Regierung ganz im Sinne Lysanders einsetzten. Jetzt endlich war der lange Krieg beendet. Die Heimreise Lysanders gestaltete sich zu einem fortgesetzten Triumphzug. In den peloponnesischen Städten strömte ihm die Menge freudig entgegen, überhäufte ihn mit goldenen Kränzen, errichtete ihm Ehrensäulen und selbst Altäre, auf denen man ihm wie einem Heros opferte; man feierte ihn mit Liedern, in denen seine Thaten mit denen der Götter verglichen wurden. Daß er durch so ungemessenes Lob zu eigener Überschätzung verleitet, daß er, der vorher durch Leutseligkeit die Herzen gewann, nunmehr stolz und gebieterisch wurde, wird den nicht in Erstaunen setzen, der das menschliche Herz und seine Schwächen kennt.

Alkibiades' Tod. Mit dem Untergang der athenischen Republik war auch das Schicksal des Alkibiades entschieden. Aus Furcht vor der Rache der siegreichen Lakedämonier war er zu dem Satrapen Pharnabazos geflohen. Noch hoffte er, am Hofe zu Susa eine Rolle zu spielen, und machte sich dorthin auf den Weg; allein die Tragödie seines Lebens war zu Ende. Eine Botschaft von Sparta, durch Kyros unterstützt, forderte von Pharnabazos seinen Tod. Bewaffnete des Satrapen umringten nachts seine Herberge in einem phrygischen Dorfe und zündeten sie an. Mit Mühe entkam Alkibiades aus dem brennenden Haus; da wird er, den die Flammen beleuchten, mit einem Hagel von Geschossen überschüttet und bricht tot zusammen. Nur Timandra, seine schöne Gefährtin während der letzten Jahre seines Lebens, weinte um ihn und erzeigte ihm die letzte Ehre. So ruhmlos endete der Mann, der jahrelang die Geschicke nicht nur seiner engeren Heimat, sondern die von ganz Hellas bestimmt hatte.

Die Dreißig Tyrannen. Das athenische Reich war aufgelöst; über Stadt und Land walteten die Dreißig Tyrannen mit der Herrschaft des Schreckens. Anfangs wendeten sie sich mit Schwert, Schirlingsbecher und Verbannung gegen die allgemein verhaßten Sykophanten, jene Späher und Angeber, die in der letzten Zeit der demokratischen Verfassung den Begüterten durch Verleumdung geschadet und von dem Geschäft der Angeberei gelebt hatten. Darauf richteten sie die Verfolgung gegen erklärte Demokraten, gegen rechtliche Leute, die ihnen verdächtig schienen, selbst gegen Aristokraten, die zur Mäßigung rieten, endlich gegen die rechtschaffensten Männer, nur um mit deren Vermögen ihre Kassen zu füllen. Sie brauchten erhebliche Mittel, besonders seit

sie eine lakedämonische Besatzung von 700 Mann in die Akropolis aufgenommen hatten, um vor ihren eigenen Mitbürgern sicher zu sein.

Innerhalb des Kollegiums der Dreißig herrschte keineswegs Einigkeit über die anzustrebenden Ziele. Theramenes wollte nur eine gemäßigte Oligarchie; Kritias dagegen, ein Sprößling aus alter Familie, der mehrere Jahre das Brot der Verbannung hatte essen müssen, war ein fanatischer Feind des Demos und hielt das rücksichtsloseste Regiment für das beste. Als Theramenes versuchte, der Schreckensherrschaft Einhalt zu thun, wurde er in einer Ratsversammlung von Kritias des Verrates an der oligarchischen Sache angeklagt. Er flüchtete an den Altar der Hestia, der im Rathaus stand: aber Kritias ließ ihn ohne Urteilsspruch von der heiligen Stätte weg in den Kerker schleppen. Er leerte den Giftbecher ohne Zagen und schüttete den Rest auf den Boden mit den Worten: „Dies für den schönen Kritias, daß er mir bald nachfolge.“

Thrasybulos. Nach Beseitigung dieses Mannes wütete die Tyrannei noch schrankenloser denn zuvor, so daß innerhalb von acht Monaten gegen 1500 Menschen ihrer Rachsucht und Habgier zum Opfer gefallen sein sollen. Von innen heraus schien den Dreißigen keine Gefahr mehr zu drohen. Um so bedenklicher war die große Zahl der Verbannten und Flüchtigen, die in den Nachbarstaaten auf bessere Zeiten und die Möglichkeit der Heimkehr harrten. Je mehr man in ganz Griechenland die gewaltige Machtstellung Spartas mit Besorgnis und Argwohn betrachtete, um so geneigter war man, den athenischen Emigranten Schutz zu gewähren. Besonders in Theben leistete man ihnen jeden möglichen Vorschub. Hier hatte sich um Thrasybulos eine große Anzahl athenischer Verbannter gesammelt; und je unerträglicher die Schreckensherrschaft der Dreißig wurde, um so ernsthafter dachte man daran, von Theben aus sie zu stürzen. Im Spätherbst 404 überschritt Thrasybulos mit 70 Gefährten die attische Grenze und besetzte die kleine Bergfeste Phyle auf den waldbedeckten Vorhöhen des Parnes. Nachdem seine Schar hier durch Zulauf von allen Seiten rasch auf 1000 Mann angewachsen war, zog er in einem kühnen Nachtmarsch nach dem Piräus und setzte sich auf dem Munichia-Hügel fest. Der Sturm, den die Dreißig mit ganzer Macht gegen diese Stellung unternahmen, wurde abgeschlagen: Kritias selbst fand dabei den Tod.

Mit der Herrschaft der Dreißig ging es nun zu Ende. In Kritias hatten sie ihre Seele verloren. Die gemäßigten Oligarchen erklärten die Dreißig für abgesetzt und übertrugen zehn Männern die vorläufige Regierung. Diese Zehn erbaten und erhielten Hilfe von Sparta. Lysander selbst sammelte ein Heer gegen die Demokraten des Piräus und hätte sie gewiß in kürzester Frist überwältigt, wenn nicht der Spartanerkönig Pausanias, dem die wachsende Macht Lysanders längst ein Dorn im Auge war, ihm zum Trotz eine versöhnliche Politik eingeschlagen und den Bürgerkrieg in Athen beigelegt hätte. Unter des Königs Vermittelung kam zwischen Oligarchen und Demokraten eine allgemeine Amnestie zustande, d. h. beide Parteien schwuren, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sein sollte. Nur die Dreißig selbst und ihre nächsten Helfershelfer wurden von dieser Amnestie ausgenommen.

Bald darauf trat die alte demokratische Verfassung in vollem Umfang wieder in Kraft. Die gewohnte Betriebsamkeit brachte Handel und Gewerbe von neuem in Aufschwung, aber die Vaterlandsliebe und der Heldenmut der großen Ahnen kehrten nicht wieder.

Die neue Bildung.

In seinem Vorhaben, der leitende Vorort von Hellas zu werden, war Athen, wie wir sahen, gescheitert; allein die geistige Entwickelung, die es unter jenen Bestrebungen genommen, war ein Erwerb, den kein Mißgeschick zerstören konnte. Athen war zu derselben Zeit, da es politisch aus der Reihe der Großmächte verdrängt wurde, der Vorort für die geistige Kultur der Menschheit geworden; fast zur gleichen Zeit treten hier neben einander die Männer auf, die in Philosophie, Poesie und Geschichte das Höchste erreichen, was der Menschengeist überhaupt erreicht hat.

Wir haben früher (vgl. o. S. 414 ff.) die Geschichte des griechischen Denkens bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts zu schildern versucht. Wir fanden, daß bis zu dieser Frist die Philosophie den größten Fragen des Daseins, den Fragen nach Sein und Werden, Entstehen und Vergehen sich gewidmet und in kühnem Gedankenflug die ganze Welt zu umspannen versucht hat. Das wird seitdem anders. Der Vermutungen waren genug, man wünschte jetzt den praktischen Nutzen dieser unermeßlichen Denkarbeit zu erleben. Bis dahin war die Philosophie von wenigen vornehmen Geistern in weltabgeschiedener Stille, in uneigennütziger Begeisterung gepflegt worden; jetzt trat sie auf den Markt, jetzt wurden ihre Ergebnisse, populär verarbeitet, der Masse mitgeteilt. Und die das besorgten, meist gegen gute Bezahlung besorgten, nannte man Sophisten.

Das Bedürfnis nach Wissen und Wissenschaft war in weiten Kreisen ein sehr lebendiges. Der Glaube an die Staatsgötter war tot: man opferte zwar noch, man hielt noch fest an Zeichendeutung und Wahrsagerei, man strafte jede öffentliche Verachtung der Religion; aber es geschah aus Gewohnheit, nicht aus Überzeugung, der Götterglaube hatte thatsächlich auf das Leben der meisten keinen Einfluß mehr. Diese Lücke sollte die Wissenschaft ausfüllen.

Aber sie sollte noch mehr. In den demokratischen Staaten machte sich allenthalben das Bedürfnis nach Redekunst geltend. Wer eine Rolle in Volksversammlung, Rat und Gericht spielen wollte, mußte der wohlgefügten Rede mächtig sein, und die Anforderungen gar, die an die leitenden Staatsmänner gestellt wurden, waren in rhetorischer Hinsicht außerordentliche. Diese rhetorische Vorbereitung zum Staatsdienst verhießen die Sophisten zu vermitteln; sie versprachen durch ihren Unterricht die Jugend zum Herrschen und Regieren geschickt zu machen: kein Wunder, daß so einflußreiches Wissen nicht unentgeltlich verabreicht wurde.

Der staubige Glaube an die Götter wurde so ersetzt durch einen begeisterten Glauben an die Macht der Bildung. Ein wahres Bildungsfieber bemächtigte sich der Menschen, und natürlich nirgends mit solcher Gewalt wie in dem aufgeklärten Athen mit seiner lebhaften, für allen Fortschritt begeisterten Bevölkerung: wenn irgendwo, so war hier das Wissen eine Macht. Von athenischen Philosophen war bisher nicht die Rede — weil es keine gab. Aus Jonien oder Westhellas oder der Chalkidike stammten die großen Denker, die uns bisher beschäftigt haben. Auch die großen Sophisten des ausgehenden 5. Jahrhunderts sind keine Athener. Aber alle haben sie in Athen gelehrt und dort Ruhm und Geld gesucht und gefunden. So haben sie die Philosophie

nach Athen getragen und damit die größte Periode der alten Philosophie, die attische, ins Leben gerufen.

Die Sophisten. Da die Sophisten ihre eigentliche Aufgabe in der Schulung zu überzeugender Rede erblickten, so mußte die Sprache als Werkzeug des Überredens sie interessieren: sie trieben Grammatik und Wortbedeutungslehre. Unentbehrlich für jeden Redner ist die Kunst, wie man beweist und widerlegt. Logik und Dialektik standen daher im Mittelpunkt des sophistischen Lehrbetriebes. Wer die Seelen der Menschen meistern und lenken will, muß die Seelen kennen: so pflegten die Sophisten auch eifrig die Psychologie, d. i. die Lehre von den Gesetzen des Seelenlebens. Überhaupt war ihnen der Mensch selbst und die Art, wie er wahrnimmt, empfindet und denkt, wichtiger als die Außendinge, an denen er sein Wahrnehmen und Denken übt. Hatte die bisherige Wissenschaft nur die Gegenstände außer uns, die Objekte erforscht, so richteten die Sophisten ihr forschendes Auge nach Innen und fragten nach der Eigenart des wahrnehmenden und denkenden Subjektes. Das war ein großes Neues.

Der bedeutendste unter diesen Lehrern der Weisheit und Beredsamkeit ist **Protagoras** aus Abdera. Anlehnend an Heraklit (vgl. o. S. 414), der ja alles Sein geleugnet hatte, erklärte er, man könne von keinem Ding sagen, was es *ist*, sondern nur, welchen Eindruck es auf uns macht. Jede Sinneswahrnehmung lehrt nur das eine, wie ein Gegenstand im Augenblick der Wahrnehmung dem Wahrnehmenden erscheint, nicht wie er an und für sich ist. Was mir jetzt warm scheint, kann gleichzeitig einem anderen kalt scheinen; was mir heute den Eindruck der Wärme macht, kann mir morgen den Eindruck der Kälte machen. Auf den Wahrnehmenden kommt also alles an, oder, wie Protagoras sich ausdrückte, *der Mensch ist das Maß aller Dinge*. Die Gegenstände selbst kennen wir nicht, eine allgemein gültige, für jeden verbindliche Wahrheit giebt es nicht. Und so begreift sich auch, wie es vollendeter Rhetorik möglich ist, über denselben Gegenstand verschiedenes zu beweisen.

Gorgias von Leontini ging in der *Skepsis* — so nennt man diesen Standpunkt, für den es eine allgemein gültige Wahrheit nicht giebt — noch einen Schritt weiter, indem er überhaupt die Möglichkeit einer Erkenntnis leugnete. Ist aber keine Erkenntnis möglich, dann kann es auch keine Wissenschaft mehr geben, und so ist es sehr bezeichnend für Gorgias, daß er sich ausdrücklich nur für einen Redner, nicht für einen Sophisten (d. i. Gelehrten) ausgab. Ein Meister der Rede und Dialektik ist er in der That gewesen, wie überhaupt die Sophisten um die Entwickelung der Rhetorik sich unleugbare, große Verdienste erworben haben.

Die Skepsis der Sophisten führte aber nicht bloß zur Auflösung der Wissenschaft, sie führte überhaupt zur Vernichtung oder doch Erschütterung aller Autorität. Die zersetzende Kritik dieser Menschen machte selbst vor dem Heiligsten nicht Halt. Staats- und Sittengesetze schienen ihnen ebenso wenig allgemeinverbindlich, wie irgend eine andere Sache. Der Sophist *Kallikles* durfte lehren, daß alle Rechte von den Machthabern zu ihrem Vorteil und zur Vergewaltigung der Schwachen erfunden seien: wie sollte dabei die so nötige Achtung vor Gesetz und Obrigkeit bestehen? Mußte es da nicht jedem

Bürger sich nahe legen, nach seinen eigenen Gedanken die Verhältnisse neu zu gestalten?

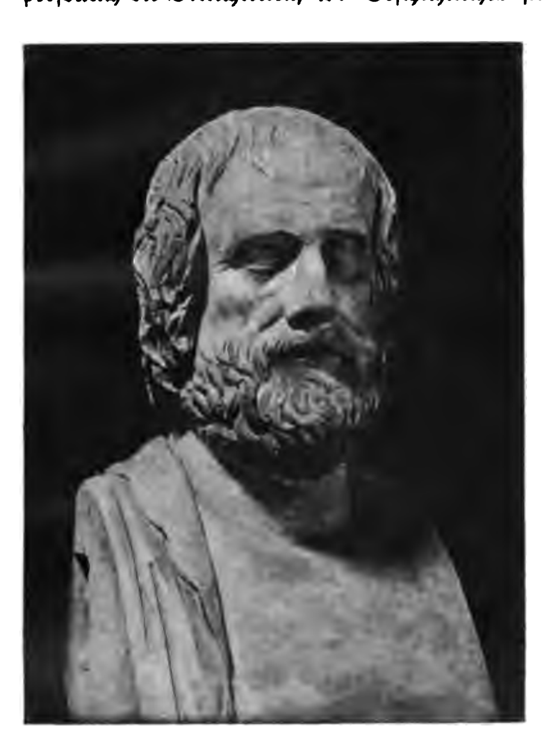
Und noch eine Gefahr drohte von den Sophisten. Der Grieche und ganz besonders der Athener war von Natur schon redegewandt. Der Nachdruck, den die Sophisten auf die Redekunst legten, kam dem angeborenen Hang zum Disputieren nur zu sehr entgegen. Je weniger es darauf ankommen konnte, der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen — es gab ja keine Wahrheit nach Ansicht der Sophisten — um so mehr artete die Beredsamkeit in überzeugungslose Silbenstecherei und geistreiche Spiegelfechterei aus. Aus der Schule dieser Sophisten gingen daher die gefährlichsten Rechtsverdreher und Maulhelden hervor, Leute, die es als Sport betrieben, das Unsinnigste zu beweisen, die jederzeit bereit waren, die schlechteste Sache zu verteidigen und die erhabenste in den Staub zu ziehen.



286. Thukydides.
Marmorbüste in Holkham-Hall (England).

Thukydides. Der Einfluß der sophistischen Aufklärung, der gute wie der weniger gute, läßt sich gegen Ende des Jahrhunderts auf allen Gebieten wahrnehmen. Ganz erfüllt von ihr ist der Historiker, dem wir die Kenntnis dieser Zeit hauptsächlich danken: Thukydides (460—400). Hatte Herodot überall in der Geschichte ein unmittelbares Eingreifen der Götter wahrgenommen, so ist das für Thukydides ein gänzlich überwundener Standpunkt. Er berichtet wohl, wenn andere an Orakel und Vorzeichen glauben, aber er selbst verhält sich dazu skeptisch. Das Wunderbare, das Herodot so liebte, verschwindet bei ihm hinter den Thatsachen, die er in möglichster Klarheit zu erfassen bemüht war. Im Mittelpunkt der Geschichte steht ihm der Mensch: mit psychologischer Kunst enthüllt er die Beweggründe der leitenden Persönlichkeiten und zeigt, wie das, was geschieht, aus den Mängeln und Verirrungen der Menschennatur sich herleitet. Mit Kimon verwandt, reich durch den Besitz von thrakischen Goldgruben, verkehrte er durchaus in den leitenden Kreisen und hatte so Einblick in das innerste Getriebe der Tagespolitik. Wir wissen bereits (vgl. o. S. 438), daß er im Jahre 425 das hohe Amt eines Strategen bekleidete, aber zu seinem Verhängnis für den Entsatz von Amphipolis zu spät kam: die Verbannung, zu der ihn bald darauf das Volk verurteilte, gab ihm Muße zu der litterarischen Thätigkeit, die ihn berühmt machen sollte. Sogleich beim

Beginn des peloponnesischen Krieges hatte er den Entschluß gefaßt ihn zu beschreiben; er hat ihn bis zu Ende erlebt, aber sein Werk ist nur bis zum Jahre 411 gediehen. Sein Augenmerk war natürlich in erster Linie auf Athen gerichtet; aber er verstand es auch, den Gegnern seiner Vaterstadt gerecht zu werden. Die Anordnung seines Werkes ist streng chronologisch. Seine Gewissenhaftigkeit ist über jedes Lob erhaben. Er verläßt sich nur auf eigene Erkundigungen, er hat seine Berichterstatter in allen Lagern, er besucht persönlich die Örtlichkeiten, wo Geschichtliches sich abspielt. Indem er rückhaltlos eingesteht, wo sein Wissen Lücken hat, erweckt er unbedingtestes Vertrauen zu dem, was er als sicher mitteilt. Seine Erzählung hält sich von aller Rhetorik in überraschendem Maße frei; nur in den vielfach eingestreuten Reden feiert sie ihre großen Triumphe. Zum Teil enthalten diese Reden wirklich Gesprochenes, zum Teil bieten sie aber auch Gedankengänge, die dem Autor für seine Darstellung gerade wünschenswert erschienen, die aber ihm, nicht den handelnden Personen eignen. In diesem Zugeständnis, das der Historiker mehrfach dem Redner macht, verrät sich Thukydides als ein Kind seiner Zeit, der die Redekunst so über alles ging.



287. **Euripides.**
Marmorbüste im Kapitolinischen Museum zu Rom.

Euripides. Auch die Poesie unterstand der Einwirkung der Aufklärer; das zeigt sich nirgends so deutlich wie in den Dramen des Euripides. Er soll in der Nacht geboren sein, da man auf Salamis den Siegesreigen tanzte (480). Gestorben ist er in demselben Jahr wie Sophokles (406) — und doch wie grundverschieden sind die beiden! Die Aufklärung der Sophistik mit ihrem alles zersetzenden Zweifeln bringt Euripides zuerst auf die Bühne; die Kunstmittel der eben entstehenden Rhetorik wendet er meisterlich an. Er ist durchaus Grübler und schwermütiger Pessimist; die Harmonie des ganzen Wesens, die bei Sophokles so wohlthuend berührt, ist ihm durchaus versagt. Die Not des peloponnesischen Krieges trieb ihn gegen Ende seines Lebens an den Hof des makedonischen Königs Archelaos, wo er angeblich von molossischen Hunden zerrissen wurde. 92 Dramen hat er geschaffen, aber nur mit wenigen

errang er einen Preis. Seine Zeitgenossen verstanden ihn meist nicht, sie machten ihn mit Vorliebe zur Zielscheibe ihres Witzes. Erst nach seinem Tode wurde er in seinem ganzen Wert erkannt. Gleich seinen Vorgängern entnahm auch er seine Stoffe der Mythologie; aber in die Zustände der Heroenzeit sich zu versetzen fiel ihm nicht ein. Er machte aus seinen Heroen moderne Alltagsmenschen mit allen Zweifeln und Sorgen des lebenden Geschlechts; unbedenklich läßt er einen Herakles, einen Theseus über das Wesen der Götter nachsinnen und debattieren. Natürlich ist es mit dem schlichten Glauben an die nationalen Götter, den Sophokles sich noch bewahrt hatte, bei ihm aus und vorbei: er zweifelt an ihrem Dasein und witzelt souverän über ihre oft fragwürdige Moral. Daß er zeitlebens ehrlich nach Wahrheit gestrebt hat, muß man ihm lassen; aber zu einem sicheren Standpunkt hat er es nirgends gebracht. Rührung zu erzeugen, Charaktere zu zeichnen, die Natur ergreifend zu schildern, hatte er wunderbar los. Eine ganz besondere Fertigkeit besaß er, die Geheimnisse der Frauenseele zu ergründen. Den Seelenzustand der kindermordenden Medea, der in ihren Stiefsohn verliebten Phädra, hat er meisterlich geschildert. Bei ihm zuerst spielt die Liebe die ihr zukommende Rolle in der Tragik des Lebens. Geradezu einzig aber ist die Fülle von Sentenzen und geistreichen Pointen, die der denkende, feinsinnige Dichter über seine Werke ausgegossen hat. In Menge ließen sich geflügelte Worte aus ihm schöpfen, und nächst Homer ist kein anderer Dichter so fleißig citiert worden wie gerade Euripides.

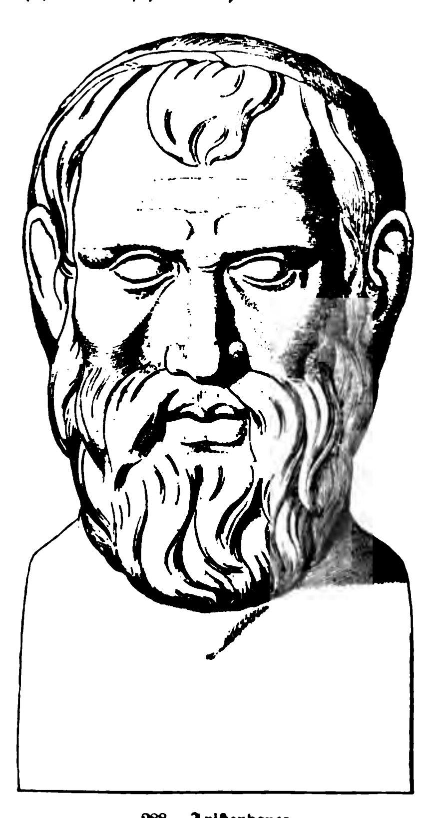
Die neue Bildung hatte aber nicht bloß Anhänger, sie besaß auch heftige Gegner in Athen. Daß die beschränkte Sippe der Zeichendeuter und Opferpriester sie haßte, ist selbstverständlich. Aber auch viele gebildeten Leute hielten sie für verfehlt und gefährlich. Glaubte man auch selbst schon lange nicht mehr an die Götter, so sollte doch dem Volke die Religion erhalten bleiben. Zudem deckte sich die sophistische Aufklärung mehr oder weniger mit der herrschenden Demokratie: und so waren alle politischen Gegner dieser Demokratie auch Feinde der neuen Bildung.

Aristophanes. Der Herold dieser vielköpfigen Opposition war der Lustspieldichter **Aristophanes** (450—385). Mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens bekannte er sich zur aristokratischen Partei; die sophistisch-rhetorische Bildung war ihm in der Seele zuwider. Er hat 40 Jahre lang nicht aufgehört, über die Ausschreitungen der Demokratie und Aufklärung die Lauge seines unbarmherzigen Spottes auszugießen. Seine Blüte fällt in die Zeit des peloponnesischen Krieges. Für die Kenntnis der Stimmungen und Zustände im damaligen Athen ist er der wertvollste Zeuge; aber Geschichte darf man aus seinen Zerrbildern nicht pressen wollen. Sein Hauptzweck war, die Zuschauer gut zu unterhalten und herzhaft lachen zu machen, und diesem Zwecke zu lieb kam es ihm auf die tollsten Verdrehungen der Wahrheit nicht an.

Von den 44 Komödien, die er bei seinem Tode hinterließ, sind nur elf auf uns gekommen; sie führen ihre Namen von der jeweiligen Zusammensetzung des Chores. So besteht dieser in seinen „Rittern“ (424) aus Mitgliedern des Ritterstandes. Die Fabel des Stücks ist folgende. Der Demos, ein alter jähzorniger, dem Aberglauben ergebener und für Schmeichelei zugänglicher Herr, wird ganz beherrscht von seinem Diener Kleon, bis ein

Wursthändler auftritt, der an Unverschämtheit den Kleon noch weit übertrumpft. Das Ganze hielt dem damals allmächtigen Kleon und dem von ihm geleiteten Demos ein so scharf gepfeffertes Sündenregister vor, daß kein Schauspieler den Kleon zu geben wagte, sondern Aristophanes selbst die Rolle übernehmen mußte.

In den „Wolken“ (423) will ein verschuldeter Bauer seinen verschwenderischen Sohn bei Sokrates in die Schule geben, weil er gehört hat, daß Sokrates durch kunstvolle Reden eine ungerechte Sache zu einer gerechten zu machen verstehe; durch solche Künste hofft er seine Gläubiger um ihre Forderungen bringen zu können. Er geht einstweilen selbst in das Lehrhaus des Weisen und findet diesen auf einer Schwebemaschine nach den Sternen lugend und die Wolken als seine Götter anrufend. Da der Bauer ungelehrig ist, so jagt Sokrates ihn fort, nimmt aber darauf dessen Sohn an, der besser einschlägt. Am Zinstag kommt der Vater wieder, um zu sehen, was sein Sohn gelernt hat. Da prügelt ihn der Sohn und beweist dann kunstgerecht, daß er dies ganz mit Recht thue, weil ihn sein Vater als Knabe auch gezüchtigt habe. Schließlich steckt der zornige Bauer dem Philosophen das Haus in Brand. Mit köstlichem Humor macht sich in diesem Stück der Dichter über die Auswüchse der Sophistik lustig. Schade nur, daß er sich an der ehrwürdigen Gestalt des Sokrates in geradezu unverzeihlicher Weise versündigt hat. Wenn einer nichts auf Sterngucherei gab, so war dies Sokrates; und wenn einer die Überzeugungslosigkeit und Klopffechterei der Sophisten bekämpfte, so war dies wieder Sokrates. Für Aristophanes war wohl bestimmend, daß dieser Sokrates an und für sich schon eine komische und zugleich höchst populäre Persönlichkeit war, mit der sich leicht ein Lacherfolg erzielen ließ.



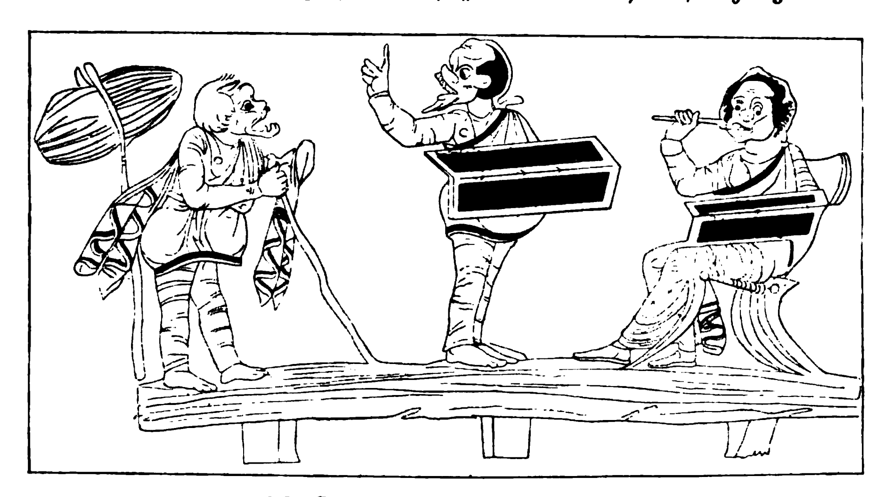
288. Aristophanes.
Herme, bei Tusculum gefunden, jetzt in Rom.

Die „Wespen“ (422) sind gegen die Prozeßwut der Athener gerichtet, die kein größeres Vergnügen kannten, als in den Geschworenengerichten als Richter den Tag zu versitzen.

„Der Friede“ ist unmittelbar vor dem Frieden des Nikias (421) gedichtet und stellt eine Art von Vorfeier derselben dar. Ein Bauer reitet auf einem mächtigen Mistkäfer in den Olymp, um den Frieden zu holen. Er

erfährt dort, der Krieg herrsche nach Austreibung aller Götter und habe die Friedensgöttin in eine Höhle gesperrt. Während nun der Krieg eine Keule schnitzt, um Athen zu zerstampfen, befreit der Bauer mit Hilfe des Chors die Göttin und ihre Gefährtinnen, Festfeier und Herbstfreude, und erhält die eine von ihnen zur Frau. Nach seiner Heimkehr ist Hochzeit, wobei sich viele Handwerker — der Sensenschmied erfreut, die Waffenschmiede voll Klagen — einfinden.

„Die Vögel", worin der Dichter die reichste und kühnste Phantasie mit dem derbsten Spaß und gemütlichsten Humor vereinigt, zeigen die Thorheit vieler Athener, die damals (414 v. Chr.) trotz des Unglücks des Staates die tollsten Luftschlösser von Ruhm und Ehre bauten. Zwei athenische Projektenmacher, Beschwatzefreund und Hoffegut, kommen in das Reich der Vögel und bereden dieselben, eine große Stadt, „Wolkenkuckucksheim", anzulegen und



289. Scene aus einer griechischen Komödie.
Darstellung auf einer in Ruvo gefundenen griechischen Vase.

göttliche Ehre von den Menschen zu verlangen, da sie früher als die Götter erzeugt worden seien. Ein nach Athen entsandter Herold kommt mit der Nachricht zurück, daß das städtische Volk bereits die Vögel hoch verehre und eine Kolonie nach der neuen Stadt entsenden werde. Die Bereitschaft der Athener, sich für die abenteuerlichsten Pläne im Handumdrehen zu begeistern, wird in dem Stück wundervoll gegeißelt.

„Die Frösche" trugen dem Dichter im Jahre 405 den ersten Preis und die besondere Auszeichnung mit einem Zweig des heiligen Ölbaumes ein. Das Jahr zuvor waren Sophokles und Euripides gestorben. Dionysos machte sich daher auf den Weg nach der Unterwelt, um für die dramatischen Aufführungen der Dionysien den Euripides wieder heraufzuholen. Er gelangt dort in dem Augenblick an, wo zwischen Äschylos, der bisher den tragischen Thron inne gehabt hatte, und Euripides ein Wettstreit sich entsponnen hat. Der Dichter, der immer und überall ein Verfechter der guten alten Zeit

gegen das Neue ist, nimmt natürlich für Äschylos gegen Euripides Partei. Aufs schonungsloseste geißelt er die Bettelhaftigkeit seiner Helden, die Unmoral seiner Sinnsprüche, die Leierkastenmelodien seiner Chöre, die Windigkeit seiner Spekulationen. Er thut dem Euripides dabei ebenso Unrecht, wie früher dem Sokrates in seinen „Wolken.“ Und doch verdankte er in erster Linie diesem Dichter die wohlabgerundete Sprache, die man an ihm fast ebenso bewunderte, wie seinen Witz und seine Phantasie.

Sokrates. Bekämpfte so Aristophanes die Übertreibungen der Aufklärung mit den Waffen des Spotts, aber in einer Weise, die vielfach das Kind mit dem Bade ausschüttete, so ging ihnen Sokrates mit hohem sittlichen Ernst zu Leibe: Kampf gegen den Bildungsschwindel und die Überzeugungslosigkeit der Sophisten macht recht eigentlich den Inhalt seines langen Lebens aus.

Er war geboren um 470 v. Chr. in Athen. Sein Vater Sophroniskos war ein Bildhauer, seine Mutter Phänarete eine Hebamme; sie besaßen wenig Vermögen. Der Sohn widmete sich anfänglich gleichfalls der Bildhauerkunst, und nicht ohne Geschick, denn eine Marmorgruppe der Chariten von seiner Hand ward noch lange nach seinem Tode auf der Akropolis gezeigt. Sein Privatleben war das eines schlichten athenischen Bürgers. Er ging in einfacher, sogar ärmlicher Kleidung und immer ohne Sandalen, um sich abzuhärten. Ebenso einfach war seine tägliche Kost, doch verschmähte er keineswegs den Wein bei festlichen Gelegenheiten, obgleich dieser Genuß niemals auf seine Stimmung und Haltung Einfluß hatte.

Seinen bürgerlichen Pflichten genügte Sokrates in vollem Maße. Er brachte den Göttern die vorgeschriebenen Opfer, nahm an den Festzügen teil und steuerte zu den Erfordernissen des Staates bei, soviel ihm im Verhältnis zu seinem geringen Vermögen auferlegt war. Auch als Soldat stellte er seinen Mann. In dem Treffen bei Potidäa (432) deckte er mit seinem Schilde den verwundeten Alkibiades. Bei der Niederlage zu Delion (424) war er unter den wenigen Tapferen, welche in fester Haltung ihren Rückzug bewerkstelligten; seinen Schüler Xenophon trug er hier auf seinen Schultern aus dem Schlachtgetümmel. Um Staatsämter bewarb er sich nie. Doch kam er im Jahre 406 durch das Los in den Rat der Fünfhundert und saß in der Prytanie, als die Feldherren, die bei den arginusischen Inseln den Sieg erfochten hatten, wegen Vernachlässigung der gefallenen Krieger vor Gericht gezogen wurden. Er allein widersprach, wie oben (S. 463) erzählt, dem ungerechten Urteil.

Die Sorgen für den Haushalt überließ er seiner Frau, der viel getadelten Xanthippe, mit deren Namen man gewöhnlich den Begriff eines bösen, keifenden Weibes verbindet. Sie war ohne höhere Bildung, doch eine gute Hausfrau. Wenn nun die sorgenvolle Frau sah, wie das Geschäft ihres Mannes gar nichts eintrug, wie er freiwillige Geschenke seiner dankbaren Schüler geflissentlich zurückwies, an den spärlich besetzten Tisch sogar noch Gäste mitbrachte, so konnte sie wohl den Philosophen mit einem Hagel von Scheltworten überschütten: der Weise aber hielt dem ebenso ruhig und gleichmütig stand, wie auf dem Schlachtfelde im Gewühl der Speere. Als ihm Xanthippe einst nach einer solchen Scene ein Becken voll Wasser nachgoß,

sagte er lächelnd, indem er sich die kahle Stirn abtrocknete: „Ich dachte es wohl, daß auf den Sturmwind Regen folgen würde."

In seinem 40. Jahre legte der Meister Hammer und Meißel beiseite und widmete sich von nun an ganz dem öffentlichen Leben. Tagsüber schlenderte er durch die Straßen und abends war er überall dabei, wo eine fröhliche Gesellschaft beisammen blieb. Besonders aber wo es einen Disput gab, war er gleich bei der Hand. Bald wurde er der Schrecken der Sophisten. Wo immer sie ihre andächtigen Zuhörer versammelten, drängte sich der ungewöhnlich häßliche Mann herbei und wußte sie durch seine überlegene Dialektik in Widersprüche zu verwickeln und die Unzulänglichkeit ihrer Lehren rücksichtslos aufzudecken. Sokrates hatte seiner Zeit ins Herz gesehen. Er wußte, wie hohl es bei den meisten aussah, wie ihre Bildung, mit der sie so gerne Staat machten, nur eine Halbbildung schlimmster Sorte war, ein unverdautes Sammelsurium aufgeschnappter Wissensbrocken ohne Zusammenhang und Kraft. Dies seinen Mitbürgern zum Bewußtsein zu bringen, hatte er sich zur Aufgabe gesetzt.



290. Sokrates.
Büste im Kapitolinischen Museum zu Rom.

Er begann jeweils mit dem Bekenntnis seines Nichtwissens: „Ich weiß nur eines, nämlich, daß ich nichts weiß. Den vielen anderen, denen es eben so geht, bin ich darin über, daß ich mir nicht einbilde, weise zu sein, wo ich es nicht bin." Es war ihm Ernst mit diesem Bekenntnis. Im Gegensatz zu den Sophisten glaubte er an eine allgemein verbindliche Wahrheit, vor der sich der einzelne zu beugen habe; aber freilich müsse um sie gerungen werden; sie fliege dem Menschen nicht wie eine gebratene Taube in das staunend geöffnete Maul. Damit, daß man einem sophistischen Schönredner zuhört, ist es auch noch nicht gethan: es bedarf des ernsten Nachdenkens und Sichbesinnens.

Der delphische Gott, an dessen Tempelpforte das berühmte „Erkenne dich selbst" geschrieben stand, hatte allen Grund, mit diesem Apostel der inneren Einkehr zufrieden zu sein: die Priesterschaft von Delphi erklärte Sokrates für den weisesten der Menschen.

Hatte Sokrates durch seine eindringlichen Fragen die Zuhörer zu der Erkenntnis gebracht, daß sie die Wahrheit und Wissenschaft noch nicht besäßen, sondern erst noch suchen müßten, dann leitete er sie an, durch gemeinsames Nachdenken das zu ermitteln, was alle gemeinsam anerkennen müssen. Der

einzelne kann ja freilich nur allzu leicht irren, darin stimmte er den Sophisten vollkommen bei, aber was von verschiedenen Personen in gemeinsamer Selbstprüfung gefunden worden ist, was sie alle übereinstimmend als Wahrheit anerkennen, das dürfte auf den Titel Wahrheit allerdings Anspruch erheben. Wir nennen heute jene höhere Notwendigkeit, die über dem Denken des einzelnen steht, die von allen anerkannt, für alle verbindlich ist, Vernunft. Sie entdeckt zu haben ist das unsterbliche Verdienst des Sokrates.

Die Form, in der er diese Vernunftsätze zu ermitteln suchte, war naturgemäß die des Zwiegesprächs oder Dialogs. Er dozierte nicht wie die Sophisten. Er überschüttete seine Zuhörer nicht mit einem betäubenden Schwall von Worten. Nein, er unterhielt sich mit ihnen, er fragte und fragte, bis sie aus sich heraus fanden, wozu er sie bringen wollte.

Zur Verständigung bedürfen wir überall der Worte: über deren Bedeutung sich zu einigen, muß das erste Bestreben derer sein, die zu gemeinsamen Ergebnissen des Nachdenkens kommen wollen. So pflegte denn auch Sokrates mit einer genauen Abgrenzung oder Definition dessen zu beginnen, was alle mit demselben Wort zu bezeichnen pflegen. Schon bei solchen Definitionen springt das heraus, was als gemeinsam Anerkanntes über den Vorstellungen des einzelnen steht. Wir gebrauchen beispielsweise das Wort „Pferd". Jedem schwebt irgend ein besonderes Pferd vor, mir ein Schimmel, dir ein Brauner, mir ein Rennpferd, dir ein schwerer Karrengaul. Aber eine ganze Reihe von Eigenschaften haben wir gemeinsam im Auge, wenn wir das Wort „Pferd" aussprechen, die Eigenschaften, die allen Pferden eigen sind, durch die ein Geschöpf eben zum Pferd wird, die sein eigentliches Wesen ausmachen, seinen Begriff. Auch den Begriff hat Sokrates entdeckt, und es war diese eine seiner fruchtbarsten Entdeckungen.

Wer sucht, der setzt voraus, daß etwas da und zu finden ist. Auch die Vernunft, auch die Begriffe, nach denen wir suchen, müssen da sein, bevor wir sie suchen. Im wissenschaftlichen Dialog kommt thatsächlich eine Wahrheit zu Tage, die unerkannt in einem jeden längst geschlummert hat. Sie aus diesem Schlummer zu erwecken, war das Ziel des Sokrates; und er verglich sich in dieser Thätigkeit gerne mit seiner Mutter, der Hebamme: das Götterkind der Wahrheit soll aus dem Geiste, der es in sich trägt, „entbunden" werden. Entbindungskunst oder Maieutik nannte er die Methode, nach der er dabei verfuhr.

Von der Schwierigkeit dieser Arbeit war Sokrates tief durchdrungen. Er bezeichnete sich geflissentlich nicht als Sophisten, d. i. Weisen oder Gelehrten, sondern als Philosophen, d. h. als Freund der Weisheit, der die Weisheit sucht und ihr nachjagt, ob er sie wohl ergreifen möge. Während die früheren Denker Griechenlands die letzten Ursachen aller Dinge und was die Welt im Innersten zusammenhält, zu ergründen versucht hatten, fühlte Sokrates in seiner bescheidenen Selbsterkenntnis, daß diese Saat noch nicht reif war. Vom Himmel und von den weiten Räumen des Weltalls rief er die Spekulation zurück auf diese Erde; das alltägliche Leben mit seinem Vorstellungskreis, die hausbackene Wirklichkeit der uns umgebenden Dinge machte er zum Gegenstand seines Nachdenkens. Besonders waren es die einfachen Begriffe der Sitte und Sittlichkeit, die er fest zu fassen für nötig

hielt. Denn nirgends hatte die Überzeugungslosigkeit der Sophisten verheerender gewirkt, als auf dem sittlichen Gebiet. Im Gegensatz zu ihnen glaubte Sokrates an das Vorhandensein allgemein bindender Sittengesetze. Früher hatte die Religion solche übermittelt, und die Menge hatte sie gewohnheitsmäßig hingenommen. Jetzt war die Menge der Gängelung durch die Priester entwachsen und wollte nur gelten lassen, was sie selbst als richtig erkannte; jetzt galt es demnach, die Sittengesetze in gemeinsamer Denkarbeit neu zu erstreiten.

Daß dies möglich sei, stand für Sokrates fest. Ja, er war sogar überzeugt, daß man die Sittengesetze nur zu kennen brauche, um sie dann auch regelrecht anzuwenden. Alle bösen Handlungen erwachsen nach seiner Ansicht nur aus mangelhafter Einsicht in die Sittengesetze. So kam er zu dem stolzen Satz, der ihn als Kind der Aufklärung so recht kennzeichnet: Tugend ist Wissen. Alle Tugenden fallen nach Sokrates dem von selbst zu, der sich zur rechten Erkenntnis ehrlich durchgerungen hat. Tugendlehrer wollte er sein, nicht Weisheitslehrer bloß: aus Sittlichkeit strebte er nach Wissen und Erkenntnis.

Auch die Sophisten lehrten Tugend: ihnen war sie die Tüchtigkeit, sich in den Kämpfen des Lebens geschickt zu behaupten und die persönlichen Absichten redegewandt zu vertreten. Sokrates aber wollte seine Mitbürger tüchtig machen nicht für sich, sondern für das Ganze zu sorgen, und er vertraute, daß eine richtig verstandene Wissenschaft sie fähig und gesonnen machen werde, dem Vaterland zu dienen.

In dem Satze „Tugend ist Wissen" hat sich Sokrates offenbar eine starke Überschätzung des Verstandesmäßigen zu schulden kommen lassen. Eine Ahnung davon, daß mit allem Selbstbesinnen und Erkennen noch keine Tugend und Bethätigung des Guten gegeben ist, hat er übrigens selbst schon gehabt. Die wissende Tugend allein thut es nicht: der Mensch muß zugleich der göttlichen Stimme vertrauen, die sich über alles Nachdenken hinaus in ihm regt. Daimonion nannte Sokrates diese innere Stimme, durch die er in wichtigen und unwichtigen Dingen sich leiten ließ, deren Wesen ihm durchaus rätselhaft blieb, die er aber gleichwohl mit aller Deutlichkeit vernahm. Wenn seine Feinde ihm vorwerfen, er habe damit eine neue Gottheit aufgestellt, so haben sie ihm offenbar unrecht gethan.

Wer sittlich handelt, wer das Gute mit Einsicht thut, der muß nach Sokrates auch glücklich werden; er dachte dabei nicht an ein sinnliches Behagen, sondern an inneren Seelenfrieden. Daß man das Gute thut um des Guten willen und nicht aus irgend welchen Zweckmäßigkeitsgründen, das war dem ganzen Altertum und auch ihm ein unfaßlicher Gedanke.

Fassen wir die Leistung dieses Denkens zusammen, so besteht gewiß sein Hauptverdienst darin, daß er gegen die Überzeugungslosigkeit der Sophisten mit Erfolg protestiert hat, daß er versucht hat, durch ernsthafte Gedankenarbeit das Leben seiner Mitbürger sittlich zu erneuern, daß er ihnen für die verlorene Religion eine neue Autorität, die Autorität der Sitten- und Vernunftgesetze, errungen hat. Ein System der Sittenlehre oder sonst einer Wissenschaft hat er nicht aufgestellt; aber wertvolle Bausteine dafür hat er in Menge geliefert. Und vor allem hat er in seinem Volk den Trieb geweckt, sich über die schöne Sinnenwelt hinaus ins Reich der Begriffe und des Übersinnlichen zu erheben.

Und diesen Sokrates hat Aristophanes auf die Bühne gebracht, wie er als weltentfremdeter Sterngucker nach den Wolken schaut und in frivolem Wortgefuchse Unterricht erteilt! (Vgl. oben S. 472.) Ist je einem ernsthaften Manne durch einen Dichter schnöderes Unrecht widerfahren? Sokrates trug diese Verketzerung mit jenem göttlichen Gleichmut, der ihn nie verließ; er soll bei der Aufführung der „Wolken" in gutem Humor aufgestanden sein, damit man die Maske mit ihrem Original vergleichen könne. Aber die Menge sah nur die Glatze und den Hängebauch; sie ahnte wenig oder nichts von der sittlichen Hoheit und kerngesunden Wahrhaftigkeit dieses häßlichsten aller Athener, sonst hätte sie den Dichter ausgepfiffen.

Man denkt sich Philosophen gern als ernste, feierliche Männer. Auch Sokrates konnte so sein. Aber er besaß daneben eine herzerquickende Heiterkeit, einen köstlichen Humor. Die folgende Stelle aus dem „Symposion" oder „Gastmahl" des Xenophon zeigt ihn uns von dieser Seite. Es hatte sich bei diesem Gastmahl zwischen Sokrates (S.) und einem gewissen Kritobulos (K.) ein scherzhafter Wettstreit um die Schönheit erhoben, und letzterer hatte behauptet: „Jegliches Ding ist schön, wenn es für die Arbeiten, wofür wir es anschaffen, gut gearbeitet ist oder schon von Natur für das, wofür wir es bedürfen, sich eignet."

S.: „Weißt du demnach, wofür wir die Augen bedürfen?"

K.: „Offenbar für das Sehen."

S.: „Demnach wären also bereits meine Augen schöner als die deinigen."

K.: „Inwiefern doch?"

S.: „Weil die deinigen nur gradaus sehen, die meinigen aber auch das, was auf der Seite ist, weil sie vorstehend sind."

K.: „Hiernach hat der Krebs die schönsten Augen von allen Tieren?"

S.: „Freilich durchaus, weil seine Augen auch hinsichtlich der Stärke ganz vortrefflich sind."

K.: „Gut; von den Nasen aber, welche von beiden ist schöner, die deinige oder die meinige?"

S.: „Ich glaube die meinige, wenn anders des Riechens wegen die Götter uns Nasen gegeben haben. Denn deine Nasenlöcher schauen zur Erde, die meinigen aber stehen offen, so daß sie die Gerüche von überall her aufnehmen können."

K.: „Inwiefern ist aber eine stumpfe Nase schöner als eine gerade?"

S.: „Weil sie nicht absperrt, sondern die Augen ohne weiteres sehen läßt, was sie begehren, die hohe Nase aber gleichsam hochmütig die Augen verbaut."

K.: „Hinsichtlich des Mundes, o Sokrates, gebe ich den Wettstreit auf; denn wenn er zum Abbeißen da ist, so kannst du ein viel größeres Stück abbeißen als ich. Weil du aber dicke Lippen hast, glaubst du nicht, daß auch dein Kuß süßer ist?"

S.: „Es scheint, daß ich nach deiner Darstellung ein häßlicheres Maul habe als selbst die Esel. Rechnest du das aber nicht für einen Beweis, daß ich schöner bin als du, daß auch die Najaden, die doch Göttinnen sind, die Silene zur Welt bringen, die mir viel ähnlicher sind als dir?"

Derselbe Mann, der hier beim Becher so lustig sich selbst verhöhnt, konnte ein ander Mal wieder von erschütternder Hoheit sein. Selbst der lockere Alkibiades, dem nicht leicht etwas Eindruck machte, bezeugt von ihm:



291. Das Gastmahl des Plato. Nach dem Gemälde von A. Feuerbach in der Gemäldegalerie in Karlsruhe.

(Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.)

Wie Xenophon (vgl. S. 478), so hat auch Plato ein Trinkgelage (Symposion) **des Sokrates mit seinen Freunden in einem** seiner berühmtesten Dialoge geschildert. Das Symposion fand statt im Hause des Dichters Agathon zur Verherrlichung eines Sieges, den dieser mit einem Drama davongetragen hatte. Die Kneiptafel, an der außer Sokrates und Agathon unter anderen auch der Komödiendichter Aristophanes teilnahm, unterhielt sich damit, daß jeder der Reihe nach ein Loblied auf den Eros, den Liebesgott, vortragen mußte. Als eben Sokrates in seiner tiefsinnigen Weise dargelegt hatte, wie er den Eros verstehe, nahte sich in sehr gehobener Stimmung und ausgelassenster Gesellschaft der junge Alkibiades. Die Tafelrunde fordert ihn auf, auch seinerseits etwas zum besten zu geben, und Alkibiades benutzt nun den Anlaß, um auf seinen Lehrer Sokrates eine wahrhaft begeisterte Lobrede zu halten. Einige Sätze daraus teilen wir auf S. 480 mit. — Der Maler Anselm Feuerbach (1829—1880) stellt in seinem Gemälde den Augenblick dar, wie Alkibiades in der Morgendämmerung in den Kreis der übernächtigen Kneipgenossen hereinwankt. Agathon, Lorbeer im Haar, hat sich erhoben, um den späten Gast zu begrüßen. Sokrates schaut sitzend, das linke Knie mit den Händen umfassend, dem Ankömmling entgegen. Dasselbe thut ein bärtiger Mann hinter Agathon, in dem wir wohl den Aristophanes zu erkennen haben.

„Weit heftiger als tanzenden Korybanten pocht mir mein Herz, wenn ich den Sokrates höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden. Und ich sehe, daß es vielen anderen ebenso geht. Höre ich den Perikles sprechen, so habe ich wohl das Gefühl, daß er gut redet; durch diesen göttlichen Silen aber werde ich in eine solche Erregung versetzt, daß ich es nicht der Mühe wert achte weiter zu leben, wenn ich so bleiben sollte, wie ich jetzt bin. Denn er nötigt mich einzugestehen, daß mir selbst noch gar vieles mangelt, während ich mir doch anmaße, die Angelegenheiten Athens zu besorgen. Mit Gewalt halte ich mir daher, wie angesichts der Sirenen, die Ohren zu und entfliehe, um nicht bis in alle Ewigkeit bei ihm zu sitzen. Aber auch so kann ich's nicht hindern, daß mich beim bloßen Gedanken an ihn die Scham überfällt."

Der Prozeß des Sokrates. In seinem siebzigsten Lebensjahre, einige Jahre nach dem Sturz der Dreißig Tyrannen und der Wiederherstellung der demokratischen Verfassung, traten drei Männer mit einer öffentlichen Klage gegen ihn auf. Der Tragödiendichter Meletos, der Redner Lykon und der Staatsmann Anytos schlugen am Portikus des Archon Basileus eine Klage folgenden Inhalts an: „Sokrates ist schuldig, weil er nicht Götter unserer Stadt ehrt, sondern Götter seiner Erfindung; dann, weil er die Jugend verführt. Die gesetzliche Strafe ist der Tod." Sie stützten sich für den ersten Teil ihrer Aussage auf das Daimonion, jene innere Stimme, von der Sokrates sich abhängig bekannte. Ihre zweite Beschuldigung ließ sich allenfalls damit rechtfertigen, daß unter den Schülern, die an Sokrates hinaufsahen, auch Alkibiades und Kritias sich zeitweilig befunden hatten. Die Beweggründe der drei Männer waren die kleinlichsten, die sich denken lassen: verletzte Eitelkeit und persönliche Gereiztheit. Meletos und Lykon waren durchaus unbedeutende Menschen, Anytos dagegen gehörte zu den demokratischen Führern, die mit Thrasybul die Dreißig gestürzt hatten. Sokrates war bei ihm vorstellig geworden wegen der verkehrten Art, wie er seinen Sohn erzog; das konnte ihm Anytos nicht verzeihen, zumal der Sohn in der That gänzlich mißriet.

Der neu begründeten Demokratie war Sokrates aus mancherlei Ursachen unbequem. Ohne sich in die politischen Tagesfragen einzulassen, hatte er doch immer eine aristokratische Gesinnung bekundet. Manche Einrichtung der Demokratie, so besonders das Bohnenlos und seine entscheidende Rolle bei der Ämterbesetzung, hatte er wiederholt mit Freimut verhöhnt. Man mochte hoffen, durch strenges Verfahren gegen einen hervorragenden Mann wie ihn die aristokratische Partei von etwaigen Umsturzversuchen zurückzuschrecken. So erhob man gegen ihn die verhängnisvolle Anklage.

Heiter und ruhig wie sonst auf dem Markt und in den Säulengängen der Gymnasien stand der Weise vor seinen Richtern. In schmuckloser, mutiger Rede führte er seine Verteidigung. Er schilderte, wie er seinen Erzieherberuf als göttliche Mission aufgefaßt und bisher gehandhabt habe: „Übel wäre es gethan, wollte ich, der ich zu Potidäa und Delion als Hoplite meine Stelle behauptet habe, jetzt aus Furcht vor dem Tode den mir von Gott angewiesenen Posten verlassen und aufhören, der Prüfung meines und eures Wissens und eurer Belehrung in Weisheit und Rechtschaffenheit zu leben. Und solltet ihr mir Freisprechung anbieten unter der Bedingung, daß ich auf die

Erfüllung dieser Pflicht verzichte, so müßte ich diese euere Gnade ablehnen: denn ich bin der Gottheit mehr Gehorsam schuldig als euch, und will bis an meinen Todestag meine Prüfung fortsetzen, euch von eurem Mangel an Weisheit und Rechtschaffenheit überzeugen und euch diesen Mangel verweisen, solange ihr nicht Abhilfe schafft. Vielleicht fragt ihr mich: „„Wie, Sokrates, kannst du nicht still und ruhig unter uns leben, wie andere Leute?““ Das ist nun am schwersten euch klar zu machen. Denn wenn ich sage, mein Stillschweigen sei Ungehorsam gegen Gott, so werdet ihr mir nicht glauben; noch weniger, wenn ich euch versichere, die größte Segnung für den Menschen sei



292. Das sogenannte Gefängnis des Sokrates.

In Wahrheit handelt es sich um drei in den Felsen getriebene Grabkammern, wie solche in den Hügeln um Athen nicht selten sind. Vor den drei jetzt mit Latten verschlagenen Thüröffnungen erhob sich vermutlich einst ein schmucker Portikus. Die ganze Anlage befindet sich am Nordfuß des Museion-Hügels, gegenüber vom Odeion des Herodes.

die, daß er sich alle Tage über Tugend und andere Güter derart unterhalte, und daß ein Leben ohne solche Prüfung kein Leben mehr sei.“

„Kein Mensch weiß, was der Tod ist, aber die meisten fürchten ihn, als ob sie wüßten, daß er das größte Übel sei. Dies ist aber gerade die schädlichste Unwissenheit. Was mich betrifft, so maße ich mir solche Erkenntnis nicht an; das aber weiß ich, daß Ungehorsam gegen Gott ein Übel und eine Schande ist. Daher will ich nicht ein gewisses Übel über mich bringen, um einem vermeintlichen Übel zu entfliehen.“

„Ihr scheint unwillig über die Haltung meiner Verteidigung; ihr habt wohl erwartet, daß ich weine, flehe, für mein Leben bettle, daß ich mein Weib und meine Kinder in Thränen vorführe. Ich habe das alles unterlassen, aber

nicht aus Übermut, sondern um meinen Ruf unbefleckt zu erhalten; denn ich habe einen guten Ruf unter euch, mag er nun verdient oder unverdient sein. Es ist ein Nachteil für die Stadt, wenn geachtete Männer sich durch feige Bitten selbst erniedrigen, und ihr Richter solltet sie für solche Entehrung Athens um so eher verdammen. Meine Pflicht ist es nicht, Mitleid zu erwecken, sondern euch über die Thatsachen aufzuklären und von meiner Unschuld zu überzeugen, wenn ich kann. Ihr aber habt geschworen, in Gemäßheit der Gesetze eurer Überzeugung zu folgen und nicht das Recht nach zufälligen Stimmungen zu beugen. Fern sei es von mir, euch zum Meineid zu bewegen. Entscheidet, wie es für euch und für mich am besten ist."

So sprach der Mann, der nicht für sein Leben, sondern für seinen guten Namen bei Mit- und Nachwelt Sorge trug. Der Erfolg aber war, wie Sokrates vorausgesehen: von 501 Richtern stimmten 281 für schuldig. Er wunderte sich selbst, daß nur eine so geringe Mehrheit für die Verurteilung entschied.

Nunmehr sollte er nach athenischem Rechtsverfahren die Strafe bestimmen, die er sich selbst als Schuldiger zuerkenne. Die Richter hatten dann zwischen seinem Ansatz und dem der Kläger zu wählen, oder ein mittleres Strafmaß festzusetzen. Da sprach er mit demselben ungebrochenen Mute, der ihn bisher geleitet hatte: „Soll ich offen sagen, was ich glaube um euch verdient zu haben, so ist das nichts Geringeres, als lebenslänglicher Unterhalt im Prytaneion; denn ich habe freiwillige Armut erwählt, um mich ganz eurer Belehrung zu widmen. Eine Strafe habe ich überhaupt nicht verdient. Verbannung oder Gefängnis kann ich demnach nicht vorschlagen, denn beide kenne ich als beträchtliche Übel, während der Tod, den meine Gegner beantragen, vielleicht geradezu ein Gut ist. Ich könnte allenfalls eine Geldbuße vorschlagen; denn die scheint mir kein Übel; aber ich vermag höchstens eine Mine (80 Mark) aus meinen geringen Mitteln aufzubringen. Plato und meine anderen Freunde umher drängen mich, die Summe auf 30 Minen (2400 Mark) zu erhöhen, und wollen dieselbe für mich bezahlen. So schlage ich denn diese euch vor."

Die Richter hörten aus diesen freimütigen Worten nur das eine heraus, daß der Weise ihr Gericht mißachte. Mit überwältigender Mehrheit sprachen sie nun das Todesurteil aus. Ehe Sokrates in das Gefängnis abgeführt wurde, nahm er noch einmal das Wort. Er versicherte, daß es ihn nicht gereue, sterben zu müssen; während seine Ankläger jetzt hinweggingen, um in Ungerechtigkeit und Schande weiterzuleben, trete er dagegen ab, um mit Ehren zu sterben. „Was aber ist der Tod?" fuhr er fort; „ist er nicht entweder eine Nacht der friedlichsten Ruhe, dergleichen wir jemals schlummernd zugebracht haben, oder eine Vereinigung mit den Weisen und Heroen der Vorzeit, um mit ihnen gemeinschaftlich in sittlicher Veredelung fortzuschreiten? Ihr aber, Athener, glaubt nicht, daß ihr durch meinen Tod von unbequemen Lehrern und Fragestellern befreit seid; jüngere Männer, rastloser, unwiderstehlicher als ich, fühlen gleich mir den Trieb in sich, euch aus dem Schlafe der Unwissenheit zu wecken und zur Weisheit und Gerechtigkeit zu führen. Mein Tod wird sie mit Mut und Festigkeit erfüllen, daß sie an eurer Besserung arbeiten, wie sie es bisher von mir gesehen haben."

Nach diesen Worten wurde er ins Gefängnis geführt. Er hätte nun am folgenden Tage den tödlichen Schierlingsbecher trinken müssen; allein es trat



298. Die letzten Augenblicke des Sokrates. Nach dem Gemälde von Louis David.

ein Verzug von 30 Tagen ein, da gerade das heilige Staatsschiff zur Feier des Apollon-Festes nach Delos abgesegelt war, vor dessen Rückkehr keine Hinrichtung stattfinden durfte. Während dieser Zeit hatten Freunde und Angehörige freien Zutritt zu dem Gefangenen. Da besprach er sich mit ihnen über alle die Fragen, die ihm sein Leben lang die wichtigsten gewesen waren, und verwandelte so den Kerkerraum in eine Schule der Weisheit auch noch für die späte Nachwelt.

Die letzten Augenblicke des Sokrates (399). Wenn er wollte, konnte Sokrates noch jetzt dem Tod entgehen. Sein Schüler Kriton hatte schon die Wächter bestochen und alles zur Flucht nach Thessalien vorbereitet. Die Athener aber hätten ihm schwerlich gezürnt, wenn er den Vollzug ihres so unendlich thörichten Urteils durch sein Entweichen verhindert hätte.

Sokrates wies das Anerbieten auf das bestimmteste zurück. Er achtete das Leben nicht hoch genug, um wegen dieses geringen Gutes zum erstenmal in seinem Leben ein bewußtes Unrecht zu begehen. Er, der die Gesetzlosigkeit und Willkür stets bekämpft hatte, er durfte das Gesetz nicht übertreten, auch wo ihm das Unvernünftigste geschah. Er harrte aus bis zum Ende.

Am letzten Tage besuchte ihn noch seine Frau, die ihr jüngstes Kind mit sich brachte. Ihre lauten Klagen störten seine Ruhe, er nahm daher Abschied von ihr und entließ sie. Und nun sprach er noch mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele in Worten, die so, angesichts des Todes gesprochen, wahrhaft erhaben sind. Als der Tag sich neigte, verkündigte ihm der Diener des Gerichts, die Zeit zu sterben sei da. „Du wirst mir wohl nicht fluchen", fuhr derselbe fort, „wie andere thun, wenn ich mein Amt verwalte. Ich habe dich als den besten Menschen hier kennen gelernt; so lebe denn wohl und ertrage, was notwendig ist." Weinend entfernte er sich, und Sokrates sagte gerührt: „Wie gut der Mann ist! So hat er sich mir die ganze Zeit über bewiesen."

Der Schierlingstrank wurde gebracht. Sokrates wollte den Göttern einige Tropfen spenden, aber man sagte ihm, das Gift reiche nur eben für seinen Zweck. „Wohl", versetzte er, „so wollen wir nur beten." Schnell leerte er sodann den Becher ohne abzusetzen.

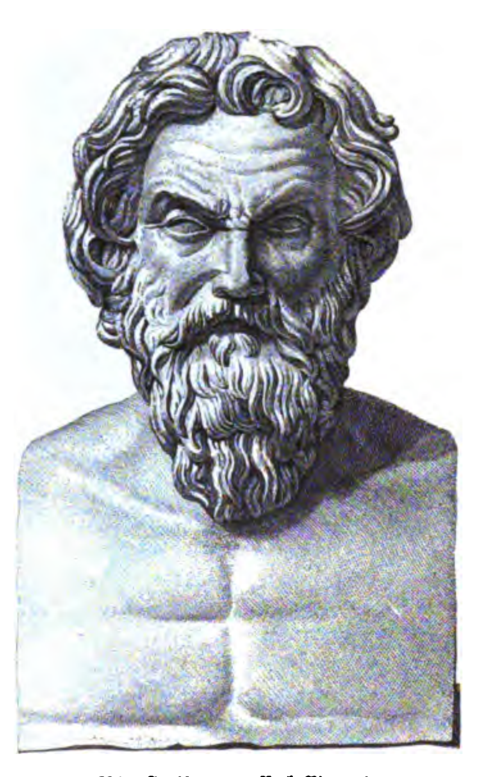
„Als wir ihn trinken sahen", erzählt ein Augenzeuge, „konnten wir uns nicht mehr zurückhalten. Unsere Thränen flossen reichlich; aber nicht um ihn weinten wir, sondern um uns selbst, daß wir einen solchen Freund verloren. Er aber verwies uns solche Klage als ungeziemend für Männer, während er zugleich nach der Vorschrift auf und ab ging, bis ihm die Füße schwer wurden. Dann legte er sich auf das Lager und bedeckte sein Angesicht. Noch einmal nahm er die Hülle weg und sagte: „„Kriton, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig; vergiß nicht, ihn zu opfern."" Ein solches Opfer pflegten Genesende dem Gotte darzubringen: dem sterbenden Weisen erschien der Tod als Genesung.

Ein herzbewegendes Schauspiel dieser Tod des Gerechten! Es ist nicht anders; wo noch je begabte Menschen vom Denken und Glauben der Menge abwichen und wie Sokrates, gehorsam der göttlichen Stimme in ihrer Brust, höhere Wahrheit suchten und verbreiteten, da war jederzeit Verfolgung ihr Teil. Der Dichter hat leider recht, wenn er klagend ausruft:

„Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Soviel Zuhörer und Anhänger Sokrates auch in allen Ständen hatte, eine eigentliche Schule hat er nicht gegründet. Die **Kyniker** und **Kyrenaiker**, die man gewöhnlich als **Sokratiker** bezeichnet, sind in Wahrheit von den Sophisten viel abhängiger als von Sokrates. Sie haben mit jenen vor allem die Skepsis gemein, d. h. sie verzweifelten daran, das wahre Sein der Dinge ergründen zu können.

Kyniker. Begründer der kynischen Schule war **Antisthenes**, ein geringer Mann, der im Piräus unter Schiffsvolk aufwuchs, dann bei dem Sophisten Gorgias und später bei Sokrates hörte und nach des letzteren Tod im Gymnasion Kynosarges die danach benannte Schule der Kyniker gründete. Er lehrte durch Wort und Beispiel, daß die Seele dessen, der seiner sinnlichen Triebe Herr ist und auf überflüssige Genüsse verzichtet, nur der Selbsterkenntnis und Tugend bedarf, um unter allen Umständen frei und glücklich zu sein, während alle, die nach äußeren Gütern, Vorzügen und Genüssen streben, Thoren und verächtliche Sklaven ihrer Bedürfnisse seien. Auch erlaubte Vergnügungen und selbst den äußeren Anstand verschmähte er in seinem Entsagungseifer, so daß einst Sokrates zu ihm sagte: „Antisthenes, durch die Löcher deines Mantels guckt deine Eitelkeit heraus.“

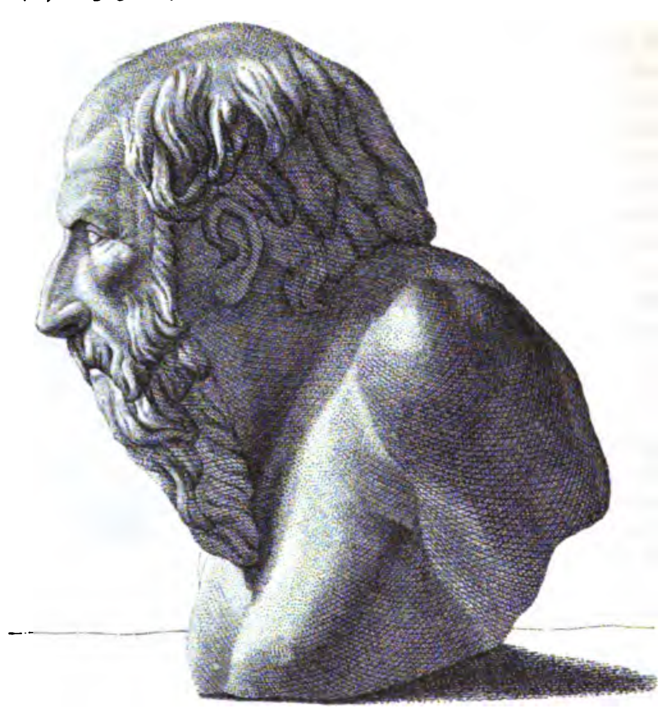


294. Antisthenes. Nach Visconti.

Am bekanntesten unter den Kynikern ist der wunderliche **Diogenes** (vgl. Abb. 295) aus Sinope am Schwarzen Meer, der, wegen Falschmünzerei flüchtig, nach Athen kam und endlich im Jahre 323 als Erzieher in Korinth gestorben ist. Zur Glückseligkeit genügt auch ihm die Tugend, die durch Bildung erlangt wird. Alle anderen Dinge sind daneben gering zu achten. So verschmäht er Reichtum und Ehre; so entsagt er aller Fröhlichkeit und jeglichem Schmuck des Daseins; so pfeift er aber auch auf Anstand und Sitte, ja auf Familie und Vaterland. „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt“, ist der Wahlspruch seines verwahrlosten Bettlerdaseins. Alle Einrichtungen der Gesittung bekämpfte er als überflüssig, ja hinderlich zur Glückseligkeit: je weniger Bedürfnisse, um so glücklicher; der Wunschlose kommt den Göttern am nächsten. So hat dieser sonderbare Heilige mit seinen derben Kapuzinerwitzen mitten aus der Fülle und Schönheit

der griechischen Kultur heraus die Rückkehr zum Naturzustand des Wilden als der Weisheit letztes Ziel gepriesen.

Die Kyrenaiker. Ganz anders beantworteten Aristippos von Kyrene und seine Schule, die Kyrenaiker, die Frage nach dem Grund der Glückseligkeit; denn die Lust, der Genuß ist ihnen das allein erstrebenswerte Gut, und Tugend deckt sich bei ihnen mit Genußfähigkeit. Die Aufgabe der Wissenschaft ist keine andere, als den Menschen zur richtigen Selbstbeherrschung anzuleiten, weil er erfahrungsgemäß nur dadurch lange genußfähig bleiben kann. Der



295. **Diogenes.**
Kopf einer Statuette in der Villa Albani.

Weise muß nach Aristipp vollendeter Weltmann sein und Menschen wie Verhältnisse zu meistern suchen, um sich möglichst viel Genuß zu sichern. Er darf nie das Unmögliche wollen, um desto sicherer das Mögliche zu erreichen. Genüsse, die gegen Religion und Sitte verstoßen, versagt er sich besser, weil sie viel Unerquickliches im Gefolge zu haben pflegen. Vaterlandsliebe mit den Opfern, die sie heischt, ist in seinen Augen natürlich Thorheit. Wir haben es, wie man sieht, mit einem verfeinerten Egoismus schlimmster Sorte zu thun. Eine solche Weltanschauung wird am letzten Ende immer zum Pessimismus, zur Verzweiflung führen; denn die Mehrzahl kommt bekanntlich auf dieser Erde nicht zum ungestörten Genießen, erreicht also nicht, was alleiniger Zweck des Lebens sein soll. Der Kyrenaiker Hegesias pries daher

den Tod als höchstes Ziel, weil er allein keine Schmerzen im Gefolge habe; er trieb seine Zuhörer in solcher Menge in den Tod, daß schließlich seine Vorträge von der Behörde verboten wurden.

Antisthenes und Aristipp haben sich wohl beide eine Zeit lang unter der Zuhörerschaft des Sokrates befunden und in mancher Einzelheit an ihren großen Lehrer sich angeschlossen: aber in den Lebensgrundsätzen, zu denen sie sich bekannten, erkennt man von der ernsten Würde des Meisters nichts. Schwerlich hätte Sokrates ihnen gestattet, sich seine Schüler zu nennen. Anders liegt das bei Xenophon und Plato: in ihnen lebte Sokrates recht eigentlich weiter, sie haben ihn am besten verstanden und seine Lehren, die er selbst niederzuschreiben unterließ, uns getreulich überliefert.

Xenophon (434—359) stammte aus einer wohlhabenden athenischen Ritterfamilie. Er war ein Mann von vollendeter Schönheit, und seine Seele entsprach diesem Äußeren. Als er einmal, so wird erzählt, durch eines der engen Gäßchen Athens ging, sperrte ihm Sokrates mit seinem Stock den Weg und fragte ihn, wo man dies und jenes kaufen könne. Der junge Mann gab auf alle Fragen befriedigend Bescheid. Als aber Sokrates fragte: „Wo werden die Menschen edel und gut?“ geriet Xenophon in Verlegenheit. Der Alte aber sprach zu ihm: „Folge mir nach und lerne es bei mir!“ So wurde er ein Schüler des Sokrates. Aber so warm er auch seinem edlen Meister anhing, und so tief er auch in sein Verständnis eindrang: der Drang nach praktischer Bethätigung war allgewaltig in ihm. Als daher sein böotischer Freund Proxenos ihn zu dem Zug des jüngeren Kyros gegen Artaxerxes (s. unten) einlud, vermochte er dem Rufe nicht zu widerstehen. Sokrates riet ihm, zuerst in Delphi anzufragen, ob das Unternehmen für ihn heilsam sei. Xenophon ging zwar nach Delphi, doch fragte er nur, welchen Göttern er vor seiner Abreise opfern solle. Wie er dann mit Kyros nach Babylon gezogen und wie er nach dem Tod des jungen Fürsten die 10000 griechischen Söldner in die Heimat zurückführte, das wird später zu erzählen sein. Was ihn aus Athen hinaustrieb, war außer diesem Bedürfnis nach praktischer Arbeit aber auch noch sein Widerwillen gegen die Demokratie, die seit 403 in Athen wieder Oberwasser bekommen hatte. Seiner aristokratisch-militärischen Natur entsprach das spartanische Wesen besser. Den Spartanern hat er denn auch die Reste jenes Söldnerheeres zugeführt, mit dem Spartanerkönig Agesilaos hat er sich aufs engste angefreundet, und die Folge war, daß seine demokratischen Mitbürger ihn verbannten. Agesilaos verschaffte ihm bald darauf das Landgut Skillus bei Olympia, und hier hat Xenophon die besten Jahre seines Lebens als Landedelmann verbracht. Für den Mangel an praktischer Wirksamkeit suchte er Ersatz in litterarischer Thätigkeit, und seine Schriften fanden so ungeteilten Beifall und so eifrige Leser, daß er zu den ganz wenigen Schriftstellern des Altertums gehört, deren Schriften vollständig auf uns gekommen sind. Man bewunderte vor allem seine gefällige, klare Sprache: sie trug ihm den Namen der „attischen Biene“ ein. Von Korinth aus, wo er seine letzte Lebenszeit zubrachte, trat er mit der Heimat wieder in Beziehung. Der Bann ward von ihm genommen, doch Athen war ihm zu fremd geworden, er konnte sich nicht entschließen, es wieder zu sehen. Seine Söhne aber — man nannte sie nur die Dioskuren — traten in die athenische Reiterei, und

der Vater erlebte noch, daß sein ältester Sohn Gryllos für Athen in den Tod ging (362). Xenophon war gerade nach seiner frommen Gewohnheit mit einem Opfer beschäftigt, als die Nachricht davon kam. Er nahm den Opferkranz vom Haupt. Als er aber hörte, daß Gryllos wie ein Held gefochten habe, bekränzte er sich aufs neue mit den Worten: „Ich wußte ja, daß ich einen Sterblichen gezeugt."

Von seinen zahlreichen Schriften müssen vor allem seine „Erinnerungen an Sokrates" (Apomnemoneumata) und sein „Gastmahl" (Symposion) erwähnt werden. Er teilt darin schlicht und getreu Gespräche seines Lehrers mit, dessen Lehre uns nirgends in so durchaus zuverlässiger Weise wie in diesen Schriften überliefert ist (vgl. S. 478).

Seine Hauptwerke sind aber kriegswissenschaftlicher Natur; so die „Erziehung des Kyros" (Kyrupädie), ein historischer Roman, worin das Leben des großen Perserkönigs mit teilweise frei erfundenen Zusätzen erzählt wird. Welche Eigenschaften es einem Fürsten ermöglichen, seine Herrschaft dauernd zu behaupten, das ist die Frage, die der Verfasser hauptsächlich im Auge hat. Als Berufsoffizier, der er ist, streut er viel Militärisches in seine Biographie ein; sie wird unter seinen Händen zu einem Lehrbuch der Kriegswissenschaften.

Seine „Anabasis" oder der Rückzug der 10 000 ist natürlich erst recht ein kriegswissenschaftliches Werk. An Klarheit der Schilderung von Land und Leuten, von Schlachten und abenteuerlichen Heerzügen kommt nur Cäsar in seinen Kommentaren ihm gleich. Die anspruchslose Bescheidenheit, mit der hier Xenophon seine heldenhaften Leistungen bei jenem Rückzug ganz schlicht berichtet, zeigt uns ihn als echten Schüler seines so durch und durch bescheidenen Lehrers.

In seiner „Hellenischen Geschichte" (Hellenika) endlich hat Xenophon das große Werk des Thukydides fortzusetzen versucht. Wie das Buch uns vorliegt, ist es offenbar noch unfertig, nur teilweise verarbeitetes Material. Strenge Wahrheitsliebe zeichnet es vorteilhaft aus; sie war ihm in Sokrates' Schule zur anderen Natur geworden.

Plato (427—347). Der genialste Schüler des Sokrates, der in vielen Punkten seinen Lehrer noch an Bedeutung überragt, ist aber Plato gewesen. Er stammte aus den vornehmsten Kreisen Athens; sein Vater Ariston konnte sein Geschlecht bis auf Kodros, seine Mutter Piriktione bis auf Solon zurückführen. Er selbst soll nach seinem Großvater eigentlich Aristokles geheißen und den Beinamen Platon (d. i. der Breite) erst von einem seiner Turnlehrer wegen seiner breiten Brust erhalten haben. Seine stattliche, schöne Gestalt, die glückliche Gesundheit seines Leibes weiß das Altertum nicht genug zu preisen. Dabei war sein ganzes Wesen Temperament; bis ins höchste Alter blieb ihm das Feuer der Jugend treu. Er genoß leiblich und geistig die sorgfältigste Ausbildung; in seinem Homer war er völlig zu Haus, die Vorträge der Sophisten muß er fleißig besucht, die Werke der älteren Philosophen schon früh studiert haben. Als Aristokrat fühlte er sich von der Demokratie lediglich angewidert; statt politisch thätig zu sein, genoß er als Schöngeist seine Jugendzeit und versuchte sich in allerhand Dichtung, epischer sowohl wie dramatischer. Aber alle diese Jugendpoesien soll er an dem Tage verbrannt haben, da er den Sokrates kennen lernte. Ein neues Leben hob

mit diesem Augenblicke für ihn an; das denkbar innigste Verhältnis verband ihn bald mit dem so viel älteren Lehrer, von dem er nicht ließ, bis der Tod sie trennte. Nach der Hinrichtung des Sokrates (399) begab er sich für einige Jahre ins Ausland, und zwar vor allem nach Ägypten und Kyrene, um dortige Mathematiker kennen zu lernen. Um 395 nach Athen zurückgekehrt, verfaßte er seine ersten Jugendschriften, die alle dem Andenken seines Lehrers gewidmet waren. Schon damals trug er sich mit Plänen, das öffentliche Leben in seiner Vaterstadt von Grund aus zu reformieren. Aber er mußte erfahren, daß dies zunächst noch völlig aussichtslos war. Das Jahr 390 führte ihn zum erstenmal nach Westhellas, wo er Fühlung mit den Pythagoreern gewann. In Syrakus regierte damals seit mehr als einem Jahrzehnt der Tyrann Dionysios (s. unten), dessen Schwager Dion den Pythagoreern anhing und den athenischen Weisen bei Hofe eingeführt haben wird. Anfangs ging der Tyrann auf Platos Reformpläne ein; aber bald fand er seinen Freimut und seine Mahnungen unerträglich; er entledigte sich seiner kurzerhand und lieferte ihn als Kriegsgefangenen an die mit ihm verbündeten Spartaner aus. Auf Ägina wurde Plato in öffentlicher Auktion in die Knechtschaft verkauft, und der Käufer entließ ihn erst nach vielen Bemühungen seiner Freunde gegen eine große Summe Geldes. Zunächst war nun Plato von allen politischen Reformen gründlich kuriert; er eröffnete um 388 zu Athen eine Lehranstalt, die nach dem Hain, in dessen Mitte sie gelegen war, den Namen Akademie erhielt. Die Leitung dieser Anstalt, wo Männer verschiedensten Alters sich zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit um ihn scharten, war fortan sein eigentliches Lebenswerk; sie ersetzte ihm die Familie, die er nie gegründet hat; sie ersetzte ihm auch den Mangel an politischer Bethätigung, zu der er es nie brachte. Nur für kurze Zeit unterbrach er die gesegnete Lehrthätigkeit an seiner Akademie, als nach dem Tode Dionysios' I. (368) Dion ihn nach Syrakus einlud, um den jüngeren Dionysios für seine Reformgedanken zu gewinnen. Trotz seiner 60 Jahre und des Mißerfolges bei seiner ersten sizilischen Reise folgte Plato dem Ruf; aber erreicht hat er bei dem jungen Tyrannen nichts, jetzt ebensowenig wie fünf Jahre später, wo er zum drittenmal in Syrakus sein Glück versuchte. Den Rest seines Lebens verbrachte er von nun an in Athen, bis zu seinem Ende als Lehrer und



296. Plato.
Herme im Kgl. Museum zu Berlin.
Kopie nach einem Originalwerk des Atheners Silanion (um 380 v. Chr.).

Schriftsteller thätig; den Achtzigjährigen soll bei einem Hochzeitsmahl ein sanfter Tod hinweggenommen haben.

Die That seines Lebens ist seine Lehre. Auf den lebendigen, mündlichen Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Freunden und Schülern legte er wie Sokrates das größte Gewicht; seine schriftstellerische Thätigkeit kam ihm erst in zweiter Linie. In gemeinsamem Nachdenken und Streben mit anderen nach Wahrheit zu suchen, das schien ihm der Inbegriff aller Freundschaft und Liebe, die Menschen miteinander verbinden kann. Noch heute redet man von „platonischer Liebe", wenn zwei Menschen zu rein geistiger Gemeinschaft sich zusammenfinden.

Platos Unterricht war unentgeltlich. Er vollzog sich nach sokratischer Manier durch fortgesetztes Fragen, um zunächst beim Schüler das Bewußtsein des Nichtwissens zu erzeugen, dann aber auch, um gemeinsam mit ihm das Neue zu finden. Erst später, als die Schülergemeinde sehr groß geworden, scheint Plato in zusammenhängenden Vorträgen oder Vorlesungen seine Lehre entwickelt zu haben.

Für uns lebt Plato in seinen Schriften, die in einziger Weise wissenschaftliche Tiefe, ergreifende Wärme und Schönheit der Darstellung vereinigen. Sie haben alle die Form von Gesprächen (Dialogen), die dem Sokrates und seinem Schülerkreis in den Mund gelegt werden und dadurch allein schon einen Zug der Verklärung bekommen.

Im Mittelpunkt von Platos Philosophie steht seine Ideenlehre. Mit dem Wort Idee bezeichnet er das, was schon Sokrates als das Wesentliche an den Dingen erkannt hatte, ihren Begriff (vgl. oben S. 476). Aber während Sokrates seine Begriffe sämtlich aus den Wahrnehmungen abgeleitet hatte, entdeckt Plato, daß es auch Begriffe giebt, die sich nicht aus den Wahrnehmungen ableiten lassen. So gewinnen wir z. B. den Begriff des Punktes als Grenze der Linie nie und nimmer durch Wahrnehmung. Ja Plato geht noch weiter und behauptet, daß alle Begriffe oder Ideen von den Wahrnehmungen wesentlich verschieden seien. Wenn wir durch vergleichende Wahrnehmung schöner Frauen, schöner Pferde, schöner Blumen zum Begriff „schön" gelangen, so ist doch dieser Begriff weder in den Frauen noch in den Pferden oder Blumen rein und völlig enthalten; jene Gegenstände bieten nur die Veranlassung, daß wir den Begriff „schön" bilden. Keine Kugel, und sei sie noch so vollkommen, entspricht völlig dem Begriff Kugel. Und ebenso ist es mit den sittlichen Begriffen, der Reinheit, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit, die uns zwar bei Betrachtung gewisser Menschen in den Sinn kommen, die aber doch bei keinem Menschen in ihrem vollen Umfang Gestalt gewonnen haben.

Woher haben wir denn nun aber diese Begriffe oder Ideen, wenn wir sie durch Wahrnehmung nicht haben? Plato lehrt: Die Menschenseele muß schon existiert haben, ehe sie die Hülle dieses Leibes anzog. Damals schaute sie die Ideen, wie sie sind. Jetzt in der Leiblichkeit wird sie bei gewissen Wahrnehmungen an jene Ideen „erinnert"; alles begriffliche Wissen vollzieht sich durch Erinnerung.

Schon die Sophisten (vgl. S. 468) hatten darauf hingewiesen, wie unzuverlässig unsere sinnlichen Wahrnehmungen sind. Diese Erkenntnis macht sich Plato völlig zu eigen und leugnet, daß aus Wahrnehmung allein überhaupt ein Wissen

folge. Wahres Wissen, jenes Wissen, das nach Sokrates den Menschen zur Tugend und Tüchtigkeit führt, erlangen wir nur durch begriffliches Denken.

Schon die Eleaten (vgl. S. 414) hatten gelehrt, daß jedem Denken und Erkennen ein Sein entsprechen muß. Unseren Wahrnehmungen entspricht nun nach Plato die Körperwelt, unseren Begriffen aber die unsichtbare, unkörperliche Welt der Ideen. So viel höher der Himmel über der Erde ist, so viel erhabener ist diese Ideenwelt verglichen mit der körperlichen. Jedes Mal, wenn wir uns bei einer Wahrnehmung an eine Idee erinnert fühlen, erfaßt unsere Seele ein heißes Sehnen nach jener Welt, und aus dem Sinnlichen verlangen wir hinaus zum Übersinnlichen.

Diese Sehnsucht nach den übersinnlichen Ideen erfüllt aber nicht bloß uns Menschen; sie erfüllt ebenso die Sinnendinge selbst und nährt in ihnen den Drang, eine Idee in möglichster Reinheit und Vollkommenheit in sich darzustellen; so werden die Ideen das Ziel, nach dem alles Geschehen als nach seinem Zwecke hindrängt.

Die oberste unter den Ideen der Ideenwelt ist die Idee des Guten. Sie leuchtet wie die Sonne im Reich des Übersinnlichen; nach ihr als dem Endzweck und Sinn der Welt, drängt alles irdische Geschehen. So entspricht diese Idee des Guten dem Vernunftstoff des Anaxagoras (vgl. oben S. 415); obgleich der Name „Gott“ dafür gebraucht wird, so dürfen wir sie uns doch nicht als geistige Persönlichkeit vorstellen.

Glücklich macht den Menschen weder die Lust Aristipps, noch, wie Sokrates will, das Wissen, vielmehr alles, was an der Idee des Guten Anteil hat und sie zu verwirklichen geeignet ist. Das Schöne ist für Plato, als echten Hellenen, die vornehmste Form, in der das Gute in der Sinnenwelt erscheint; alle ästhetischen Genüsse zählen daher in erster Reihe zu den irdischen Gütern; denn sie erwecken am stärksten jene Sehnsucht nach der Ideenwelt, in der heimisch zu werden das wahre Glück ausmacht.

Es war früher (S. 269 f.) von dem Volksglauben die Rede, der als dionysische Religion aus dem thrakischen Norden kam und von den sogenannten Orphikern gelehrt und weitverbreitet wurde. Eine Hauptlehre dieser Orphiker war die, daß unsere Seele göttlichen Ursprungs ist, daß der irdische Leib sie wie ein Grab und Gefängnis umfängt, aus dem sie durch die Reinigung der Weihen und Mysterien erlöst werden muß, um endlich zu ihrer göttlichen Heimat wieder aufsteigen zu können. Diese Anschauung der Volksreligion ließ sich unschwer mit Platos Lehre von der Sinnenwelt und Ideenwelt vereinigen, und wenn er nun lehrte und wissenschaftlich begründete, daß die Seele unsterblich sei und aus der Ideenwelt stamme, daß die Sinnenwelt wie eine dunkle Höhle sie umfange, aus der ein steiler Weg empor in die Region des Lichtes führe, daß nur, wer schon hier die Erdenwelt überwunden, Eingang finde in das Reich der Geister, so befand er sich mit allen diesen Lehren mehr oder weniger auf dem Boden der Volksreligion. Nur die erlösende Kraft der Weihen ließ er nicht gelten, vielmehr bedarf es des sittlichen Strebens, des selbstlosen Suchens nach Wahrheit, um nach Plato die Seele aus den Banden der Leiblichkeit zu befreien.

Seit seinen Jünglingsjahren war Plato von Schmerz erfüllt über den äußeren Niedergang und inneren Zerfall des attischen Staates. Die

Demokratie hatte nach seiner Ansicht gründlich abgewirtschaftet; sie brachte es mit sich, daß die Leitung des Staates nur selten in sachkundig geschulten Händen lag, sie räumte der Redekunst eine höchst bedenkliche Macht ein, sie gewöhnte den Bürger, sich um allerhand Dinge zu kümmern, die ihn nichts angehen; endlich war durch die Demokratie Athen zu einem Reich des Handels und der Industrie geworden, wo Erwerbsbegierde und Luxus alles überwucherte, wo der Gegensatz zwischen dem üppigen Reichtum weniger und der düsteren Armut der Menge immer unerträglicher wurde. Rettung ist nur möglich, wenn das ganze Volksleben auf einen neuen Untergrund gestellt wird, wenn man auf allen Gebieten zur Einfachheit früherer Zeiten zurückkehrt.

Platos Staat soll aus nicht mehr als 5000 Familien bestehen, also ein griechischer Stadtstaat alten Musters sein. Weil nur da, wo alle dasselbe denken, wahres Gemeinleben möglich ist, so muß eine einheitliche Lehre von allen angenommen sein, um bei allen die gleiche, richtige Gesinnung zu erzeugen. Diese Lehre war natürlich seine Ideenlehre; sie kann im Staat nur herrschen, wenn die Männer, die von dieser Lehre volle Kenntnis besitzen, das Staatsschiff lenken; das sind aber die Philosophen, die Plato somit zu Archonten macht. Drei Stände nimmt Plato an, den Nährstand, Wehrstand und Lehrstand. Der Nährstand interessiert ihn nicht weiter, er bringt es höchstens zur gemeinen Tüchtigkeit und leistet seine Aufgabe damit, daß er gehorcht. Bauern, Handwerker und Händler, die ihm angehören, betrachtet er entschieden als Bürger zweiter Klasse. Dagegen ist die Erzielung des richtigen Wehrstandes für den Staat das allerwichtigste. Die Mitglieder desselben, die er Wächter nennt, dürfen nicht arbeiten, um nicht der Begehrlichkeit des Nährstandes zu verfallen; sie dürfen weder Besitz noch Familie haben, um ganz dem Staat zu leben. Weiber, Kinder, Güter, alles ist den Wächtern gemeinsam; sie führen ein Lagerleben. Um die richtige Vollblutrasse zu erzielen, müssen natürlich die Weiber des Wächterstandes dieselbe leibliche und geistige Dressur erfahren wie die Männer, aller Unterschied der Geschlechter hat zu verschwinden. Aus den Wächtern endlich scheiden die Begabteren als Lehrstand aus und werden als Philosophen die Lenker des Staates. Freie Persönlichkeiten sind aber auch sie nicht, sondern nur Vertreter der anerkannten Lehre. Der Herrschaft dieser Lehre wird so dies ganze Menschenmaterial geopfert. Wie in der spartanischen Verfassung, an die der platonische Musterstaat überhaupt am meisten erinnert, sind die Menschen für den Staat, nicht der Staat für die Menschen da. Plato hat später, als er erlebte, wie man nirgends auf seine Vorschläge einging, sein Staatsideal erheblich umgestaltet; aber auch in dieser zweiten Gestalt blieb es ein Polizeistaat schlimmster Sorte, was er der Menschheit empfahl; die Bürger sollen wieder fromme Bauern werden und auf allen Schmuck und geistigen Inhalt des Lebens verzichten. Die Kunst wird nur, soweit sie moralisch stärkt und religiös erbaut, geduldet; die Dichter aber, die bisher für Lehrer des Volkes galten, werden aus dem Musterstaat verbannt; ihre Rolle haben ja die Philosophen übernommen.

Ein praktischer Politiker ist, wie man sieht, Plato nicht gewesen. Auch sonst sind viele Resultate seines Denkens bald verworfen oder durch andere ersetzt worden. Aber auf den Bahnen, die er der denkenden Menschheit

gewiesen, bewegt sie sich zum Teil noch heute. Vor allem bahnbrechend erwies sich seine Entdeckung der übersinnlichen Welt. Die Art aber, wie er das Heil der unsterblichen Seele in den Mittelpunkt alles Wollens stellt und auf Verinnerlichung des Menschen drängt, mutet uns entschieden christlich an.

Demokritos (460—360). Während sich Plato der exakten Naturforschung gegenüber ziemlich gleichgültig verhielt, hat sein etwas älterer Zeitgenosse, Demokrit von Abdera, auf sie das Hauptgewicht gelegt. Die Atomenlehre Leukipps (s. oben S. 415) bildet den Ausgangspunkt für Demokrits Forschungen. Alles Geschehen ohne Ausnahme ist ihm Bewegung von Atomen. Die vollkommensten, weil beweglichsten Atome sind die des Feuers; ja diese Feueratome erregen geradezu die Bewegung; aus ihnen besteht auch die Seele. Er denkt sich solche Seelenatome durch den ganzen Körper verteilt, in der Weise, daß zwischen je zwei anderen Atomen ein solches Seelenatom sitzt. Das ganze Seelenleben ist ihm nun nichts als Bewegung dieser feinsten Atome. Bei jeder Wahrnehmung dringen kleinste Teile der wahrgenommenen Dinge in unsere Organe ein und versetzen die dort vorhandenen Seelenatome in Bewegung; und ebendies ist dann Wahrnehmung. Auch das Denken vollzieht sich nicht anders; kleinste Teilchen der Dinge, über die wir nachdenken, sind in uns eingedrungen und machen sich unseren Seelenatomen bemerkbar. Großartig kühn ist dieser Versuch Demokrits, alle Vorgänge, auch die geistiger Art, aus der Bewegung stofflicher Teile zu erklären; damit ist er der Vater des Materialismus geworden. Leider sind seine zahlreichen Schriften, die an Formvollendung denen Platos gleichkamen, sämtlich verloren gegangen, so daß wir über vieles, was dieser „größte Naturforscher des Altertums“ gelehrt hat, nur mangelhaft unterrichtet sind.

Hippokrates. Im freundschaftlichen Gedankenaustausch scheint Demokrit mit dem größten Arzt seiner Zeit, mit Hippokrates von Kos, gestanden zu haben. Groß war die Kunst des Hippokrates, Krankheiten durch vernünftige Diät hintanzuhalten. Auf Salben und Mixturen legte er geringen Wert. Er war der Überzeugung, daß man vornehmlich die Natur müsse wirken lassen. Als unerschrockener Arzt ging er nach Athen, als dort gerade die Pest wütete (429), um zu helfen, soweit zu helfen war. Noch heute nennt man die Veränderung, die im Antlitz von Sterbenden vorzugehen pflegt, das „Hippokratische Gesicht“, weil Hippokrates zuerst diese Erscheinung beobachtet und befriedigend erklärt hat.

Wir brechen hier ab, obgleich noch viele Männer sich nennen ließen, die auf dem einen oder anderen Gebiet des menschlichen Wissens im 4. Jahrhundert bahnbrechend gearbeitet haben. Wo immer man den Anfängen einer Wissenschaft nachforscht, wird man schließlich auf einen griechischen Gelehrten stoßen, der sie zuerst gepflegt und in ihren Grundzügen festgelegt hat. Die Geburtsstätte aller Wissenschaft zu sein ist nicht der geringste Ruhm, den das kleine hellenische Land für sich in Anspruch nehmen darf.

Achter Abschnitt.

Die letzten Jahrzehnte der griechischen Freiheit.

Spartas Vorherrschaft.

Sparta stand, verherrlicht durch seinen Sieg im peloponnesischen Kriege, als erste Macht unter den hellenischen Stämmen. Es war dadurch aber aus seiner natürlichen Begrenzung herausgetreten und auf eine fremde Bahn gedrängt, wo es sich auf die Dauer nicht zu behaupten vermochte.

Die alte spartanische Bürgerschaft, nur spärlich durch Aufnahme von Neubürgern ergänzt, war in den langen Kriegsjahren so zusammengeschmolzen, daß sie nicht viel über 2000 waffenfähige Männer zählte. Die Heere bestanden daher zum größeren Teil aus Periöken, oder gar aus Heloten, die man im Falle der Not frei gab. Für die auswärtigen Kriege reichten jedoch auch diese nicht mehr hin, und man mußte zu fremden Soldtruppen seine Zuflucht nehmen. Dazu war Geld erforderlich. Nun brachten zwar die Eroberungen große Summen ein; allein mit der Verwaltung und Verwendung derselben war es in Sparta übel bestellt, wie mit allem, was über den engen Rahmen der Lykurgischen Gesetzgebung hinausging. Während die spartanischen Feldherren und Admirale draußen im Überfluß schwelgten, fehlte es dem Staat oft bei den wichtigsten Anlässen an Mitteln.

Auch sonst standen die Dinge in Sparta nicht wie sie sollten. Die Bürgerschaft war zur Hälfte so verarmt, daß sie ihre Beiträge zu den Syssitien nicht mehr leisten konnte und infolge dessen vom vollen Bürgerrecht ausgeschlossen war. Dies mußte um so unbilliger erscheinen, je mehr der Staat seine Kriege mit Periöken und Heloten führte. Aber Reformen durchzusetzen war nirgends schwieriger als im hochkonservativen Sparta. Selbst Lysander, der die Gefahren wohl sah, die den Staat bedrohten, wagte nicht Hand ans Werk zu legen.

Was er sich nicht getraute, unternahm im Jahre 399 der junge Kinadon, ein verarmter Spartaner, der sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte; er versuchte mit Hilfe der Periöken und Heloten das Joch der Vollbürger

abzuschütteln und gleiche Berechtigung aller Bewohner Lakoniens herbeizuführen. Aber der Plan wurde verraten und der kühne Urheber desselben mit Geißelhieben durch die Straßen getrieben und endlich hingerichtet. Zu einer Reform kam es jetzt so wenig wie späterhin: Sparta sollte nach langem Siechtum durch innere Fäulnis zu Grunde gehen.

Die Vorherrschaft der Lakedämonier über alle hellenischen Staaten war durch die Erfolge der letzten Jahre fest gegründet. Alle Inseln und Küstenstädte, die zum athenischen Reiche gehört hatten, waren jetzt Sparta unterthänig. Von Byzanz bis Milet und rings an der thrakischen und makedonischen Küste war nach Lysanders Anordnung in den Städten die Regierung so geordnet, daß zehn Männer unter Leitung eines spartanischen Kommandanten, den man Harmosten nannte, mit unbeschränkter Macht an der Spitze standen.

Die Harmosten waren meist rauhe, herrische Männer, die sich vor allen Dingen selbst zu bereichern suchten. Sie bedienten sich ohne Scheu und Schonung jedes Mittels, das für den Zweck förderlich schien. Dazu kam, daß sich die früheren Bundesgenossen, auf deren Kosten und mit deren Blut der Sieg errungen worden war, bitter getäuscht sahen, da sie, statt die Frucht des Sieges zu teilen, selbst in größere oder geringere Abhängigkeit geraten waren. Die Spartaner duldeten keine andere Bundesgenossenschaft als die ihrige; sie strebten sogar danach, die bisherigen Stammesverbände mit List oder Gewalt aufzulösen.

Dies empfand zunächst der Staat Elis, der dem argivischen Sonderbunde beigetreten war und sogar die stolzen Männer am Eurotas von den olympischen Spielen auszuschließen gewagt hatte. König Agis II. fiel (401) in das Land der abtrünnigen Eleer ein, mußte aber, ohne etwas erreicht zu haben, nach vergeblichen Kämpfen den Rückzug antreten. Nun kam er zum zweitenmal mit großer Heeresmacht und drang verwüstend bis vor die Hauptstadt, wo ihm ein reicher Bürger Xenias gegen die demokratische Partei Hilfe leistete. Bald war die Widerstandskraft der Eleer gebrochen, und sie mußten sich unter harten Bedingungen zum Friedensschluß verstehen. Elis mußte einen Teil seines Gebietes abtreten, seine Schiffe ausliefern und die Mauern der Hauptstadt niederreißen: das war die Freiheit, die Sparta brachte.

Rückzug der Zehntausend. Einer der spartanischen Harmosten, der verschlagene und grausame Klearchos, verfuhr in Byzanz mit solcher Härte und unersättlichen Geldgier, daß er endlich seines Amtes entsetzt wurde. Er war ein Freund Lysanders und stand durch denselben mit dem jüngeren Kyros in Verbindung. Dieser ehrgeizige Prinz ging damals mit dem Plane um, seinen Bruder Artaxerxes II. vom Throne zu stoßen. Er kannte die Überlegenheit der griechischen Waffen; mit ihrer Hilfe hoffte er sein Wagnis zu vollführen. In seinem Auftrag und mit seinem Golde warb Klearchos auf dem thrakischen Chersones Scharen hellenischer Abenteurer. Durch spartanische Strenge schuf er sie zu einem Heere, das bereit und tauglich war, für reichlichen Sold jedem Feinde die Spitze zu bieten. Dieses Heer führte er nach Asien, wo noch andere Heerhaufen aus Thessalien, Böotien und dem Peloponnes zu ihm stießen, so daß die volle Zahl des Söldnerheeres 13 000 Mann betrug. Kyros gab anfangs vor, er bedürfe ihrer Hilfe gegen feindliche Nachbarn, und lockte sie unter diesem Vorgeben immer weiter nach Osten in das Innere des

Perserreiches. Erst als sie schon die Gebirgspässe des Taurus überschritten hatten und in Kilikien standen, eröffnete ihnen der Prinz seine wirklichen Pläne. Anfangs weigerten sie sich, weiter zu ziehen; bald aber überwanden neue Versprechungen alle Bedenken. Ein großes, aus Persern gebildetes Heer, das Kyros gleichzeitig gesammelt hatte, stieß zu ihnen, und da der Marsch zunächst durch ein reiches Land mit unbekannten Genüssen führte, war die Stimmung der Truppen die beste.

Als aber das Heer den Euphrat erreichte, da kam es zur offenen Auflehnung. Indessen wußte Klearchos den Aufruhr zu beschwichtigen und die Leute zur Fortsetzung des Marsches über den Strom zu bewegen. Der Zug ging weiter durch die arabische Wüste, wo kein Baum zu sehen war, kein Hügel den Horizont begrenzte. Bald aber, als man Babylon sich näherte, bot das Land wieder einen freundlicheren Anblick, und die Hellenen konnten nicht genug staunen über die Fruchtbarkeit des durch Kanäle bewässerten Tieflandes, die Palmenhaine und die Fülle von Früchten, die sie zum Teil noch gar nicht kannten. Es kam ihnen vor, als seien sie in eine neue Welt versetzt. Sie sollten sich nicht lange dieser Herrlichkeit erfreuen, denn einige Tagreisen nordwärts von Babylon, bei Kunaxa, stieß man unerwartet auf das Heer des Großkönigs, das mit gewaltiger Übermacht die ganze Ebene bedeckte. In bunten Trachten und mit den mannigfachsten Waffen rückte es heran, wie einst zur Zeit des Xerxes. Kyros ordnete sogleich seine Scharen zum Angriff. Gern hätte er die Griechen bei sich im Mitteltreffen gehabt; allein diese weigerten sich, ihre Stellung auf dem rechten Flügel zu verlassen, wo sie der Strom vor Umzingelung durch die feindlichen Reiter schützte. Als der Kampf begann, sangen sie den Päan und rückten zunächst langsam vor. Dann aber stürmten sie in geschlossenen Gliedern unter dem weitschallenden Kriegsruf „Alala!“ auf den Feind, der voll Schrecken auseinanderstob. Tissaphernes, der uns schon bekannte Satrap (vgl. oben S. 456), suchte vergeblich dem Ansturm der Griechen Einhalt zu thun; was widerstand, ward niedergestoßen; die ganze Ebene war mit Leichen und weggeworfenen Waffen bedeckt.





297. Münze Kyros' des Jüngern.

Mit nicht geringerer Heftigkeit hatte Kyros im Mitteltreffen angegriffen. Er hatte kein anderes Ziel, als eigenhändig den König zu töten. Schon traf ihn seine Lanze; aber sie bewirkte nur eine leichte Verwundung, während er selbst, den Seinigen weit voran, von den Feinden umringt und vom Pferde gestochen wurde. Sein Barbarenheer, des Führers beraubt, wandte sich zur Flucht, obgleich der linke Flügel noch gar nicht zum Kampfe gekommen war.

Als die Griechen den Tod des Kyros erfuhren, kehrten sie nach ihrem Lager um, das inzwischen die siegreichen Truppen des Königs erobert und ausgeplündert hatten. Obgleich es ihnen hier am nötigsten fehlte, so wiesen sie doch die Aufforderung, ihre Waffen auszuliefern, aufs entschiedenste zurück: „Wir bedürfen ihrer“, sagten sie, „ebenso wie der Freiheit; indessen sind wir bereit, für entsprechenden Sold dem Könige ebenso treu zu dienen, wie wir seinem Bruder gedient haben.“

In der zweiten Nacht machten sie sich auf den Weg, um das flüchtige Barbarenheer des Kyros einzuholen. Als man sie verfolgte, stellten sie sich furchtlos zu neuem Kampfe. Doch die Perser fanden es klüger, einen Vertrag mit ihnen abzuschließen, und ihnen Führer und sichere Rückkehr zu verheißen. Tissaphernes selbst gab ihnen mit einem ansehnlichen Heere zunächst das Geleit. Nach einigen Tagen aber entbot er die fünf hellenischen Oberbefehlshaber und zwanzig Hauptleute in sein Zelt und ließ dort die arglos vertrauenden Männer teils in Fesseln schlagen, teils niederhauen.

Da stand nun das verlassene Häuflein, seiner Führer beraubt, von mächtigen Heeren umringt, mitten im feindlichen Lande, 1800 km von der jonischen Küste entfernt. Die Nacht brach an, aber sie brachte keinen erquickenden Schlaf; denn allen schwebte das gewisse Verderben vor Augen. Um Mitternacht berief Xenophon die noch vorhandenen Hauptleute zur Beratung. Er stellte ihnen in feuriger Rede vor, daß der tapfere Mann niemals verlassen sei, daß ihnen, die man treulos verraten habe, gleichwohl alle Schätze und Reichtümer des Barbarenlandes offen ständen, da ihren Waffen kein Feind standhalten könne. Er ermahnte sie, aus ihrer Mitte erprobte Führer zu wählen und strenge Kriegszucht zu halten; so würden die Feinde, wie zahlreich sie auch seien, ihnen nichts anhaben können.

Seine Ansprache hob den gesunkenen Mut der Männer, und sie wollten ihn zum obersten Befehlshaber ernennen; doch da er bescheiden ablehnte, so wurde der Lakedämonier Cheirisophos gewählt, der ihm dann die zweite Stelle übertrug. Den Weg, auf dem sie gekommen waren, konnten die Griechen nicht wieder einschlagen, da sie in den großen Ebenen von der Übermacht ihrer Feinde erdrückt worden wären. Sie mußten versuchen, durch die Gebirge Armeniens das Schwarze Meer zu erreichen.

Xenophon war unerschöpflich an Hilfsmitteln, um die kleine Schar mitten durch unbekanntes Feindesland der Heimat zuzuführen. In den wilden Gebirgsgegenden, durch die man ziehen mußte, war mit geschlossenen Kolonnen nicht wohl voranzukommen: so formierte Xenophon das Heer in kleine Abteilungen von je 100 Mann, die sich vortrefflich bewährten. Als feindliche Reiterschwärme das Heer unleidlich bedrängten, wurde eilends eine Anzahl Hopliten mittels Beutepferden beritten gemacht und rhodische Schleuderer ihnen beigegeben, welche den Feinden so erfolgreich begegneten, daß sie sich nicht mehr in die Nähe wagten.

Der Marsch führte an dem alten Ninive vorbei, dann über steile Gebirge längs dem Ufer des Tigris unter beständigen Kämpfen. Im Lande der Karduchen, im südwestlichen Armenien, wo die wilden Einwohner Baumstämme und Felsen von den Bergen rollten und nicht selten Roß und Mann zerschmetterten, dauerte der mörderische Kampf sieben Tage lang; endlich aber bahnten sich die Griechen einen Weg durch die Niederungen des Kentrites, der durch reiches Gelände zum Tigris strömt. Der Kentrites wurde überschritten, obgleich persische Reiter und Bogenschützen das jenseitige Ufer verteidigten. Ebenso Tigris und Euphrat in ihrem Oberlauf; dann ging es wieder ins Gebirge, wo der Winter mit ungewöhnlicher Strenge eintrat, so daß vielen Hände und Füße erfroren. Dann kamen sie in Dörfer, wo die Wohnungen für Menschen und Vieh unter der Erde angelegt waren. Sie brachten eine

fröhliche Woche in diesen unterirdischen Behausungen zu; denn die Tafeln waren reichlich besetzt, und freundliche Knaben kredenzten die Becher.

Die letzten Kämpfe hatte das Heer zu bestehen, als es sich den Bergen der kaukasischen Völker näherte. Da stritten besonders die Chalyber mit solcher Tapferkeit, daß man ihre Dörfer nicht einnehmen konnte. Endlich erblickte man vor sich einen hohen Berg, und sobald die Vordersten den Gipfel desselben erreichten, erhoben sie lauten Jubelruf. „Thalatta! Thalatta!" (Meer! Meer!) erklang es immer von neuem; mit Freudenthränen in den Augen sahen sie vor sich die glänzenden Wogen der See und die Küsten, wo Griechenstädte gastlich winkten, wo der Weg zur lieben Heimat offen stand. In Trapezus, der ersten griechischen Pflanzstadt, die sie erreichten, hielten sie eine dreißigtägige Rast und feierten das Ende ihrer Mühen durch fröhliche Wettspiele. Endlich gegen Ende des Sommers 400 v. Chr. gelangten sie nach Chrysopolis am Bosporos, Byzanz gegenüber: ihre Zahl war von 13000 auf 8600 zusammengeschmolzen.

Ein Jahr und drei Monate hatte der Zug gedauert, der als der „Rückzug der Zehntausend" weltberühmt ist. Er zeigte, was eine Handvoll Hellenen unter energischer Führung noch immer vermöge. Und doch waren sie gewiß nicht die Blüte der Nation, sondern zum großen Teil rauflustiges, vaterlandsloses Gesindel, das aus Beutegier in eine ungewisse Ferne gezogen war. Vor allem aber offenbarte der Zug des Xenophon und seiner Leute, wie im Riesenreich der Perser gar vieles faul war; denn sonst hätte man doch mit diesen paar Griechen fertig werden müssen.

Agesilaos. Bisher war Sparta vor allem darauf bedacht gewesen, seine Vorherrschaft in Griechenland zu befestigen; es hatte die von den Athenern angesiedelten Messenier aus Kephallenia und Naupaktos vertrieben, die Eleer, wie schon bemerkt, im Peloponnes durch eine harte Niederlage zur Unterwerfung gezwungen und in Arkadien die schwächeren Staaten gegen die mächtigeren unterstützt. Jetzt wendete es seine Macht zum Schutze der jonischen Griechen gegen Tissaphernes, der nach dem Untergange des Kyros an die Wiederherstellung des persischen Ansehens dachte (394) und die griechischen Küstenstädte dem persischen Reiche fest einzuverleiben willens war. Zuerst trat ihm der spartanische Heerführer Thibron mit dem Rest der 10000 Kyreer entgegen: aber da er seinen Truppen erlaubte, die eigenen Bundesgenossen auszuplündern, konnte er nicht viel Gutes wirken. Erfolgreicher war sein Nachfolger Derkyllidas. Aber so recht in Gang kam der Kampf gegen Persien erst, als der Spartanerkönig Agesilaos den Befehl über die Truppen in Asien übernahm (396).

Nach dem Tode seines Stiefbruders Agis hatte sich zwischen ihm und Leotychidas, des Agis Sohn, ein Streit um die Nachfolge entsponnen. Gegen Leotychidas sprach, daß man ihn allgemein für einen Sohn des Alkibiades hielt (vgl. oben S. 456), gegen Agesilaos, daß er an einem Bein hinkte, und ein lahmer König sich für Sparta nicht schickte. Lysander, der durch ihn zu herrschen hoffte, unterstützte die Kandidatur des Agesilaos, und das gab den Ausschlag.

Agesilaos war ein tapferer, schlichter, leutseliger Mann, der sich stets so benommen hat, wie man es von einem echten Spartaner erwartet. Er

bewahrte die alte spartanische Mäßigkeit und zog daher auch auswärts die schwarze Suppe allen Leckerbissen der Kochkunst vor. Obgleich von Gestalt klein und unansehnlich, wußte er doch in allen Lagen seine Würde zu behaupten, ohne deshalb übermütig und abstoßend zu werden. Im Gegenteil, er verstand es mit jedermann, selbst mit den Ephoren, gut auszukommen. Fast nie verließ ihn die gute Laune. Ein Freund traf ihn einstmals, wie er auf einem Steckenpferde mit seinem Söhnchen lustig herumgaloppierte. Als sich jener wunderte, sagte Agesilaos, sein seltsames Roß anhaltend: „Sprich nicht, lieber Mann, bis du selbst Kinder hast.“ Übrigens waren ihm solche Stunden gemütlichen Zeitvertreibs spärlich zugemessen; draußen auf den Schlachtfeldern, wo die Todeslose hinüber und herüber rollten, unter beständigen Kämpfen brachte er den größten Teil seines Lebens hin.

Seinen Feldzug in Asien faßte er gerade wie später Alexander der Große als nationalen Rachezug auf. Er begann ihn als ein neuer Agamemnon mit einem feierlichen Opfer in der Bucht von Aulis; schade nur, daß die böotischen Behörden sein Vorhaben störten und die Opferstücke vom Altare rissen. Aber trotz dieses bösen Vorzeichens waren seine Unternehmungen in Asien von Erfolg begleitet. Er durchzog die vorderasiatischen Provinzen, siegte über Tissaphernes besonders in einem Reitertreffen bei Sardes, zwang den Satrapen Pharnabazos, wie ein Flüchtling umherzuirren, und machte sich schon bereit, in das Innere des großen Perserreiches vorzudringen. Da erreichte ihn der Befehl der Ephoren, eilends nach Griechenland zurückzukehren, weil Spartas Ansehen daselbst aufs höchste bedroht sei.



298. **Persische Münze.**

Die Rückseite stellt den Perserkönig mit gespanntem Bogen dar: so konnte im Scherz Agesilaos (vgl. S. 500) diese Münzen „Bogenschützen“ nennen.

Der korinthische Krieg. Dem war in der That so. Der Großkönig hatte den Rhodier Timokrates mit 10000 Goldgulden nach Hellas geschickt, um den Spartanern in ihrer Heimat Feinde zu erwecken. Er berechnete ganz richtig, daß ein Krieg in Hellas den Agesilaos aus Asien vertreiben würde.

Timokrates wurde mit offenen Armen aufgenommen. Besonders war es Theben, wo man seiner verlockenden Stimme Gehör schenkte. Die Thebaner hatten erwartet, daß ihnen zum Lohn für den Beistand, den sie im peloponnesischen Krieg den Spartanern gewährt hatten, die unbedingte Herrschaft über ganz Böotien würde zugesichert werden: es war nicht geschehen. Sie sahen sich vielmehr von dem übermütigen Sparta in die Stellung eines Kleinstaats herabgedrückt. So bedurfte es bei ihnen nur eines kleinen Anstoßes, um den Unmut über Sparta zum Ausbruch zu bringen. Kurz entschlossen wählten sie zu ihrer Selbsterhaltung das ungewisse Los des Krieges, und das persische Gold kam ihnen zur Rüstung gerade recht.

Der Krieg, der jetzt begann, führt den Namen der korinthische, weil dabei hauptsächlich um den Isthmus von Korinth gekämpft wurde. Zunächst stand nur Böotien den Spartanern gegenüber. Als aber gleich anfangs Lysander in einem unglücklichen Treffen beim böotischen Haliartus gefallen war (395), trat Korinth und Argos und vor allem auch Athen auf die Seite

der Böotier. Athen hatte sich merkwürdig rasch von der Heimsuchung erholt, die Lysander über die Stadt gebracht hatte. Zwar die langen Mauern lagen noch darnieder, und die Flotte bestand nur aus wenigen Schiffen. Aber die Finanzen waren gesund und gestatteten schon jetzt, 10 Jahre nach Ägospotamoi, es wieder mit dem alten Gegner zu versuchen.

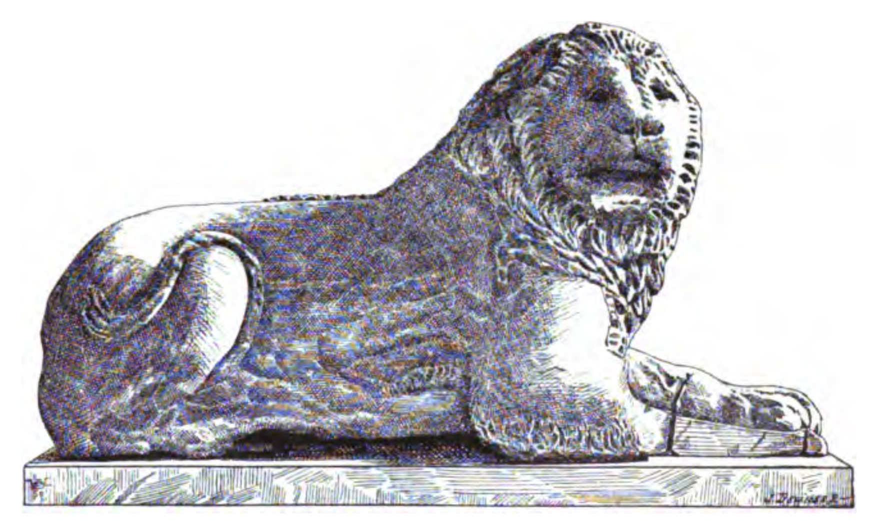
Das Heer der Verbündeten ergriff im Jahre 394 die Offensive. Zwischen Korinth und Sikyon an den Ufern des Nemea-Baches kam es zur Schlacht, der größten, die bisher von Griechen gegen Griechen geschlagen worden war. Auf jeder Seite standen gegen 20000 Hopliten! Die Bundesgenossen der Lakedämonier wandten sich nach kurzem Widerstand zur Flucht; die Lakedämonier selbst aber besiegten die ihnen gegenüberstehenden Athener, und nun wurde das ganze Heer der Verbündeten unter großen Verlusten nach Korinth zurückgeworfen.

Schlacht bei Koronea. Anfangs hatte Agesilaos sich nicht besonders beeilt, dem Befehl der Ephoren, die ihn heimberiefen, Folge zu leisten: wegen der 10000 „Bogenschützen" — so nannte er spottend die Goldstücke, mit denen Timokrates nach Griechenland gereist war — wollte er nicht alle die großen Pläne aufgeben, die er zur Eroberung des Perserreichs gefaßt hatte. Aber als die Nachricht vom Tode Lysanders ihn erreichte, da durfte er nicht länger säumen. In Eilmärschen zog er durch Thrakien und Makedonien heran und stand 30 Tage seit seinem Aufbruch vom Hellespont an den Grenzen Böotiens. Als er gegen Koronea weiterzog, rückte die gesamte Macht der Argiver, Athener und Thebaner von den Höhen des Helikon ihm entgegen. Seine Bundesgenossen von Phokis und Orchomenos wichen sogleich dem stürmischen Angriffe der Thebaner; sein Mitteltreffen dagegen, bestehend aus dem Überreste der Zehntausend und aus Hellespontiern, rannte, wie diese tapferen Leute gegen die Perser zu thun pflegten, mit gefällten Speeren auf die Athener und Korinther los und brachten sie sofort zum Weichen. Ebenso siegreich waren die Spartaner auf dem rechten Flügel gegen die Argiver. Die Thebaner, die bei der Verfolgung der fliehenden Gegner allzuweit vorgedrungen waren, schienen abgeschnitten; aber im Vertrauen auf ihre Tapferkeit ordneten sie sich in tiefen Kolonnen, durchbrachen unter großem Gemetzel das feindliche Heer und erreichten den Helikon, wo Berge und Dunkelheit sie gegen die Reiterangriffe des Feindes in Schutz nahmen. Am folgenden Tage erschienen ihre Gesandten vor Agesilaos, der, obgleich selbst verwundet, mit seinem siegreichen Heer auf dem Schlachtfeld rastete und mit der Leichenfeier für die gefallenen Krieger beschäftigt war. Sie baten um die Erlaubnis, ihre Toten zu bestatten, und erklärten sich dadurch für besiegt (394). Trotzdem wagte der Sieger es nicht, in Böotien tiefer einzudringen, sondern kehrte nach Phokis und von da auf Schiffen nach dem Peloponnes zurück.

Konon. Unmittelbar vor dieser Schlacht hatte die Lakedämonier zur See ein schwerer Unfall betroffen. Seit der Niederlage bei Ägospotamoi streifte nämlich der tapfere Konon mit seinen 20 geretteten athenischen Schiffen (vgl. S. 464) bald da, bald dort umher und that den Feinden seiner Vaterstadt nach Möglichkeit Abbruch. Die Spartaner hatten aus Geldmangel ihre Flotte zum großen Teil eingehen lassen; Konon aber war beim Großkönig vorstellig geworden und hatte die nötigen Gelder angewiesen bekommen, um

seine kleine Armada zuerst auf 80, dann sogar auf 170 Segel zu bringen. Nun rüstete auch Sparta in aller Eile eine Flotte aus. Bei **Knidos** wagte es der spartanische Admiral Peisandros, der Schwager des Agesilaos, der an Zahl und Seetüchtigkeit überlegenen Flotte Konons entgegenzutreten, wurde aber vernichtend geschlagen: 50 seiner Schiffe gingen verloren, er selbst blieb in der Schlacht.

Infolge dieses Sieges fiel ein großer Teil der Küstenstädte und Inseln von Sparta ab und suchte wieder Anschluß an Athen. Konon selbst kehrte jetzt endlich, im frischen Glanze des Sieges von Knidos, nach der Heimat zurück. Die Erneuerung der attischen Seeherrschaft war sein Ziel; dazu aber war vor allem nötig, daß die Befestigungen des Piräus und die langen Mauern wieder aufgebaut wurden. Man hatte bereits damit begonnen;



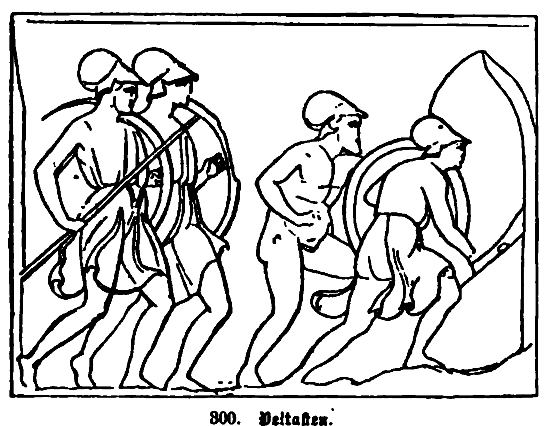
299. Der Löwe von Knidos. (Brit. Museum.)
Nach Collignon.
Schmückte wahrscheinlich einst das Massengrab der bei Knidos im Jahre 394 gefallenen Athener.

jetzt gewährte Konon aus der persischen Kriegskasse reiche Geldmittel und ließ die Mannschaft der Flotte an dem Bau arbeiten; doch dauerte es natürlich noch einige Jahre, bis das große Werk vollendet war. Athen gewann dadurch wieder die Stellung einer Großmacht und die Möglichkeit einer machtvollen, eigenen Politik. An seine eigene Bereicherung dachte der Edle nicht. Zum Dank dafür, daß er Athen und seinen Bundesgenossen die Freiheit wieder gebracht hatte, wurde ihm auf dem Markt Athens eine eherne Statue errichtet; eine solche Ehre war seit Harmodios und Aristogeiton keinem Bürger zu teil geworden.

Iphikrates. Durch die Niederlage bei Knidos war die Seeherrschaft der Lakedämonier gebrochen; zu Lande dagegen fochten sie noch immer glücklich; denn da führte der unermüdliche Agesilaos ihre Heere. Sie überstiegen den Wall, durch den die Korinther und Athener die Landenge zu sperren versucht

hatten, und eroberten den Hafen Lechäon. Sie hätten selbst Korinth eingenommen, wenn nicht der athenische Söldnerführer Iphikrates zur Verteidigung herbeigeeilt wäre. Dieser kriegskundige Mann schuf sich aus sogenannten Peltasten eine gefürchtete Truppe. Er erleichterte nämlich die schwerfällige Bewaffnung der Hopliten, indem er statt der Panzer gesteppte Koller von Leinen, leichte Gamaschen statt der schweren Schienen und den kleinen, runden Lederschild (Pelte) mit Armriemen einführte. Zugleich verlängerte er den Speer um die Hälfte. Seine streitbaren, leichtbeweglichen Söldner waren überall gefürchtet; nur die Lakedämonier verlachten die Linnensoldaten, wie sie sich spottend ausdrückten, und schlugen sie auch, von der Seeseite durch die Flotte unterstützt, samt den anderen Verbündeten bei Lechäon; aber sie lernten diese Scharen achten, als bald nachher eine Abteilung ihrer besten Krieger von denselben aufgerieben wurde.

Fortgesetzte Kämpfe. Der Krieg wurde indessen mit wechselndem Glück zu Wasser und zu Lande fortgeführt. Konon schloß im Namen Athens mit Chios, Mytilene und Rhodos Bündnisse und that überhaupt alles, um die attische Seeherrschaft von ehedem wiederherzustellen. Als der Held nach mancherlei Schicksalen auf Cypern gestorben war, kommandierte Thrasybulos die athenische Flotte, welche die Bürgerschaft mit großen Opfern ausgerüstet hatte. Er stellte die Herrschaft seiner Vaterstadt am Hellespont wieder her, bewog Byzanz, Chalkedon und Lesbos zum Anschluß an die athenische Bundesgenossenschaft, fiel aber, als er die karische Küste brandschatzte, durch Mörderhand. Dagegen suchten die Lakedämonier von Ägina aus die attischen Häfen heim und beunruhigten durch Wegnahme der Kauffahrer den athenischen Handel in drückender Weise.



300. Peltasten.
Relief von der Westwand des Heroon von Trysa in Lykien.

Friede des Antalkidas. Auf diese Art war jedoch kein Ende des heillosen Streites abzusehen. Da wendete sich das friedensbedürftige Sparta an die Barbaren. Antalkidas, der dem Lysander an Gewandtheit und Verschlagenheit glich, wurde an den Hof von Susa entsendet und vermittelte dort den nach ihm benannten Frieden. Die Bedingungen, welche ihm zu Grunde lagen, beweisen, daß alles Gefühl für die nationale Ehre und für das gemeinsame Vaterland in den Spartanern erstorben war. Sie lauteten also: „König Artaxerxes erkennt für Recht, daß die hellenischen Städte Kleinasiens seiner Herrschaft unterworfen bleiben; alle übrigen griechischen Staaten aber sollen wieder ihre frühere Unabhängigkeit erlangen. Es ist sein Wille und Gebot, die Widersetzlichen zu Wasser und zu Lande zu bekriegen.“

Dieser unrühmliche Friede (387) gab einen wesentlichen Teil der freien Hellenen den Barbaren preis, deren Satrapen in den neu unterworfenen Städten mit ausgesuchter Härte regierten.

Nächst dem persischen König hatte Sparta bei dem Frieden am meisten gewonnen; denn es war mit der Vollstreckung desselben beauftragt und verfuhr dabei natürlich zu seinem Vorteil.

Für Athen, das durch eine dem Vertrage beigefügte Klausel im Besitz von Lemnos, Imbros und Skyros verblieb, bedeutete der Friede den Verzicht auf alle Erfolge, die Konon und Thrasybul errungen hatten und damit auf die Wiederherstellung des alten Reichs: aber es blieb ihm vor der Hand nichts übrig, als sich zu fügen. Auch die Argiver wagten keinen Widerspruch; die böotischen Städte aber wurden, Theben zum Trotz, für selbständig erklärt. Wo sich in Hellas Nachbarn zu gemeinsamem Schutz ihrer Interessen zusammenthaten, da schritt Sparta kraft des Friedens ein und sprengte das Bündnis auseinander, angeblich, um jedem Staat seine volle Selbständigkeit zu sichern, in Wahrheit um sie alle unter sein hartes Joch zu beugen.

Der olynthische Städtebund. Fern von Sparta und daher lange unbeachtet hatte sich auf der Halbinsel Chalkidike und an der benachbarten makedonischen Küste ein Städtebund entwickelt, dessen Haupt Olynth war. Die geschützte Lage dieser Stadt auf einer Anhöhe und zugleich in der Nähe des Meeres, der sorgfältige Anbau des fruchtbaren Landes umher sowie lebhafter Verkehr zu Wasser und zu Lande hatten sie groß und mächtig gemacht. Tempel und Götterbilder zeugten von hellenischem Schönheitssinn. Auch waren die Bürger der Musik und Gymnastik nicht unkundig und verstanden es, nicht nur ihre Stadt samt den verbündeten Orten wohl zu verwalten, sondern auch ihr Ansehen gegen die Makedonier und Thraker durch waffenkundige Mannschaft, besonders durch eine trefflich geübte Reiterei zu behaupten. So blühte der kleine Staat, während sich das Mutterland im Bürgerkrieg zerfleischte. Zumal gegenüber der wachsenden Macht des makedonischen Reiches bildete er das festeste Bollwerk hellenischer Eigenart. Immer mehr Nachbarstädte schlossen sich an; nur Akanthos und Apollonia widersetzten sich der Einladung zum Beitritt und wendeten sich nach Sparta, um seinen Schutz gegen Olynths Allmacht zu erbitten.

Die Besetzung der Kadmea. Die Ephoren waren zur Hilfeleistung gern bereit, und Eudamidas, den man als einen kriegserfahrenen Mann kannte, erhielt Befehl, sofort mit einem zusammengerafften Heerhaufen die Gesandten zu begleiten. Erst viel später setzte sich sein Bruder Phöbidas mit einem beträchtlichen Heer gegen Norden in Bewegung. Er kam durch Böotien und erhielt daselbst die Nachricht, daß in Theben die politischen Parteien und selbst die beiden Polemarchen in heftigen Zwiespalt geraten seien, daß namentlich der Polemarch Leontiadas und sein oligarchischer Anhang auf spartanische Hilfe hofften, um ihre Gegner zu unterdrücken. Phöbidas war schon an Theben vorbeigezogen, da holte ihn Leontiadas zu Pferde ein und machte ihm den Vorschlag, sich durch einen Handstreich der Kadmea oder Burg Thebens zu bemächtigen. Der Spartaner überlegte nicht lange, sondern folgte alsbald der hochverräterischen Einladung des Polemarchen.

Auf der Kadmea feierte die Bürgerschaft gerade ein Fest, bei dem keine Männer anwesend sein durften. So ward ohne Schwertstreich die Burg in Besitz genommen. Leontiadas eilte sofort in die Ratsversammlung, zeigte dort an, daß die Spartaner zum Schutze der wohlgesinnten Bürger eingerückt seien, und ließ durch bewaffnete Anhänger den anderen Polemarchen Ismenias, das Haupt der demokratischen Partei, verhaften. Ein parteiischer Gerichtshof verurteilte ihn zum Tode. Mehr als 300 der Gegenpartei angehörende Patrioten, unter ihnen Pelopidas, ein durch Adel der Geburt und der Gesinnung gleich ausgezeichneter Jüngling, retteten sich durch die Flucht und fanden in Athen Aufnahme und Sicherheit.

In ganz Griechenland erhob sich ein Schrei der Entrüstung über die That des Phöbidas; selbst in Sparta wagten nur wenige ihn zu entschuldigen, unter diesen wenigen aber war Agesilaos. Er sagte in der Volksversammlung: „Es kann hier nur die Frage sein, ob die Maßregel zum Vorteil oder zum Nachteil des Staates gereicht. Im ersteren Falle hat Phöbidas seine Pflicht gethan, in letzterem verdient er Strafe.“ Die Ephoren wählten darauf einen Mittelweg; sie entsetzten den Angeklagten seiner Stelle und legten ihm eine schwere Geldbuße auf, beschlossen aber zugleich, die Kadmea zu behaupten. So blieb Theben in Knechtschaft. Das Volk lernte sich in die spartanische Willkürherrschaft fügen, und nur in den Herzen der Edelsten lebte der Gedanke an eine Wiederaufrichtung und Befreiung der Vaterstadt fort.

Jetzt konnte Sparta mit größerem Nachdruck die Unterdrückung des olynthischen Städtebundes betreiben. Ein Heerhaufe nach dem anderen ward nach der Halbinsel entsendet, wo die Olynthier mit Mut und Geschick für ihre Unabhängigkeit stritten. Endlich aber ward Olynthos von den Spartanern völlig eingeschlossen und durch Hunger zur Übergabe genötigt (379). Ein spartanischer Harmost ward in der Stadt eingesetzt und die Auflösung des Bundes verfügt. Doch behielten die Städte, welche demselben angehört hatten, ihre eigene Regierung und einen Schein von Freiheit; auch ihr Handel und Wohlstand blieb im ganzen ungefährdet.

Thebens Vorherrschaft.

Die Befreiung Thebens. In Theben schalteten inzwischen der Führer der Oligarchen, Leontiadas, und seine Genossen Archias und Philippos, ohne sich viel um die alten Gesetze zu kümmern. Die beiden letztgenannten waren jetzt Polemarchen. Ihr Geheimschreiber Phyllidas aber arbeitete insgeheim an der Befreiung seiner Vaterstadt. Er unterhielt Verbindung mit den zahlreichen thebanischen Patrioten, die nach Athen geflohen waren. Zwölf von diesen, darunter besonders der feurige Pelopidas und sein Freund Melon, beschlossen auf seinen Rat alles aufs Spiel zu setzen, um womöglich alles zu gewinnen.

Als Jäger und Bauern verkleidet, machten sich die Verbannten an einem unfreundlichen Dezembertag auf den Weg nach Theben (379). Mit der Abenddämmerung betraten sie einzeln die Stadt und fanden sich unbemerkt bei einem gewissen Charon ein, dessen Haus den Verschworenen als Sammelplatz diente.

Phyllidas hatte für diesen Abend die beiden Polemarchen Philippos und Archias zu einem Bankett geladen, um das Ende ihrer Amtsthätigkeit würdig zu begehen. Die Polemarchen waren vor ihm mehrfach gewarnt; trotzdem vertrauten

sie ihm. Er hatte versprochen, zur Erhöhung der Lust die schönsten Frauen von Theben den Zechenden zuzuführen. Ungeduldig erwarteten seine Gäste die Ankunft der Schönen. Archias erhielt einen Brief, der die ganze Verschwörung enthüllte; aber mit den Worten: „Geschäfte für morgen", schob er ihn uneröffnet unter sein Polster. Jetzt traten die Verschworenen, als Flötenspielerinnen verkleidet und in Schleier gehüllt, bei Phyllidas ein. Lauter Beifall begrüßt sie. Auf der Schwelle halten sie einen Augenblick, um ihre Opfer ins Auge zu fassen. Dann fallen die Schleier und blitzende Dolche kommen zum Vorschein. Die Polemarchen sinken ohne Widerstand, ebenso die meisten der Tafelgenossen.

Ehe die That ruchbar wird, eilt Pelopidas mit zwei Gefährten in die Wohnung des gefürchteten Leontiadas. Unter falschem Namen erlangen sie Zutritt. Aber Leontiadas erkennt sie, stößt dem vordersten das schnell gezückte Schwert in die Kehle, erlag aber endlich nach verzweifeltem Ringen mit Pelopidas auf der mutig verteidigten Schwelle seines Hauses.

Die Verschworenen eilen jetzt nach den Gefängnissen, wo mancher Patriot in langer Haft bisher geschmachtet; sie befreien die Gefangenen und verschaffen ihnen Waffen. Am Morgen strömen alle Bürger in voller Wehr zur Volksversammlung. Da werden die Befreier des Vaterlandes mit jubelndem Zuruf von der Menge empfangen. Man erwählt den Pelopidas, Melon und Charon zu Böotarchen und erklärt dadurch, daß Theben wieder seine Vorherrschaft über Böotien in Anspruch nehme.

Noch war indessen die Kadmea von Lakedämoniern besetzt. Die Krieger blickten trotzig von der steilen Burg auf die Volksbewegung in der Unterstadt; sie waren entschlossen, den Platz zu behaupten. Der Angriff begann und wurde Tag und Nacht fortgesetzt. Eine Schar Athener kam den Thebanern zu Hilfe; aber die Spartaner auf der Burg hielten sich. Erst als die Mundvorräte auf die Neige gingen und der Hunger die Kräfte der Belagerten lähmte, übergaben die Spartaner gegen die Bewilligung freien Abzugs die starke Feste dem jubelnden Volke und kehrten nach dem Peloponnes zurück.

Sparta gegen Theben. Groß war die Erbitterung in Sparta. Die Waffenehre schien befleckt, sie mußte um jeden Preis wieder hergestellt werden. Zwei von den Harmosten, die den Thebanern die Kadmea übergeben hatten, traf das Todesurteil, den dritten eine schwere Geldbuße. Der junge König Kleombrotos rückte darauf mit einer ansehnlichen Macht ins Feld. Nachdem er aber eine Schar thebanischer Krieger im Kithäron niedergehauen und dicht vor den Thoren von Theben sein Lager aufgeschlagen hatte, zog er wieder nach Hause, ohne sonst etwas ausgerichtet zu haben.

In Athen hatte man die Befreiung Thebens natürlich gern gesehen und nach Kräften unterstützt. Nicht ohne Grund fürchteten die Spartaner, daß Athen und Theben sich verbinden könnten. Dem gedachte Sphodrias, der im böotischen Thespiä kommandierende spartanische Harmost, zuvorzukommen. Er versuchte sich durch nächtlichen Überfall des Piräus zu bemächtigen, kam aber nur bis Eleusis und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Athener aber, mit Recht erbittert über diesen Gewaltstreich, schlossen jetzt mit Theben in der That ein Waffenbündnis. So gelang es den Spartanern weder jetzt noch in den folgenden Jahren, die Thebaner zur Strafe zu ziehen oder ihre frühere Machtstellung in Böotien wieder zu gewinnen.

Dritter attischer Seebund. Inzwischen hatten die Athener mit Nachdruck daran gearbeitet, die schon zweimal verlorene Seemacht wieder aufzurichten. Sie erließen an alle Hellenen und Barbaren, soweit sie nicht unter der Herrschaft des Großkönigs standen, die Aufforderung, sich zu einem Bund gegen Spartas Anmaßung zusammenzuschließen. Die freie Selbstverwaltung (Autonomie) aller teilnehmenden Staaten wurde gewährleistet und ausdrücklich festgesetzt, daß die Athener im Gebiet der Verbündeten keine Liegenschaften sollten erwerben dürfen. Ein Bundesrat, in dem die Abgeordneten sämtlicher Bundesstaaten Sitz und Stimme hatten, sollte die gemeinsamen Angelegenheiten von Athen aus im Einvernehmen mit dem Vorort leiten. Der Erfolg dieser uneigennützigen Vorschläge war überraschend: soviele Städte und Inseln schlossen sich alsbald diesem dritten attischen Seebund an, daß Athen mit einem Schlage wieder die gebietende Macht auf dem ägäischen Meere war. Von dem alten attischen Reich des 5. Jahrhunderts unterschied sich dieser Bund einmal durch die freiere Stellung seiner Teilnehmer und dann vor allem dadurch, daß auf den Nationalkampf gegen die persische Großmacht ausdrücklich verzichtet wurde: der Friede des Antalkidas sollte durch den neuen Bund in keiner Weise in Frage gestellt werden.

Sparta konnte solchen Erfolgen gegenüber nicht unthätig bleiben. Es rüstete eine Flotte aus, die sich an die attische Küste legte und Athen die Zufuhr abschnitt. Doch die Athener zeigten sich der Lage gewachsen: Chabrias mit 83 Trieren erfocht bei Naxos (375), zum erstenmal wieder seit den Arginusen (vgl. oben S. 463), einen großen Sieg über die spartanische Flotte, die zur Hälfte in den Grund gebohrt wurde. Und bald darauf errang Timotheus, der Sohn Konons, einen ähnlichen Erfolg an der Küste Akarnaniens.

Theben. Wir wenden uns nun Theben zu, dessen große Zeit mit der Vertreibung der Spartaner anhob. Bisher war die Rolle, die es in der Geschichte Griechenlands spielte, keine erhebliche, oft nicht einmal eine rühmliche gewesen. In den Perserkriegen hatte es auf der Seite des Landesfeindes gestanden, eine Verirrung, die ihm nie ganz verziehen wurde. An tapferen Männern hatte es in Böotien zu keiner Zeit gefehlt; aber an geistiger Bildung war es zurückgeblieben, wenn auch gewiß nicht alles wahr ist, was ihre boshaften Nachbarn, die Athener, über den Stumpfsinn und die Gefräßigkeit der Böotier zu erzählen wußten. Sind doch Hesiod und Pindar und die Dichterin Korinna in Böotien geboren; und wenn glaubwürdig überliefert wird, daß die Frauen bei den Thebanern höher geachtet wurden als zu Athen, so gereicht ihnen das wahrhaftig nicht zur Unehre. Sie bedurften nur der Leitung durch bedeutende, willensstarke Männer, um Großes zu leisten. Solche Männer hatten sie jetzt, und so strebten sie denn zuversichtlich danach, neben Sparta und Athen zum Rang einer Großmacht sich emporzuschwingen.

Das konnte natürlich nur gelingen, wenn Theben ganz Böotien besaß und die kleinen Städte sich dem Vorort unterordneten. Aber dazu hatten diese in der Mehrzahl keine Lust, und Sparta unterstützte sie geflissentlich, wie wir schon hörten (vgl. oben S. 503), in ihren partikularistischen Sonderbestrebungen. So bedurfte es der Gewalt, und Theben scheute nicht davor zurück. Zunächst wurden verschiedene Vorteile über die Lakedämonier erfochten. In dem denkwürdigen Treffen bei Tegyra besiegte Pelopidas mit



m Fuß das Thal des Dirke-Baches hin; und
Ende der Kadmea stammen aus dem 13. Jahr-
der Ferne steht, ist der Helikon.

Dritter attischer Seebund. Inzwischen hatten die Athener mit Nachdruck daran gearbeitet, die schon zweimal verlorene Seemacht wieder aufzurichten. Sie erließen an alle Hellenen und Barbaren, soweit sie nicht unter der Herrschaft des Großkönigs standen, die Aufforderung, sich zu einem Bund gegen Spartas Anmaßung zusammenzuschließen. Die freie Selbstverwaltung (Autonomie) aller teilnehmenden Staaten wurde gewährleistet und ausdrücklich festgesetzt, daß die Athener im Gebiet der Verbündeten keine Liegenschaften sollten erwerben dürfen. Ein Bundesrat, in dem die Abgeordneten sämtlicher Bundesstaaten Sitz und Stimme hatten, sollte die gemeinsamen Angelegenheiten von Athen aus im Einvernehmen mit dem Vorort leiten. Der Erfolg dieser uneigennützigen Vorschläge war überraschend: soviele Städte und Inseln schlossen sich alsbald diesem dritten attischen Seebund an, daß Athen mit einem Schlage wieder die gebietende Macht auf dem ägäischen Meere war. Von dem alten attischen Reich des 5. Jahrhunderts unterschied sich dieser Bund einmal durch die freiere Stellung seiner Teilnehmer und dann vor allem dadurch, daß auf den Nationalkampf gegen die persische Großmacht ausdrücklich verzichtet wurde: der Friede des Antalkidas sollte durch den neuen Bund in keiner Weise in Frage gestellt werden.

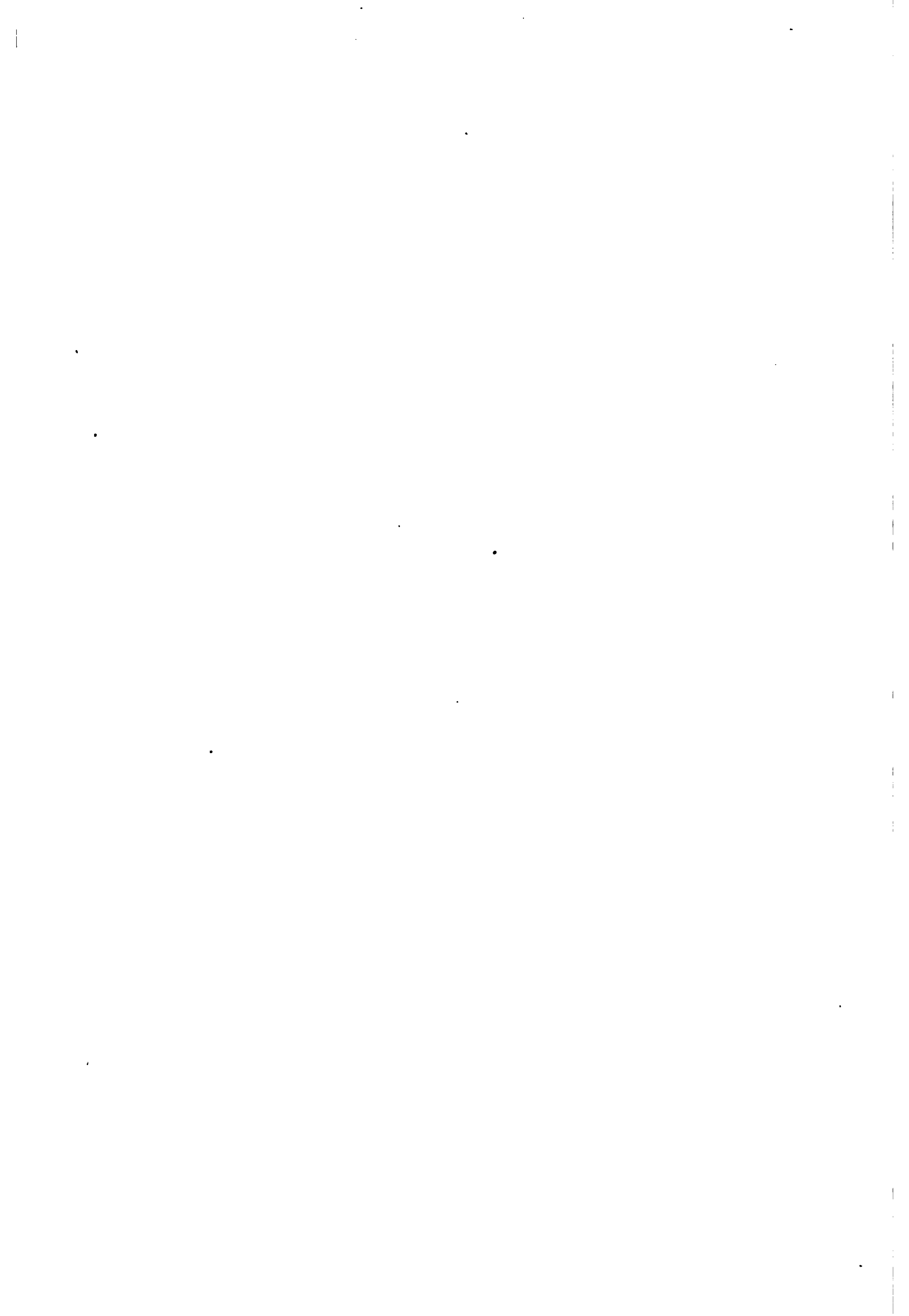
Sparta konnte solchen Erfolgen gegenüber nicht unthätig bleiben. Es rüstete eine Flotte aus, die sich an die attische Küste legte und Athen die Zufuhr abschnitt. Doch die Athener zeigten sich der Lage gewachsen: Chabrias mit 83 Trieren erfocht bei Naxos (375), zum erstenmal wieder seit den Arginusen (vgl. oben S. 463), einen großen Sieg über die spartanische Flotte, die zur Hälfte in den Grund gebohrt wurde. Und bald darauf errang Timotheus, der Sohn Konons, einen ähnlichen Erfolg an der Küste Akarnaniens.

Theben. Wir wenden uns nun Theben zu, dessen große Zeit mit der Vertreibung der Spartaner anhob. Bisher war die Rolle, die es in der Geschichte Griechenlands spielte, keine erhebliche, oft nicht einmal eine rühmliche gewesen. In den Perserkriegen hatte es auf der Seite des Landesfeindes gestanden, eine Verirrung, die ihm nie ganz verziehen wurde. An tapferen Männern hatte es in Böotien zu keiner Zeit gefehlt; aber an geistiger Bildung war es zurückgeblieben, wenn auch gewiß nicht alles wahr ist, was ihre boshaften Nachbarn, die Athener, über den Stumpfsinn und die Gefräßigkeit der Böotier zu erzählen wußten. Sind doch Hesiod und Pindar und die Dichterin Korinna in Böotien geboren; und wenn glaubwürdig überliefert wird, daß die Frauen bei den Thebanern höher geachtet wurden als zu Athen, so gereicht ihnen das wahrhaftig nicht zur Unehre. Sie bedurften nur der Leitung durch bedeutende, willensstarke Männer, um Großes zu leisten. Solche Männer hatten sie jetzt, und so strebten sie denn zuversichtlich danach, neben Sparta und Athen zum Rang einer Großmacht sich emporzuschwingen.

Das konnte natürlich nur gelingen, wenn Theben ganz Böotien besaß und die kleinen Städte sich dem Vorort unterordneten. Aber dazu hatten diese in der Mehrzahl keine Lust, und Sparta unterstützte sie geflissentlich, wie wir schon hörten (vgl. oben S. 503), in ihren partikularistischen Sonderbestrebungen. So bedurfte es der Gewalt, und Theben scheute nicht davor zurück. Zunächst wurden verschiedene Vorteile über die Lakedämonier erfochten. In dem denkwürdigen Treffen bei Tegyra besiegte Pelopidas mit



n Fuß das Thal des Dirke-Baches hin; und
Ende der Kadmea Trümmern aus dem 13. Jahr-
der Ferne steht, ist der Helikon.



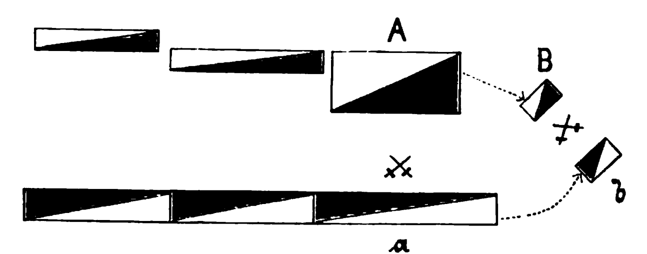
der sogenannten heiligen Schar zwei spartanische Bürgerregimenter trotz ihrer weit überlegenen Stärke (375). Jene Schar bestand aus 300 jungen Kriegern von edlem Geschlecht und bildete eigentlich das stehende Heer der Stadt, dessen Aufgabe es war, im Kampf an der Spitze der Kolonnen Bahn zu brechen. Pelopidas hatte sie durch die Bande der Freundschaft und der Vaterlandsliebe untereinander und mit sich selbst auf Leben und Tod vereinigt. Mit solchen Kriegern ließ sich alles wagen. Bald darauf vertrieben die Thebaner durch einen raschen Überfall die Platäer aus ihrer Stadt, die nach dem Frieden des Antalkidas den Thebanern zum Verdruß unter Spartas Aufsicht wieder aufgebaut worden war. Auch Thespiäs Mauern wurden gebrochen und der böotische Bund, wie er vor 387 bestanden hatte, in aller Form wieder hergestellt.

Die Rücksichtslosigkeit, mit der die Thebaner mit den Platäern umsprangen, hatte in Athen tief verletzt. Man war hier des Krieges schon längere Zeit müde und that nun den ersten Schritt zum Frieden mit Sparta. Im Jahre 371 kam ein solcher wirklich zu stande. Hauptbedingung desselben war die Autonomie aller griechischen Staaten, die zu wahren man sich gegenseitig verpflichtete. Spartas Führerstellung im Peloponnes wurde aber davon nicht berührt, und auch der attische Seebund, der ja auf der Selbständigkeit seiner Mitglieder beruhte, fand von keiner Seite Beanstandung. Auch die Thebaner beschworen den Frieden, verlangten aber tags darauf durch ihren Böotarchen Epaminondas, daß in der Friedensurkunde das Wort „Thebaner“ durch „Böoter“ ersetzt werde. Geschah dies, so war damit ihr Anspruch, über ganz Böotien zu gebieten, in feierlicher Weise anerkannt. Aber weder Sparta noch Athen hatten Neigung zu einem solchen Entgegenkommen, und da Epaminondas auf seiner Forderung beharrte, so blieben die Thebaner allein von dem allgemeinen Frieden ausgeschlossen, und Sparta unternahm es, sie dafür zu züchtigen, daß sie fortfuhren, in den Bötern freie Hellenen zu unterdrücken.

Epaminondas (418—362). Zu seinem Glück hatte Theben jetzt den rechten Mann an der rechten Stelle: der schon genannte Epaminondas führte das thebanische Heer. Er stammte aus einer edlen, aber verarmten Familie, die ihren Ursprung bis auf Kadmos zurückführte. Als Knabe besuchte er nach thebanischer Sitte die Palästra, um sich körperlich auszubilden, strebte aber mehr nach Gewandtheit im Laufen und Ringen als nach der rohen Kraft, welche der in Theben beliebte Faustkampf forderte, und die man durch den Genuß unmäßiger Fleischportionen zu befördern glaubte. Größere Freude als die Gymnastik bereiteten ihm musische Übungen. Er spielte die Flöte und Lyra; auch führte er nicht selten bei festlichen Aufzügen den Chorreigen. Mit Vorliebe las und memorierte er den Pindar und andere Dichter. Was ihn aber in seiner Vaterstadt besonders auszeichnete, waren seine philosophischen Studien. Der weise Lysis aus Tarent, ein Pythagoreer, der wegen Verfolgung seiner Schule aus Italien geflohen war und bei dem Vater des Epaminondas gastliche Aufnahme gefunden hatte, war sein Lehrer. Alles, was sonst von ihm berichtet wird, sein Ernst, seine Zurückhaltung im Reden, seine strenge Wahrheitsliebe erinnern an Perikles, dem er dadurch noch überlegen ist, daß er der größte Feldherr der Griechen und einer der größten Feldherrn aller Zeiten war. Auch darin war er glücklicher als der große Athener, daß er im Rate wie im Kampfe einen gleichgesinnten Freund zur Seite

hatte, den **Pelopidas**, der sein kriegerisches Ungestüm, seine reife militärische Erfahrung und die Dienste seiner heiligen Schar neidlos dem größeren Freunde zur Verfügung stellte. Über wenige Gestalten der Weltgeschichte herrscht eine solche Einmütigkeit bewundernder Anerkennung wie über Epaminondas.

Schlacht bei Leuktra (371). König **Kleombrotos**, der gerade in Phokis stand, bekam von Sparta aus Befehl, die Thebaner zur Annahme des eben abgeschlossenen Friedens zu zwingen. Unvermutet rückte er über den Helikon nach Böotien ein und eroberte **Kreusis**, einen Hafenort am korinthischen Meerbusen: 12 feindliche Schiffe fielen dabei in seine Hand. Dann stellte er sich beim böotischen Städtchen **Leuktra** den Thebanern zur Schlacht. Die Lakedämonier zählten 4000 Mann, darunter 700 Spartiaten, außerdem noch 6000 Bundesgenossen, die Böoter alles in allem nur 6000 Hopliten und 1000 Reiter. Jene, auf ihre Überzahl und frühere Siege vertrauend, waren freudig zum Kampfe, diese anfangs niedergeschlagen, aus Furcht vor der unbesiegten spartanischen Phalanx. Auch hatten unheilkündende Götterzeichen sie erschreckt. So kam aus Theben jetzt die Kunde, die Thüren der



301. Schema der Schlacht von Leuktra (371 v. Chr.).
Nach Ad. Bauer in Müllers „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft“.
A Angriffsflügel des Epaminondas. B Die heilige Schar der Thebaner. a Rechter Flügel der Spartaner unter Kleombrotos. b Umgehungsabteilung desselben.

Tempel hätten sich plötzlich geöffnet, und aus dem Herakles-Tempel sei die Rüstung des Landesheros verschwunden. Die frommen Krieger wollten verzagen; Epaminondas aber fand das erlösende Wort, indem er rief: „Die Götter haben die Stadt verlassen, sie umschweben siegbringend das Heer; Herakles selbst hat die Waffen ergriffen und zieht uns vorauf in die Schlacht. Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu retten!“

Epaminondas setzte volles Vertrauen auf die gesunde Kraft seines Volkes und auf eine taktische Neuerung, die er ausgedacht und in der er seine Krieger bis zur vollen Sicherheit geübt hatte. Während die Peloponnesier nach alter Sitte überall gleichmäßig 12 Rotten tief in der Phalanx standen, hatte Epaminondas seinen linken Flügel, mit dem er die Entscheidung herbeiführen wollte, 50 Mann tief aufgestellt. Sein Mitteltreffen und rechter Flügel waren dafür um so schwächer besetzt und hatten nur die Aufgabe den Gegner zu beschäftigen. Man nennt eine solche Aufstellung die schräge oder keilförmige. Sie läßt sich nur anwenden, wo ein Feldherr seine Leute unbedingt in der Hand hat. Denn die große Gefahr dabei ist immer, daß der Gegner den zurückgehaltenen schwachen Teil der Front von vorn, oder den einseitig vorrückenden Angriffsflügel von der Seite durchbricht.

Die Schlacht begann mit einem Reitergeplänkel, wobei sich die Thebaner als besser geschult und besser beritten erwiesen. Dann führte der linke böotische Flügel seinen Vorstoß aus: seiner niederschmetternden Wucht vermochten selbst die spartanischen Kerntruppen nicht standzuhalten, aller Heldenmut war vergebens. Jetzt versuchte Kleombrotos die feindliche Front von seinem rechten Flügel aus zu überflügeln und in ihre Flanke einzubrechen; aber Pelopidas mit seiner heiligen Schar warf sich ihm entgegen. Kleombrotos fiel, mit zahlreichen Wunden bedeckt. Es gelang zwar den Spartanern, die Leiche ihres Königs zu bergen; aber schließlich wichen sie der Übermacht und zogen hart verfolgt in ihr Lager zurück. Die Bundesgenossen, von denen viele gar nicht zum Schlagen gekommen waren, thaten nach ihrem Beispiel. Tausend Lakedämonier und über 400 Spartiaten deckten die Walstatt. Einen Angriff auf das Lager wagten die Sieger nicht, aber auch die Spartaner konnten an eine Erneuerung des Kampfes nicht denken. Es blieb nichts übrig, als den Feind um die Auslieferung der Toten zu bitten und damit die Niederlage einzugestehen. Es war das erste Mal, daß sich ein großes Bürgerheer der Spartaner in einer großen Schlacht als überwunden bekannte; der Zauber ihrer Unbesiegbarkeit war damit gebrochen.

Als die Nachricht von der schweren Niederlage in Sparta eintraf, feierte man dort gerade das Fest der Gymnopädien (vgl. oben S. 351). Wohl erkannten die Ephoren die Tragweite des furchtbaren Schlages, doch brachen sie die Feier nicht ab; nur ließen sie die Namen der Gefallenen den Verwandten mitteilen und den Weibern gebieten, sich jedes Klagegeschreis zu enthalten. Am anderen Tage gingen die Angehörigen der gefallenen Krieger mit freudigen und stolzen Mienen umher, die der Überlebenden blieben betrübt und niedergeschlagen zu Hause: noch lebte in Sparta die alte Zucht!

Die Folge des Sieges der Thebaner war zunächst die Überwältigung von Orchomenos am See Kopaïs, das bisher treulich zu Lakedämon gehalten hatte. Epaminondas, unwiderstehlich im Kampfe, aber mild gegen Besiegte, begnügte sich mit der Unterwerfung der Stadt; Thespiä dagegen, dessen Bewohner kurz vor der leuktrischen Schlacht die Thebaner verlassen hatten, wurde geschleift; seine Bürger mußten in Athen eine Unterkunft suchen. Nirgends stießen die Besieger Spartas auf erheblichen Widerstand, und bald war ganz Mittelgriechenland mit Ausnahme Attikas und der Berglandschaften im äußersten Westen den Thebanern unterthan oder durch Verträge mit ihnen verbunden.

Auch im Peloponnes that der Sieg bei Leuktra seine Wirkung: alle Feinde Spartas atmeten auf, vor allem die Arkader. Die Bürger von Mantinea, die Sparta nach dem antalkidischen Frieden gezwungen hatte, in Dörfer auseinanderzusiedeln, bauten aufs neue ihre Stadt. In Tegea wurden die Optimaten, die es mit Sparta hielten, aus der Stadt getrieben. Ganz Arkadien vereinigte sich nun zu einem Bundesstaat mit der neu erbauten Hauptstadt Megalopolis.

Auch in Argos erhob sich die bisher unterdrückte Demokratie gegen die von Sparta begünstigten Aristokraten. Über 1200 edle und wohlhabende Bürger sollen in diesen Schreckenstagen ermordet worden sein. Der Abscheu über diese Greuelthaten, die man mit dem Namen Skytalismos (Prügelherrschaft) brandmarkte, war in Athen so groß, daß man allen Verkehr mit Argos aufhob. Die Hauptsache aber war, daß der peloponnesische Bund Spartas thatsächlich für aufgelöst gelten mußte.

Natürlich ließ sich Sparta den Abfall seiner Bundesgenossen nicht ruhig gefallen. Die Peloponnesier aber schickten nach Athen und baten um Beistand gegen Spartas Rache. Aber in Athen wollte man jetzt von einem Zug nach dem Peloponnes nichts wissen. Die Gesandten der Arkader und ihrer Verbündeten gingen daher weiter nach Theben, und hier fanden sie, was sie suchten. Ein trefflich gerüstetes böotisches Heer setzte sich sofort nach dem Peloponnes in Bewegung. Sie wurden überall freudig begrüßt; Argiver, Eleer und Arkader strömten in Scharen zu seiner Verstärkung herbei. In den letzten Tagen des November (370) erschien Epaminondas mit mehr als 70 000 Mann an der Grenze von Lakonien. Die Gipfel des Taygetos waren von Schnee überlagert, die Flüsse von Winterwässern angeschwollen, die Straßen durch die Schluchten und über die Felsen des bergigen Landes wenig gangbar. Er zögerte, weiter vorzudringen. Aber die Arkader drängten, die einzig günstige Gelegenheit zu einem Handstreich gegen das wehrlose Sparta nicht unbenutzt zu lassen. So überschritt er denn mit drei Heeressäulen die Grenze. Einige hundert Spartaner vertraten ihm den Weg; sie wurden zusammengehauen. Dann ging der Marsch südwärts längs des Eurotas weiter, bis man in der Ebene vor sich die nie belagerte, nie besiegte Stadt erblickte, jene Stadt, deren Schutz nicht in steinernen Ringmauern, sondern in der ehernen Wehr ihrer kriegerischen Bürger bestand. Eine Brücke führte über den Strom; aber jenseits glänzten Helme und Schilde spartanischer Hopliten, und man wagte den Angriff nicht. Epaminondas rückte am linken Ufer weiter abwärts. In der Nähe von Amyklä zeigten Heloten eine Furt, durch die man endlich ans rechte Ufer gelangte. Jetzt ging der Zug wieder thalauf, aber langsam und vorsichtig; denn inzwischen waren Hilfsvölker von Korinth, Epidauros und anderen Städten glücklich in die Stadt gerückt; auch hatte Agesilaos 6000 Heloten bewaffnet. Die Spartiaten verlangten jetzt mit Ungestüm, in die Schlacht geführt zu werden; die Frauen durchzogen wehklagend die Straßen und verwünschten die Feigheit des entarteten Geschlechtes, das nicht mehr wage, im eigenen Lande dem Feinde die Spitze zu bieten. Doch der mehr als siebzigjährige Agesilaos bestand auf der Defensive; er erkannte richtig, daß er mit seinen mangelhaften Truppen eine Feldschlacht gegen die Thebaner nur verlieren konnte. Epaminondas hätte nun die durch ihre Lage ungemein feste Stadt stürmen müssen: er wagte es nicht, sondern begnügte sich, das Eurotas-Thal weit und breit zu verheeren.

Darauf wandte er sich westwärts nach Messenien, das er als freien Staat aufs neue erstehen ließ: ein besseres Mittel, Sparta zu schaden, gab es nicht. Alsbald sammelten sich um ihn die messenischen Heloten. Auch aus Italien, Sizilien und dem weit entfernten Kyrene eilten auf seinen Ruf die Nachkommen der im Jahre 455 verbannten Messenier (vgl. S. 332 f. u. 340) herbei; unter dem Schutze des böotischen Heeres bauten sie sich am Abhange des altberühmten Ithome die neue Hauptstadt Messene. Tag und Nacht waren sie an der Arbeit, und bald stiegen die stattlichen Ringmauern empor, deren Trümmer man noch heute bewundert (vgl. Abb. 7 und 118). Sparta hat in der Folge nie wieder vermocht, Messenien zu unterwerfen; der Verlust dieser Landschaft war ein Schlag, den es nie verwinden sollte.

Natürlich schloß Messenien, wie vorher schon die Arkader, mit Theben einen festen Bund auf eilige Hilfe, wo immer sie begehrt werde. Epaminondas

hoffte so in diesen beiden Staaten zwei Wächter für Sparta aufgestellt zu haben, die es im Zaume halten, vielleicht völlig zu Grunde richten würden.

Nachdem das alles vollführt war, trat er den Rückweg an. Die Athener hatten inzwischen aus Furcht vor der wachsenden Macht Thebens mit Sparta ein Bündnis geschlossen und die Gebirge des Isthmus bei Korinth besetzt; allein das böotische Heer durchbrach die feindlichen Linien und hielt unter dem Jubel der Bürger seinen Einzug in Theben.

Im Frühling 369 war Epaminondas zurückgekehrt, und schon wenige Monate später ward ein zweiter Feldzug unter seiner Führung für nötig erachtet, um die neu geschaffenen Staaten im Peloponnes zu stärken. Er fand



302. Kloster Vurkano am südöstlichen Fuße des Ithome.

20 Minuten oberhalb dieses Klosters kommt man zu den Trümmern des sogenannten Lakonischen Thores, das die Südostecke der von Epaminondas angelegten Festung Messene bildete. Die Werke im Nordwesten der einstigen Stadt, welche sich weitaus am besten erhalten haben, veranschaulichen unsere Abbildungen 7 und 118.

die stark verschanzten Isthmus-Pässe von einem ihm fast dreifach überlegenen feindlichen Heere besetzt. Durch einen geschickt ausgeführten Scheinangriff gelang es ihm indessen die Feinde zu täuschen, den westlichen Paß bei Lechäon plötzlich zu erstürmen und die feindlichen Linien zu durchbrechen. Nun wurden zwar Sikyon und andere Städte erobert, doch hatte der weitere Feldzug keinen rechten Erfolg; und als die Thebaner bei einem Angriff auf Korinth durch die Söldnerscharen des Chabrias eine Schlappe erlitten, sah sich Epaminondas gezwungen, von weiteren Unternehmungen abzustehen und sein Heer nach Hause zurückzuführen. Die scheinbar geringen Ergebnisse dieses Kriegszuges genügten seinen verwöhnten Mitbürgern nicht. Seine Gegner benutzten diese Verstimmung der Bürgerschaft und klagten ihn wegen zu großer Schonung der Lakedämonier in seinem Siege bei Lechäon des Hochverrats an. Der

große Mann hielt es unter seiner Würde, sich gegen eine solche Anklage zu verteidigen; die durch seine stolze Haltung aufgebrachte Menge wagte zwar nicht den Sieger von Leuktra zu verurteilen, aber als Böotarchen wählten sie ihn zunächst nicht wieder.

Pelopidas in Thessalien und Makedonien. Zu derselben Zeit führte Pelopidas einen siegreichen Zug nach Thessalien und Makedonien aus (369), um auch in Nordhellas Theben zur tonangebenden Macht zu erheben. Es gelang ihm, Ordnung zu stiften, aber nicht für die Dauer. Schon im nächsten Jahre wandten sich die thessalischen Städte abermals an Theben mit der Bitte, sie vor den Übergriffen des gewaltthätigen Fürsten Alexander von Pherä zu schützen. Um ihnen zu helfen und die gleichzeitig in Makedonien ausgebrochenen Thronstreitigkeiten zu schlichten, wurde Pelopidas zum zweitenmal nach dem Norden geschickt. Er schloß jetzt mit Makedonien einen Vertrag, in dem dieses sich verpflichtete, den Thebanern Heeresfolge zu leisten und als Pfand seiner Treue den jungen Prinzen Philippos nach Theben schickte: niemand ahnte damals, daß dieser Prinz dereinst der Freiheit Griechenlands den Todesstoß versetzen werde.

Bei der Heimreise durch Thessalien war Pelopidas unklug genug, sich ohne Heer in das Lager Alexanders von Pherä zu begeben; er wurde alsbald ergriffen und eingekerkert. Ein böotisches Heer, das zur Befreiung des Gefangenen heranrückte, wurde geschlagen und wäre völlig vernichtet worden, wenn nicht Epaminondas, der in untergeordneter Stellung an dem Feldzug teilnahm, die Leitung des Rückzuges in die Hand genommen hätte. Im folgenden Frühjahr (367) wurde er an der Spitze eines neuen Heeres nach Thessalien geschickt und trieb den Tyrannen von Pherä bald so in die Enge, daß dieser um Waffenstillstand bat und seinen berühmten Gefangenen auslieferte.



308. Münze Alexanders von Pherä.

Pelopidas in Susa. In Hellas stießen inzwischen die Bestrebungen Thebens mehr und mehr auf Widerstand. Athen und Korinth waren längst auf seite der Gegner; aber auch die Arkader, die der thebanischen Hilfe so viel verdankten, suchten jetzt unter Lykomedes, einem thätigen und gewandten Führer, von der Bevormundung durch die Böoter loszukommen.

Da Theben sah, daß es aus eigener Kraft sein Ziel, in allen hellenischen Staaten das entscheidende Wort zu sprechen, nicht erreichen könne, so wandte es sich, wie früher Sparta öfters gethan, an den Schiedsrichter der Griechen, den Perserkönig, und schickte den Pelopidas nach Susa. Gleichzeitig waren dort auch Gesandte von Athen und Sparta, von Argos und Arkadien eingetroffen, und ein widerwärtiges Wettkriechen vor dem Perserkönig begann, wobei endlich Pelopidas den Preis davontrug. Der König befahl in dem Friedensinstrument, das er ihm einhändigen ließ, daß Messenien unabhängig zu bleiben habe und Athen seine Flotte abrüsten müsse. Aber wenn die Thebaner wähnten, die Hellenen würden sich diesen Befehlen der barbarischen Majestät ohne weiteres fügen, so hatten sie sich schwer getäuscht; bei ihren eigenen Bundesgenossen drangen sie damit nicht durch, geschweige denn bei den

Gegnern. Umsonst hatten sie sich gedemütigt, umsonst den Barbaren den Hof gemacht. Von der Höhe, auf die der Sieg bei Leuktra sie gestellt hatte, waren sie freiwillig herabgestiegen: auch ihre Politik war im Grunde nicht national.

Die letzte Zeit der Obmacht Thebens. Nachdem alle Hoffnung auf den Erfolg friedlicher Verhandlungen vereitelt war, mußte das Schwert die Entscheidung bringen. Die Thebaner verzagten auch nicht, sondern griffen überall ein. Ihre Heere kämpften bald im Peloponnes, bald in Mittelgriechenland, und meist mit Erfolg. Ja diese Thebaner, die bisher nie auf der See etwas zu bedeuten versucht hatten, bauten sich jetzt sogar eine Flotte von 100 Trieren, um die Seeherrschaft Athens erfolgreicher bekämpfen zu können. Damit war aber auch der Höhepunkt der in der That erstaunlichen Machtentfaltung Thebens erreicht; von jetzt an ging es abwärts.

Zunächst verlor Pelopidas auf einem neuen Zug gegen den Tyrannen von Pherä bei Kynoskephalä durch Tollkühnheit das Leben (364). Das war ein unersetzlicher Verlust, der besonders dem Epaminondas nahe ging.

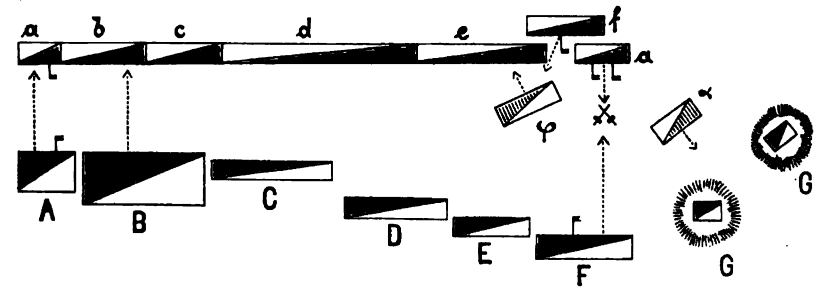
Gleichzeitig mußten die Thebaner wahrnehmen, daß ihre peloponnesischen Verbündeten sich ihrem Einfluß zu entziehen wünschten. Mehr und mehr zeigte besonders ein Teil der Arkader Lust, wieder auf die spartanische Seite hinüberzutreten, und das mußte um jeden Preis verhindert werden. Im Jahr 363 rückte darum Epaminondas mit einem großen Heere über den Isthmus; die streitbaren Männer von Argos, auch viele Arkader und Messenier schlossen sich ihm an, so daß schließlich 30 000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter unter seinem Kommando standen. Ohne Aufenthalt zog er quer durch Arkadien nach Tegea; hier, nahe der lakonischen Grenze, schlug er sein Hauptquartier auf. Die mit Theben verfeindeten Arkader, Eleer und Achäer bezogen nördlich von ihm bei Mantinea ein Lager, um dort die lakedämonischen und athenischen Streitkräfte zu erwarten.

Das böotische Heer zu Tegea stand in der Mitte zwischen den Verbündeten Spartas und der Stadt Sparta selbst. Als nun Epaminondas erfuhr, der greise Agesilaos sei ausgerückt, um, in westlicher Richtung ihn umgehend, nach Mantinea zu gelangen, faßte er einen Plan, der durch seine Kühnheit Freunde und Feinde in Erstaunen versetzte, und dessen Gelingen eine entscheidende Wendung herbeiführen mußte. Am späten Abend ließ er nämlich das Heer aufbrechen und rückte im Eilmarsch auf das von Verteidigern entblößte Sparta. Unbehindert zog er über den Eurotas. Aber sein kühner Vorstoß wurde durch einen thespischen Überläufer dem Agesilaos verraten. Sofort kehrte dieser mit seiner Mannschaft um und erreichte noch rechtzeitig die bedrohte Heimat. Zwar vermochte Epaminondas in die Unterstadt vorzudringen; aber die höher gelegenen Stadtteile wagte er nicht zu stürmen. Schließlich fügte ihm Archidamos, der an der Spitze von hundert Hopliten mit dem Mute der Verzweiflung auf die Thebaner einstürmte, sogar noch erheblichen Schaden zu. So blieb ihm nichts übrig, als wieder nach Tegea sich zurückzuziehen.

Hier mußte er den erschöpften Hopliten zunächst Rast gönnen; aber die Reiterei sandte er voraus nach Mantinea, wo gerade alles bei der Ernte auf den Feldern war und niemand einen Überfall erwartete. Der Streich wäre geglückt, wenn nicht zufällig eine Stunde vor Ankunft der Thebaner die athenische Reiterei in die Stadt eingerückt wäre. Diese warf sich sofort

mit Ungestüm auf den Feind und trieb ihn mit Verlust zurück. So war denn auch dieser wohlberechnete Anschlag durch ein Ungefähr mißlungen.

Schlacht bei Mantinea (3. Juli 362). Nun beschloß Epaminondas, durch eine große Feldschlacht die Entscheidung herbeizuführen. Zwischen Tegea und Mantinea breitet sich eine ziemlich ausgedehnte Hochebene aus, die westlich und östlich von Bergketten begrenzt wird. Ein Höhenzug durchschneidet etwas näher an Mantinea die Ebene und bildet die Grenze zwischen beiden Staaten. Bis dahin war die feindliche Macht vorgerückt und bot in günstiger Stellung den Thebanern die Schlacht an. Epaminondas bog nach Westen aus, umging die günstige Stellung der Feinde, schwenkte dann rechts ein und ordnete die Reihen zum Angriff. Sein Heer war frohen Mutes und fast um ein Drittel den Verbündeten überlegen. Auf dem linken Flügel ließ Epaminondas die fünfzig Schilde tiefe thebanische Phalanx (B) sich aufstellen und deckte sie durch eine Reiterkolonne (A), die mit Bogenschützen und Schleuderern untermischt war. Die Bundesgenossen der Thebaner (C—E) waren in viel geringerer Tiefe im Mitteltreffen und auf dem rechten Flügel aufgestellt und hatten, wie



304. Schema der Schlacht von Mantinea (362 v. Chr.).
Nach Ad. Bauer in Müllers „Handbuch des klassischen Altertums".

bei Leuktra, den Befehl erhalten, nicht vorzurücken, da der entscheidende Angriff auf dem linken Flügel stattfinden sollte. Mehrere Reitergeschwader (F) waren zur Rechten vorgeschoben, und leichtgerüstetes Kriegsvolk besetzte, den Feind überflügelnd, eine Hügelkette (G).

Die verbündeten Gegner, 22000 Mann, hatten auf ihrem rechten Flügel die Mantineer (b) und Lakedämonier (c), gleichfalls durch Reiterei (a) verstärkt, in der Mitte die Achäer und Eleer (d), auf der linken Seite die athenischen Hilfsvölker zu Fuß (e) und zu Roß (a) aufgestellt. Zuerst wurden die Reiter (F und a) handgemein, wobei die athenischen (a), durch die Geschosse der Schützen belästigt, den kürzeren zogen. Die verfolgenden Böoter und Thessaler (φ) griffen jetzt unerwartet die athenischen Hopliten (e) an und brachten sie in Gefahr, völlig aufgelöst zu werden, bis die noch unermüdeten eleischen Reiter (f) herantrabten und den Kampf zum Stehen brachten.

Auf der anderen Seite wurden im ersten Anprall die Eleer (d) geworfen und darauf die Mantineer (b) angegriffen, so daß sie, selbst im Gedränge, die schmale Kolonne der Thebaner nicht überflügeln und von der Seite fassen konnten. Daher fiel der Stoß der Phalanx (B), von Epaminondas selbst geführt, mit voller Wucht auf die Lakedämonier (c). Aber der Kern dieses Heerteiles



305. Das Schlachtfeld von Mantinea.

bestand aus eigentlichen Spartiaten, die mit dem Mut ihrer Vorfahren unter dem stürmischen Andrange nicht wankten, sondern ihre Stellung behaupteten. Im Handgemenge zerbrachen die Speere der Vorderreihen; man griff zu den Schwertern. Die Entscheidung schwankte unter furchtbarem Gemetzel hin und her. Da stürzt sich Epaminondas selbst in das mörderische Gewühl. Mit Wort und That ermuntert er seine Krieger, und sie folgen dem geliebten Feldherrn. Mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrechen sie die feindliche Ordnung, die nun unter fortwährendem Kampfe zurückweicht. Aber einer der weichenden Hopliten stößt dem nachdrängenden thebanischen Helden den Speer in die Brust, daß der Schaft zerbricht und die mörderische Spitze in dem Körper zurückbleibt. Schon sind, wie der geschlagene rechte Flügel, so auch das Mitteltreffen und der linke Flügel der Feinde vom Schlachtfeld gewichen; schon dringen die siegreichen Böoter von allen Seiten nach, um den Sieg zu vollenden — da plötzlich erstarrt jede Bewegung. Der Ruf: „Epaminondas ist tot!" lähmt Mut und Kraft der Verfolger.

Heldentod des Epaminondas. Man hatte den todwunden Helden auf eine Anhöhe unter ein offenes Zelt gebracht. Freunde und Hauptleute des Heeres standen um ihn her. Wie er aus der Ohnmacht erwacht, frägt er zu allererst nach seinem Schilde. Sein Waffenträger zeigt ihm denselben; der Sterbende neigt sich über die Waffe und küßt sie als den treuen Genossen seiner Gefahren. Weiter forscht er nach dem Ausgang der Schlacht und dann nach den Obersten Iolaidas und Daïphantos, den fähigsten nächst ihm im Feldherrnamte. Man berichtet ihm, daß der Sieg erfochten, die beiden Männer aber gefallen seien. Da ruft er mit schwacher Stimme: „So führt das Heer nach Theben zurück und sorgt, daß bald Friede wird." Man zieht hierauf das Eisen aus der Wunde, und wie das Blut in Strömen quillt, schwindet auch das Leben des Helden.

Seines Feldherrn und Staatsmanns beraubt, konnte Theben nicht mehr daran denken, den Peloponnes unter seiner Herrschaft zu halten. Es bot die Hand zum Frieden, der denn auch auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes bald vereinbart wurde. Nur Sparta wollte sich nicht dazu herbeilassen, auf Messenien zu verzichten, und schloß sich daher vom Frieden aus. Aber der Krieg, den es in den nächsten Jahren um seine alten Besitzungen westlich vom Taygetos führte, trug ihm wenig Ehre und Gewinn ein. Das gleiche gilt von dem abenteuerlichen Zug nach Ägypten, den der greise König Agesilaos im Jahre 361 unternahm und von dem er nicht wieder zurückkehrte: in einem öden Hafenplatze der libyschen Küste hat er 84jährig seine Heldenseele ausgehaucht.

Theben sank nun rasch von seiner Höhe herab; der Traum von seiner Vorherrschaft über Hellas war ausgeträumt. Um diese Vorherrschaft zu begründen, hatte Epaminondas zuerst der peloponnesischen Macht Spartas den Todesstoß versetzt; dann hatte er die neugefestigte Seemacht Athens zum Wanken gebracht; endlich auch in Thessalien alle gegen alle gehetzt. Politische Ohnmacht und Zersplitterung hatte er so allenthalben gefördert, um auf den Trümmern von Hellas sein Theben allgewaltig zu erheben. Und nun sank mit seinem Tod auch dies Theben selbst in Trümmer! Wohin das Auge schaute, nichts als Verfall, nichts als Ruinen; und nirgends ein Mann, der mit schöpferischer Kraft neues Leben zu wecken vermochte! Das Ende der griechischen Freiheit stand nahe bevor.

Westhellas im 4. Jahrhundert.

Zu derselben Zeit, wo die Mächte des griechischen Ostens, Sparta, Athen, Theben, eine nach der anderen zu Mittelstaaten herabsanken, ging es auch mit der Macht der Westhellenen abwärts. Die Geschicke Siziliens bis zum tragischen Ende der sizilischen Expedition (413) sind früher (vgl. S. 444 ff.) erzählt worden. Nach Überwältigung der übermächtigen Feinde erhob Syrakus stolzer als je sein Haupt über die Nachbarstaaten. Aber es sollte sich seines Glückes nicht auf die Länge erfreuen; denn bald nach der Niederlage der Athener machten die Karthager einen abermaligen Versuch, ihre Herrschaft auf der



306. Die Akropolis von Selinus.

Insel auszubreiten. Die Niederlage, die ihnen im Jahre 480 Gelon am Himera-Flusse beigebracht hatte (vgl. oben S. 320), war noch immer nicht gerächt; bei dem Verfall der hellenischen Volkskraft, den man allenthalben wahrzunehmen glaubte, schien der Moment der Rache jetzt gekommen. Anlaß zur Einmischung bot ein Streit, den wieder einmal die Segestaner mit Selinus hatten: sie gingen Karthago um Hilfe an.

Nach umfassenden Rüstungen landete im Jahre 409 ein karthagisches Heer von mehr als 100000 Mann beim Vorgebirge Lilybäon an der Westküste Siziliens. Hannibal, der Enkel des bei Himera gefallenen Hamilkar, rückte an der Spitze desselben sofort gegen Selinus vor. Diese Stadt, von deren einstiger Größe noch jetzt riesenhafte Tempeltrümmer Zeugnis geben (vgl. Abb. 306),

konnte der Übermacht nicht lange widerstehen: nach neun Tagen wurde sie im Sturm genommen. Darauf zog ein Teil der karthagischen Macht gegen Himera, das gleichfalls nach kurzem Widerstand unterlag und völlig zerstört wurde.

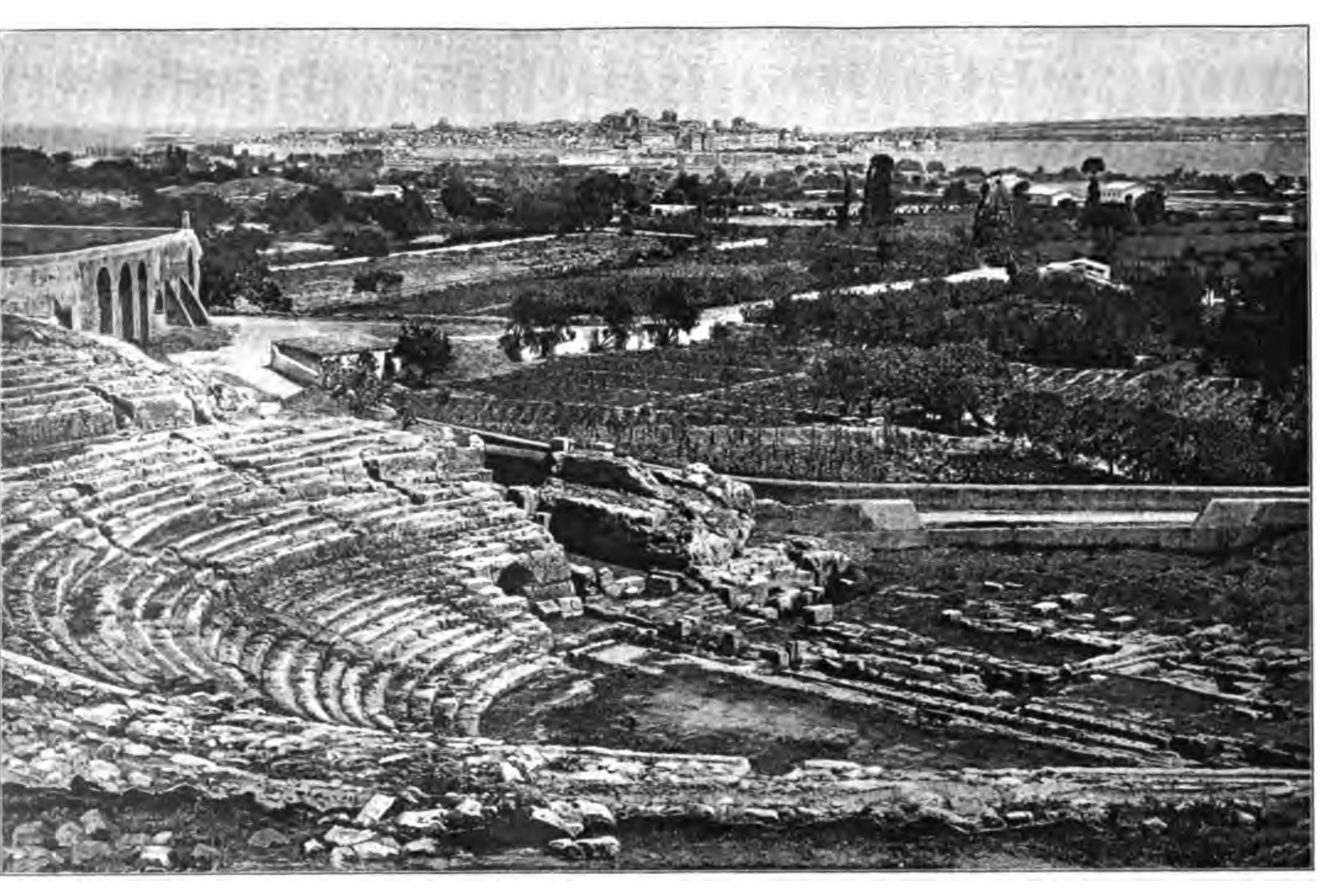
Das gesamte Heer vereinigte sich alsdann 406 vor Akragas, nächst Syrakus der bevölkertsten Stadt Siziliens (vgl. Abb. 134). Von der Üppigkeit ihrer reichen Bewohner waren viele Anekdoten in Umlauf. Als der Agrigentiner Antisthenes seine Tochter verheiratete, bewirtete er alle seine Mitbürger; 800 Wagen bildeten am Abend den Hochzeitszug, während auf allen Straßen große Holzfeuer emporloderten. Ein anderer reicher Agrigentiner, Gellias, nahm alle Fremden, die in die Stadt kamen, gastfrei auf: sein Felsenkeller enthielt 7500 Hektoliter der besten Weine.

Akragas war schon allein durch seine Lage fest, besaß aber außerdem starke Werke. Vergebens bemühten sich die Karthager, die Mauern zu erschüttern. Die Entscheidung brachte schließlich der Hunger, dem die verwöhnten Agrigentiner nicht lange Widerstand zu leisten vermochten. Nicht nur die Söldner, die man in Dienst genommen hatte, liefen davon, als der Proviant knapper wurde, auch die Bürger suchten mit Zurücklassung der Alten und Kranken das Weite. Eine rühmliche Ausnahme machte nur Gellias, der sich mitsamt seinen Schätzen im Athene-Tempel verbrannte.

Dionysios der Ältere. Der Fall von Agrigent setzte alle Griechenstädte der Insel in Schrecken, vornehmlich Syrakus. Man rüstete sich in aller Eile, warb Söldner an und bestellte zum Führer derselben den jungen, rücksichtslosen Dionysios. Dieser aber benutzte seine Stellung dazu, die Gewaltherrschaft über seine Mitbürger an sich zu reißen. Er besetzte mit seinen Kriegsknechten die wichtigsten Punkte der Stadt, umgab sich mit einer Leibwache, erbaute auf Ortygia eine Zwingburg und schloß mit den Karthagern, die er nicht hatte verhindern können, auch noch Gela zu erobern, endlich (404) einen Vertrag, worin er ihre Eroberungen im Westen der Insel anerkannte.

Dionysios war mäßig und thätig, aber aus Furcht vor heimlichen Dolchen, die der Hellene gegen Unterdrücker seiner Freiheit stets bereit hielt, schritt er von einer Gewaltthat zur anderen und ward ein Tyrann in des Wortes schlimmster Bedeutung. Seine Menschenverachtung war grenzenlos; er war ordentlich erfinderisch in grausamen Scherzen. Bekannt ist, wie er den Schmeichler Damokles, der ihn wegen seiner Herrschermacht glücklich pries, mit allen Abzeichen der fürstlichen Würde bekleiden und an seiner Tafel aufs reichste bewirten, über seinem Haupte aber ein Schwert an einem Pferdehaar aufhängen ließ, bei dessen Anblick jener auf den Thron und alle Ehren gern verzichtete. In einer der Tragödien, die er in Mußestunden zu dichten liebte, leistete er sich den Satz: „Die Tyrannis ist die Mutter jeder Ungerechtigkeit“. Weiter ließ sich der Hohn auf die Freiheitsbestrebungen seiner Mitbürger unmöglich treiben, als indem der Tyrann selbst die Tyrannis verdammte.

Für die materielle Blüte seiner Hauptstadt, die durch ihn die größte Stadt der ganzen griechischen Welt wurde, hat Dionys sehr viel gethan. Die Festungswerke dehnte er über die westlich Achradina überragenden Höhen aus. Seine Kriegsflotte brachte er auf 310 Trieren, in seinen Arsenalen lagerten Unmassen von Waffen und allerhand Kriegsgerät. Seine Absicht dabei war, nicht nur sich in Syrakus zu behaupten, sondern auch die Karthager wieder



307. Syrakus. Blick vom Theater nach Ortygia (der heutigen Stadt) und nach dem großen Hafen.

von der Insel zu verdrängen und auch in Unteritalien maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Nach wechselvollen Kriegen hatte er um 387 in Westhellas eine Machtstellung errungen, die der von Sparta im Osten nur wenig nachgab. Auf seine alten Tage wurde er dann ein Fürst des Friedens und zog Dichter und Philosophen an seinen Hof. Wie es dem Plato bei ihm erging, wurde früher (S. 489) erzählt. Als er im Jahre 367 starb, folgte ihm sein Sohn

Dionysios der Jüngere. Er war erst 28 Jahre alt und zum Herrschen weder erzogen noch geeignet. Sein Vater hatte ihn aus Mißtrauen von allen Regierungsgeschäften fern gehalten; das sollte sich jetzt rächen. Sein Oheim Dion versuchte zweimal, wie wir schon hörten (vgl. S. 489), durch den weisen Plato auf den Neffen einzuwirken, aber beidemal vergebens. Dionys liebte das lustige Leben doch mehr als die Geometrie, und diese und die Philosophie wurden ihm bald genug langweilig. Dion selbst wurde verbannt, und die Tyrannei wütete schonungslos in Syrakus.

Da erschienen edle Syrakusaner bei dem Verbannten und baten ihn flehend, einen Versuch zur Befreiung seiner Vaterstadt zu machen. Dion setzte darauf mit geworbener Mannschaft aus Hellas nach Sizilien über, ward durch viele Flüchtlinge verstärkt und drang, während Dionys gerade abwesend war, in die Stadt ein. Nach einigem Wechsel des Glückes und der Gunst des wetterwendischen Volkes nahm er auch die Burg in Besitz, führte nun aber nicht eine Idealverfassung nach Platos Rezepten ein, sondern benahm sich mehr und mehr auch seinerseits wie ein Tyrann. Einige Jahre später wurde er von dem Athener Kallippos ermordet (354), der, nachdem er ein Jahr die Tyrannei geübt hatte, wieder einem anderen Tyrannen weichen mußte, und so ging der Wechsel unter zügelloser Schreckensherrschaft und Verödung der Stadt weiter, bis sich endlich (346) Dionys derselben wieder bemächtigte.

Die Rache des zurückgekehrten Tyrannen traf die edlen Geschlechter, mit deren Hilfe einst seine Vertreibung gelungen war. Viele der vornehmsten Bürger endeten unter dem Henkerbeil; andere retteten sich durch eilige Flucht. Darauf wurde unter jedem Vorwand Geld erpreßt; wer nicht bezahlen konnte, wanderte mit Weib und Kindern in die Knechtschaft. Denn der Gewalthaber bedurfte zur Unterhaltung seiner Söldner und zur Befriedigung seiner Lüste großer Summen. Die zur Verzweiflung gebrachten Syrakusaner wandten sich zunächst an Hiketas von Leontini, auch einen Tyrannen, den sie aber für weniger schlecht hielten als den ihrigen. Ehe aber Hiketas etwas für Syrakus thun konnte, brachen die Karthager unter Mago ins Land. Ihr Ziel war die Eroberung von Syrakus, und Hiketas machte gemeinsame Sache mit ihnen. So mußte man sich anderweitig nach Hilfe umsehen und wandte sich endlich an Korinth, die Mutterstadt von Syrakus.

Korinth war nicht stark genug, um ein wirkliches Heer nach Sizilien zu schicken; aber es schickte einen Feldherrn, und dieser eine Mann hat mehr geleistet als ein großes Heer. Als in der Volksversammlung gefragt wurde, welcher Bürger mit einigen Truppen nach Syrakus zu gehen bereit sei, meldete sich ein 65jähriger Mann.

Timoleon. Es war Timoleon, der Sohn des Timodemos und der edlen Damariste. Er scheint von Kindheit auf leidenschaftslos und zum Nachdenken geneigt gewesen zu sein, während sein älterer Bruder Timophanes

lebhaft und thatkräftig war und deshalb wiederholt zu Befehlshaberstellen berufen wurde. Timoleon war darüber nicht eifersüchtig; denn er liebte seinen Bruder. In einem Gefecht gegen die Argiver, wobei Timophanes verwundet vom Pferde sank und von feindlichen Speeren bedroht wurde, deckte er ihn mit seinem Schild und schlug die eindringenden Feinde mit Löwenmut zurück.

Höher als Bruderliebe stand aber dem antiken Helden die Freiheit des Vaterlands. Als um 365 Timophanes die Regierungsgewalt in Korinth an sich riß, mahnte ihn Timoleon ernstlich, von solchem Beginnen abzulassen. Timophanes aber beharrte bei seinen tyrannischen Bestrebungen, besetzte Akrokorinth und belegte mit Tod und Verbannung alle, die ihm gefährlich erschienen.



308. Das sogenannte „Ohr des Dionysios“ bei Syrakus.
Partie in den Latomien (Steinbrüchen), die mit den Windungen des Gehörgangs eine gewisse Ähnlichkeit und eine fabelhafte Akustik besitzen: vermöge dieser Akustik soll Dionysios, wie die modernen Fremdenführer erzählen, die leisesten Äußerungen der hier Eingekerkerten erlauscht haben.

Darauf trat Timoleon nochmals mit zwei gleichgesinnten Freunden zu dem Bruder und wiederholte seine Bitte. Aber auch diesmal wurde er abgewiesen, da es dem Gewalthaber lächerlich erschien, der höchsten Macht freiwillig zu entsagen. Nachdem so alle Mittel der Güte erschöpft waren, verhüllte Timoleon weinend das Haupt; seine Freunde aber durchbohrten mit den rasch gezückten Schwertern den Mann, der es gewagt hatte, die Freiheit ihrer Vaterstadt zu unterdrücken.

Die That war geschehen; sie lastete mit ihrer ganzen Schwere auf Timoleon, der sie ermöglicht, wenn auch nicht mit eigener Hand vollzogen hatte. Man zog den Tyrannenmörder nicht vor Gericht, aber man mied, man verabscheute ihn. Die eigene Mutter verfluchte den Sohn und verschloß ihm ihr Haus. Timoleon suchte den Tod; er wollte ihn durch Hunger herbeiführen. Nur dem Zureden seiner Freunde gelang es, ihn zu bewegen, daß er das Leben ertrug. Aber die Erinnerung an das Geschehene umhüllte seinen Geist mit Trübsinn. Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück, wie einer, der zu schwer gesündigt hat, um zusammen mit tugendhaften Menschen den Staat zu regieren.

Etwa 20 Jahre hatte er so in Schwermut vertrauert; da kamen die Gesandten von Syrakus und baten um Beistand gegen die Bedrückung durch Dionysios. Einen schöneren Beruf konnte sich Timoleon nicht denken: er hoffte durch die schuldlose Überwindung dieses zweiten Tyrannen das Grausige jenes ersten Tyrannenmordes zu sühnen. Den Sikelioten aber bot seine Vergangenheit Gewähr, daß er alles wagen würde, um mit der Tyrannenwirtschaft gründlich aufzuräumen.

Im Frühjahr 344 stach Timoleon mit 10 Trieren und 700 Söldnern in See und fuhr getrost nach Westen, wo ihm der Ruhm großer Thaten und die Versöhnung mit Göttern und Menschen winkte. Als er in Rhegion landete, erklärte ihm eine Gesandtschaft des Hiketas und der Karthager, man gestatte ihm nicht, nach Sizilien zu fahren. Aber Timoleon wußte die Gegner zu täuschen und kam mitten durch ihr in der Straße von Messina kreuzendes Geschwader glücklich nach Tauromenion, wo der Begründer und Beherrscher dieser kurz zuvor erbauten Stadt ihn als Befreier Siziliens mit offenen Armen aufnahm. Bald darauf gelang es dem Korinther, den Hiketas in einer Schlacht am Westabhang des Ätna entscheidend zu schlagen. Die Folge dieses Sieges war, daß Dionysios sich jetzt dem Timoleon anvertraute. Die Karthager und Hiketas hatten ihn längst auf den Besitz von Ortygia beschränkt; nirgends sah er einen Ausweg aus seiner Bedrängnis: lieber noch wollte er von Korinth als von Karthago sein Schicksal entgegennehmen. Bald war man einig. Dionysios bekam in Korinth ein Asyl zugesichert, durfte auch die kostbare Einrichtung seiner Tyrannenburg mit sich nehmen; die Burg selbst aber samt unermeßlichen Kriegsvorräten übergab er an Timoleon. Sobald das Meer wieder sicher war, fuhr Dionysios nach der Isthmus-Stadt; durch wüste Schlemmerei soll er dort in Kürze das ihm gebliebene Vermögen verthan und dann als Schulmeister ein kümmerliches Brot sich erworben haben — ein warnendes Beispiel für die Vergänglichkeit irdischen Gutes.

Timoleon besetzte jetzt Ortygia; aber die übrige Stadt behauptete noch immer Hiketas mit seinen Leuten, und die Häfen waren durch die karthagische Flotte blockiert. Zum Glück für Timoleon herrschte zwischen Hiketas und dem karthagischen Feldherrn Mago kein gutes Einvernehmen; letzterer fürchtete begreiflicherweise, auch der Leontiner könne sich hinter seinem Rücken mit Timoleon verständigen. Eines Tages nahm er daher seine Leute an Bord und segelte davon. Sofort eröffnete Timoleon den Sturm auf die von Hiketas besetzten Vorstädte. Der Sturm gelang, und nun endlich war Syrakus befreit!

Zum Zeichen, daß die Knechtschaft vorüber sei, ließ Timoleon alsbald das Tyrannenschloß auf Ortygia niederreißen und Gerichtsgebäude an seiner Stelle aufführen. Dann zog er gegen die Tyrannen, die sich noch im Innern der Insel behaupteten. Bald sank nun eine Tyrannenfeste nach der anderen. Nur der Angriff gegen Hiketas von Leontini mißlang: der alte Haudegen sollte unserem Helden noch viel zu schaffen machen.

Zunächst freilich versöhnte er sich mit ihm, weil aufs neue ein großes karthagisches Heer alle Griechenstaaten auf der Insel gleichmäßig bedrohte. Es sollen nicht weniger als 70000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter gewesen sein, die auf 200 Kriegsschiffen und mehr als 1000 Lastschiffen im Sommer 340 nach Sizilien hinüberfuhren und in Lilybäon landeten. Den

Kern des Heeres bildeten 2500 karthagische Bürger, die mit Helm, Schild und Panzer wohlgerüstet waren. Das übrige Kriegsvolk war aus allerlei Nationen angeworben. Die Gesamtmacht befehligten Hamilkar und Hasdrubal, zwei bisher wenig bekannte Heerführer.

Timoleon konnte gegen diese Massen nur 12000 Söldner, darunter 1000 Reiter ins Feld stellen; aber es waren zum großen Teil im Waffendienst ergraute Leute, die schon anderwärts in vielen Schlachten dem Tode ins Auge geschaut hatten. Im Vertrauen auf die kriegerische Tüchtigkeit



809. Trümmer des Theaters von Tauromenion (Taormina).

dieses Heerhaufens ergriff er alsbald die Offensive und ließ sich darin auch nicht irre machen, als 1000 seiner Söldner meuterten und ihn angesichts des Feindes im Stich ließen.

Schlacht am Krimisos (339). Unweit Segesta traf er auf den überlegenen Feind, der eben dabei war, den Krimisos, den Hauptfluß des Gebietes von Segesta, zu überschreiten. Ohne Zögern führte Timoleon sein Fußvolk zum Angriff, dem die Karthager, durch den Fluß in zwei Teile zerrissen, keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Ein Gewitter, das während dem losbrach, ließ den Fluß zum reißenden Strom anschwellen und vermehrte noch die Verwirrung in den Reihen der Barbaren. Der Gewitterregen schlug ihnen ins Gesicht, der Boden wurde schlüpfrig, was den schwergerüsteten Karthagern nachteiliger war als den leichter gewappneten Griechen. So wurden die Teile des karthagischen Heeres, die bereits über den Fluß gesetzt waren, zusammengehauen oder zum Strecken der Waffen gezwungen; darunter

auch die „heilige Schar“, die aus den wohlhabendsten Bürgern Karthagos sich zusammensetzte. Die Karthager hatten auch Streitwagen; doch auch diese konnten die Niederlage nicht wenden. Bald war die Flucht eine allgemeine, unaufhaltsame.

Die gesamte Macht der Barbaren wurde vernichtet; das ganze Lager mit seinen reichen Schätzen und allem Heergeräte fiel in die Hände der Sieger. Man fand so viel Gold und Silber, daß man das Erz nicht achtete, und brachte drei Tage mit Plünderung und Verwertung der Beute zu; dann errichtete man das herkömmliche Tropäon.

Noch schöner als dies Siegesdenkmal war das Zelt des Feldherrn anzusehen, um das goldene und silberne Gefäße, Dreifüße und andere Gerätschaften, namentlich aber tausend vollständige Rüstungen und zehntausend Schilde künstlich aufgeschichtet waren, während er selbst in seiner anspruchslosen Bescheidenheit darin verweilte und mit gewohnter Umsicht weitere Anordnungen traf.

Timoleons letzte Kriegsthaten. Timoleon war nun Herr des flachen Landes; nur einige feste Küstenplätze waren noch im Besitz der Karthager. Er konnte nicht daran denken, sie zu belagern, so lange noch die karthagische Flotte das Meer beherrschte. Zudem begannen im Osten der Insel die vor kurzem unterworfenen oder zum Anschluß bewogenen Stadttyrannen aufs neue ihr Haupt zu erheben. Sie mochten ahnen, daß der siegreiche Timoleon jetzt straffere Saiten gegen sie aufziehen werde. Sie veranlaßten die Karthager, eine Flotte von 70 Trieren nach Messina zu schicken und Truppen zu ihrer Unterstützung zu landen. Der Gefährlichste unter den aufständischen Tyrannen war wieder Hiketas, der einen erfolgreichen Beutezug gegen Syrakus unternahm, dann aber von Timoleon besiegt und von seinen eigenen Leuten ausgeliefert wurde. Zur Strafe für seinen Verrat an der nationalen Sache ließ Timoleon ihn hinrichten.

Bald darauf schlug er auch die übrigen Aufständischen samt ihren karthagischen Verbündeten in einer entscheidenden Schlacht, die den Gegner 2000 Tote kostete. Karthago war nun zum Frieden geneigt, der denn auch bald zu stande kam; der Halykos bei Agrigent wurde als Grenze zwischen dem karthagischen und griechischen Gebiet auf der Insel festgesetzt und damit der Zustand wieder hergestellt, wie er in den ersten Regierungsjahren des jüngeren Dionysios bestanden hatte.

Timoleons Thätigkeit im Frieden. Schon während der Kriegszeit hatte Timoleon daran gearbeitet, die Wunden zu heilen, die der gesetzlose Zustand während so vieler Jahre der Insel geschlagen hatte. Die Notstände in Stadt und Landschaft waren himmelschreiend. Viele Häuser lagen verödet; auf dem Markte von Syrakus wuchs so hohes Gras, daß man die Pferde dort auf die Weide trieb; in den übrigen Städten konnte man unmittelbar vor den Mauern auf Hirsche und Wildschweine Jagd machen. Es fehlte vor allem an Bürgern und Bauern; denn das Volk, das noch spärlich in der Öde hauste, verdiente diesen Namen nicht; es war in Elend und Knechtssinn versunken, ohne Mut und Thatkraft. Die besten Sikelioten lebten als Verbannte zu vielen Tausenden im Ausland. Sie alle, und wer sonst wanderlustig war, wurden jetzt aufgefordert, in die dem Hellenentum neugewonnene Insel

zurückzukehren. Die Aufforderung wurde teils durch Sendschreiben Timoleons, teils durch korinthische Handelsschiffe, teils auch durch Verkündigung bei den Nationalfesten weit verbreitet. Infolge davon langten allmählich ganze Züge von Einwanderern an, und bald waren nun die brachliegenden Felder aufs neue bestellt, und die verödeten Städte füllten sich mit fleißigen Bewohnern.

Nicht weniger that es not, das Verfassungsleben neu zu ordnen. Timoleon gehörte einer alten Adelsfamilie an und war in einer Oligarchie groß geworden; es konnte nicht seine Absicht sein, jene schrankenlose Demokratie wiederherzustellen, wie sie vor der Tyrannis in Syrakus bestanden hatte. Er schuf eine Art gemischter Verfassung. Höchster Beamter wurde der Priester des olympischen Zeus, der aus drei der angesehensten Geschlechter jährlich erwählt wurde, und nach dem fortan die Syrakusaner ihre Jahre zählten. Neben ihm stand ein Präsident als Leiter der Verhandlungen im Rat und in der Volksversammlung. Das Kriegswesen verwaltete ein Kollegium von Strategen. Für den Fall eines Krieges sollte der Oberbefehlshaber wieder aus Korinth erbeten werden: so hoffte man die Wiederkehr der Tyrannis zu verhindern. Die einflußreichste Körperschaft im Staat war der Rat, den 600 der wohlhabendsten Bürger bildeten. Die letzte Entscheidung aber in allen wichtigen Angelegenheiten blieb der Volksversammlung vorbehalten.

Es galt aber auch, Stadt und Landschaft gegen künftige Angriffe von außen zu sichern. Timoleon setzte es durch, daß alle Städte der Insel, soweit sie nicht Karthago unterthänig waren, sich zu einem Bund zusammenschlossen, als dessen Vorort Syrakus gelten sollte. Um diesem Vorort ein natürliches Übergewicht zu verschaffen, veranlaßte er die Bürger von Leontini, ihre Stadt zu verlassen und nach Syrakus überzusiedeln. Auch die von auswärts kommenden Kolonisten wurden größtenteils im Gebiet von Syrakus angesiedelt, dessen Bevölkerung so wieder auf 200000 Seelen stieg.

Timoleons Ende. Nachdem so die politische und wirtschaftliche Neuordnung Siziliens beendet war, legte Timoleon die diktatorische Machtfülle nieder, die er seit nahezu acht Jahren in Händen gehabt hatte. Den äußeren Anlaß dazu bot ein Augenleiden, das in kurzer Zeit zu völliger Erblindung führte (337). Nach der alten Heimat zog es ihn nicht zurück; er hatte dort nur trübe Erinnerungen zurückgelassen, und die Stätten, die ihm seit der Jugend vertraut waren, die Stadt mit ihrer ragenden Burg, die beiden Meere und den Kranz der Berge ringsum, er hätte sie ja doch nicht mehr schauen können. Er beschloß, den Rest seiner Tage in Syrakus zu verleben, inmitten des Volkes, das er von der Tyrannis befreit und vor der Fremdherrschaft bewahrt hatte.

Mochte er aber auch vom politischen Schauplatze abgetreten sein, so verfolgte er doch regen Geistes alle Ereignisse. So oft wichtige Fragen zur Beratung standen, fuhr er, von seinen Freunden geleitet, zum Theater, wo das Volk versammelt war; vom Wagen herab sprach dann der greise Held zu der andächtig lauschenden Menge, und was er vorschlug, ward unweigerlich zum Beschluß erhoben.

So erfreute sich Timoleon eines heiteren Lebensabends. Die alte Blutschuld war gesühnt, ruhig durfte er sich betten zum ewigen Schlummer. Als

er starb (336), wurde er auf Kosten des Staates mit fürstlicher Pracht bestattet. Auserwählte Jünglinge trugen die geschmückte Bahre über die Stelle, wo die Zwingburg des Tyrannen gestanden hatte. Tausende von Männern und Frauen folgten bekränzt, in weißen Gewändern, teils wehklagend, teils den Ruhm des Toten preisend. Mitten auf dem Markt wurde ihm ein Grabmal errichtet und rings um die Stätte ein Gymnasion mit prächtigen Säulengängen erbaut, damit die Jugend, die sich hier in Wettspielen übte, der Thaten des gefeierten Mannes eingedenk sei und ihm nacheifernd zum Ruhme des Vaterlandes heranwachse.

Vieles erinnert uns bei Timoleon an Epaminondas. Die Selbstlosigkeit, mit der er sich seinem Werke hingab, die Genialität, die er auf dem Schlachtfeld bewies, die Bescheidenheit seines ganzen Auftretens. In ihm hat auch die Griechenwelt des Westens ihren Helden gehabt.



810. Griechischer Pädagoge.

Terrakotta aus Tanagra.

In der Linken hält der alte Herr einen breiten Riemen, mit der Rechten faßt er den unfolgsamen oder faulen Schüler, der sich seiner Kleider entledigt hat, um die Züchtigung entgegenzunehmen, am rechten Ohr.

Gesittung und Kunst im 4. Jahrhundert.

Trotz der fast ununterbrochenen Kriege, die Hellas in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts wie zu Ausgang des fünften erlebte, ist es doch auf allen Gebieten der Gesittung und Bildung zweifellos vorangeschritten. Die Gefahr der Halb- und Scheinbildung, die seit dem Auftreten der sophistischen Aufklärung drohte, war durch die ernste Arbeit eines Sokrates, Plato u. a. mehr oder weniger eingedämmt. Der alte Götterglauben war wohl erschüttert: aber in den dionysischen Kulten bethätigte sich das religiöse Empfinden mit aller nur wünschenswerten Lebendigkeit. Die Humanität machte unverkennbare Fortschritte; die Behandlung der Kriegsgefangenen z. B. war erheblich menschlicher als im Jahrhundert zuvor. Die Bildung eroberte sich immer weitere Kreise; sie drang sogar in die Gemächer der Frauen ein, und geschulte, ja selbst gelehrte Frauen gehören nicht mehr zu den Seltenheiten. Die Auffassung von der Ehe wird dementsprechend eine höhere: es kommt immer häufiger vor, daß man in ihr eine sittliche Gemeinschaft zu gegenseitiger Ergänzung erblickt, und daß der Mann sein Weib wie ein gleichberechtigtes Wesen achtet und liebt. Die Damen der Halbwelt spielen neben den Ehefrauen allerdings eine große Rolle: aber im fünften Jahrhundert war das nicht viel anders gewesen; überhaupt dürfte es schwer halten, zu beweisen, daß die Unsittlichkeit in den letzten 50 Jahren zugenommen hatte. Man war nur anspruchsvoller geworden, achtete mehr auf sich und die Zeichen der Zeit und

rügte etwaige Mängel, wo sie zu Tage traten, mit gesteigerter Empfindlichkeit. So ist es auch mit der Zunahme des Luxus, über die so viel geklagt wird. In Athen war im Gegenteil der Zuschnitt des Lebens seit dem Zusammenbruch des attischen Reiches eher kleinstädtischer und bescheidener geworden; die schönsten Werke, die von athenischen Meistern um diese Zeit geschaffen wurden, blieben nicht in Athen, sondern gingen ins Ausland, wo man sie besser bezahlen konnte als in Athen; wer ein üppiges Leben suchte, fuhr nach Ägypten, nach Kypern oder Lesbos, aber gewiß nicht nach Athen.

Die Begeisterung für kriegerische Unternehmungen war allerdings in der Abnahme begriffen; wie sollte das aber auch anders sein nach einem solchen Übermaß verheerender Kriege? Schließlich hatten die Bürger doch auch noch anderes zu thun, als draußen in Thrakien oder Asien für bequeme Bundesgenossen ihre Haut zu Markt zu tragen. Galt es aber das Vaterland, so haben auch die Hellenen des vierten Jahrhunderts heldenhaft ihren Mann gestanden und Gut und Blut für ihre nationale Freiheit eingesetzt.

Gewiß, die hellenische Kleinstaaterei hatte abgewirtschaftet, und mit der politischen Zukunft sah es höchst bedrohlich aus. Aber von Verfall im allgemeinen kann keine Rede sein. Welche Fülle von eminenten Staatsmännern und Feldherren, von Künstlern, Dichtern und Denkern hat diese Zeit hervorgebracht! Wie regt sich frisches, schöpferisches Leben auf fast allen Gebieten!

Volkswirtschaft. Die ungebrochene Lebenskraft der Nation zeigt sich besonders darin, wie sie die Verluste der mörderischsten Kriege in kurzer Zeit zu ersetzen verstand. Kaum eine griechische Landschaft war seit Beginn des peloponnesischen Krieges nicht wenigstens einmal völlig verheert, ihre Dörfer niedergebrannt, ihre Fruchtbäume und Reben abgehauen worden: und doch stieg im ganzen die Volkszahl. Besonders Athen erwies sich von wunderbarer Elastizität; es blieb trotz aller Heimsuchungen die größte Stadt des griechischen Ostens. Auch mehrere arkadische Städte brachten es auf erhebliche Bevölkerungsziffern; Megara entwickelte sich zu einer sehr bedeutenden Industriestadt; das früher höchst kleinstädtische Theben erblühte durch seine politischen Erfolge zu einer ansehnlichen Großstadt von 40000 Bewohnern; von Syrakus und Agrigent im Westen, von Olynth im Norden war schon die Rede.

Fast überall läßt sich zugleich ein wirtschaftlicher Aufschwung wahrnehmen. Die Landwirtschaft hatte daran verhältnismäßig geringen Anteil; im Gegenteil, sie ging eher etwas zurück; denn die erleichterte Einfuhr fremdländischer Produkte drückte auf die Preise der einheimischen Erzeugnisse. Wer mit seinem Geld verdienen wollte, legte es immer seltener in landwirtschaftlichen Betrieben, immer häufiger in Handel und Industrie an: Griechenland wurde immer entschiedener, was man einen Industriestaat nennt. In Werkstätten und Fabriken wurden die Werte erzeugt, mit denen ein großer Teil des Volkes den Lebensunterhalt bestritt. Ein schwungvoller Export mit Manufakturwaren stand dem Import von bosporanischem Getreide und anderen Produkten des Auslands gegenüber, ohne die man die Bevölkerung von Hellas schon längst nicht mehr ernähren konnte.

Vom handwerksmäßigen Betrieb der Gewerbe ging man jetzt an vielen Orten zum Großbetrieb in Fabriken über. Es gab in Athen um das Jahr 400 schon Fabriken mit 100 und mehr Arbeitern. Diese Arbeiter waren fast ausnahmslos Sklaven, da diese billiger waren als selbst der bescheidenste Freie. Natürlich machten diese Sklavenbetriebe den kleinen bürgerlichen Handwerkern in verhängnisvoller Weise Konkurrenz: man klagte schwer darüber, aber man getraute sich nicht, es zu ändern.

Gleichen Schritt mit dem Aufschwung der Industrie hält natürlich der des Handels. Der Geldverkehr wird außerordentlich belebt. Neben den Tempeln, die schon in alter Zeit die bei ihrem Gott deponierten Gelder zins-



311. Griechische Schmiede. Nach einem Vasenbild.

Ein nackter jugendlicher Arbeiter hat soeben ein glühendes Stück Eisen mit der Zange aus dem konisch geformten Schmelzherd, von dem links ein Teil sichtbar wird, genommen und hält dasselbe vorsichtig auf den Ambos, während ein zweiter einen gewaltigen Hammer schwingt, um damit auf das Metall loszuschlagen. Zwei ältere Männer, im Himation und mit Stöcken — der eine vielleicht der Meister, der andere ein Besucher der Werkstatt — sitzen dabei. Alle leeren Flächen des Bildes sind mit Werkzeugen und Geräten ausgefüllt.

tragend ausgeliehen und so etwas wie Banken gebildet hatten, entstehen jetzt Privatbanken, die oft über mehrere Millionen an Betriebskapital verfügen. Gerade die Kriege, die so viel Geld verschlingen, vermehren die Menge des kursierenden Edelmetalls; denn sie führen dazu, daß man die Tempelschätze angreift, das dort lagernde Gold und Silber einschmilzt und als gemünztes Geld dem Verkehr übergiebt.

Mittelpunkt des griechischen Geldmarktes ist wie in allen Dingen Athen. Schon früh bilden sich hier kaufmännische Vereinigungen zu gemeinsamem Betrieb umfangreicher, mit großem Risiko verbundener Geschäfte. So werden Kauffahrteischiffe meist von mehreren Unternehmern gemeinsam erbaut und in See gestellt, der Gewinn verteilt, der Verlust des Schiffes gemeinsam getragen.

Auch die Beitreibung der Staatssteuern wurde gewöhnlich nicht von einzelnen Kapitalisten, sondern von ganzen Gesellschaften in Pacht genommen.

Die Zunahme des kursierenden Geldes führt natürlich zu einer Steigerung aller Preise. Für den Besuch der Volksversammlung hatte der athenische Bürger im 5. Jahrhundert 3 Obolen als Entschädigung bezogen: jetzt erhält er dafür das doppelte angewiesen. Auch die Arbeitslöhne steigen. Doch da gleichzeitig auch alle Lebensmittel teurer werden, so wird die wirtschaftliche Lage des kleinen Mannes dadurch nicht nennenswert gebessert. Große Vermögen sammeln sich in den Händen weniger Großindustriellen an; sie allein sind in der Lage, Luxus zu treiben, sich kostbare Häuser zu bauen, Künstler zu beschäftigen und üppige Gastmähler zu geben.

Im allgemeinen war die Lebenshaltung auch jetzt noch eine mäßige. Der Südländer bedarf ja überhaupt weniger Nahrung als wir in unserm kälteren Norden. Das Hauptnahrungsmittel bildete Getreide, das meist im Hause gemahlen und in der Form von Brei oder von flachen Kuchen genossen wurde. Dazu kamen als Zukost Oliven, Feigen und namentlich eingesalzene Fische, die vom Schwarzen Meer in großen Mengen und zu billigen Preisen importiert wurden. „Ich kaufe mir“, heißt es bei einem Komiker, „einen großen Fisch, eine Drachme wert, für zwei Obolen (= $^1/_3$ Drachme), den können wir in drei Tagen nicht aufzehren.“ Frische Seefische waren teuer; sie nahmen den ersten Platz auf den Tischen der Reichen ein und bildeten das Entzücken der Feinschmecker. Die gewöhnliche Würze bei den meisten Speisen bestand in Knoblauch und Zwiebeln, die in Menge vertilgt wurden.

Eine merkwürdige Erscheinung dieser Zeit ist die Finanznot, in der sich ohne Ausnahme und fast ohne Unterbrechung die Staaten befinden. Ihre Ausgaben waren sehr gestiegen; die Kriege verschlangen Unsummen, aber auch im Frieden waren die Anforderungen, die man an sie stellte, beständig im Wachsen. Richten wir unsere Blicke auf Athen. Da hatte der Staat für die zahlreichen Feste die Opfertiere zu beschaffen, bei deren Vertilgung das Proletariat sich schadlos hielt für die ihm sonst versagten Tafelfreuden. Waren Theater-Aufführungen mit den Götterfesten verbunden, so wurde dem Volk von Staatswegen das Eintrittsgeld zurückerstattet. Diese „Schaugelder“ verschlangen ungeheuere Summen. Dazu kamen die Tagegelder für den Besuch der Volksversammlung und für die Teilnahme an Gerichtssitzungen. Wie sollte der Staat diese sich immer mehrenden Ausgaben bestreiten? Sollte er die Ein- und Ausfuhrzölle erhöhen? Dann war der Handel beeinträchtigt; und doch beruhte auf der Blüte des Handels ganz hauptsächlich der Wohlstand Athens. Oder sollte er die direkten Abgaben der Bürger steigern? Aber diese waren so wie so schon sehr erheblich. Hatten doch die reichen Leute die sogenannten Liturgien zu leisten, d. h. sie mußten aus eigenen Mitteln mancherlei öffentliche Veranstaltungen bestreiten (vgl. oben S. 344). Die wichtigsten dieser Liturgien waren die Choregie und Trierarchie. Bei ersterer handelte es sich darum, den Chor für eine Theater-Aufführung anzuwerben, zu kostümieren, zu verköstigen und einüben zu lassen, was erheblich teuer sein konnte; die Trierarchie aber bestand darin, daß ein wohlhabender

Bürger ein ihm vom Staat gestelltes Kriegsschiff seetüchtig ausrüstete und während eines Feldzuges als sein Kommandant auch seetüchtig erhielt. Die Ehre eines solchen Amtes war groß, aber der Aufwand so erheblich, daß viele dadurch verarmten. Und ungerecht war dabei, daß jeder Wohlhabende, ohne Rücksicht auf den Grad seines Vermögens, zu einer solchen Liturgie in gleichem Umfang herangezogen wurde. Diese direkten Abgaben ließen sich nicht steigern, sie ließen sich nur mildern. Schon während des peloponnesischen Krieges übertrug man die Fürsorge für eine Triere jeweils zwei Vermögenden in Gemeinschaft. Um 350 aber bildete man aus den 1200 wohlhabendsten Bürgern eine Anzahl sogenannter Symmorien oder Genossenschaften, und repartierte auf diese die Anzahl der Trieren, deren Ausrüstung jeweils not that; endlich sorgte Demosthenes (s. unten) dafür, daß die Mitglieder einer Symmorie nicht alle zu gleichen Teilen, sondern nach Maßgabe ihres Vermögens zu den Ausrüstungskosten herangezogen wurden. Auch mit der Choregie hatte man immer häufiger Not; es fehlte an leistungsfähigen Bürgern. Schließlich übernahm sie der Staat auf eigene Rechnung. So wuchsen die Ausgaben des Fiskus beständig, ohne daß die Einnahmen sich entsprechend vermehrt hätten. Mit dem Barbestand in den öffentlichen Kassen war es daher selbst in Friedenszeiten verzweifelt knapp bestellt; und brach nun ein Krieg aus, so fehlte es überall an Mitteln. Man versuchte es zunächst mit einer Kriegssteuer; man wandte sich dann an die Heiligtümer und „endlich“ an das dort deponierte Geld; man schmolz schließlich die Weihgeschenke ein, und wenn auch das nicht half, so konfiszierte man kaltlächelnd das Vermögen wohlhabender Bürger. Die Feldherren aber, die man hinausschickte, sahen sich oft darauf angewiesen, durch Brandschatzung von Bundesgenossen und Neutralen ihre Leute zu ernähren und zu besolden.

Die Zahl der gescheiterten Existenzen war in Hellas erschreckend groß. Man denke an die vielen Handwerker, die durch die Entwickelung der großen Sklavenbetriebe brotlos waren; man denke an die große Zahl wohlhabender Leute, deren Vermögen die Liturgien ruiniert hatten, oder an die Unglücklichen, deren Hab und Gut von dem unersättlichen Staat konfisziert worden war. Dazu kamen die vielen, die wegen ihrer politischen Richtung in der Verbannung lebten und meistens auch um Hab und Gut gekommen waren. Besonders groß war die Zahl dieser heruntergekommenen Leute in Sparta, wo durch die Erneuerung Messeniens viele Bürger ihren Grundbesitz eingebüßt hatten. Aus all diesen Kreisen verzweifelter Menschen gingen nun die vielen Tausende von Söldnern hervor, die damals als Reisläufer im In- und Ausland Kriegsdienste suchten und fanden. Sie sind gewiß keine erfreuliche Erscheinung; aber die Überlegenheit, die sie gegenüber den Streitkräften aller anderen Völker an den Tag legten, beweist doch auch wieder, daß von einem Verfall der hellenischen Volkskraft im vierten Jahrhundert keine Rede sein kann.

Redekunst. Die neue Zeit war nicht ohne Ideale; nur waren diese Ideale zum Teil andere als im vorhergehenden Jahrhundert; statt der Dichtkunst blühte die Rhetorik. Wieviel die Sophisten zu ihrer Ausbildung beitrugen, wurde früher (S. 467 f.) erzählt. Besonders Gorgias von Leontini hatte als Redner Glänzendes geleistet und ordentlich Schule gemacht; aber man

entdeckte jetzt, daß seine Schönrederei mit ihrem überreichen Wortschwall und den vielen gesuchten Wendungen sich doch allzusehr von der Sprache des alltäglichen Lebens entferne. Eine neue Richtung kam auf, deren Ziel es war, natürlich und schlicht mit durchsichtiger Klarheit sich auszudrücken.

Lysias (459—380). Der bedeutendste Vertreter dieser neuen Richtung war Lysias. Sein Vater stammte aus Syrakus und hatte zu Perikles' Zeit im Piräus eine große Schildfabrik begründet. Ihn selbst vertrieben später die 30 Tyrannen, da er ein eifriger Demokrat war, aus seinem Anwesen und drängten ihn so auf die Rednerlaufbahn: er wurde Rechtsanwalt. In Athen mußte jedermann vor Gericht seine Sache selbst vertreten; die athenischen Rechtsanwälte hatten also nicht zu sprechen, sondern konnten ihren Klienten nur die Reden aufsetzen, die diese dann dem Gerichtshof vortrugen. Verfasser solcher Reden (Logograph) ist Lysias gewesen. Viele halten ihn für den größten Stilisten des Altertums; seine Reden sind von schlichtester Einfachheit, ohne doch trivial zu sein. Aber dem Geschmack der Athener entsprach seine prunklose Weise nicht recht; die Schule des Gorgias blieb bevorzugt.



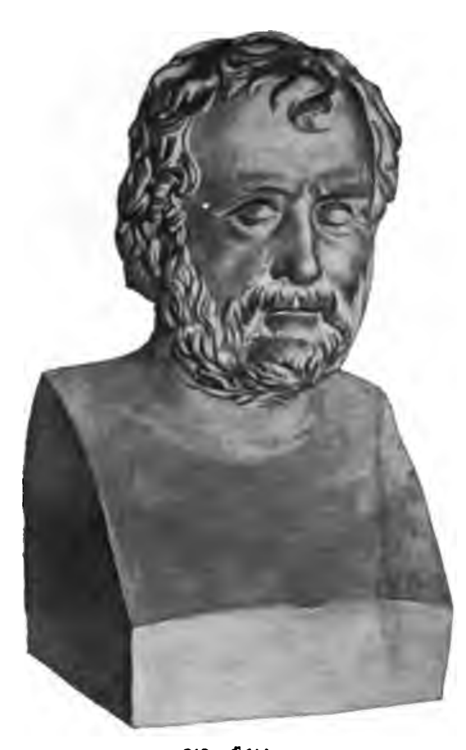
312. **Demosthenes.**

Marmorstatue im Vatikan.

Isokrates (436—338) hält zwischen dem wortreichen Pathos des Leontiners und der knappen Klarheit des Lysias die Mitte. Er verfaßte eine Anzahl Prunkreden für festliche Gelegenheiten, Reden, die nie gehalten, sondern nur buchhändlerisch als politische Flugblätter verbreitet wurden. Für unseren Geschmack fehlt es diesen aufs peinlichste gefeilten Kabinettstücken der Rhetorik allzusehr an Wärme und Natur. Aber den Hellenen erschienen sie der Höhepunkt der Redekunst und wurden allenthalben gelesen. Die besten Männer Athens saßen zu den Füßen des Isokrates, um bei ihm Beredsamkeit zu lernen; so war sein Einfluß ein ungemeiner.

Demosthenes (382—322). Was dem Isokrates fehlte, besaß Demosthenes im Überfluß. Sein Vater war Besitzer einer Waffenfabrik, in der dreißig Sklaven arbeiteten; auch besaß er eine Stuhlfabrik mit zwanzig Arbeitern; er starb, als Demosthenes noch nicht acht Jahre zählte. Die Vormünder des Knaben brachten sein nicht unerhebliches Vermögen fast gänzlich durch; als Demosthenes volljährig war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als

seine ungetreuen Vormünder vor Gericht zu ziehen. Die Reden, die er hier in eigener Sache hielt, machten das größte Aufsehen und verschafften ihm, als er bald darauf als Anwalt und Lehrer der Beredsamkeit sich niederließ, eine sehr bedeutende Kundschaft. Allmählich versuchte er sich immer häufiger auch in der Volksversammlung; er wurde ihr bedeutendster Redner und bald ihr Leiter: seit 351 ist die athenische Politik in der Hauptsache sein Werk. Von Natur war Demosthenes zum Volksredner nicht sonderlich veranlagt. Es fehlte ihm jede äußerliche Schönheit; sein Auftreten war schüchtern und unsicher. Sein Mund war ungünstig gebildet, die Aussprache infolgedessen unrein. Auch gebrach es ihm an körperlicher Kraft, um andauernd in offener Versammlung zu reden. Demosthenes hat mit eiserner Energie alle diese Mängel überwunden. Er stärkte Brust und Stimme, indem er steile Abhänge hinaufgehend laut zu reden sich übte. Um sich an das stürmische Gebaren der Ekklesia zu gewöhnen, ging er hinaus an die Reede von Phaleron und versuchte die Brandung des Meeres zu überschreien. Durch Kieselsteinchen, die er beim Reden im Munde behielt, soll er sich das Stottern und durch ein von der Decke herabhängendes Schwert das Zucken mit den Schultern abgewöhnt haben. Bei den Bühnenkünstlern ging er in die Lehre, um sich eine würdige Körperhaltung und angemessenes Gebärdenspiel anzueignen, und das Endergebnis war eine in vieler Hinsicht einzige Beredsamkeit. Nur eines hat er nie gelernt, aus dem Stegreif zu sprechen. Er feilte an seinen Reden wie Isokrates; sie rochen gelegentlich, wie man sagte, nach der Lampe.



813. Äschines.
Herme im Museum des Kapitols zu Rom.

Isokrates hatte sich in seinen durch die Schrift verbreiteten Reden ausschließlich an die Gebildeten gewendet; die Reden des Demosthenes waren auf das gemischte Publikum berechnet, wie es in Volksversammlung und Heliaia beisammensaß. Der Ton, den sie anschlagen, ist dementsprechend niedriger. Was ihre Größe ausmacht, ist die Leidenschaft, die flammend aus ihnen herausschlägt; wie Hagelschloßen aus dunkler Gewitterwolke läßt Demosthenes seine Anklagen auf den Gegner niederrasseln; wie ein hochgehender Gebirgsbach



314. Eirene mit dem Plutos-Knaben.
Marmorgruppe in der Glyptothek zu München.
(Nach dem richtig restaurierten Gipsabgusse im Museum zu Berlin.)

reißt er alle Hörer hin mit dem unwiderstehlichen Strom seiner begeisterten Worte. Und hinter diesen Worten steht ein ganzer Mann, ein geschlossener Charakter von eiserner Willenskraft, der den Mut hat, sich vor aller Welt zu seiner Überzeugung zu bekennen. Von seinen Verdiensten um sein Vaterland wird gleich die Rede sein.

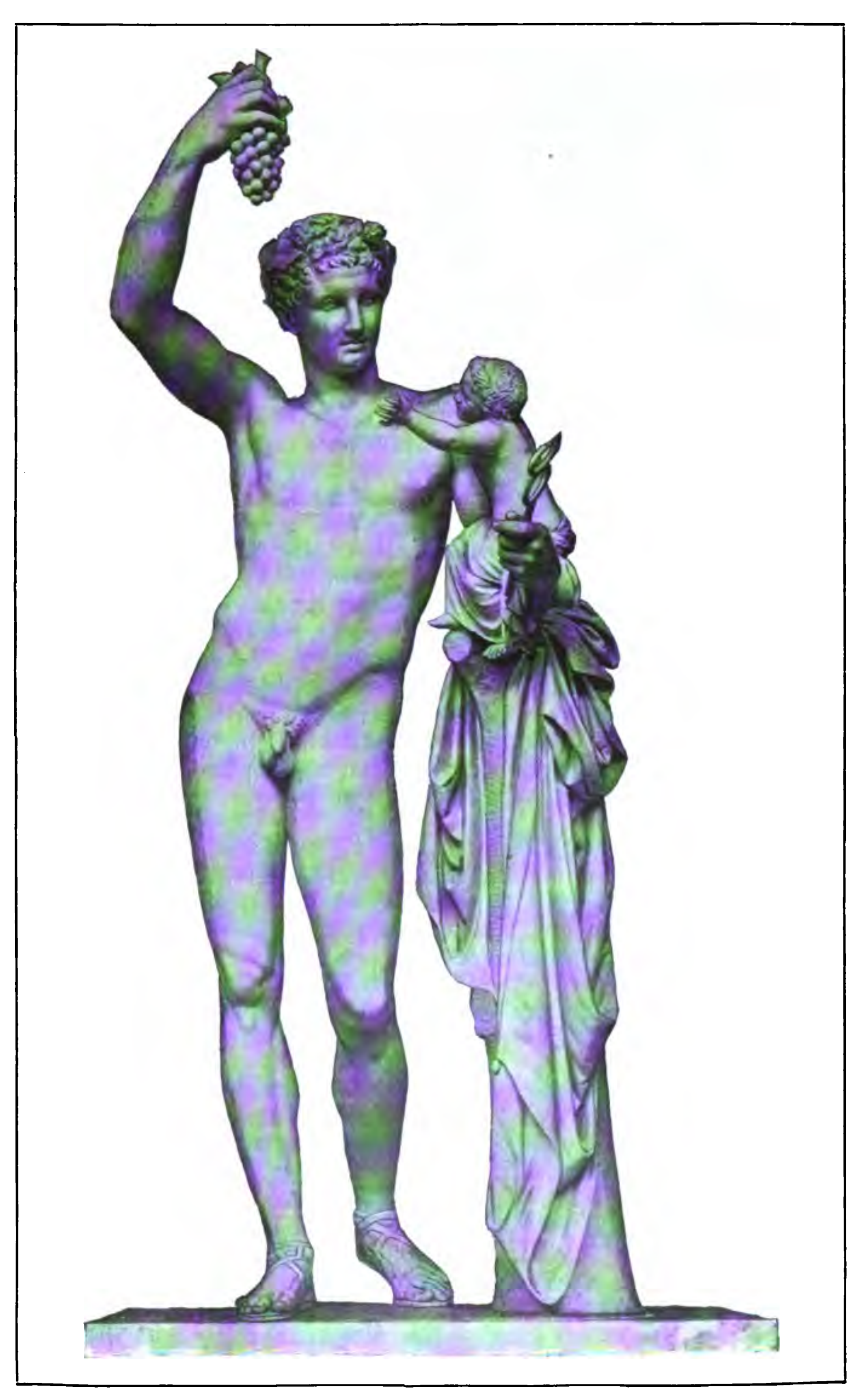
Äschines (389—314). Nur wenig jünger war sein großer Rivale Äschines (vgl. Abb. 313), der gleichfalls aus Athen stammte, sich anfänglich der Schauspielkunst widmete, dann aber als Redner und Staatsmann eine erhebliche Rolle gespielt hat (s. unten). An Feinheit und Anmut war er dem Demosthenes über, an Temperament kann er sich ihm nicht vergleichen.

Poesie. Außer den Genannten ließe sich noch eine lange Reihe bedeutender Redner aufzählen, die um die Mitte des 4. Jahrhunderts in Athen und sonst in Hellas durch ihre Kunst die Geister lenkten und erfreuten. Das Interesse für ihre Leistungen war, wie schon gesagt, größer als für die Werke der Poesie. Die klassische Zeit des Dramas war unwiederbringlich vorüber. Es wurden zwar noch immer Trauerspiele in Menge gedichtet und auf die Bühne gebracht; aber es wehte zu wenig der Geist der Neuzeit in diesen Werken. Nach wie vor behandelten sie die mythischen Stoffe, die doch von den Meistern des 5. Jahrhunderts so gründlich abgegrast waren. Nach wie vor behielten sie den Chorgesang bei, obgleich für diese Art von Lyrik das Publikum sich nicht mehr erwärmen konnte. Sie hätten die großen historischen Stoffe der letzten Vergangenheit poetisch gestalten müssen, wenn sie eine sichere Wirkung erzielen wollten; sie unterließen es und suchten durch geistreiches Witzeln und Wortgepränge zu ersetzen, was ihnen an innerlicher Kraft abging. Die Athener thaten recht daran, wenn sie immer häufiger auf die klassischen Dramen des verflossenen Jahrhunderts zurückgriffen und lieber etwas Altbewährtes sich aufführen ließen als die mangelhaften Stücke der Modernen. Von Staatswegen wurde ein Bühnenexemplar der klassischen Dramen zusammengestellt, nach denen man sich bei Neuaufführungen zu richten hatte. Die Statuen aber jener unerreicht gewaltigen Dramatiker wurden im Theater aufgestellt.

Auch die Komödie war von ihrer einstigen Höhe herabgeglitten. Sie mied jetzt das politische Gebiet, sie mied auch — denn die Sitten waren feiner geworden — die Unflätigkeiten, die noch Aristophanes seinem Publikum vorzusetzen wagte. Sie behandelte litterarische Fragen und vor allem Probleme des alltäglichen Lebens, wobei Lakaien und Zofen und die Damen der Halbwelt eine Hauptrolle spielten. Der große Zug war verloren, die Komödie war zahm und matt geworden.

Auch die Lyrik erfreute sich keiner besonderen Blüte. Der Text der Lieder trat zurück hinter der musikalischen Begleitung. Die Instrumente wurden verbessert, es gelang mit ihnen eine reichere Klangwirkung und allerhand realistische Tonmalerei zu erzielen. An technischer Fertigkeit leisteten die modernen Musiker mehr als die alten, an Ideen waren sie ärmer.

Baukunst. Dasselbe gilt von den Baumeistern des 4. Jahrhunderts. Sie zehrten von den Errungenschaften der älteren Meister, verbesserten wohl auch die Technik, aber sie waren und blieben Epigonen. Die Bauthätigkeit



815. Hermes des Praxiteles.
Gefunden 1877 im Hera-Tempel zu Olympia. Ergänzt von Fr. Schaper.

war in verschiedenen Gegenden von Hellas eine außerordentlich rege. Besonders ging man im jonischen Kleinasien jetzt daran, die von den Persern zerstörten Gotteshäuser endlich wieder aufzurichten. Außer Tempeln wurden vor allem Theater gebaut: jede Stadt wünschte jetzt ein steinernes Theater statt der früheren Holzgerüste zu besitzen. Auch das steinerne Dionysos-Theater stammt, wie wir sahen (vgl. o. S. 382), erst aus dieser Zeit. Endlich stellten auch die Palastbauten für reiche Privatleute den Architekten jetzt hie und da neue, interessante Aufgaben.

Plastik. Auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst war das 4. Jahrhundert eine Zeit der Entwickelung, nicht des Verfalls. Freilich so monumentale Aufgaben, wie der blühende Staat des 5. Jahrhunderts den Künstlern gestellt hatte, gab es jetzt kaum mehr. Der Staat war verarmt, die Pflege der Kunst fiel reich gewordenen Privatleuten anheim, deren Aufträge naturgemäß von bescheidenerem Umfang waren. Jene alten Meister hatten vorzüglich religiöse Werke geschaffen. Selbst von Glauben an ihre Götter erfüllt und getragen von der schlichtgläubigen Religiosität der Gesamtheit, hatten sie das Glaubensbewußtsein ihrer Zeit zum Ausdruck gebracht. Ganz anders die Künstler des 4. Jahrhunderts. Auch ihnen wurden noch religiöse Aufgaben nicht selten gestellt; aber wenn sie ihre Götterbilder schufen, brauchten sie auf ein religiöses Volksbewußtsein kaum mehr Rücksicht zu nehmen. Denn ein solches bestand nicht mehr. Etwas vollendet Schönes, etwas Auge und Sinn Erfreuendes zu schaffen, das war ihr Bestreben: aus ihren Göttern wurden Menschen. Was aber diesen Göttern an religiöser Tiefe abging, das ersetzten sie durch individuelles Leben. Seine eigene Seele, sein volles persönliches Empfinden durfte jetzt der Künstler in seine Werke legen; und daß unserem Verständnis diese empfindungsvollen Menschengestalten näher stehen als jene feierlichen Verkörperungen des hellenischen Götterglaubens, begreift sich ohne weiteres.

Kephisodotos. Im Jahre 375 hatten die Athener in ihrer Friedenssehnsucht mitten im Krieg für die Göttin des Friedens, Eirene, einen Staatskultus gegründet. Ein Bild dieser Göttin, mit dem Plutos oder Reichtum auf dem Arme, wurde am Marktplatz aufgestellt; der es schuf, war ein Athener mit Namen Kephisodot. In dem Innigen, Seelenvollen des ganzen Bildes (vgl. Abb. 314) kündigt sich der Geist der Neuzeit unverkennbar an. Es ist nicht so sehr eine Göttin, als eine Mutter, die uns hier entgegentritt. Echt mütterlich neigt sie ihr Haupt und erwidert damit das zärtliche Reichen des Kindes.

Praxiteles. Ihren glänzendsten Ausdruck sollte die verfeinerte Empfindsamkeit des Jahrhunderts in Praxiteles finden, der höchst wahrscheinlich der Sohn Kephisodots gewesen ist. Eine ungewöhnlich große Anzahl von Marmorwerken hat er geschaffen, die aber nur in mehr oder weniger mangelhaften Nachbildungen auf uns gekommen sind. Eine Ausnahme macht allein das Abb. 315 dargestellte Werk, das bei unseren deutschen Ausgrabungen in Olympia unter den Trümmern des dortigen Heraion (vgl. o. S. 388) in ziemlich guter Erhaltung sich vorgefunden hat. Die Ähnlichkeit zwischen dieser Gruppe und der Eirene Kephisodots springt in die Augen. Dargestellt ist Hermes mit dem Bacchos-Knaben. Der stets dienstwillige Gott, kenntlich am Heroldsstab, den seine Linke hält, die Füße bewehrt mit den zierlichsten

Sandalen, hat den Kleinen zu sich genommen, um ihn den Nymphen zur Erziehung zu überbringen. Auf dem Wege dahin hat der Gott kurze Rast gemacht; über einen Baumstamm hat er sein Gewand geworfen und lehnt daran mit dem linken Arm, der zugleich den Knaben trägt. Zu heiterem Spiel giebt die Ausruh Anlaß; eine Traube hält Hermes dem Gott der Rebe neckisch vor die Augen. Der Kleine langt darnach so recht nach Kinder Weise. Zutraulich schmeichelnd hat er sein Händchen dem großen Bruder auf die Schulter gelegt. So klein er ist, er wird sein Ziel erreichen. Was soll man mehr bewundern an diesem Meisterwerk? Die gedrungene Kraft des göttlichen Körpers, das von Geist und Heiterkeit sprühende Antlitz oder den mit einziger Wahrheit dargestellten Stoff des schweren, wollenen Mantels?

Im Mittelpunkt der Schöpfungen des Praxiteles steht Eros, der schelmische Gott der Liebe; ihn hat der Meister mehrfach dargestellt und eine dieser Eros-Figuren angeblich für sein bestes Werk erklärt. Auch Aphrodite selbst hat er in aller Herrlichkeit eines göttlich schönen Weibes in den Marmor gebannt; das Bild der Liebesgöttin, das er für Knidos schuf, weckte einen Sturm der Bewunderung: man wallfahrtete nach dem Bilde. Als Beispiel, wie lieblich ihm Frauengestalten gerieten, kann auch die sogenannte Diana von Gabii dienen, deren Original wahrscheinlich einst im Artemis-Tempel auf der Akropolis seinen Platz hatte (vgl. Abb. 316). Ausgestattet mit allen Reizen ihres



316. Artemis Brauronia.

Nach ihrem Fundort gewöhnlich Diana von Gabii genannt, jetzt im Louvre zu Paris. Brauronia hieß sie nach einem Flecken in Attika, von wo ihr Kultus nach Athen gekommen war. Bei gewissen Anlässen brachten die Athenerinnen dieser Artemis ihre alten Kleider dar, die im Tempel gesammelt und von Zeit zu Zeit versteigert wurden. Der Künstler stellte die Göttin dar, wie sie eines dieser ihr dargebrachten Gewänder sich umlegt — gewiß ein sinniger Einfall.



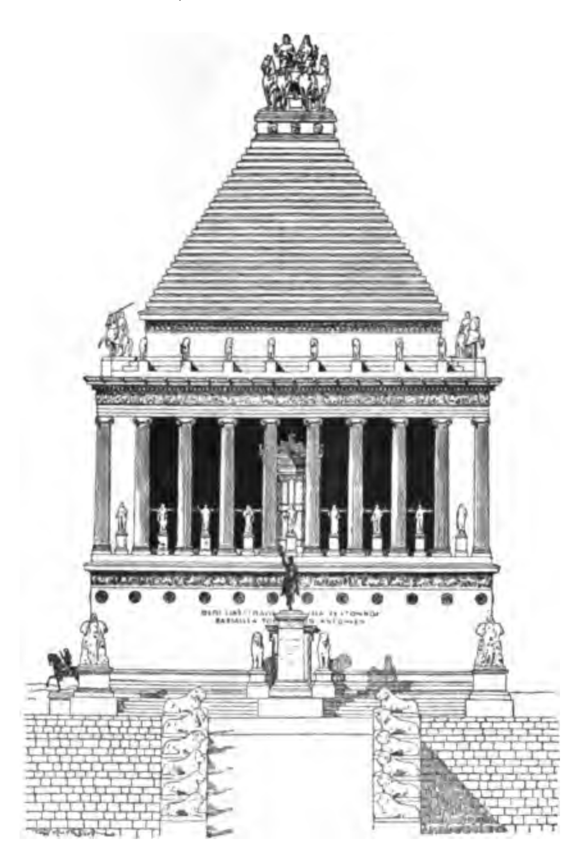
317. Niobe mit der jüngsten Tochter.
Im Jahre 1583 in Rom gefunden, jetzt in den Uffizien zu Florenz.

Alters nestelt das eben zur Jungfrau erblühte Mädchen so heiter und froh, so unvergleichlich graziös an ihrem Gewande, daß man sich nicht satt daran sieht.

Skopas. Wie Polyklet neben Phidias, so wurde schon im Altertum neben Praxiteles stets Skopas genannt. Gemeinsam war beiden Künstlern eine unvergleichliche Marmortechnik. Auch in der Wahl der Gegenstände berührten sie sich vielfach; denn beide haben mit Vorliebe die blühende Jugend dargestellt. Aber im übrigen waren sie so verschieden wie nur möglich: während Praxiteles lauter selig sinnige Gestalten schuf, gelang dem Skopas das Pathetische am besten. Tobende Leidenschaft, schwärmerische Begeisterung wußte er überzeugend wiederzugeben, und aus den tiefliegenden und zugleich weitgeöffneten Augen seiner Statuen sprach fast immer eine mühsam verhaltene Erregung.

Die wenigen Werke, die mit einiger Sicherheit auf ihn zurückgeführt werden können, sind leider so verstümmelt, daß wir auf ihre Abbildung verzichten. Wir ziehen es vor, zur Veranschaulichung seiner Kunst nur auf die Niobe-Gruppe in Florenz hinzuweisen, die ein Werk seiner Schule zu sein scheint. Dargestellt ist, wie die sieben Söhne und sieben Töchter der Niobe von Apollo und Artemis erschossen werden. Unser Bild giebt die Mittelfigur dieser umfangreichen Gruppe wieder und zeigt die Mutter Niobe, wie sie mit ihrem Körper ihr jüngstes Kind zu schützen sucht. Vorwurfsvoll hebt sie das schmerzerfüllte Antlitz von ihrem unschuldigen, gehetzten Töchterchen zu den unbarmherzigen Göttern empor: das war ein Gegenstand, wie ihn Skopas liebte.

Wir brachten früher (vgl. S. 121) eine Abbildung von der Marmorgruppe in Florenz, die den Menelaos mit der Leiche des Patroklos zeigt. Auch in dieser Darstellung lebt soviel Pathos, daß man sie am liebsten der Schule des Skopas zuweisen möchte.



318. Das Mausoleum zu Halikarnaß.

Nach der Rekonstruktion von Bernier (Collignon).

Auf hohem Unterbau erhob sich eine jonische Säulenhalle vollendetsten Stils. Das Gebälk derselben trug eine vierseitige Pyramide, die selbst wieder von einer Quadriga mit den Kolossalstatuen des Königspaares bekrönt wurde. Der obere Rand des Unterbaus, desgleichen der Fries der Halle war mit Reliefs geschmückt; zwischen den Säulen der Halle und sonst an allen passenden Stellen erhoben sich Statuen. Der Baumeister des Wunderwerks war Pythios, derselbe, der einige Jahre später auch den Tempel zu Priene (vgl. Abb. 162) erbaut hat.

Gemeinsam mit Praxiteles und anderen Künstlern trat Skopas um 350 in die Dienste der karischen Königin Artemisia, die ihrem unlängst verstorbenen Gemahl Maussolos ein großes, über und über mit Kunstwerken geschmücktes Grab, das sogenannte Mausoleum, errichtete. Die großartige Anlage zählte zu den sieben Weltwundern. Der Anteil, der den einzelnen Künstlern an den sehr zerschlagenen Überresten zusteht, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln.

Leochares. Zu den Künstlern, die am Mausoleum thätig waren, gehörte auch der Attiker Leochares. Man besitzt noch in römischer Nachbildung

seinen **Ganymedes**, in dem Augenblick dargestellt, wie er vom Adler des Zeus zum Olymp entführt wird, um dort den Göttern als Mundschenk zu dienen. Mit großer Kunst ist das Entschweben des jungen Trojaners ausgedrückt.

In seinem schwebend gehobenen Gange und in mancher Einzelheit erinnert an den Ganymed der berühmte **Apollo des Belvedere**, dessen Kopf wir



319. Der Raub des Ganymedes.
Marmorkopie nach einer Erzgruppe des Leochares im Vatikan zu Rom.

früher (vgl. S. 178) abgebildet haben. Möglicherweise stammt auch dieses geistreiche Werk mit seinem Anflug von theatralischer Effekthascherei von Leochares; sicher aber gehört es dem 4. Jahrhundert an.

Kunsthandwerk. Neben diesen Schöpfungen der großen Meister verdienen auch die Leistungen des damaligen Kunsthandwerks Beachtung; sie zeigen so

recht, in welchem Umfang Schönheitssinn das ganze Volk durchdrang. Handwerksmäßig hergestellt wurden z. B. die Grabsteine, die vor den Thoren längs den Straßen sich erhoben: aber wie viele von ihnen sind echte Kunstwerke nach Erfindung und Form! Handwerker waren es auch, die in Menge jene kleinen Thonfigürchen kneteten und bemalten, die nach dem Hauptfundort Tanagra in Böotien gewöhnlich als Tanagräische Terrakotten bezeichnet werden (vgl. Abb. 310). Mit den einfachsten Mitteln ist hier immer,



320. Die Grabstele des Dexileos zu Athen.
Der junge Ritter war zwanzigjährig im Korinthischen Krieg (vgl. S. 499 f.) gefallen.

was dargestellt werden sollte, vollkommen deutlich und mit einem Anfluge von zierlicher Anmut oder lustiger Laune wiedergegeben. Vorzügliches leisteten auch die Vasenmaler dieser Zeit, besonders die athenischen. Hier kam jetzt die Sitte auf, die Gefäße mit einem weißen Überzug von Pfeifenerde zu überziehen, auf dem sich nun wie auf weißem Papier mit mancherlei Farben malen ließ. Vieles, was auf diesem weiß grundierten Thongeschirr mit flüchtiger Hand improvisiert wurde, ist von geradezu raffaelischer Schönheit. Auch die geschnittenen Steine aus dem 4. Jahrhundert zeugen von einer wunderbar vollendeten

Technik. Die griechischen **Münzen** aber sind nie vollkommener geprägt worden, als in dieser Periode.

Malerei. Alles jedoch, was die bisher genannten Künstler hervorgebracht haben, wurde nach dem Urteil der Griechen selbst in den Schatten gestellt durch die Leistungen ihrer **Maler**, die in ihren Bildern eine bisher nie erreichte Naturwahrheit erzielten und dem Geschmack der Zeit für seine Charakteristik und pathetische Spannung noch vollkommener entsprachen, als selbst die Bildhauer. Sie malten Schlachtenbilder voll dramatischen Lebens; sie verstanden sich aber auch auf Genrebildchen und Porträts. Besonders der letzteren Gattung kam die neue Technik der **Enkaustik** entgegen, die darin bestand, daß man erweichte Wachsfarben mit einem Spachtelholz auf die Tafel strich und das Ganze mit einem glühenden Metallstift so lange überging, bis die Wachsfarben mit den zartesten Übergängen ineinander flossen.

Wir besitzen keinen Pinselstrich mehr von den Gemälden dieser Zeit und sind für ihre Kenntnis ausschließlich auf die Zeugnisse der Alten angewiesen. Aber wir haben allen Grund, ihnen zu glauben, daß die Malerei des vierten Jahrhunderts, was Technik und Ausdrucksfähigkeit betrifft, die des 5. Jahrhunderts erheblich überragte.



321. Bildhauer.

Nach einem geschnittenen Stein.

Neunter Abschnitt.

Die Zeit der makedonischen Herrschaft.

Untergang der griechischen Selbständigkeit.

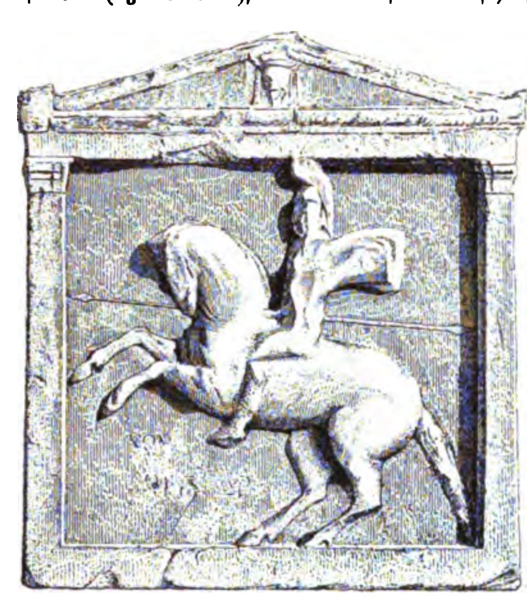
Makedonien und seine Könige.

Makedonien bildete bis ins 4. Jahrhundert eine Welt für sich. In unabsehbarer Ausdehnung war das Land noch immer mit Hochwald bedeckt, in dem Auerochsen und selbst Löwen vereinzelt vorkamen. Die Bevölkerung wohnte dünngesät in offenen Ortschaften; von den griechischen Kolonien an der Küste abgesehen, gab es im ganzen Lande keine bedeutenden Städte.

Die Bewohner hatten in Sprache und Sitte viel Altertümliches bewahrt; sie waren auf dem Standpunkt der homerischen Gesittung stehen geblieben. Das Schwert war des freien Mannes unzertrennlicher Begleiter, Krieg und Jagd ausschließlich seine Beschäftigung. Wer noch keinen Eber erlegt hatte, durfte beim Gastmahle sich nicht setzen; wer noch nie einen Feind erschlagen hatte, mußte einen Strick um seinen Leib tragen. Urwüchsig derb war auch der Durst dieses Volkes: Trunksucht herrschte allgemein.

Auch die Verfassung trug patriarchalisch-homerischen Charakter. Häuptlinge herrschten in den einzelnen Gauen; doch gewann schon früh unter ihnen die Familie der Argeaden eine überlegene Machtstellung. Sie behaupteten, von dem Herakliden Temenos in Argos abzustammen; seit 700 v. Chr. herrschten sie mit königlicher Machtfülle über den größten Teil des Landes. Gegenüber den beständig drohenden Angriffen der Thraker im Osten, der Illyrier im Westen that ein mächtiges Oberhaupt not. Ihren Herrschersitz erbauten sich die Argeaden in der entzückenden Gebirgslandschaft von Ägä (Edessa), von wo das Meer noch eben sichtbar war. Neben diesen Königen, die nach außen unumschränkt geboten, stand ein mächtiger Adel reicher Grundbesitzer, die sich die Kriegsgefährten (Hetären) des Königs nannten. Sie hatten mancherlei Vorrechte, über die sie eifersüchtig wachten. Auch der Bauernstand des Landes ordnete sich nicht bedingungslos dem Willen des Königs unter: die Entscheidung über Leben und Tod stand nicht beim König, sondern bei der Versammlung der wehrfähigen Männer.

Die Könige haben das Verdienst, die Gesittung und Bildung der südlicher wohnenden Hellenen ihrem Volke zugeleitet zu haben. Schon jener Alexander, den wir zur Zeit der Perserkriege als Herrscher Makedoniens fanden (vgl. S. 312), arbeitete auf den Anschluß an Hellas hin. Er verlegte seine Residenz mehr nach der thessalischen Grenze zu, nach Pydna; er beteiligte sich an den griechischen Nationalspielen; er zog den Lyriker Pindar an seinen Hof. Die Nachwelt nannte ihn mit Recht den Philhellenen, d. h. den Griechenfreund.



322. Makedonischer Lanzenreiter. Antikes Relief.

Unter seinen Nachfolgern ragt Archelaos (413 bis 399) hervor, der viel für die Kultur des Landes geleistet hat. Er baute Kunststraßen, legte feste Plätze an, schuf aus den kriegerischen Bauern sich ein reguläres Fußvolk und pflegte endlich auch geistige Interessen in größerem Umfang. Erwähnt wurde schon (vgl. oben S. 470), daß Euripides an seinem Hofe sein Leben beschloß. Kein geringerer als Zeuxis (vgl. oben S. 397 f.) schmückte die Wände seines Palastes mit Fresken. Auch gymnische und musische Wettspiele nach Art der hellenischen hat Archelaos in Makedonien eingeführt.

Weitere Fortschritte machte die Gesittung unter Perdikkas III. (365 bis 360). Euphraios, ein Schüler Platos, war täglicher Gast bei Hofe. An des Königs Tafel wurde angeblich nur zugelassen, wer von Mathematik und Philosophie etwas verstand. Eine wichtige Maßregel war die Einführung des Attischen als königlicher Amtssprache. Unter Perdikkas gelang es, auch die in den epirotischen Grenzgebirgen wohnenden Stämme, die bisher unter eigenen Häuptlingen eine weitgehende Selbständigkeit behauptet hatten, zur Unterordnung unter das nationale Königtum zu zwingen. Makedonien war seitdem der größte und volkreichste Einheitsstaat in ganz Hellas. Gleichzeitig wurde an der zeitgemäßen Reform des Heeres nach griechischem Vorbild weiter gearbeitet.



323. Münze Perdikkas' III.

Die Zukunft des Landes hing nun davon ab, ob es gelingen würde, die von den griechischen Kolonien besetzten Küsten zu gewinnen und in Thessalien, dem Verbindungsland mit dem eigentlichen Hellas, maßgebenden Einfluß zu erlangen. Nach beidem strebte schon Perdikkas III.; aber die Griechen und insbesondere der olynthische Städtebund (vgl. o. S. 503) widersetzten sich seinen Bemühungen mit so zäher Energie, daß er ins Grab sank, ohne seinem Ziele wesentlich näher gekommen zu sein. Was er vergebens angestrebt hatte, gelang erst seinem genialen jüngeren Bruder Philipp.

König Philippos von Makedonien (360—336).

Ein zeitgenössischer Geschichtschreiber hat Philipp für den größten Mann erklärt, den Europa bis dahin gesehen habe. In vieler Hinsicht ist sein Urteil richtig. Vor allem besaß Philipp die echt königliche Kunst, sich die besten Werkzeuge auszuwählen und den rechten Mann immer an der rechten Stelle zu verwenden. Königlich schön war auch seine äußere Erscheinung, und an Wissen und Beredsamkeit überragte er alle seine Landsleute. Er hatte nicht vergebens drei Jahre seines Lebens in Theben als Geißel verlebt (vgl. oben S. 512). Er kannte die Menschen und verstand es, jeden bei seiner schwachen Seite zu fassen.

Das Geld streute er mit vollen Händen aus, und die gewissenlose Sicherheit, mit der er jede Tugend bestach, machte einen wesentlichen Teil der diplomatischen Kunst aus, wegen deren man ihn bewunderte. Mit dem, was man so Gewissen nennt, hatte er sich früh schon abgefunden: ihm war unbedingt jedes Mittel recht, das ihn ans Ziel seiner Wünsche führte. Mit Leib und Seele war er Soldat; in den Schlachten pflegte er sich rücksichtslos zu exponieren; zahlreiche Narben, die er am Leibe trug, zeugten von seinem verwegenen Mut. Ein dunkles Kapitel bildet das Privatleben des Königs. Der Ton, der in seiner Umgebung herrschte, glich dem unter Landsknechten gebräuchlichen. Nach altmakedonischer Sitte liebte es Philipp, im Kreise seiner Kriegsgenossen unmäßig zu zechen: je wüster der Lärm, um so wohler war seinem Herzen. Neben Olympias, einer epirotischen Prinzessin, hielt er sich noch eine Reihe Nebenfrauen; das störte dauernd den Frieden in seiner Familie und hat auch schließlich sein gewaltsames Ende herbeigeführt.

Das Werkzeug, mit dem Philipp seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt hat, war das von seinen Vorfahren schon herangebildete und von ihm in vieler Hinsicht noch verbesserte Heer. Die Makedonen waren vortreffliche Reiter, und so blieb nach wie vor die schwere Reiterei, bei der die adeligen „Hetären" dienten, die vornehmste Waffe. Sie trugen außer dem Helm einen massiven Metallpanzer, aber keinen Schild; sie kämpften mit der Stoßlanze, selten mit dem Schwert. Das Fußvolk, die sogenannten Pezetären, war mit breitkrämpiger Lederkappe, mit Beinschienen, einem metallbeschlagenen Lederkoller und rundem Peltastenschild bewaffnet. Als Angriffswaffe führte der Pezetäre mit beiden Händen die $5\frac{1}{2}$ Meter lange Sarise, daneben für den Nahkampf ein kurzes Schwert. Philipp ordnete sein Fußvolk bis zu 16 Gliedern tief, wobei die Spieße der vordersten 5 Glieder über die Front hinausragten: der Ansturm dieser furchtbaren Phalanx erwies sich im offenen Gelände unwiderstehlich.

Wer für die schwere Infanterie nicht kräftig genug war, wurde den leichter bewaffneten Hypaspisten eingereiht, die keine Lederkoller und keine Bein-

schienen trugen und statt der Sarise nur eine kurze Lanze führten. Eine Elite aus diesen verschiedenen Truppengattungen bildete als Agema des Königs Garde. Als wichtige Neuerung führte Philipp es ein, daß seine Truppen Winter wie Sommer ins Feld rückten, seine Kriegführung also nicht mehr an die gute Jahreszeit gebunden war.

Nachdem Philipp mehrere Kronprätendenten glücklich bezwungen und die Illyrier und Thraker, die wieder einmal Makedonien heimsuchen wollten, siegreich aus dem Land geschlagen hatte, richtete er sofort sein Augenmerk darauf, sich der Küstenplätze seines Landes zu bemächtigen. Das führte natürlich alsbald zum Zusammenstoß mit den Hellenen und vor allem mit Athen.

Athen und seine Bundesgenossen. Pydna, die alte Hauptstadt Makedoniens, hatte sich um 363 dem attischen Seebund angeschlossen. Um diese Stadt zurückzugewinnen, versprach Philipp den Athenern in einem geheimen Vertrag, er werde ihnen für Pydna Amphipolis verschaffen, jene wichtige Stadt am Strymon, die schon im Frieden des Nikias (421) den Athenern zugesprochen worden war, die sie aber niemals bekommen hatten. Im Jahre 357 griff Philipp richtig Amphipolis an; die Amphipolitaner wollten nun lieber in die Hand der Athener fallen als in die Philipps: sie ersuchten Athen um Beistand. Die Athener in dem Glauben, daß Philipp die Stadt ja nur für sie erobern wolle, verweigerten die Hilfe. Philipp nahm die Stadt — und behielt sie natürlich für sich. Athen antwortete auf diesen Streich mit der Kriegserklärung: sofort nahm ihnen Philipp nun auch Pydna weg. Die Athener aber konnten es nicht hindern, denn sie waren soeben in einen schweren Krieg mit ihren eigenen Bundesgenossen (358—355) verwickelt worden.

König Maussolos von Karien, derselbe, dem nach seinem Tod das wunderbare Mausoleum errichtet wurde (vgl. oben S. 539), versuchte damals, in den Besitz der Inseln zu kommen, die vor der karischen Küste liegen. Besonders auf Kos hatte er es abgesehen. Er schürte daher die Unzufriedenheit, die hier wie auf Chios und Rhodos mit der athenischen Bundesleitung bestand, um dann im Trüben fischen zu können. Gestützt auf Maussolos, kündigten die genannten Inseln ihre Beteiligung am attischen Seebund gerade in dem Augenblick, wo Athen mit Philipp wegen Amphipolis abrechnen wollte.

Die Athener waren in einer üblen Lage. Sie beschlossen zunächst, die ungetreuen Bundesgenossen zu züchtigen. Der athenische Feldherr Chabrias führte eine Flotte gegen Chios, verlor aber beim Sturm auf die Inselstadt das Leben. Nun wagten die abtrünnigen Insulaner, mit denen sich inzwischen auch Byzanz verbündet hatte, angreifend vorzugehen und belagerten Samos, die Stütze des attischen Bundes. Eine zweite, größere Flotte verließ den Piräus, geführt von Iphikrates und Timotheos, den gefeiertsten Offizieren der Republik. Sie entsetzte Samos, richtete aber sonst so wenig aus, daß der Verdacht auftauchte, ihre Anführer seien von den Feinden bestochen worden. Timotheos wurde auch wirklich zu 100 Talenten Buße verurteilt und mußte, da er soviel nicht bezahlen konnte, in die Verbannung nach Chalkis gehen, wo er bald darauf starb. So ruhmlos endete Konons großer Sohn; sein einziger Trost war das Bewußtsein völliger Unschuld.

Chares wurde nun Kommandant der Athener. Aber auch er vermochte es nicht, dem Krieg eine vorteilhafte Wendung zu geben. Es blieb nichts

übrig, als Frieden zu schließen und die Selbständigkeit der abtrünnigen Bundesgenossen anzuerkennen. Da auch Lesbos bald darauf abfiel, so verfügte Athen jetzt nur noch über Euböa und einige kleinere Inseln; mit seiner meerbeherrschenden Stellung war es vorbei.

Der Heilige Krieg (355—346). Um die gleiche Zeit entbrannte in Hellas selbst der sogenannte Heilige Krieg. Phokis wollte die Oberhoheit Thebens, der es durch Epaminondas unterworfen worden war, wieder abschütteln. Theben merkte diese Absicht und suchte nach einem Anlaß, um Phokis den Meister zu zeigen; es benutzte den Einfluß, den es im Rat der delphischen Amphiktyonen (vgl. oben S. 200) besaß, und brachte einen Befehl zu stande, wonach eine Anzahl vornehmer phokischer Männer, weil sie sich angeblich am Besitztum des delphischen Gottes vergriffen hatten, zu hohen Geldbußen verurteilt wurden. Die Phoker fügten sich dem willkürlichen Befehle nicht, sondern beschlossen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Philomelos, ein entschlossener Mann, sammelte ein Söldnerheer und besetzte im Jahre 356 Delphi. Sparta und Athen traten auch auf die Seite der Phoker, konnten ihnen aber vorläufig nicht beispringen, weil sie beide mit ihren Bundesgenossen in Hader lagen. Der Amphiktyonenrat, in dem nächst Theben die Thessaler das große Wort führten, erklärte nun in aller Form an Phokis den Krieg. Philomelos machte eine Anleihe beim Tempelschatz in Delphi, vergrößerte damit sein Heer, verlor aber in einer Schlacht am Parnaß gegen die Thebaner Sieg und Leben (354).

An seiner Stelle übernahm jetzt Onomarchos den Oberbefehl in Phokis mit unumschränkter Vollmacht. Die Tempelschätze von Delphi — sie sollen einen Wert von 47 Millionen Mark ausgemacht haben — nahm er rücksichtslos in Anspruch und dang damit ein Söldnerheer von 20000 Mann. Ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen, fiel er in Böotien ein und nahm Orchomenos und Koronea in Besitz. Auch in Thessalien machte sein Anhang solche Fortschritte, daß seine Gegner sich hilfeflehend an Philipp von Makedonien wendeten.

Etwas Angenehmeres konnte es für Philipp nicht geben, als daß die Thessaler selbst ihn baten, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Er kam alsbald herangezogen. Aber Onomarchos besiegte ihn und drängte ihn wieder nach Makedonien zurück (353). Philipp war nicht der Mann, sich durch einen Mißerfolg in seinen Plänen erschüttern zu lassen; er rüstete ein neues Heer und stand im Frühling 352 wieder in Thessalien. In der Phthiotis südlich vom pagasäischen Golf stieß er mit Onomarchos zusammen. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten ungefähr gleich, nur besaß Philipp eine besser geschulte Reiterei, und diese verschaffte ihm den Sieg. Onomarchos mit 6000 seiner Leute deckte das Schlachtfeld; 3000 ließ der Sieger als Tempelräuber ins Meer stoßen, der Rest entkam in die Heimat. Schon rückte Philipp gegen die Thermopylen heran, um die Phoker in ihrem eigenen Land vollends zu vernichten: da erkannten die mit Phokis verbündeten Hellenen, welche Gefahr sie bedrohe. In Eile ließen die Spartaner und Athener ihre Bürger ausrücken, und als Philipp zu dem Engpaß kam, fand er ihn besetzt. Er versuchte es nicht, sich den Durchgang zu erzwingen: Phokis war vorläufig gerettet. Jahrelang zog sich nun der Krieg ohne entscheidende Ereignisse hin; sein Ende wird uns später beschäftigen.

Der olynthische Krieg. In Athen hatte seit dem Mißerfolg im Bundesgenossenkrieg die Friedenspartei Oberwasser bekommen; man war sehr geneigt, auf alle Großmachtspolitik in Zukunft zu verzichten, da sie den Kräften des Landes zu viel zumute. Der Führer dieser Partei war Eubulos. Er hatte die Kasse der Staatsüberschüsse, aus der die Theatergelder und andere Spenden an die Menge bestritten wurden, in Verwaltung und machte es durch geniale Sparsamkeit möglich, reichlicher und öfter als je zuvor solche Spenden zu verteilen. Seine Popularität war infolgedessen groß, und sein Rat galt viel in der Gemeinde. Er riet, kostspielige Kriege um jeden Preis zu vermeiden, da sonst jene Überschüsse unmöglich erzielt werden könnten. Die Folge war eine unerhört mattherzige Politik, die es den Gegnern Athens erlaubte, ihre Macht nach Belieben auszudehnen.



824. Phokion.
Statue im Vatikan zu Rom.

Philipp nutzte diese Gunst der Lage nach besten Kräften aus; er brachte einen Platz an der thrakischen Küste nach dem anderen in seinen Besitz und stand bald ebenso bedrohlich am Hellespont wie schon vorher an den Thermopylen. Das Erdrückende seines stetig wachsenden Übergewichts empfanden am stärksten die Griechen der Chalkidike. Sie hatten früher vor dem Umsichgreifen Athens Schutz bei Philipp gesucht und gefunden; sie suchten jetzt gegen Philipps immer deutlichere Begehrlichkeit einen Rückhalt bei Athen. Hier herrschte wenig Neigung, sich in die nordischen Wirren einzumischen; nicht nur die auf Spenden versessenen Spießbürger wollten von kostspieligen Kriegen nichts wissen, auch gute Patrioten hielten den Kampf gegen Philipp für völlig aussichtslos.

Der bedeutendste von diesen „makedonisch Gesinnten“ war Phokion, ein Mann von niederer Herkunft, ohne Vermögen, ohne krankhaften Ehrgeiz, der aber dank seiner militärischen Tüchtigkeit fünfundvierzigmal zum Strategen gewählt wurde und eine sichere Popularität besaß. Einfach und kernig, ohne Schmuck und Schminke wie sein Leben waren seine Worte, mit denen er zum Anschluß an den mächtigen Philipp riet.

Mit leidenschaftlichem Feuer bekämpfte ihn und alle Friedensfreunde der junge Redner Demosthenes (vgl. S. 531), dessen große Zeit jetzt begann. Er setzte es durch, daß zunächst ein kleines Hilfskorps nach der Chalkidike gesandt wurde; ein größeres sollte in Bälde folgen. Um den Athenern weitere Hilfesendungen zu verleiden, veranlaßte jetzt Philipp Euböa zum Abfall von Athen. Demosthenes warnte vor einer Zersplitterung der Kräfte und riet,

sich um Euböa vorläufig nicht zu kümmern. Die Athener aber wußten es besser; sie machten vergebliche Versuche, die Insel wiederzugewinnen, und erst als die Nachrichten aus dem Norden immer bedrohlicher klangen, schickten sie weitere 2000 Bürgerhopliten nach der Chalkidike, die aber dort erst eintrafen, als es nichts mehr zu retten gab. Denn Philipp war inzwischen in die Halbinsel eingerückt, hatte eine olynthische Bundesstadt nach der anderen weggenommen und schließlich nach längerer Blockade Olynth selbst erstürmt und dem Erdboden gleichgemacht.

Der Friede des Philokrates. Das war für die regierende Partei in Athen ein schwerer Schlag; Demosthenes aber, der vorhergesagt hatte, was jetzt traurige Wirklichkeit geworden war, gewann an Boden. Vorläufig riet auch er zum Frieden; denn die Mittel des Staates waren völlig erschöpft, es fehlte sogar an Geld, um die Richter zu löhnen. Es fehlte aber vor allem an Bundesgenossen: niemand in Hellas schien die Gefahr zu ahnen, die von seiten Philipps der nationalen Freiheit drohte, niemand war bereit, Seite an Seite mit Athen den Feind im Norden zu bekämpfen.

Auch Philipp wünschte mit Athen gute Beziehungen anzuknüpfen; Athen mit seiner Seemacht war ihm, der so gut wie keine Schiffe hatte, ein höchst unbequemer Gegner; auch dachte er wohl schon jetzt daran, alle gesunden Kräfte von Hellas zu einen und an ihrer Spitze den großen Vergeltungskampf gegen Persien zu eröffnen. Er bot also die erste Hand zum Frieden, und Demosthenes, Äschines und Philokrates wurden nach Makedonien geschickt, um mit dem König zu verhandeln. Philipp versprach, die Besitzungen der Athener auf dem Chersones, die wegen des Handels nach dem Schwarzen Meer für sie so wichtig waren, unbehelligt zu lassen; er versprach, die phokische Frage, die noch immer der Lösung harrte, gemeinsam mit Athen zu lösen; im übrigen sollte der augenblickliche Besitzstand maßgebend sein.

Als Parmenion und Antipatros diese Bedingungen nach Athen überbrachten, war das Volk zunächst enttäuscht; es hatte mit Bestimmtheit auf die Herausgabe von Amphipolis gerechnet, und doch war davon jetzt gar keine Rede. Auch verlangte Philipp nicht bloß Frieden, sondern ein Bündnis mit Athen. Endlich wollte man die Phoker nicht vom Frieden ausgeschlossen wissen. Aber was half alles Schelten und Wettern auf der Pnyx? Eubulos machte seinen Mitbürgern klar, daß sie entweder auf alle Spenden verzichten, die Schiffe besteigen und hohe Steuern zahlen müßten, oder den Frieden anzunehmen hätten, wie er angeboten ward. Das gab den Ausschlag, und der Friede wurde in Athen beschworen.

Man mußte nun wünschen, auch dem König den Eid möglichst bald abzunehmen. Eine Gesandtschaft, bei der sich wieder Demosthenes und Äschines befanden, suchte ihn zu dem Ende in seiner Hauptstadt Pella auf. Doch Philipp weilte gerade an der thrakischen Küste, um dort noch einige feste Plätze rasch in seine Gewalt zu bringen. Demosthenes schlug vor, den König in Thrakien aufzusuchen; allein die übrigen Gesandten wollten ihn zu Pella erwarten. So konnte Philipp seinen augenblicklichen Besitzstand noch erheblich verbessern, ehe er den Frieden beschwor.

Ende des Heiligen Krieges. Bald danach holte er zum entscheidenden Schlag gegen Phokis aus. Die Tempelschätze von Delphi waren verausgabt,

das phokische Söldnerheer sehr zusammengeschmolzen; ohne Widerstand zu finden, zog Philipp durch die Thermopylen. Er hatte vorher die Athener eingeladen, ihr Heer mit dem seinigen gegen Phokis zu vereinen; die Athener hatten nicht gewollt oder nicht gekonnt; so beendigte Philipp den Krieg allein und überließ dann dem Rate der Amphiktyonen, in dessen Auftrag er ja von Anfang an den Heiligen Krieg geführt hatte, die Neuordnung der phokischen Verhältnisse. Der Rat bestimmte, daß die Phoker ihre festen Plätze räumen und fortan wehrlos in Dörfern wohnen müßten; daß sie das geraubte Tempelgut mit jährlichen Zahlungen von 50 Talenten zu ersetzen hätten; daß an ihrer Stelle von jetzt an König Philipp mit zwei Stimmen am Amphiktyonenrat beteiligt sein solle; den Thebanern aber wurden die Städte zurückgegeben, die während des Krieges zu den Phokern abgefallen waren.

Zwischen Philipp und Theben bestand nach diesen Anordnungen naturgemäß ein gutes Einvernehmen; die Athener aber schmollten, weil sie bei der Abrechnung mit Phokis — durch ihre eigene Schuld — leer ausgegangen waren. Zu den pythischen Spielen, die bald darauf unter Philipps Vorsitz in Delphi mit besonderem Glanze gefeiert wurden, schickten sie allein keine Festgesandtschaft. Philipp forderte Genugthuung, und Demosthenes selbst, der am meisten gethan hatte, um gegen Makedonien zu hetzen, riet jetzt den Athenern, nicht wegen „des Schattens in Delphi" halb Hellas in einen neuen Krieg zu stürzen. Philipp wurde als rechtmäßiges Mitglied der Amphiktyonie in aller Form auch von Athen jetzt anerkannt.

Griechenland durch Philipp geeinigt.

Seit Beendigung des Heiligen Krieges war der Makedonenkönig thatsächlich Herr von Mittelgriechenland: die Thermopylen standen ihm als Mitglied der delphischen Amphiktyonie offen, und so konnte er zu jeder Zeit seine Truppen nach Böotien oder Attika einrücken lassen. Er durfte nach diesem großen Erfolg jetzt sein letztes Ziel ins Auge fassen: die Einigung der Gesamthellenen.

Diese Einigung war in geistiger Hinsicht längst vorbereitet. Die Nation besaß seit 100 Jahren in Athen ihren anerkannten geistigen Mittelpunkt. Der attische Dialekt hatte sich als Litteratursprache allenthalben eingebürgert und die anderen Dialekte aus dem Verkehr der Gebildeten verdrängt. Die mannigfaltigen Alphabete, die früher in den verschiedenen Landesteilen in Gebrauch waren, traten seit 400 mehr und mehr vor dem jonischen Alphabet zurück, so daß neben der einheitlichen Mundart auch Einheitlichkeit der Schriftzeichen herrschte. Die Überzeugung, daß es mit der vielköpfigen Kleinstaaterei nicht so weiter gehen könne, wenn nicht die besten Kräfte der Nation in inneren Kämpfen sich verzehren und das Land dem Einfluß der Barbaren ausgeliefert werden sollte, brach sich immer mehr Bahn. Schon der Sophist Gorgias (vgl. oben S. 468) hatte im Jahre 392 die zu Olympia versammelten Hellenen in flammender Rede zur Einheit und zum Streit gegen Persien aufgefordert. Plato hatte jeden Kampf zwischen Hellenen als Bürgerkrieg gebrandmarkt; vor allem hatte Isokrates durch seine weitverbreiteten Reden für den Einheitsgedanken geworben.

Eine zeitlang schien es, als würde Agesilaos diese Gedanken verwirklichen. Wir erinnern uns (vgl. oben S. 499), wie er als zweiter Agamemnon

von Aulis gegen Asien ausfuhr; aber wir sahen, daß er wenig Unterstützung für seine hohen Pläne fand und mitten aus erfolgreichem Kampf gegen die Barbaren wieder zum Bürgerkrieg nach der Heimat berufen wurde. Zwanzig Jahre später ließ sich Jason von Pherä, der Oheim jenes Alexander von Pherä, mit dem Pelopidas sich herumschlug (vgl. S. 512), für diese Ziele begeistern: aber der gewaltthätige Mann fiel durch Meuchelmord (370), ehe er der Verwirklichung seiner Gedanken näher treten konnte. Sein Erbe trat nun der gewaltige Philipp an, und bald nach seinen ersten Erfolgen gab es in Hellas Leute, die auf ihn für die nationale Wiedergeburt ihre Hoffnung setzten. Gleich nach dem Friedensschluß von 346 richtete Isokrates an ihn ein offenes Sendschreiben, worin er den König aufforderte, allenthalben in Hellas Frieden zu stiften und dann die Hellenen zum großen Rachezug gen Osten zu führen. Daß die geeinten Griechen das Perserreich, diesen Koloß auf thönernen Füßen, bewältigen würden, daran zweifelte seit dem Zuge der Zehntausend niemand mehr. Es bedurfte nur der Einigung; aber freilich lag gerade diese noch in weitem Felde.

Ein Haupthindernis für diese nationale Neugestaltung unter Führung Makedoniens war die Leidenschaft, mit der viele Hellenen, und wahrlich nicht die schlechtesten, an der alten Stammesgliederung in Hellas festhielten; sie glaubten, nur im Stadtstaat alten Stils jenes Maß freier Selbstbestimmung zu besitzen, das den Stolz der Hellenen ausmachte. Daß Makedonien, jenes rückständige Barbarenvolk des Nordens, über die hochgesitteten, freien Männer von Hellas befehlen solle, schien ihnen undenkbar. Sie wehrten sich gegen Philipp mit derselben Leidenschaftlichkeit, wie einstens gegen Xerxes. Und die Seele dieser Unversöhnlichen war der Redner Demosthenes. Der Mut und die Ausdauer, womit er diesen Kampf geführt hat, wird immer Bewunderung erregen, wenn man auch bedauern muß, daß er in begreiflicher Verblendung nicht einsah, wie allein Makedonien die griechische Eigenart und Gesittung zu retten im stande war.

Philipp arbeitete inzwischen stetig weiter an seinem klar erkannten Ziele. Neben der Verbesserung und Vergrößerung seiner Landmacht förderte er jetzt auch den Bau einer ansehnlichen Flotte. Das Geld dazu lieferte ihm das Pangaion-Gebirge, dessen Goldbergwerke damals jährlich 1000 Talente ($4^1/_2$ Millionen Mark) abgeworfen haben sollen. Die Thessaler ernannten ihn zu ihrem lebenslänglichen Archon; er schuf in dieser Eigenschaft endlich Ruhe in dem durch lange Bürgerkriege schwer heimgesuchten Lande, dessen reiche Einkünfte und militärische Kräfte nun natürlich zu seiner freien Verfügung standen. Auch im Peloponnes verlangte man nach seiner sicher ordnenden Hand, und alle dortigen Staaten, die sich von Sparta bedroht fühlten, warfen sich ihm vertrauensvoll in die Arme. Nur mit Athen gelang es ihm nicht, gute Beziehungen anzubahnen; und doch lag ihm alles an der Freundschaft mit dem seemächtigen, durch Bildung herrschenden Athen.

Demosthenes sorgte dafür, daß die Stimmung der Athener gegen Philipp eine immer gereiztere wurde. Er reiste sogar nach dem Peloponnes, um einen Bund gegen Philipp ins Leben zu rufen. Dieser warb unentwegt um die Gunst der Athener. Er war bereit, die kleine Insel Halonnesos bei Euböa, die er Seeräubern abgenommen hatte, den Athenern abzutreten; aber die Athener behaupteten alte Rechte auf das Eiland zu haben und

beanspruchten nicht eine Abtretung, sondern eine „Zurückgabe", und über diesem Wortstreit zerschlug sich die Sache, und die Spannung zwischen Philipp und Athen wurde größer. Philokrates, der seiner Zeit den Friedensvertrag, der nach ihm heißt, vor das Volk gebracht und ihm empfohlen hatte, wurde jetzt des Hochverrats geziehen und entzog sich der Verurteilung durch freiwillige Verbannung. Auch Äschines entging, obgleich sich Phokion und Eubulos für ihn verwandten, nur mit knapper Not demselben Schicksal (343). So schüchterte Demosthenes durch seine Gewaltthätigkeit alle ein, die für den Anschluß an Makedonien waren.

Im Jahre 343 faßte Philipp auch festen Fuß in Epirus. Er verhalf seinem Schwager Alexander zum Thron und versuchte, das Gebiet von Epirus südwärts bis über den Golf von Ambrakia auszudehnen. Ambrakia war eine Kolonie von Korinth, und Korinth war entschlossen, der Tochterstadt beizustehen. Es suchte und fand Hilfe in Athen, mit dem es geradezu ein Bündnis einging. Andere Staaten schlossen sich an, und damit war Athen der anerkannte Mittelpunkt aller gegen Philipp gerichteten Bestrebungen. Vor einem Heere, das die Athener zum Schutze Ambrakias entsandten, wich Philipp zunächst aus Epirus zurück, um die Griechen nicht unnötig zu reizen.

Er wandte sich nach Thrakien, gründete am Hebros das wichtige Philippopolis und unterwarf sich jetzt dauernd das ganze Land. Byzanz sah mit Bangen, wie die makedonische Macht seinen Thoren immer näher rückte; auch die Athener konstatierten mit Entsetzen, daß ihre Besitzungen auf dem thrakischen Chersones, auf denen ihre sichere Verbindung mit dem Schwarzen Meer beruhte, jetzt aus nächster Nähe bedroht waren. Demosthenes beschloß, den Entscheidungskampf, der ja doch kommen mußte, nicht mehr länger hinauszuschieben. Diopeithes, der athenische Kommandant auf dem Chersones, handelte ganz in seinem Sinne, wenn er räuberische Streifzüge in die thrakischen Besitzungen Philipps unternahm. Philipp beschwerte sich mit bestem Recht; aber Diopeithes wurde nicht abberufen. Im Gegenteil, seine Truppenmacht wurde verstärkt. Demosthenes selbst aber reiste nach dem Hellespont und brachte im Jahre 341 ein Bündnis mit Abydos und Byzanz zu stande. Leider ließ er sich dazu hinreißen, die Hilfe des Perserkönigs gegen Philipp anzuflehen. Seitdem war die nationale Sache nicht mehr in seinem, sondern in Philipps Lager. Wer gegen diese Politik, die über kurz oder lang zum Krieg mit Makedonien führen mußte, zu protestieren wagte, der wurde von Demosthenes ohne weiteres der Bestechung durch Philipp geziehen und dadurch unmöglich gemacht. Der antimakedonische Bund nahm immer größere Verhältnisse an.

Als Philipp mit der Neuordnung seiner thrakischen Gebiete im reinen war, richtete er seine Streitkräfte gegen Byzanz und das mit Byzanz verbündete, an der Propontis gelegene Perinth. Die Stadt wurde von der Landseite blockiert, fast täglich die Mauern bestürmt. Aber da die Absperrung nicht gelang, so fehlte es den Perinthern nicht an Unterstützung und Zufuhr; sie wehrten sich heldenhaft und schlugen die Makedonier, die schon eingedrungen waren, wieder zur Stadt hinaus. Die Athener aber schickten jetzt den Chares mit 40 Trieren den Belagerten zu Hilfe: der Krieg mit Philipp war da.

Philipp gedachte, nun Byzanz zu überrumpeln. Er rechnete damit, daß viele Bürger nach Perinth gezogen waren, und hoffte, die Stadt im ersten

825. Byzanz (Konstantinopel): Stadtmauer von außen.

Erbaut im 5. nachchristlichen Jahrhundert, seitdem oft ausgebessert. Ursprünglich waren es gegen 1000 solcher mächtiger Türme. Die teils aufrechtstehenden, teils liegenden Marmorplatten unter den Cypressen stellen türkische Grabsteine vor.

Ansturm zu nehmen. Aber Byzanz schlug seinen Ansturm glänzend zurück, er mußte auch hier zu einer regelrechten Belagerung schreiten. Ein zweites Geschwader unter Phokion, sowie Schiffe aus Chios, Rhodos, Kos verstärkten die Streitkräfte der Byzantiner. Alle Belagerungskunst Philipps war vergebens. Es gelang ihm zwar, durch Sturmböcke und Minengänge einen Teil der Mauern zum Einsturz zu bringen und in dunkler Regennacht in die Straßen einzudringen: aber nach mörderischem Kampfe wurden seine Leute wieder über die Mauer zurückgeworfen, und es blieb ihm schließlich nichts übrig, als mit seinem übel zugerichteten Heere unverrichteter Dinge abzuziehen.

Der Jubel in ganz Hellas war unbeschreiblich. Hätte man, anstatt Siegesfeste zu feiern, den Erfolg mit Nachdruck ausgebeutet, so wäre Philipp in großer Bedrängnis gewesen. Statt dessen ließ man ihm Zeit, neue Streitkräfte zu sammeln und in einem glücklichen Feldzug gegen die Skythen an der Donaumündung seine erschütterte Waffenehre wiederherzustellen.

Demosthenes war jetzt der populärste Mann in Athen. Was er vorschlug, wurde vom Volke unbesehen bewilligt. Er vermochte jetzt die Trierarchie (vgl. oben S. 294) in dem Sinne zu reformieren, daß die Besitzenden nach Maßgabe ihres Vermögens zu der Ausrüstung der Trieren herangezogen wurden. Er setzte es sogar durch, daß die Theatergelder und andere Überschüsse für die Dauer des Krieges nicht an die Bürger verteilt, sondern der Kriegskasse zugeführt wurden. Die Flotte, die mit den verfügbaren Mitteln in See gestellt wurde, war der makedonischen weit überlegen; aber mangelhaft stand es mit der Landmacht. Nur wenn Athen mit Theben sich verband, ließ sich zu Land gegen Philipp etwas ausrichten.

Auf Theben kam es also an, Theben aber war mit Athen seit dem Heiligen Krieg nichts weniger als befreundet. Nur Demosthenes hatte sich, eben in Gedanken an den Kampf gegen Philipp, immer Mühe gegeben, gute Beziehungen mit dem Nachbarstaat zu unterhalten. Aber in Theben selbst war eine starke makedonische Partei, und Philipp besaß seit der Zeit, wo er als Geisel hier geweilt hatte, in Theben noch viele persönliche Beziehungen. Diese makedonisch gesinnten Thebaner machten es sich jetzt zur Aufgabe, neuerdings Zwietracht zwischen Athen und Theben zu säen. Ein Anlaß dazu bot sich leicht. Athen hatte während des Heiligen Krieges ein altes Weihgeschenk aus der Schlacht von Platää (479) wiederherstellen lassen mit der Aufschrift: „Aus der Beute von den Medern und Thebanern, als sie gegen die Hellenen im Kriege standen." Die Lokrer von Amphissa beantragten nun im Herbste 340 auf der Amphiktyonenversammlung, die Athener wegen dieser Taktlosigkeit um 50 Talente zu büßen. Aber Äschines, der Abgesandte Athens bei den Amphiktyonen, war darauf vorbereitet. Er parierte den Stoß, indem er nachwies, daß Bürger von Amphissa ein dem delphischen Gott geweihtes Gelände bebaut hätten; er setzte es durch, daß sofort die Bundesexekution gegen Amphissa beschlossen wurde.

Dieser Erfolg des Äschines war dem Demosthenes so widerwärtig wie möglich. Amphissa war mit Theben eng verbunden, es war soeben für Thebens guten Ruf gegen Athen in die Schranken getreten. Wenn sich nun Athen an der Bundesexekution gegen Amphissa beteiligte, so mußte es sich Theben notwendig verfeinden. Demosthenes hintertrieb es daher, daß Athen

an dieser Exekution teilnahm; die übrigen Amphiktyonen aber, ohne Theben und Athen, wurden mit Amphissa nicht fertig und riefen — den Philipp zu Hülfe.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten; ehe man sich's versah, stand er mit der Hauptmacht seines Heeres schon diesseits der Thermopylen, bei Elatea in Phokis, während eine makedonische Abteilung gleichzeitig gegen Amphissa unterwegs war (339).

Die Nachricht von der Besetzung Elateas wirkte in Athen wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Man sah im Geiste schon Philipp und die Thebaner vor den Mauern. Die regierenden Prytanen ließen sofort Alarm blasen und — es war schon dunkel, als die Botschaft eintraf — durch Feuersignale das Landvolk von der drohenden Gefahr in Kenntnis setzen. Dunkle, unbestimmte Gerüchte durchliefen die Stadt und hielten die Bürger während der Nacht in fieberhafter Unruhe. Am folgenden Morgen wartete das Volk den Ruf zur Versammlung nicht ab, sondern saß schon auf den Bänken, ehe der Rat die Vorberatung geschlossen hatte. Nun erschien dieser und berichtete, was geschehen war. Auf die Frage, wer das Wort verlange, erhob sich niemand außer Demosthenes. Dieser aber zeigte in einer klaren, feurigen Rede, wie man das Kriegeraufgebot sofort an die Grenze schicken, zugleich aber den Thebanern ein Bündnis antragen müsse.

Das Volk beschloß, wie er geraten hatte. Demosthenes selbst ging an der Spitze der Gesandtschaft nach Theben, wo inzwischen auch Boten Philipps eingetroffen waren, die den Thebanern Anteil an der Beute in Aussicht stellten, falls sie dem makedonischen Heere den Durchmarsch nach Attika gestatten wollten. So war Theben von zwei Seiten umworben und hatte das angenehme Bewußtsein, daß von seiner Entscheidung die Zukunft von ganz Hellas abhing. Nach Philipps Seite neigten sie, weil sie schon oft gern mit der übermütigen Nachbarstadt einmal gründlich abgerechnet hätten. Andererseits war ihnen klar, daß sie als Helfershelfer Philipps schwerlich eine hervorragende Rolle spielen würden, während sie als Retter der Athener ihre alte führende Stellung in Hellas wiedereinnahmen. Diese Überlegung gab den Ausschlag. Sie gewährten das Hilfegesuch der Athener, freilich nicht ohne es sich teuer bezahlen zu lassen. Die Athener mußten ihre Oberhoheit über ganz Böotien feierlich anerkennen, mußten ihnen den Oberbefehl zu Lande lassen, den Oberbefehl zur See mit ihnen teilen; sie verpflichteten sich vor allem, $^2/_3$ der Kriegskosten allein zu tragen. Vielen Athenern schienen diese Bedingungen unwürdig; aber wie die Sachen lagen, war das Bündnis immer noch billig erkauft. Der Abschluß desselben war ein großer Erfolg und fand freudigen Widerhall in ganz Hellas: viele Kleinstaaten verpflichteten sich zu regelmäßigen Beiträgen für den Krieg, den Athen und Theben für die Freiheit aller zu führen sich anschickten.

Philipp war durch diese Wendung nicht wenig bestürzt. Er bot noch einmal die Hand zum Frieden. Phokion warnte, sie nicht auszuschlagen; Demosthenes aber war überzeugt, daß der doch unvermeidliche Entscheidungskampf nie wieder unter so günstigen Bedingungen geschlagen werden würde; er drohte, jeden bei den Haaren ins Gefängnis zu schleppen, der es wagen würde, von Frieden mit Philipp zu reden. Philipps Anerbieten wurde abgelehnt: die Waffen mußten entscheiden.

Mit den Thebanern vereint zog das athenische Bürgerheer gegen Elatea; gleichzeitig wurde Chares mit 10000 Söldnern nach Amphissa gesendet. Zwei Treffen wurden geliefert, in denen die Verbündeten Sieger blieben. Der Jubel war groß. Demosthenes wurde zweimal vom Volke mit einem goldenen Kranz beschenkt, er leitete die athenische wie thebanische Politik jetzt unumschränkt. Aber die Siegesfreude machte die Feldherren der Verbündeten lässig und ließ sie den Gegner unterschätzen. Überraschend fiel dieser im Frühjahr 338 über die Abteilung des Chares her und schlug sie bis zur Vernichtung. Dann wandte er sich mit seiner gesamten Macht von etwa 30000 Mann gegen Böotien. Bei Chäronea am böotischen Kephissos kam es im August 338 zur Entscheidungsschlacht.

Die Linien der Verbündeten standen quer über die schmale Ebene, die sich vom Fuß der Höhen, auf denen Chäronea lag, bis zum fünf Kilometer entfernten Flußufer hinzieht. Den Ehrenplatz auf dem rechten Flügel hatten die Thebaner unter Theagenes inne; im Zentrum standen die Korinther, Achäer und anderer Zuzug aus den Kleinstaaten, während sich die Athener auf dem linken Flügel an den Fluß anlehnten. Stratokles und Chares waren ihre Führer. Ihnen gegenüber, also auf seinem rechten Flügel, kommandierte König Philipp in Person. Das Kommando über seinen linken Flügel hatte er seinem 18jährigen Sohn Alexander (vgl. Abb. 327) übertragen. Der Kronprinz sollte den entscheidenden Vorstoß gegen die Thebaner befehligen, deren Fußvolk noch immer den Ruhm besonderer Tapferkeit besaß und nach des Königs Urteil den eigentlichen Kern der gegnerischen Heeresmacht bildete. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten so ziemlich gleich; der reicheren Kriegserfahrung der Makedonen stand die höhere Begeisterung der Verbündeten gegenüber. Nur in einer Hinsicht waren die Verbündeten entschieden im Nachteil: sie wurden nicht wie die Makedonen von einem einheitlichen, starken Willen zusammengehalten und geleitet, und von den Führern der einzelnen Heerhaufen konnte keiner an Feldherrngabe und Erfahrung sich dem König auch nur von ferne vergleichen.

Der Kampf begann. Die Athener warfen sich mit Ungestüm auf Philipps rechten Flügel, der langsam zurückwich. Auf dem linken makedonischen Flügel bedrängte Alexander inzwischen die thebanische Phalanx, die ihrem guten Ruf Ehre machte und stundenlang wacker stand hielt. Alexander achtete es nicht, daß sein Pferd erstochen, daß er selbst leicht verwundet wurde; umgeben von den Tapfersten des Heeres, stürmte er immer wieder vor, durchbrach endlich die feindlichen Glieder und trieb sie in die Flucht. Nur die Krieger, die der Heiligen Schar der Thebaner angehörten, und ihr Führer Theagenes waren nicht unter den Flüchtigen; sie deckten Mann für Mann mit ihren Leibern den Boden, wo sie gestritten hatten: ein marmorner Löwe bezeichnet die Stelle (vgl. Abb. 326). Nachdem so Alexander auf dem linken Flügel gesiegt hatte, sprengte er das Zentrum der Verbündeten leicht auseinander und fiel nun den Athenern in den Rücken. Da war kein Halten mehr. Zweitausend Athener wurden gefangen, die übrigen flohen, unter ihnen auch Demosthenes, der als einfacher Hoplit in Reih und Glied gestanden hatte.

Den Abend des blutigen Tages feierte Philipp nach makedonischer Sitte mit einem fröhlichen Trinkgelage, wobei er selbst in trunkenem Mut sich seiner Thaten rühmte. Als ihm aber ein athenischer Gefangener, der Redner



328. Chäronea mit dem Löwen der Thebaner. Nach Photographien gezeichnet von F. Greiner.

In Wirklichkeit befinden sich die Trümmer des Löwen, dessen Kopf man links unten erkennt, in etwas weiterer Entfernung von dem Doppelberg, an dessen Fuß einst die Stadt Chäronea lag: an der rechten Bildkante läßt sich noch das Halbrund des Stadttheaters erkennen.

Demades, zurief: „König, du spielst die Rolle des Thersites, und das Schicksal hat dir doch die Rolle Agamemnons zugeteilt!" ward er, wie erzählt wird, ernsthaft. Thatsächlich hat er seinen Sieg ohne jede Überhebung und nur im Sinne seines großen nationalen Endziels ausgenutzt.

Nach dem Sieg von Chäronea lag Böotien schutzlos dem Sieger offen. An weiteren Widerstand konnten die Thebaner nicht denken, sie mußten sich in alles fügen, was Philipp ihnen aufzuerlegen für gut fand. Ihr Los war ein hartes: sie mußten die Gefangenen loskaufen, eine Besatzung in die Kadmea aufnehmen, einer von dem Sieger eingesetzten Regierung sich fügen und nach Wiederherstellung der zerstörten Städte Orchomenos, Platää und Thespiä der Vorherrschaft in Böotien entsagen. Thebens Rolle als selbständig griechischer Staat war ausgespielt.

Für Athen lagen die Verhältnisse günstiger. Noch stand ja seine Seeherrschaft, noch standen die gewaltigen Mauern, hinter denen sich eine lange Belagerung aushalten ließ. Zuerst war daher von Unterwerfung keine Rede; im Gegenteil, man besserte die Festungswerke aus, man rief das Landvolk herein, man bewaffnete die Sklaven und versprach ihnen die Freiheit. Aber bald ernüchterte sich der Kampfeseifer. Die Schrecken einer Blockade standen von den Zeiten des peloponnesischen Krieges her doch noch zu deutlich im Gedächtnis. Dazu kam, daß 2000 der vornehmsten Bürger als Gefangene in Philipps Händen waren. Demosthenes merkte, wie die Zügel der Regierung ihm entgleiten wollten: er schützte vor, Geld bei den Bundesgenossen eintreiben zu wollen und fuhr auf einer Staatstriere davon.

Auch Philipp war geneigt, sich friedlich mit Athen zu vergleichen. Die Erfahrungen, die er mit Byzanz und Perinth gemacht hatte, wollte er nicht zum zweitenmal machen. Auch konnte er sich nicht wohl besser als echten Hellenen bekennen, als indem er das Herz von Hellas, Athen, verständnisvoll schonte. Er bot durch den genannten Demades Bedingungen an, die günstiger waren, als sie irgend jemand erwartet hatte. Mit Ausnahme des Chersones sollte Athen sein gesamtes Gebiet behalten; der attische Seebund sollte sich auflösen, seine Mitglieder aber einem alle Hellenen umfassenden Bunde beitreten, den Philipp zu gründen gedachte. Die Gefangenen gab Philipp los und ließ sie durch den Kronprinzen nach Athen geleiten.

Auch die Kleinstaaten schlossen nun eiligst Friede; auch ihnen gegenüber vermied Philipp alle unnötige Härte und begnügte sich damit, Akrokorinth und einige andere wichtige Plätze mit makedonischen Besatzungen zu belegen.

Nur die Spartaner ließen sich nicht herbei, mit Philipp zu verhandeln. Er ließ sie gewähren; sie waren schon seit längerer Zeit ohne maßgebenden Einfluß in den hellenischen Dingen, ihr Schmollen hatte nichts zu sagen.

Im Frühling des nächsten Jahres vollzog sich auf einem Kongreß zu Korinth die Neugestaltung der hellenischen Staatenwelt. Zunächst wurde ein allgemeiner Landfriede verkündet. Sodann gestand Philipp allen Griechen ihre Selbständigkeit zu und veranlaßte sie, einen großen hellenischen Bund zu bilden, der mit Makedonien ein Schutz- und Trutzbündnis einging. Für den Fall eines Krieges behielt der König sich zu Wasser und zu Land den Oberbefehl vor. Es wurde nicht ausgesprochen, aber es war für jedermann klar, daß der so oft geplante Rachezug gegen Persien jetzt unmittelbar vor der Thüre stand.

Noch nie war Griechenland in diesem Umfang geeint gewesen. Und Makedonien, das diese Einigung geschaffen, bot durch seine sicher gefügte Macht volle Garantie, daß sie auch dauern würde. Niemand wird den wackeren Patrioten, die auf den Feldern von Chäronea für die alten Ideale ihres Volkes geblutet haben, seine Teilnahme vorenthalten. Aber für Griechenland und für die Ausbreitung der griechischen Kultur war Philipps Sieg ein Glück.



827. **Kronprinz Alexander.**

Kopf des sogenannten Alexander Rondanini in München.

Nach Fr. Köpps ansprechender Vermutung besitzen wir in dieser Statue die Nachbildung jenes Goldelfenbeinbildes, das Leochares (s. oben S. 539 f.) für das Philippeion in Olympia (vgl. die Fußnote zu Abb. 126) schuf. Der Kronprinz war in der Haltung des Götterboten dargestellt, wie er, Befehle erwartend, neben seinem königlichen Vater stand, das Schlachtfeld überblickend.

Philipps Tod. Indessen war der König dem Ziele seiner Thaten näher, als er glaubte. Die delphische Pythia hatte auf Befragen wegen des bevorstehenden Perserkrieges geantwortet:

„Siehe, der Stier ist bekränzt zur Opferung, bald wird er bluten.“

Dieser Ausspruch, den man auf Persien deutete, ging an Philipp selbst in Erfüllung.

Seine Gemahlin Olympias war ein stolzes, herrschsüchtiges Weib. Sie verzieh es ihrem Gemahl nicht, daß er außer ihr noch anderen Frauen huldigte. Das einzige Band zwischen den beiden Ehegatten war der Sohn Alexander, dem auch Philipp aufrichtig zugethan war, den er aufs sorgfältigste

erziehen und in jeder Hinsicht für die hohe Stellung vorbereiten ließ, zu der er berufen war. Wir sahen schon, daß er ihm bei Chäronea die Führung des Offensivflügels übertrug, damit der Ruhm des Sieges dem Kronprinzen zufalle.

Als Philipp von seinem griechischen Feldzug heimkehrte, faßte er eine Leidenschaft zu Kleopatra, der Nichte seines Feldherrn Attalos; er vermählte sich mit ihr. Als beim Hochzeitsfeste Attalos die zu erwartenden Kinder der neuen Königin für allein ebenbürtig erklärte, warf ihm Alexander in berechtigtem Zorn den Becher an die Stirn. Trunkenen Mutes zückte jetzt Philipp das Schwert gegen den Sohn, fiel aber strauchelnd zu Boden. „Seht", rief der Prinz höhnisch beim Hinausgehen, „mein Vater will von Europa nach Asien ziehen und kann sich nicht von einem Tische zum andern auf den Füßen halten."

Der bedrohte Jüngling eilte nach diesem Vorfall nach Epirus zu seiner Mutter, die bei ihrem Bruder, dem Fürsten Alexander, über Gedanken blutiger Rache brütete. Sie bestürmte den Bruder und den Sohn, das Schwert zu ergreifen. Ein unnatürlicher Kampf zwischen Vater und Sohn, ein Kampf von unberechenbaren Folgen erschien unvermeidlich. Da lenkte der König ein; er vermochte Alexander, an seinen Hof zurückzukehren. Olympias blieb grollend fern; sie ließ sich auch dadurch nicht versöhnen, daß Philipp seine und der Olympias Tochter dem Bruder der Königin, Alexander, zur Gemahlin anbot. Ja es scheint sogar, daß Olympias den Mörder, dem bald darauf Philipp erliegen sollte, ihres Schutzes versichert hat.

Pausanias, ein königlicher Leibwächter, war von Attalos schwer gekränkt worden, und der König weigerte sich, ihm Genugthuung zu verschaffen. Da faßte der gereizte Mann den Entschluß, den König zu ermorden. Er wählte zur Ausführung des Bubenstückes den Tag, an dem Philipp unter großem Gepränge die Vermählung seiner Tochter mit Alexander von Epirus feierte. Die hellenischen Staaten hatten goldene Kronen und Festgeschenke gesandt. Unter den Marmorbildern der zwölf olympischen Götter sah man als dreizehntes die Bildsäule des Königs aufgestellt. Er selbst begab sich am zweiten Tage der Feier in weißen Festgewändern in das Theater, wo ein zu seiner Verherrlichung gedichtetes Stück aufgeführt werden sollte. Auf dem Gange dahin stieß ihm Pausanias den Dolch in die Brust, so daß er lautlos zu Boden sank (336).

Der Mörder suchte zu entfliehen, ward aber eingeholt und von dem erbitterten Volke getötet. So konnte ihn Olympias nicht retten; wohl aber ließ sie seinen Leichnam bekränzen und weihte den mörderischen Dolch dem Apollon, nachdem sie ihren Mädchennamen Myrtalis darauf hatte eingraben lassen: ihr Haß gegen den Gemahl, der sie verstoßen hatte, reichte über das Grab hinaus.

Philipp ist nur 47 Jahre alt geworden. Er war ein außerordentlicher Mensch, so klug wie praktisch, ein Staatsmann allerersten Ranges. In den 24 Jahren seiner Regierung hat er Makedonien groß gemacht und Hellas geeint, zwei Leistungen, von denen jede einzelne genügt, ihn unsterblich zu machen. Der Tod ereilte ihn auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes, als er sich eben anschickte, den großen Zug gegen Persien zu eröffnen: er hinterließ diesen Plan als wichtigstes Vermächtnis seinem Sohn und Erben Alexander.

Alexander der Große.

Die ersten Regierungsjahre Alexanders.

Alexander war im Jahre 356 geboren. Drei Siegesbotschaften soll König Philipp gleichzeitig mit der Nachricht von der Geburt des Sohnes erhalten haben. Auch der Brand des Artemis-Tempels zu Ephesos, den ein ruchloser Mensch Namens Herostratos verursacht hatte, um durch diese Missethat eine traurige Berühmtheit zu erlangen — auch dieser Brand des größten Heiligtums im griechischen Kleinasien soll in der Geburtsnacht Alexanders ausgebrochen sein und als drohendes Feuersignal weit nach Asien hineingeleuchtet haben.

Die Erziehung des ungewöhnlich begabten Knaben übertrug Philipp dem größten Gelehrten jener und vielleicht aller Zeiten, dem Philosophen Aristoteles. Philipp soll bald nach der Geburt des Sohnes dem Gelehrten geschrieben haben: „Nicht daß er geboren ist, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen wird er unser würdig und der Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen sein." Der die Welt dem Gedanken erobert hat, erzog den, der sie mit dem Schwert erobern sollte; ihm gebührt der Ruhm, in dem wilden Knaben den Sinn für wahre Größe geweckt zu haben, der ihn den Genuß verachten lehrte, der seine Leidenschaft adelte und seiner Kraft Maß und Tiefe gab. Alexander bewahrte dem Lehrer allezeit die tiefste Verehrung: seinem Vater danke er nur sein Leben, seinem Lehrer, daß er würdig lebe.

Viele Anekdoten wissen davon zu berichten, wie glücklich sich der Knabe Alexander entwickelte, und wie früh sein Streben auf die höchsten Ziele sich richtete. Als ihm Aristoteles von den vielen Weltkörpern erzählte, die außer der Erde das Weltall füllen, rief er aus: „Und ich habe noch nicht einmal die Erde erobert!" — „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen", klagte er einmal bei der Nachricht von neuen, großen Eroberungen, die der König gemacht hatte. Dagegen wollte er trotz seiner anerkannt ungewöhnlichen Schnellfüßigkeit nicht zu Olympia um den Preis sich bewerben, weil er nur mit Königen um die Wette laufen könne, wie er sich ausdrückte. — Ein sehr schönes Pferd, Bukephalos, das keinen Reiter aufsteigen ließ, bändigte er zum Erstaunen seines Vaters und des ganzen Hofes, indem er es gegen die Sonne richtete, so daß es seinen Schatten nicht mehr sah. Er hatte nämlich beobachtet, daß es davor scheute. Das Roß trug ihn später in allen seinen Schlachten. — Als einst persische Gesandte nach Pella kamen, fragte sie der Knabe sorgsam nach den Heeren und Völkern des Reiches, nach Gesetz und Brauch, nach Verfassung und Leben der Völker: die Perser erstaunten über den Knaben.

Von allen Büchern war dem jungen Prinzen die Ilias das liebste. Sie bildete, wie überhaupt bei der griechischen Erziehung, auch bei der seinigen die Grundlage. Er führte stets eine Abschrift Homers bei sich. Sein Vorbild war Achill, aus dessen Geschlecht seine Mutter stammen sollte; wie jener seinen Patroklos, so liebte er den Freund seiner Jugend Hephästion. Während er sich aber mit Wissenschaft und Kunst vertraut machte, verachtete er kleinliche Bestrebungen. So umstanden einst viele Leute einen Mann, der auf weite

Entfernung Erbsen durch ein Nadelöhr warf, und gaben ihm Geschenke. Alexander, der auch herangetreten war, kehrte ihm verächtlich den Rücken, indem er seinem Diener befahl, dem Künstler für seinen Zeitvertreib ein Säckchen mit Erbsen zu reichen.

Sein Äußeres entsprach seinem Wesen: sein scharfer Gang, sein schwärmerisches, im Zorn erschreckend funkelndes Auge, das zurückfliegende, über der Stirn mähnenartig aufstrebende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundete den Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Miene, das sanfte Rot, das auf seiner Wange spielte, sein feuchtblickendes Auge, das sinnig zur Linken geneigte Haupt.

Schon frühzeitig legte er Proben seines kriegerischen Mutes ab. Während der Belagerung von Byzanz als Statthalter des Reiches zurückgelassen, führte er einen Heerhaufen mit siegreichem Erfolge gegen thrakische Völker, die in des Königs Abwesenheit Raubzüge unternahmen. In der Schlacht bei Chäronea durchbrach dann der 18-jährige die thebanische Phalanx und warf die Heilige Schar unter blutigem Gemetzel zu Boden. So war er trotz seiner Jugend kein Unbekannter mehr, als Philipps plötzliches Ende ihm den Weg zum Trohne öffnete.

Alexanders Thronbesteigung (336). Aber der junge Herrscher mußte sich sein Erbe erst erstreiten. Zwar die alten Kriegshauptleute huldigten dem tapferen Sohn ihres Königs ohne weiteres; doch es bestand eine Partei, die dem eben geborenen Sohn der Kleopatra die Nachfolge sichern wollte. Auch Heromenes und Arrhabäos, die Sprößlinge einer Nebenlinie des königlichen Hauses, meldeten sich als Bewerber um den Thron. Aber Alexander ging mit rücksichtsloser Bestimmtheit zu Werke: das Kind der Kleopatra wurde getötet und damit jeder Versuch einer Erhebung zu seinen gunsten im Keime erstickt. Auch Heromenes und Arrhabäos wurden hingerichtet, weil es sicher schien, daß sie mit dem Mörder Pausanias in Verbindung gestanden hatten.

So war Alexander in Makedonien Herr. Seine Lage blieb trotzdem schwierig genug. Attalos, sein erbitterter Feind, der gerade in Asien ein Kommando hatte, drohte mit offenem Abfall. Überall erhoben die unterworfenen Völker das Haupt. In Ambrakia brach ein Aufstand aus, und die makedonische Besatzung wurde vertrieben. Theben schickte sich an, es ebenso zu machen; auch im Peloponnes begann es zu gären. Den Mittelpunkt aber für alle diese Bestrebungen gab wieder Athen ab.

Athen unter Lykurgos. Dort war bald nach dem Vergleich mit Philipp ein Umschwung der Volksstimmung eingetreten und Demosthenes wieder Herr der Lage geworden; zielbewußt arbeitete er auf die Rache für Chäronea hin und trotz allen Unheils, das er über Athen gebracht hatte, besaß er das Vertrauen der Menge. Neben ihm kam jetzt immer mehr zu Einfluß der aristokratische Lykurgos; er schwärmte für die patriarchalischen Sitten der guten alten Zeit; barfuß und ohne Hemd, nur mit einem Mantel bekleidet, bewegte er sich auf den Straßen der Weltstadt. Sein politisches Ideal war Sparta; er versprach sich viel von einem häufigeren Gebrauch der Prügelstrafe; als Staatsanwalt beantragte er gewöhnlich auf Hinrichtung, so daß man von seinen Reden, wie einst von Drakons Gesetzen (vgl. oben S. 234), behauptete, sie seien mit Blut geschrieben. Den Athenern imponierte der Mann durch

seine altmodische Sittenstrenge, aber auch durch das Temperament seiner leidenschaftlichen Reden; zwölf Jahre lang vertrauten sie ihm die Oberleitung ihrer durch den Krieg zerrütteten Finanzen an, und in dieser Stellung hat er Großes geleistet; er hob die Einkünfte des Staates auf eine Höhe, die bisher noch nie erreicht worden war. So stellte er die Mittel bereit, mit denen auf Demosthenes' Rat der Militärdienst reformiert und die Festungswerke von Stadt und Hafen, entsprechend den Fortschritten der Belagerungskunst, verstärkt werden konnten.

Alexanders erste Feldzüge. Die Nachricht von Philipps Ermordung erfüllte Demosthenes mit zuversichtlicher Freude: festlich geschmückt, einen Kranz im Haar, brachte er im Rathaus ein Dankopfer dar. Von dem „dummen Jungen" in Pella hatte nach seiner Ansicht die griechische Freiheit nichts mehr zu befürchten. Aber Alexander machte durch seine fabelhafte Plötzlichkeit allen Abfallgelüsten rasch ein Ende. Ehe man sich's versah, stand er in Thessalien und ließ sich zum lebenslänglichen Archon des thessalischen Bundes wählen. Dann berief er die Amphiktyonen an die Thermopylen, damit sie ihm die Schirmherrschaft über das delphische Heiligtum übertrügen. Die Thebaner und Athener, die auf dem besten Wege waren, sich zu empören, lenkten nun schleunigst ein und versicherten dem König ihre Treue. Auf einer großen Versammlung zu Korinth wurde der Bund mit dem jungen König unter denselben Bedingungen wie vorher mit dessen Vater erneuert.

Damals soll Alexander den kynischen Philosophen Diogenes (vgl. oben S. 485) besucht haben, der vor dem thönernen Faß, das ihm als Wohnung diente, in der Sonne lag und sich durch die Ankunft des Königs in seiner Ruhe nicht stören ließ. Im Verlaufe des Gespräches führte Diogenes die Ansicht aus, daß es die wichtigste Aufgabe des Menschen sei, sich möglichst von Bedürfnissen frei zu erhalten. Als ihm darauf der König die Erfüllung irgend eines Lieblingswunsches zusicherte, brachte er nur die Bitte vor, er möge ihm ein wenig aus der Sonne gehen. Bei diesen Worten konnte sich der junge Fürst des Ausrufs nicht enthalten: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein!" Er mochte mit dieser Bemerkung wohl seine Überzeugung aussprechen, daß das menschliche Glück entweder im uneingeschränkten Besitz oder in möglichster Unabhängigkeit von Bedürfnissen bestehe; er übersah, daß Diogenes eigentlich doch ein unnützer Träumer war, dem alles Streben fehlte, für die eigene und des Staates Wohlfahrt seine Kräfte anzustrengen. Es wäre eine langweilige und inhaltlose Welt, wenn alle Menschen wie Diogenes denken und sich vor einer Tonne sonnen wollten. Alexander war jedenfalls nicht dazu geschaffen; er war ein Mann der That.

Es war höchste Zeit, daß der König bald darauf nach Makedonien zurückkehrte; denn Attalos hatte dort von Asien aus eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Alexander griff jetzt mit rücksichtsloser Grausamkeit durch: Attalos wurde durch einen Vertrauten des Königs ermordet, sämtliche Anhänger seiner Partei aus dem Wege geräumt. Dann aber gab es Ruhe in Makedonien.

Im Frühling 335 rückte Alexander gegen die barbarischen Völker des thrakischen Nordens, um sich auch bei ihnen in Respekt zu setzen. Er überschritt den hohen Balkan im Kampf mit den Thrakern. Diese stießen zu ihrer Verteidigung vierräderige Wagen die engen Schluchten hinab, durch welche die Makedonen ziehen mußten. Aber Alexander ließ seine Krieger mit den

Schilden ein Dach bilden, über das die Wagen, ohne Schaden zu thun, hinwegrollten. Dann überschritt er im Angesicht des Feindes die Donau, ohne einen Mann zu verlieren. Weiter nach Norden wollte er nicht vordringen; er kehrte also um und wandte sich nach Illyrien. Hier kam er wiederholt in höchst bedenkliche Situationen. Mehrfach wurde ihm die Verbindung mit Makedonien abgeschnitten. In einem Gefecht mit illyrischen Bergvölkern wurde er von einem Keulenschlag getroffen und durch einen Steinwurf verwundet, und Flüchtlinge seines Heeres verbreiteten schon das Gerücht von seinem Tode. Aber schließlich gewann auch hier das kriegerische Genie des Königs und die taktische Übung der Makedonen die Oberhand. Die besiegten Fürsten, Raub und Plünderung fürchtend, baten um Frieden und erhielten ihn unter billigen Bedingungen; denn der König hatte nicht Zeit, die vollständige Niederwerfung der Barbaren zu betreiben, da aus Griechenland Nachrichten von neuen Unruhen kamen, die alle seine hochfliegenden Pläne zu vereiteln drohten.

Die Erhebung der Griechen. Die von Flüchtlingen verbreitete Nachricht, Alexander sei gefallen, hatte in allen griechischen Städten aufs neue die Hoffnung erweckt, das makedonische Joch abschütteln zu können. In wirksamer Weise wurde diese Stimmung durch persisches Gold unterstützt, das aus den Schatzkammern des Großkönigs floß, um dem Makedonen in Griechenland Feinde zu erwecken und ihn auf diese Weise am Zug nach Asien zu hindern. Demosthenes vergaß sich so weit, daß er sich eine große Summe, angeblich 300 Talente, einhändigen ließ, um sie nach bestem Ermessen im Interesse des Großkönigs zu verwenden. Theben schritt zuerst von Worten zur That. Die Bürgerschaft erhob sich; was von der makedonischen Besatzung zufällig in der Stadt war, wurde niedergemetzelt, die Kadmea mit Belagerungswerken eingeschlossen; die verbannten Patrioten kehrten heim. Aus Athen sandte Demosthenes Waffen, die mit dem Gelde des Großkönigs beschafft waren. Auch Athen rüstete jetzt zum Kriege, ebenso die meisten anderen Staaten; schon rückten aus Elis und Arkadien streitbare Söldnerscharen nach dem Isthmus vor.

Alexander in Hellas. Auf die Nachricht hiervon brach Alexander sogleich mit der ganzen Heeresmacht auf und erschien unerwartet in Böotien. Keine Nachricht, kein Bote war ihm vorausgegangen. Als die Kunde sich verbreitete, der König, den man für besiegt, für tot gehalten, stehe mit Heeresmacht vor Theben, da wollten die wenigsten es glauben. Als aber die Nachricht sich bestätigte, war aller Freiheitsdrang in Hellas wie gelähmt. Nur die verbannten Patrioten, die jetzt in Theben das große Wort führten, wollten von keiner Unterwerfung wissen. Vergebens bot Alexander den Thebanern Verzeihung an; seine billigen Bedingungen wurden mit Hohn zurückgewiesen. So kam es denn zum Sturm. Die Mauern der Kadmea, aus der die makedonische Besatzung nicht hatte vertrieben werden können, fielen im Süden der Stadt eine Strecke weit mit der Stadtmauer zusammen. Um nun den Makedonen auf der Burg die Verbindung nach außen hin abzuschneiden, hatten die Thebaner hier im Süden eine doppelte Umwallungslinie vorgelegt; diesem Vorwerk galt der Angriff der Makedonen. Der feurige Perdikkas drang über den ersten Wall in die Verschanzungen ein, brach dann aber schwer verwundet zusammen. Doch neue Truppen drängten nach, und bald sahen sich die Thebaner auf die Stadtmauer selbst zurückgetrieben. Der Feind

blieb ihnen dicht auf den Fersen und drang zugleich mit den Flüchtigen durch das Thor; ein anderer Teil der Makedonen vollzog jetzt die Vereinigung mit den auf der Kadmea eingeschlossenen Landsleuten und stieg dann von der Burg in die Stadt hinab. Vergebens setzten sich die Thebaner auf dem Markt nochmals zur Wehr, vergebens kämpften einzelne Krieger bis in den Tod; die Stadt war erobert, Mord und alle Greuel des Krieges wüteten in den Straßen, in den Häusern und Tempeln. Nur einzelne Flüchtlinge entrannen nach Athen, und ein Häuflein Krieger zu Roß und zu Fuß brach sich freie Bahn nach den nahen Bergen.



828. Alexander der Große.

Herme im Louvre zu Paris.

Als Eigentümlichkeiten in der Erscheinung Alexanders d. Gr. werden uns erwähnt: eine leichte Neigung des Kopfes nach der linken Schulter, der „feuchte Blick“ des Auges, löwenähnlich über der Stirn sich aufbäumendes Haar. Man glaubt alle diese Züge in diesem leider schlecht erhaltenen Bilde wiederzuerkennen. Da es außerdem in der Auffassungsweise mit dem Apoxyomenos Lysipps (s. unten) unverkennbare Verwandtschaft besitzt, so ist es nicht unmöglich, daß wir in dieser Herme die Nachbildung eines Lysippischen Alexanderporträts besitzen.

Am folgenden Tage wurde über die Stadt Gericht gehalten; die Richter aber waren die Bürger der von den Thebanern zerstörten Städte Thespiä, Platää und Orchomenos. Das Urteil, das unter solchen Umständen nicht zweifelhaft sein konnte, lautete dahin, daß Theben von der Erde vertilgt, die gefangene Bevölkerung auf dem Sklavenmarkt verkauft werden solle. Alexander ließ den harten Spruch vollstrecken: die Häuser wurden zerstört, nur die Tempel und das Haus des Dichters Pindar (vgl. oben S. 399) blieben verschont. Über 2 Millionen Mark wurden aus dem Verkauf der 3000 gefangenen Thebaner gelöst. Die sagenberühmte Stadt, die so lange eine der ersten in Hellas gewesen war, die Spartas Macht bei Leuktra zertrümmert hatte, sie war ausgelöscht aus der Reihe der Lebenden, der Pflug ging über die Stätte, wo sie gestanden hatte. Es war, wie ein Zeitgenosse klagte, als ob Zeus den Mond vom Himmel gerissen hätte. Noch stand die Sonne von Hellas, Athen; aber wer hatte nach solchen Schicksalsschlägen noch den Mut, für sie zu hoffen?

Niemand dachte mehr an Abwehr; die Athener nahmen zwar die flüchtigen Thebaner auf, setzten ihre Festungswerke in Stand und sammelten das

Landvolk hinter ihren Mauern; aber auch sie schickten zu Alexander und beglückwünschten ihn zu seinem Erfolg gegen Theben. Der König wußte wohl, daß der Aufstand Thebens in Athen vorbereitet und von hier aus unterstützt worden war; aber er wollte die Athener nicht den Persern in die Arme treiben. So erklärte er sich bereit, das früher geschlossene Bündnis fortbestehen zu lassen, wenn Demosthenes, Lykurgos, Charidemos und einige andere ihm feindliche Persönlichkeiten ausgeliefert würden. Allein das Volk von Athen verwarf diese Forderung und schickte sich schon zum Äußersten an. Dem König aber lag viel zu viel daran, mit Athen in gute Beziehungen zu treten, als daß er auf seinem Satz hartnäckig bestanden hätte. Er gab sich damit zufrieden, daß Charidemos, der Unversöhnlichste der Unversöhnlichen, verbannt wurde. So zeigte sich Alexander, gleich seinem Vater, von tiefer Ehrfurcht vor Athen beseelt, als vor der Stadt, die als Mittelpunkt der Bildung galt, der Stadt, deren öffentliche Meinung über den Ruhm von Dichtern, Feldherren und Staatsmännern das maßgebende Urteil fällte. Bald darauf berief der König eine Versammlung aller Hellenen nach Korinth. Er ward von den Gesandten mit Lob und Schmeicheleien überschüttet, die er ebenso zu würdigen wußte, wie er den Trotz der noch allein widerstrebenden Spartaner für gar nichts achtete.

Die Eroberung des persischen Reiches.

Die Verhältnisse der Heimat waren nun geordnet; jetzt konnte Alexander an den großen Zug gegen Persien denken. Es war dazu die höchste Zeit; denn alle Erfolge, die ein von Philipp nach Kleinasien vorausgesandtes Heer erfochten hatte, waren allmählich wieder verloren gegangen; die Perser standen wieder am Hellespont und konnten, wenn sie hier eine Flotte sammelten, die Überfahrt nach Kleinasien jedem verwehren. Die Kriegsmacht des Reiches teilte Alexander in zwei Hälften; die eine überließ er dem bewährten Antipater, dem er die Verwaltung Makedoniens übertrug; die andere bestimmte er für den Feldzug. Letztere bestand aus 12000 Phalangiten und 1500 Reitern; dazu kamen 1500 Reiter aus Thessalien, 7000 Mann und 600 Pferde aus dem übrigen Hellas, 900 leichte Reiter aus Thrakien, 600 Mann leichtes thrakisches und illyrisches Fußvolk; außerdem 5000 schwerbewaffnete Söldner, alles in allem 30000 Mann zu Fuß und 4500 Pferde. Das Landheer wurde unterstützt durch eine Flotte von 160 Trieren, wovon Athen 20 gestellt hatte. Als militärischer Berater stand dem König Parmenion zur Seite, dessen Verdienste um die Eroberung Asiens gar nicht hoch genug angeschlagen werden können. Sein Sohn Philotas kommandierte die makedonischen Reiter oder Hetären, sein zweiter Sohn Nikanor die Elite des Fußvolkes.

Mit dieser verhältnismäßig geringen Macht hoffte Alexander das persische Reich zu überwältigen. Er war von solchem Vertrauen erfüllt, daß er seinen Makedonen einen großen Teil der bisherigen Steuern erließ und viele königliche Güter unter die Obersten und Befehlshaber der Hetären verteilte. Als ihn daher Perdikkas fragte, was ihm selbst übrigbleibe, antwortete er: „Die Hoffnung!“ Sie gründete sich auf die bewährte Tüchtigkeit seines sieggewohnten Heeres; sie rechnete aber auch mit der Verwirrung im persischen Reiche, die gerade jetzt den Höhepunkt erreicht hatte.

Das Perserreich, das Alexander zu erobern unternahm, war wenigstens fünfzigmal so groß wie sein eigenes und muß etwa zwanzigmal so viele Einwohner gezählt haben. Es erstreckte sich vom Hellespont bis zum Fünfstromland Indiens, vom Aralsee bis zu den Katarakten des Nil. Es umfaßte Zonen von äußerster Kälte und von sonnigster Glut, Menschen von allen Rassen, Sprachen, Religionen. Kein Band hielt diese Länder und Menschen zusammen als der Wille des Königs. Das Königtum der Achämeniden ließ nach dem Vorgang des Kyros, des großen Begründers des Reiches, den einzelnen Stämmen die Religion und Gebräuche, die ihnen behagten; es verlangte nur Steuern und Soldaten und garantierte dafür auf Tausende von Meilen den Frieden und Sicherheit von Handel und Wandel. Aber trotzdem mehrten sich die Aufstände und die Versuche einzelner Provinzen, sich selbständig zu machen. Besonders in Ägypten waren, wie wir sahen, wiederholt Sonderbestrebungen hervorgetreten; noch schlimmer stand es um die Botmäßigkeit der Kleinasiaten, die sich einem despotischen Willkürregiment, wie es das persische war, nicht unterzuordnen verstanden. In Ägypten und Kleinasien erlitt denn auch der Koloß die ersten erschütternden Stöße.

Um 360 waren die westlichen Provinzen dem persischen Reich so gut wie verloren, und seine Fortdauer schien überhaupt gefährdet. Da wurde es noch für ein Vierteljahrhundert gerettet durch einen König von großer Thatkraft. Es war Artaxerxes III. Ochos, der seit 358 regierte, nachdem er seine besser berechtigten Anverwandten samt und sonders mit Gift und Dolch aus dem Wege geräumt hatte. Mit einem großen Heere, in dem sich auch 10000 Hellenen befanden, zog er gegen das abtrünnige Phönizien und kam durch Verrat in den Besitz von Sidon. Die Sidonier verbrannten ihre Häuser und stürzten sich in die Flammen, um den Persern nicht in die Hände zu fallen. Dann ging es gegen Ägypten, und auch hier war Artaxerxes siegreich. Um den Ägyptern zu zeigen, wie sehr er sie verachte, verzehrte er mit seinem Gefolge den heiligen Apis-Stier, und da die Ägypter ihn einen Esel nannten, so erklärte er den Esel für das heilige Tier des Landes. Mit den Griechen hat Artaxerxes nicht gekämpft; aber sein Gold hat, wie wir sahen (S. 564), mehrfach eine Rolle im griechischen Leben gespielt. Im Jahre 338 wurde er von seinem Minister Bagoas ermordet, der danach seine ganze Familie ausrottete, so daß die höchste Würde jetzt auf eine Seitenlinie des Königsgeschlechts der Achämeniden überging.

Dareios III. Kodomannos, ein milder und gerechter Herrscher, wurde im Jahre 336 Reichsoberhaupt. Er hatte schon Proben persönlicher Tapferkeit abgelegt, indem er einen riesigen Krieger im Zweikampf besiegte; allein auch er versank bald in die Wollüste des Serails und zeigte weder als Staatsmann noch als Feldherr Kraft und Geschick. Kein ernstes Mahnwort wohldenkender Männer drang zu den Ohren des Herrschers, kein Hilferuf der Unterdrückten, kein Jammergeschrei aus den Flammen zerstörter Städte durfte die Ruhe des unthätigen Regenten stören. Hundert Thore verschlossen den Zugang zu seinen Prunkgemächern; Kämmerer und Leibwächter bedrohten jeden Frevler, der es wagen wollte, mit dem Worte der Wahrheit vor den Monarchen zu treten. So lebte der Großkönig dahin, bis der kühne Eroberer mit rauher Faust an die Pforten des Reiches pochte. Da machte er sich auf,

um mit seinen unkriegerischen Massen dem jungen König entgegenzutreten, dessen abgehärtete Krieger die Thraker, Illyrier und Hellenen überwunden hatten.

Alexanders Auszug. König Philipp hatte, als er sich zu dem Feldzug gegen Persien rüstete, seinen umsichtigen Feldherrn Parmenion, wie auch den Attalos, mit einem bedeutenden Heerhaufen nach Kleinasien vorausgesendet, um die griechischen Städte Kleinasiens zu befreien. In dem thatenreichen Sommer, da Alexander die Erstlingsproben seines Feldherrngeschicks ablegte, hatte dort Parmenion mit wechselndem Glück den Krieg geführt. Gegen ihn befehligte Memnon, ein kühner Abenteurer von Rhodos, der früher an einem Aufstande gegen Artaxerxes III. teilgenommen, nach Unterdrückung desselben am Hofe zu Pella Schutz gesucht, dann aber wieder in Persien ehrenvolle Aufnahme gefunden hatte. Er war ein Mann von großen Fähigkeiten, der einzige würdige Gegner Alexanders. An der Spitze persischer Reiter und hellenischer Söldner zwang er Parmenion, die Belagerung von Pitane an der äolischen Küste aufzuheben; dann erfocht er einen Sieg im Gebiete von Troas und drängte den makedonischen Feldherrn Kalas, den Nachfolger des Attalos, nach dem Hellespont, wo er ihn auf den engsten Raum beschränkte. Wären damals die persischen Satrapen und die phönizische Flotte rechtzeitig eingetroffen, so hätte Memnon die ganze Küste gewonnen und damit die Landung in Asien unmöglich gemacht; aber in dem Reiche des Großkönigs gingen alle Bewegungen langsam von statten.

Im Frühjahr 334 führte Alexander sein Heer in zwanzig Tagen nach dem Hellespont. Während die Mehrzahl der Truppen unter Parmenions Aufsicht bei Sestos über die Meerstraße setzte, vollzog der König selbst mit dem Rest seinen Übergang gegenüber vom trojanischen Gestade. Auf der Höhe des Hellesponts opferte er dem Poseidon und den Nereiden aus goldener Schale. Dann lenkte er, selbst am Steuer des vordersten Schiffes stehend, zu der Bucht hinüber, die seit den Zeiten Achills und Agamemnons der Hafen der Achäer hieß. Als man dem Ufer sich näherte, schleuderte der König seine Lanze in das Land der Feinde und sprang dann, der erste von allen, in voller Rüstung an den Strand. Hierauf besuchte er die Ruinen Ilions, opferte im Tempel der ilischen Athene, weihte ihr seine Waffen und nahm dafür einen heiligen Schild mit, der im Tempel hing und für den des Achill gegolten haben mag. Vor allem ehrte er das Andenken seines großen Ahnen Achill: er kränzte und salbte des Helden Grab, wie sein Freund Hephästion das des Patroklos. Wettkämpfe aller Art beschlossen die stimmungsvolle Erinnerungsfeier; dann zog das vereinigte Heer ostwärts nach der Propontis.

Hier hatten die Satrapen Vorderasiens ein ansehnliches Heer von 40000 Mann, zur Hälfte aus persischen Reitern und griechischen Söldnern bestehend, gegen ihn aufgeboten. Sie lagerten am Granikos, einem Flusse, der in nördlicher Richtung der Propontis zuströmt. Anfangs waren die Perser zweifelhaft, ob sie eine offene Schlacht liefern sollten; der kriegserfahrene Memnon erklärte sich dagegen; er empfahl, ins Innere zurückzuweichen, das Land ringsum zu verwüsten und dem Feind dadurch das Vorrücken zu erschweren, bis die Flotte herankomme, den Krieg nach Hellas hinüberspiele und so Alexander zum Rückzug zwinge. Der Plan war wohlüberlegt, aber die Satrapen verwarfen ihn und erwarteten den Feind in einer günstigen Stellung

auf dem rechten, steil abfallenden Ufer des Granikos. Vorne, weithin längs des Flusses, standen die Reiter, hinter ihnen auf hügeligem Boden war das Fußvolk aufgestellt.

Schlacht am Granikos. Parmenion warnte vor dem Angriff bei vorgeschrittener Tageszeit mit marschmüden Kriegern. Alexander aber fürchtete, durch sein Zögern die Feinde zu ermutigen, den Seinigen das Selbstvertrauen zu erschüttern: an der Spitze eines Reitertrupps setzte er selbst allen voran im Angesicht der Feinde durch den Fluß und stürmte die jenseitige Uferhöhe hinan. Es entspann sich ein hitziges Reitertreffen, in dem die Perser zuerst



829. Alexander der Große am Granikos.

Bronzestatue aus Herkulaneum.

Wahrscheinlich eine verkleinerte Wiederholung aus jener Gruppe von 25 Reiterstatuen, die Alexander zum Andenken an die Schlacht am Granikos von Lysippos verfertigen und zu Dion in Makedonien aufstellen ließ. Der König ist barhäuptig dargestellt, in Erinnerung an die Lebensgefahr, die er am Granikos bestanden hatte: es blieb seitdem üblich, Herrscher im Schlachtgetümmel ohne Kopfbedeckung darzustellen.

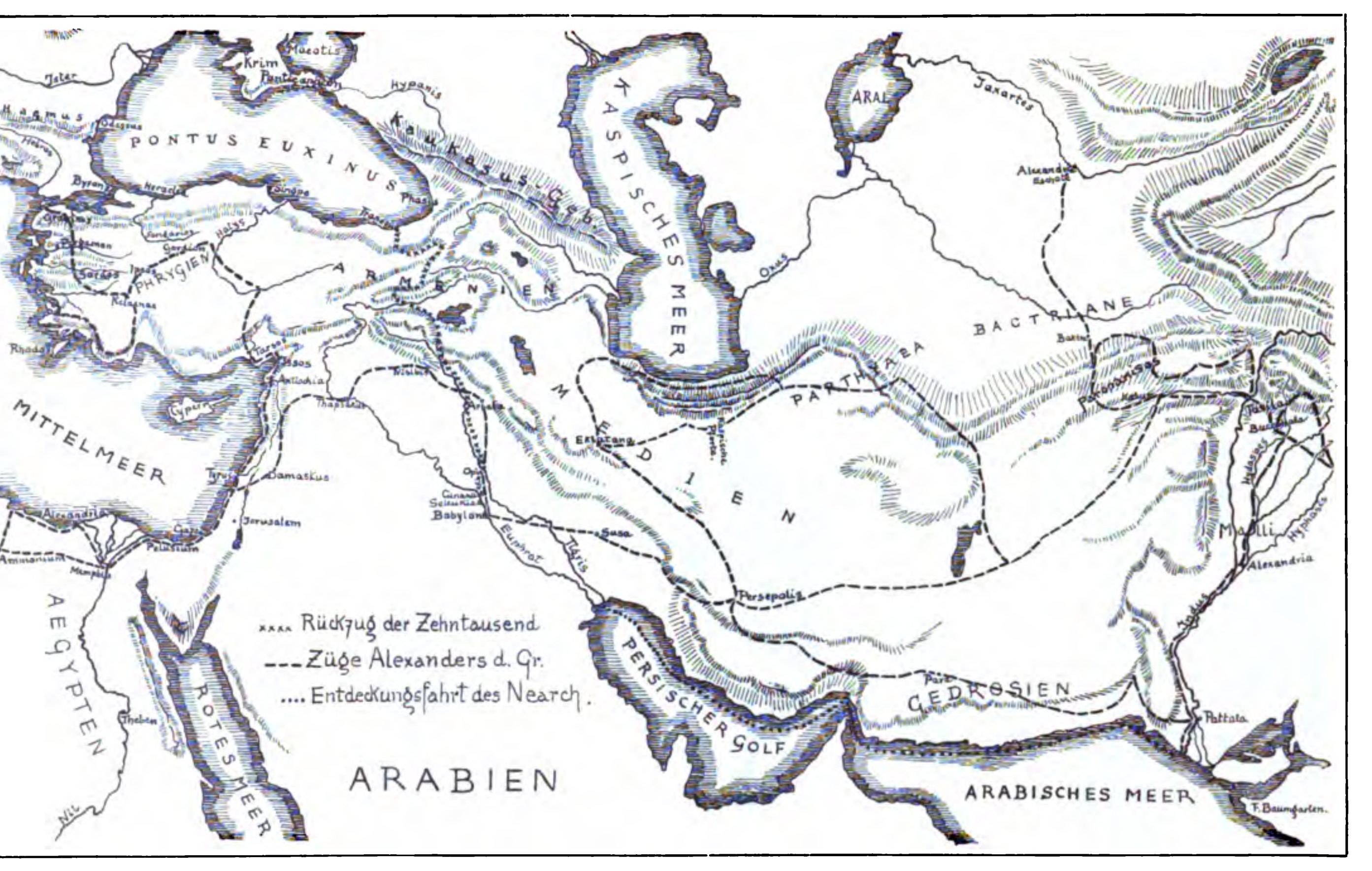
im Vorteil waren, schließlich aber der überlegenen Tüchtigkeit und besseren Bewaffnung der Gegner den Sieg lassen mußten. Alexander, in glänzender Rüstung, den Helm auf beiden Seiten mit weißen, flügelartigen Federn geschmückt, kämpfte im dichtesten Getümmel. Um ihn drängte sich die ganze Gewalt des Kampfes, da die persischen Fürsten nach der Ehre strebten, den König zu fällen. Er geriet auch wirklich in die höchste Lebensgefahr. Ein Schwertstreich hatte ihm den Helm zerschmettert; schon schwebte eine feindliche Streitaxt über dem schutzlosen Haupte des Königs: da trennte des tapferen Klitos sicherer Hieb des Persers Arm vom Rumpfe. Das Beispiel des Königs entflammte die makedonische Ritterschaft zu Thaten höchster

Tapferkeit; sie durchbrachen endlich die Reiterlinie der Perser. Das feindliche Fußvolk, aus hellenischen Söldnern bestehend, konnte nun nicht mehr hoffen, dem Ansturm sämtlicher Makedonen erfolgreich zu widerstehen; aber es verkaufte den Sieg so teuer wie möglich und machte dem hellenischen Namen auch im Unterliegen alle Ehre.

Durch diesen ersten Sieg war ganz Kleinasien für den Sieger gewonnen; denn das feindliche Heer löste sich völlig auf, und die Satrapen hatten vorerst keine Mittel, ein anderes zusammenzubringen. Alexander, dessen Verlust unbedeutend war, bewies sich übrigens des Glückes würdig. Er ehrte nicht nur die beim Übergang über den Granikos gefallenen 25 Ritter als erste Opfer des Krieges durch ein Denkmal von 25 ehernen Statuen, welche (vgl. Fußnote zu Abb. 329) die Meisterhand des Lysippos schuf, sondern er besuchte auch die Verwundeten und sorgte für ihre Pflege. Sogar den Leichen der Barbaren ließ er ein ehrliches Begräbnis bereiten. Von der reichen Beute aber schickte er 300 persische Rüstungen als Weihgeschenk nach Athen, damit sie auf der Burg der bedeutendsten Hellenenstadt seinen Sieg verkündeten, mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Alexander, Philipps Sohn, und die Hellenen, mit Ausnahme der Lakedämonier, erbeuteten dies von den Barbaren in Asien."

Feldzug in Kleinasien. Nach kurzer Rast durchzog Alexander die Provinzen Kleinasiens, um, was der erste Sieg in seine Hand gegeben hatte, auch wirklich in Besitz zu nehmen. Er fand wenig Widerstand. Sein Feldherr Parmenion nahm die phrygische Hauptstadt Daskylion in Besitz, er selbst rückte in Lydien und bald in dessen Hauptstadt Sardes ein, wo sich ihm die starke Burg mit reichen Schätzen ohne Schwertstreich ergab. Wie einen Befreier empfingen ihn die meisten griechischen Städte, unter ihnen besonders Ephesos. Nur die wichtige Hafenstadt Milet leistete Gegenwehr, da eine persische Flotte von 400 Segeln in der Nähe stand. Doch Nikanor mit 160 makedonischen Trieren kam den Persern zuvor, legte sich vor Milet vor Anker und blockierte die Stadt von der Seeseite, während Alexander sie zu Land enger und enger einschloß und zuletzt im Sturme nahm.

Memnon hatte sich inzwischen mit den Trümmern des am Granikos besiegten persischen Heeres nach Halikarnassos geworfen, der wichtigsten Stadt an der karischen Küste (vgl. Abb. 11). Er verstärkte die Verteidigungswerke der Stadt und sah mit seinen aus Persern und griechischen Söldnern bestehenden Truppen mit Zuversicht dem Anmarsch der Feinde entgegen. Alexander hatte inzwischen seine Flotte, weil sie der persischen nicht entfernt gewachsen war, völlig aufgelöst; er suchte den Sieg nur da, wo er zu finden war, und schloß die Möglichkeit einer Niederlage aus, wo er konnte. Das war gewiß sehr verständig gehandelt; aber für die Einnahme einer Seestadt wie Halikarnaß ergab sich daraus eine große Schwierigkeit: sie konnte nur von der Landseite her betrieben werden. Alle Mittel der Belagerungskunst wurden angewendet, um die hartnäckige Verteidigung zu überwältigen. Sturmböcke und Mauerbrecher arbeiteten unter dem Schutze von Schirmdächern, die man Schildkröten nannte, mit zerstörender Gewalt; Katapulten und Ballisten waren unausgesetzt in Thätigkeit. Vergebens machten die Verteidiger Ausfälle und verbrannten einen Teil der Maschinen; die Beharrlichkeit der Belagerer ersetzte alle Verluste.



880. Die Feldzüge Alexanders des Großen.

Da ließ Memnon, die Aussichtslosigkeit längeren Widerstandes erkennend, die Stadt anzünden, nahm die Einwohner an Bord seiner Schiffe und führte sie nach der nicht fern gelegenen Insel Kos. Er überließ dem Sieger das Land; ihm aber und seiner überlegenen Flotte gehörte das Meer. Er entwarf den kühnen Plan, die griechischen Inseln zu erobern, ganz Hellas durch persisches Gold zum Abfall zu bringen und dann Makedonien selbst anzugreifen. Schon hatte er Chios erobert und Lesbos zum Teil gewonnen. Auch viele kykladischen Inseln erklärten sich für die persische Sache; die Spartaner traten mit Memnon in Verbindung, die Athener lauschten auf seinen Ruf, ganz Griechenland geriet in Bewegung. Da erkrankte der kühne Mann bei der Belagerung von Mytilene und starb. In Persien war niemand, der ihn ersetzen konnte.



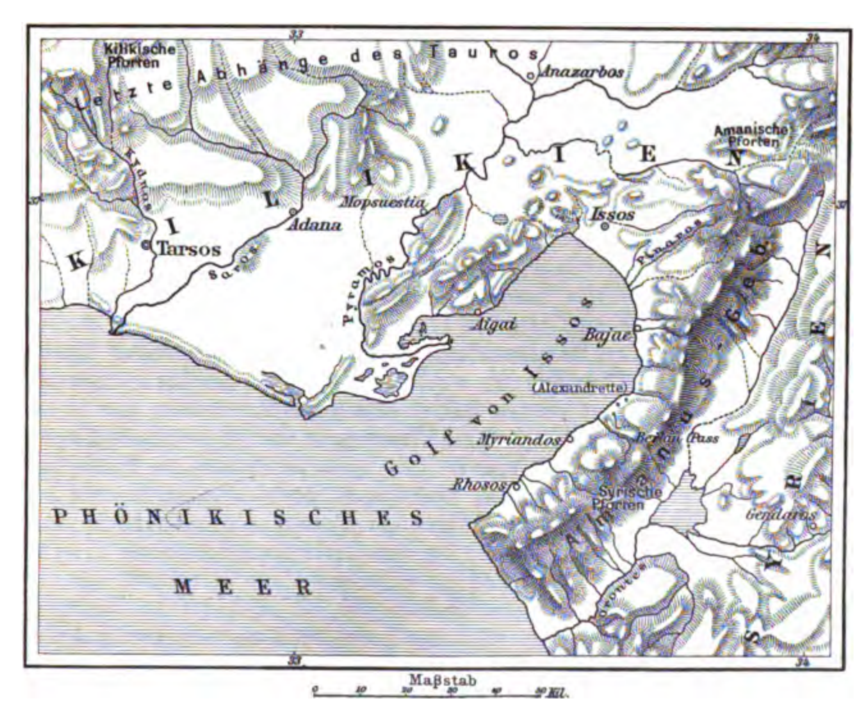
381. Griechische Belagerungsmaschinen.

Nach der Einnahme von Halikarnaß teilte Alexander sein Heer und sandte Parmenion durch die Landschaften des Innern, während er selbst die übrigen Küstenstädte Kleinasiens und die sie vom Innern trennenden Gebirgsränder zu unterwerfen fortfuhr. Parmenion scheint kaum Widerstand gefunden zu haben; Alexander fand ihn besonders in der Landschaft Pisidien. Die pisidische Stadt Termessos mußte er unbezwungen lassen, wenn nicht die Einkehr zur Winterrast allzu sehr verzögert werden sollte.

Erst nachdem ganz Kleinasien bis zum Tauros unterworfen war, bezog er in der phrygischen Stadt Gordion die Winterquartiere. Auf der Burg von Gordion zeigte man einen Wagen, an dessen Deichsel das Jochholz durch einen aus Baumbast geschürzten Knoten so kunstreich befestigt war, daß man

weder Anfang noch Ende bemerken konnte. Es gab ein Orakel, daß, wer den Knoten löse, Asiens Herrschaft erlangen werde. Alexander ließ sich die Burg und den Wagen zeigen, er hörte von diesem Orakel und beschloß, es zu erfüllen. Aber umsonst suchte er ein Ende des Bastes, und verlegen betrachteten die Umstehenden sein vergebliches Bemühen. Endlich zog er sein Schwert und durchhieb mit eins den „gordischen Knoten". Das Orakel war, gleichviel wie, erfüllt.

Nachdem er im Frühjahr 333 frisches Kriegsvolk aus Makedonien und Griechenland an sich gezogen hatte und mit den Reiterscharen des Parmenion, die bei Sardes überwintert hatten, wieder zusammengetroffen war, nahm er



882. Das Schlachtfeld von Issos.

seinen Marsch über Ankyra nach den kilikischen Pässen am Nordrande des Tauros. Er erreichte in der Glut eines heißen Sommertages schweiß- und staubbedeckt die Stadt Tarsos, durch die der Kydnos, ein eisiges, von Gletschern gespeistes Bergwasser fließt. Die Klarheit und Frische des Wassers luden zum Baden ein. Alexander, jegliche Vorsicht mißachtend, stürzte sich in die silberhelle Flut, aber er ward sogleich ohnmächtig. Man entriß den König zwar den Wellen, allein sein Zustand war höchst bedenklich; er schwebte tagelang zwischen Tod und Leben. Die Freunde trauerten, das Heer verzweifelte, der Feind war nahe; niemand wußte Rettung. Da bereitete der akarnanische Arzt Philippos einen Trank, womit er dem König augenblicklich zu helfen verhieß. Zu derselben Zeit empfing Alexander von Parmenion

einen Brief, der ihn vor dem nämlichen Philippos warnte, weil er vom Perserkönig bestochen sei. Als der Arzt mit dem Getränk erschien, sah der König ihn fest an und erkannte seine Treue. Er überreichte ihm darauf das offene Schreiben, während er zugleich ohne Bedenken den Becher leerte. Er hatte sich in dem Manne nicht getäuscht. Die Arznei bewirkte einen heftigen Schweiß, worauf erquickender Schlaf und bald Genesung erfolgte.

Schlacht bei Issos (November 333). Es war aber auch an der Zeit, daß der königliche Feldherr der Krankheit Meister ward; denn bald darauf lief die Nachricht ein, Dareios selbst habe sich von seinem alten Herrschersitz erhoben und stehe schon mit der ganzen Macht des Reiches in den syrischen Ebenen, um dem weiteren Vordringen des verwegenen Eroberers Einhalt zu thun.

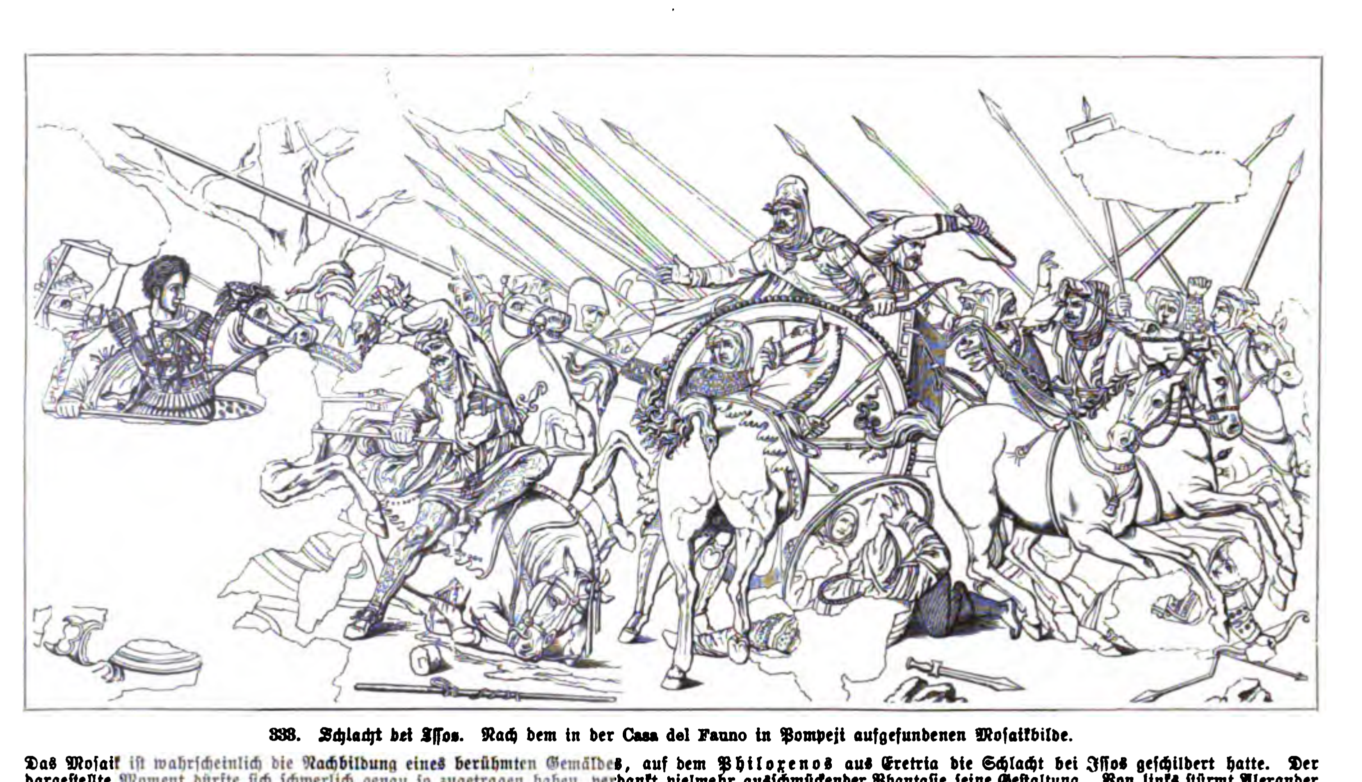
Die Grenze zwischen Kilikien und Syrien bestimmt der Amanos, eine Gebirgskette, die wenig südlich von dem Winkel, den die Südküste Kleinasiens mit der syrischen bildet, so nahe ans Meer tritt, daß nur ein schmaler Küstenpaß übrig bleibt. Zwei Straßen führen über dieses Grenzgebirge; die eine, von Kilikien ostwärts ziehend, überschreitet es bei den „Amanischen Pforten"; die andere folgt zunächst der Küste mit ihren Engen und gewinnt dann erheblich weiter im Süden bei den „Syrischen Pforten" die Kammhöhe des Amanos.

Alexander wählte den letzteren Weg und erreichte, nachdem die beschwerlichen Engen durchschritten waren, das am Meere gelegene Städtchen Myriandos. Hier überfiel das Heer ein heftiger Sturm, der es Halt zu machen nötigte. Ehe jedoch der Weitermarsch nach Syrien angetreten werden konnte, langten versprengte Flüchtlinge an, welche berichteten, die persische Hauptmacht habe bei den amanischen Pforten das Grenzgebirge überschritten und sei im Rücken des makedonischen Heeres in die Strandebene von Issos hinabgestiegen.

So war es in der That; vom Aufklärungsdienst scheinen die Makedonen herzlich wenig verstanden zu haben, sonst hätten doch die Hunderttausende des Großkönigs nicht unbemerkt über das Gebirge ziehen können, während sie selbst am Fuße desselben hinmarschierten. Ob auch Dareios ohne Kenntnis über die Bewegungen des Gegners war, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls nahm er bei Issos eine außerordentlich feste Stellung ein, die sich rechts an das Meer, links an das Gebirge anlehnte und in der Front durch das tief eingeschnittene Flußbett des Pinaros und durch rasch aufgeworfene Erdwerke geschützt war.

Den Makedonen war der Weg nach der Heimat gesperrt. Aber Alexander war voll freudiger Zuversicht, und sein Vertrauen teilte sich auch bald dem Heere mit. Noch am selben Abend befahl er den Marsch rückwärts durch die Engen und stand schon am nächsten Morgen in der Ebene am Pinaros.

Zahlreiche Reiterschwärme und Bogenschützen der Perser vermochten den Aufmarsch des makedonischen Heeres aus der Marschkolonne zur Phalanx nicht zu verhindern, und damit war die Schlacht für die Perser verloren, noch ehe sie begann. Denn in der von Bergen umkränzten Ebene, die hier nur 3—4 Kilometer breit ist, konnte der Großkönig seine überlegenen Massen nicht zur Geltung bringen, während Alexander seine Schlachtlinie ebenso weit auszudehnen vermochte wie der Gegner. Nur von den Höhen in ihrer rechten Flanke drohte den Makedoniern Umgehung; denn hier standen 20 000 Mann, die aber bald nach Eröffnung der Schlacht zum Rückzug in die Berge gezwungen wurden.



338. Schlacht bei Issos. Nach dem in der Casa del Fauno in Pompeji aufgefundenen Mosaikbilde.

Das Mosaik ist wahrscheinlich die Nachbildung eines berühmten Gemäldes, auf dem Philoxenos aus Eretria die Schlacht bei Issos geschildert hatte. Der dargestellte Moment dürfte sich schwerlich genau so zugetragen haben, verdankt vielmehr ausschmückender Phantasie seine Gestaltung. Von links stürmt Alexander gegen den Wagen des Großkönigs heran; ein persischer Grande wirft sich ihm in den Weg, wird aber von Alexanders Lanze durchbohrt. Ein anderer Perser hält sein Roß bereit, damit der Großkönig auf demselben fliehe; dieser aber hat nur Augen für Alexander und das grausige Ende seines Getreuen.

Alexander führte den rechten Flügel, der aus der makedonischen Ritterschaft, den Hypaspisten und einem Teil der Linieninfanterie gebildet war. Das asiatische Fußvolk, das ihm hier gegenüberstand, vermochte dem Stoß dieser Kerntruppen nicht stand zu halten; nach kurzem Kampf wandte es sich zur Flucht, in die bald auch die Mitte des persischen Heeres verwickelt wurde.

Hier im Zentrum hielt König Dareios selbst, allen sichtbar, auf einem hohen, mit den goldenen Bildern des Bel und Ninus geschmückten Wagen. Sein Purpurgewand war mit Silberstreifen besetzt, sein Mantel glänzte von Goldstickereien, an einem goldenen Gürtel hing der Säbel, der von Edelsteinen funkelte. 15000 sogenannte Verwandte zu Pferd und die Schar der 10000 Unsterblichen schützten seine heilige Person. Aber als die Verwirrung der Schlacht bis in seine Nähe drang, da gab der Großkönig seine Sache verloren und ließ sein Gespann zur Flucht wenden. Damit war die Schlacht für die Perser verloren, obgleich noch Hunderttausende in der Reserve standen, die noch nicht zum Schlagen gekommen waren.

Während dessen sah sich Parmenion auf dem linken makedonischen Flügel einem unendlich überlegenen Feinde gegenüber, den er nicht zu werfen, nur aufzuhalten hoffen konnte. Seine thessalischen und peloponnesischen Reiter wichen bereits vor der Übermacht, als im Augenblick der höchsten Not Alexander den Leuten Parmenions Luft machte und auch auf dem linken Flügel den Sieg entschied.

Alles drängte jetzt in wilder Verwirrung zu den Pässen des Amanos. Von den 100000 Persern, die bei Issos blieben, ist gewiß die Hälfte nicht in der Schlacht, sondern auf der Flucht gefallen. Am Fuß der Berge ließ Dareios seinen Streitwagen mit seinem Königsmantel und Bogen zurück und entrann zu Pferd den nachsetzenden Verfolgern.

Die Beute im Lager der Perser war geringer, als man erwarten mochte, da Dareios den Haupttroß nach Damaskos geschickt hatte. Aber die Mutter, die Gemahlin und die Kinder des Großkönigs fielen in die Hand des Siegers, der den gefangenen Frauen wie Königinnen aufzuwarten befahl.

Gleich nach der Niederlage schrieb Dareios einen Brief an Alexander, worin er als „König von dem Könige“ die Seinigen zurückerbat und dem Sieger Freundschaft und Bündnis antrug. Alexander antwortete: „Dem Sieger gehört nach der Götter Willen das Land. Da ich nun Herr von ganz Asien bin, so komme zu mir. Persönlich bitte um Deine Mutter, Deine Gemahlin und Deine Kinder und um alles, was Du sonst willst, und Du wirst es erhalten. Übrigens, wenn Du zu mir schickst, so schicke als zu dem König von Asien, und schreibe nicht, als ob Du meinesgleichen wärest, sondern sprich zu dem Herrn alles dessen, was Dein war, wenn Du um etwas bittest.“

Eine solche Sprache war dem Großkönig gegenüber unerhört. Trotzdem setzte Dareios die Verhandlungen fort und bot in einem zweiten Schreiben 10000 Talente als Lösegeld für die Seinen, dazu Asien bis zum Euphrat und die Hand seiner Tochter. Aber Alexander erklärte, er brauche das Geld des Dareios nicht, er brauche auch nicht statt des ganzen Reichs einen Teil zu nehmen; Geld und Reich gehöre ihm ganz, und des Dareios Tochter werde er heiraten, wann es ihm beliebe, auch ohne des Vaters Einwilligung.



334. Alexander der Große und die Familie des Dareios. Kupferstich Edelincks nach dem Gemälde von Charles le Brun (1661).

Gleich nach der Schlacht bei Issos hatte Alexander die Frau und Mutter des Dareios seines königlichen Schutzes versichern lassen. Das Bild zeigt, wie er, nur von Hephästion begleitet, in das Zelt eintritt, wo die gefangenen Fürstinnen mit ihrer Umgebung ihn erwarten. Die Königin-Mutter hält Hephästion für den König und fällt vor ihm in den Staub. Hephästion lehnt die ihm nicht gebührende Ehre ab; ter König aber erklärt huldvoll: ihr habt nicht geirrt, auch der ist Alexander. Kaum eine andere That des Königs ist von der Mit- und Nachwelt so gefeiert worden, wie sein ritterliches Verhalten gegen diese unglücklichen Frauen.

Unterwerfung Phöniziens. Alexander war berechtigt, eine so stolze Sprache zu führen; denn der Weg nach Susa stand ihm offen, niemand hätte ihn gehindert, wenn er schon jetzt mit seinem siegreichen Heere ins Herz des Perserreiches gezogen wäre. Aber es schien ihm wichtiger, zuvor die Küstenländer in seine Gewalt zu bringen und dadurch die persische Flotte unschädlich zu machen, die ihn mit beständiger Gefahr bedrohte. Nach diesem wohlerwogenen Plane brach der König alsbald vom Schlachtfelde von Issos auf und drang, der Küste folgend, in Phönizien ein. Während Parmenion Damaskos mit den unermeßlichen Schätzen des Dareios einnahm, unterwarfen sich dem König selbst die Städte Arados und Marathos, ebenso Byblos und Sidon.

Die reiche und mächtige Stadt Tyros bot zwar gleichfalls Unterwerfung an, weigerte sich aber, einer bewaffneten Macht die Thore zu öffnen; sie wünschte, neutral zu bleiben. Die Bürger vertrauten ihren starken Mauern, der Lage der Stadt auf einer Insel und ihrer das Meer beherrschenden Flotte.



335. Plan von Tyros.

Alexander aber glaubte, ihren Widerstand unter allen Umständen brechen zu müssen und begann die Belagerung. Um sich einen Weg nach der Stadt durch das Meer zu bahnen, ließ der König einen Damm aufschütten; allein als derselbe die Mauern der Stadt erreicht hatte, wurden die Wandeltürme und Schirmdächer und die sonstigen Belagerungsgeräte der Makedonen durch Branderschiffe der Tyrier entzündet und gingen in Flammen auf. Durch einen kühnen Ausfall gelang es den Belagerten, auch das Pfahlwerk des Dammes zu zerreißen.

Aber jetzt wollte es das Glück, daß die persische Flotte sich auflöste und eine Menge von Schiffen aus den inzwischen unterworfenen kleinasiatischen und phönizischen Städten sich Alexander zur Verfügung stellte. Mit ihnen konnte er die Stadt nun auch von der Seeseite einschließen. Damit schwand für die Belagerten alle Möglichkeit der Rettung; aber statt sich zu unterwerfen, wehrten sie sich jetzt erst recht mit wahrhaft verzweifelter Hartnäckigkeit. Unter dem Schutz der Schiffe vollendeten die Makedonen jetzt endlich den Damm; er erreicht die Stadtmauern; von mehreren Wandeltürmen werden Fallbrücken niedergelassen; die Krieger schreiten darüber hin, um die Zinnen zu ersteigen; unten aber arbeiten die Widder mit großer Gewalt gegen die Mauern, die hier ungewöhnlich hoch und dick sind. Jedoch die Belagerten haben Gegenanstalten getroffen. Maschinen gießen glühenden Sand über die stürmenden

Feinde; Harpunen mit Widerhaken reißen Schilde und Männer in die Tiefe; Sicheln an langen Stangen schneiden die Seile der Widder entzwei, daß diese wirkungslos herunterfallen. So wird auch dieser Sturm abgeschlagen.

Indessen hatte Alexander wahrgenommen, daß man zu Wasser von der schwächeren Südseite her den Angriff mit besserem Erfolg ausführen könne. Durch gewaltige Widderschiffe ließ er hier Bresche legen und erstieg mit seiner Schar — er war selbst der zweite — die Mauer. Nun half kein Heldenmut, keine Kriegslist mehr; in verzweifeltem Ringen mußten die Bürger dem von allen Seiten erfolgenden Ansturm unterliegen (Juli 332). Die Tyrier hatten durch Barbareien, die sie gegen griechische Gefangene verübt hatten, jeden Anspruch auf Schonung verwirkt: 3000 von ihnen wurden in der ersten Erbitterung niedergehauen, 30000 Gefangene in die Sklaverei verkauft.

Sieben Monate hatte die Belagerung von Tyros gedauert. Der Fall der Stadt machte im ganzen Orient den tiefsten Eindruck; er lieferte den Beweis, daß jeder Widerstand gegen Alexander vergeblich sei. Die ganze syrische Küste bis nach Ägypten unterwarf sich jetzt ohne Schwertstreich; nur Gaza im südlichen Palästina wagte es, ihre Thore zu schließen, erfuhr aber nach zweimonatlicher Belagerung das Schicksal von Tyros.

Auch die Samariter und Israeliten leisteten keinen weiteren Widerstand. Letztere, obgleich sie bei der Belagerung von Tyros Hilfe verweigert hatten, empfingen Verzeihung und eine schonende Behandlung. Der König zog in Jerusalem friedlich ein; er betrat auch den Tempel und das Allerheiligste, um den Gottesdienst dieses eigenartigen Völkchens kennen zu lernen. Dann gelangte er ohne weiteren Aufenthalt nach Ägypten, der letzten persischen Provinz am Mittelmeer.

Alexander in Ägypten. Der persische Satrap Ägyptens unterwarf sich ohne Gegenwehr; das Volk war froh, vom persischen Joche frei zu werden. Alexander durchzog ohne Widerstand das Land und besetzte die Hauptstadt Memphis; er machte sich den Ägyptern angenehm durch die Rücksicht, die er ihrer Religion erwies, indem er selbst dem Apis opferte. Mit glücklichem Blick erkannte er auf einer schmalen Landzunge westlich von der kanobischen Nilmündung eine Stelle, die zur Anlage eines großen und fast gegen jeden Wind gesicherten Hafens besonders günstig schien. Daselbst erbaute er Alexandreia, die Stadt, die noch heute seinen Namen trägt, und die innerhalb weniger Jahrzehnte zum Mittelpunkt des Welthandels, wie zum Mittelpunkt der griechischen Bildung emporblühen sollte und 300 Jahre lang die größte und reichste Stadt der Erde geblieben ist. Von hier unternahm er einen Zug in das innere Libyen nach der Oase und dem berühmten Tempel des Jupiter Ammon. Ein Regen erquickte unterwegs die fast verschmachtenden Krieger, so daß sie die Wanderung durch das Sandmeer fortsetzen konnten, bis sie die Oase erreichten. Sie lag endlich vor ihnen wie ein Smaragd mit ihrem saftigen Grün, ihren schattigen Palmen, die über klaren Quellen und Bächen ihr Laubdach ausbreiteten, und mitten darin der ehrwürdige Tempel mit dem Götterbilde Ammons, das sich besonders durch seinen Widderkopf wesentlich von dem olympischen Zeus des Phidias unterschied. Der älteste der Priester empfing den König im Vorhofe des Tempels, hieß das Gefolge zurückbleiben und führte ihn in die Zelle des Gottes. Alexander trat freudigen Antlitzes wieder

heraus zu seinen Begleitern, verschwieg jedoch den Inhalt des ihm zu teil gewordenen Orakels. Das Gerücht aber fand Glauben, der Oberpriester habe ihn beim Eintritt in den Tempel als den Sohn des Zeus begrüßt und ihm die Herrschaft über den Erdkreis verheißen. Alexander hatte keine Veranlassung, dem zu widersprechen, denn der Schein göttlicher Abkunft konnte ihm auf seinen ferneren Kriegszügen im Orient nur vorteilhaft sein. Die göttlichen Ehren, die Alexander späterhin für sich in Anspruch nahm, knüpften an diesen Besuch des Ammoniums an.

Dareios hatte inzwischen die Hände nicht in den Schoß gelegt: nach dem mißglückten Versuch, sich mit Alexander zu versöhnen, war ihm nichts anderes übrig geblieben, als ein neues Heer zu sammeln und ein zweites Mal das Glück der Waffen zu versuchen. Alexander hatte ihm reichlich Zeit zu umfassenden Rüstungen gelassen; jetzt aber, im Frühjahr 331, brach er aus Ägypten auf und zog durch Phönizien und Syrien nach Mesopotamien. Die Perser legten dem Vormarsch des Makedonen kein ernstliches Hindernis in den Weg; offenbar wünschte Dareios, ihn möglichst weit ins Innere des Landes zu locken, um im Falle des Sieges ihn vollständig zu vernichten, im Falle der Niederlage sich leicht nach dem iranischen Hochland flüchten zu können. Bei Thapsakos wurde der Euphrat, oberhalb vom alten Ninive der reißende Tigris überschritten; dann erst traf Alexander auf die feindlichen Vorposten.





386. Thrakisches Vierdrachmen-Stück mit dem Kopf des zum Gott erhobenen Alexander, ausgestattet mit dem Ammonshorn und dem Diadem.

Schlacht bei Gaugamela. Eines Angriffes gewärtig, schlug er hier ein verschanztes Lager auf. Erst als der Feind vier Tage lang sich nicht regte, beschloß er, selbst zum Angriff überzugehen. Durch Verstärkungen aus der Heimat war sein Heer auf 40000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter gebracht worden, freilich noch immer eine geringe Zahl gegenüber der Million Streiter, die Dareios auf die Beine gebracht hatte. Zudem waren die Kampfmittel der Perser verbessert: sie verfügten über 200 Sichelwagen, die mit ihren an den Rädern angebrachten Sicheln ganze Reihen niedermähen sollten; auch standen 25 indische Elefanten in ihrer Front. Gewitzigt durch das Mißgeschick von Issos hatte Dareios zum Schlachtfeld die weite Ebene beim Flecken Gaugamela ausgesucht, wo er seine Massen bequem entfalten konnte.

In dem endlosen Flachland war die Überflügelung des makedonischen Heeres unvermeidlich: kaum reichte, als die Heere zuerst einander gegenüber standen, der rechte Flügel Alexanders bis zum Centrum der Perser. Um einer Umfassung vorzubeugen, bildete Alexander hinter seiner Schlachtlinie ein zweites Treffen, mit der Aufgabe, je nach Bedarf einem Flankenangriff von rechts oder links entgegenzutreten. So begann am Morgen des 30. September 331 die Schlacht, die über den Besitz Asiens entscheiden sollte.

Alexander richtete seinen Angriff gegen den linken, überragenden Flügel des Feindes, indem er beim Anmarsch seine Abteilungen staffelförmig mit halbrechts vorrücken ließ: der Perser, um von dem Vorteil seiner Überflügelung möglichst wenig zu verlieren, suchte der Halbrechtsbewegung Alexanders dadurch zu begegnen, daß er seine Massen mehr nach links schob. Dabei entstand eine Lücke, und jetzt war der Augenblick da, auf den Alexander gewartet hatte. Er bestieg jetzt erst sein Schlachtroß Bukephalos, das er seines Alters wegen möglichst lange schonen mußte, und brach mit seinen Hetären in jene Lücke unwiderstehlich vor, einen Keil durch die feindliche Aufstellung treibend. Nachdem der linke Flügel der Perser auseinandergesprengt, ging es auf das Centrum los. Trotz ihrer überlegenen Stärke hielten die persischen Kerntruppen, die hier um Dareios geschart waren, dem Vorstoß der makedonischen Phalanx nicht stand: auch das Centrum wankt. Der Großkönig aber, der jetzt allein durch sein persönliches Eingreifen die Schlacht wieder hätte zum Stehen bringen können, verzagt: er wendet sich zur Flucht und reißt alles mit sich fort.

Noch stand der rechte persische Flügel unerschüttert. Ja, er stand nicht nur, sondern er hatte gegen Parmenion, der wie immer den linken Flügel kommandierte, nicht unerhebliche Erfolge erzielt. Bei dem gewaltsamen Rechtsdrängen der Makedonen zu Anfang der Schlacht hatte der linke Flügel nicht ganz folgen können; eine Lücke war entstanden, und durch diese Lücke waren indische und persische Truppen durchgedrungen und hatten im Rücken der Makedonen Alexanders Lager zu plündern begonnen. Gleichzeitig hatten sich übermächtige Reitermassen auf Parmenions linke Flanke gestürzt. In höchster Not sandte er an Alexander um Hilfe; dieser hatte eben die Verfolgung des Feindes begonnen, er rief in höchster Ungeduld: „Der Alte ist von Sinnen, gerade jetzt Unterstützung zu fordern. Mit dem Schwert in der Faust wird er zu siegen oder zu sterben wissen". Doch bald besann er sich eines Besseren, gab die Verfolgung auf und kam gerade noch zur rechten Zeit nach seinem linken Flügel, um dessen völlige Vernichtung zu verhindern. Erst nach hartem Ringen gelang es, die Perser und Inder, die sich auf das makedonische Lager gestürzt hatten, auseinanderzujagen.

Auch auf dem äußersten rechten Flügel der Makedonen hatte verschiedentlich der Sieg geschwankt. Die Überzahl der Feinde und ihrer Reitergeschwader mußte sich gerade auf den Flügeln besonders fühlbar machen. Erst jetzt gelang es den thessalischen Reitern, die den rechten Flügel zu decken hatten, mit ihren Gegnern fertig zu werden. Auf der ganzen Linie beginnt sodann die Verfolgung, die mit äußerstem Nachdruck betrieben wird, bis der Abend und die Erschöpfung die Verfolger zu rasten zwingt. Doch bald nach Mitternacht bricht Alexander schon wieder auf, um dem Feinde keine Zeit zur Sammlung zu lassen. Er erreicht noch an diesem Tage Arbela, wo er Waffen, Gepäck und große Summen Geldes vorfindet, während Parmenion Elefanten, Kamele und viele Kostbarkeiten im feindlichen Lager erbeutet. Dareios aber, der höchste Siegespreis, entkam in die medischen Berge.

Die Makedonen in Babylon und Susa. Nach dieser entscheidenden Schlacht stand der Weg nach Babylon und Susa offen. Alexander zog zunächst mit dem Kern seiner Truppen nach der Weltstadt Babylon. Er war auf Widerstand, auf eine langwierige Belagerung gefaßt; statt dessen wurde er, wie einst in

Ägypten, als Befreier begrüßt. Der Weg war mit Altären und Blumenguirlanden geschmückt, die Luft von Weihrauch und Wohlgerüchen erfüllt. Jungfrauen und Kinder in festlichem Schmucke begrüßten den ruhmvollen König und spendeten Kränze und wertvolle Gaben. Die Priester und Beamten empfingen ihn als ihr rechtmäßiges Oberhaupt und geleiteten ihn unter dem Jubel der Menge in die Stadt der Semiramis. Viel gab es hier auch für das verwöhnteste Auge zu bestaunen: der Turm des Baal, die hängenden Gärten, die Paläste der Großen rissen die Hellenen zur Bewunderung hin. Dazu kam der Verkehr in dem unendlichen Häusermeer, auf dem Strom und den Kanälen, das Gewühl der Menschen aus allen Gegenden des Morgenlandes in ihren verschiedenartigen Trachten; dann die lärmenden Gastmähler, köstlichen Weine, aufregenden Tänze — die Soldaten glaubten in eine Zauberwelt versetzt zu sein.

Es war die erste, wahrhaft morgenländische Großstadt, die hier Alexander und seine Truppen sahen: das Vorurteil, daß diese Barbaren nur zu Sklavendiensten tauglich seien, mußte angesichts dieser imposanten Kultur verstummen. Nicht den Orient zu zertreten, sondern orientalisches und hellenisches Wesen zu verschmelzen und zu einem neuen, höheren Leben zu erwecken, das dämmerte jetzt als Ziel in der Seele des Eroberers auf. Er betrachtete sich forthin als den Beherrscher des Morgen- wie des Abendlandes; er suchte die schroffen Gegensätze zu vermitteln und soweit als möglich zu verschmelzen; er bemühte sich, in den Besiegten das Gedächtnis ihrer Niederlage zu verlöschen und anderseits die Sieger zu befriedigen, aber ihren Übermut zu zügeln. Die Makedonen begriffen nicht die neuen Grundsätze ihres Königs; sie sahen mit Unmut, wie er im persischen Königsprunk einherschritt, die persischen Großen an seinen Hof zog, ihnen neben den makedonischen Befehlshabern die ansehnlichsten Satrapien übertrug, wie er sich Huldigungen gefallen ließ, die gegen alle vaterländischen Sitten waren. Es entstand zwischen ihnen und dem Herrscher ein Zwiespalt, der sich in Zukunft mehrfach seinen Unternehmungen hinderlich erweisen sollte und nur durch seine gebietende Persönlichkeit niedergehalten wurde.

Einen vollen Monat dauerten die Festlichkeiten und Freudengelage in Babylon, dann zog Alexander nach Susa weiter. Auch hier dachte niemand an Widerstand: die Stadt mit der festen Burg ergab sich sogleich, und die hier aufbewahrten Schätze des Großkönigs fielen dem Sieger zur Beute. Allein des Goldes und Silbers waren hier 50000 Talente (über 200 Millionen Mark) aufgehäuft; dazu kamen unermeßliche Vorräte von Purpurgewändern, Rauchwerk, edlen Gesteinen, der ganze, überreiche Hausrat des üppigsten aller Höfe. Alexander verteilte den größeren Teil dieser Reichtümer an seine wackeren Soldaten. Für sich selbst soll er nur ein kostbares Kästchen behalten haben, um das von Aristoteles empfangene Exemplar des Homer hineinzulegen. Die Schlösser von Susa wurden der Mutter des Dareios und seinen Kindern — die Gemahlin des Königs war gestorben — als Residenz angewiesen; dem Sieger blieb ja der stolzere Königssitz von Persepolis.

Dorthin brach Alexander, nachdem etwa 16000 Ersatzmannschaften aus Makedonien und Griechenland in das Heer eingereiht waren, zu Beginn des Winters auf. Im Tiefland war von Wintersnot nichts zu verspüren; als man aber in die Grenzgebirge einrückte, sah man die hohen Gipfel überschneit,





337 und 338. Scenen aus Thorwaldsens Alexanderzug.

Der Däne Thorwaldsen (gest. 1844) entwarf diesen Fries für den Einzug, den Napoleon I. 1811 in Rom zu halten plante, ohne daß es aber dazu kam. In Marmor übertrug er seinen Entwurf für die Villa Carlotta am Comer See, die jetzt im Besitz des Herzogs von Sachsen-Meiningen ist. — Auf dem oberen Streifen wird Alexander, der auf vierspännigem Triumphwagen in Babylon einzieht, von einer Siegesgöttin und von der babylonischen Schuljugend begrüßt. Der untere Streifen zeigt einen Teil seines berittenen Gefolges. Die Ähnlichkeit mit Gestalten des Parthenonfrieses (vgl. Abb. 239) springt in die Augen.

und die zunehmende Kälte wurde sehr empfindlich. Die Uxier, ein freies Berg- und Hirtenvolk, hielten die starrenden Felsen besetzt, welche die Heerstraße einengten. Sie hatten die persische Herrschaft niemals anerkannt, vielmehr vom Großkönig, wenn er von Susa nach Persepolis durch ihr Land zog, jedesmal einen Zoll erhoben. Alexander erzwang sich nicht nur freie Bahn, sondern brachte auch den trotzigen Stamm zu gänzlicher Unterwerfung. Die Pässe, die von hier weiter nach der Landschaft Persis führten, waren durch Verschanzungen gesperrt und von einem starken persischen Heere besetzt; aber es gelang Alexander, auf unwegsamen Bergpfaden dem Feind in den Rücken zu kommen und sich so den Weg nach Persepolis zu öffnen.



389. Die Königspaläste zu Persepolis.
Rekonstruktion von Ch. Chipiez.

Persepolis. Als das Heer nach diesem äußerst mühsamen Marsche die rauhen Berge durchschritten hatte, breiteten sich vor ihm die Rosen- und Fruchtgärten von Schiras aus; und inmitten all der Blütenpracht erhob sich über der offenen Stadt auf künstlicher Plattform die prächtige Königsburg Persepolis. Von der Ebene aus führt zu ihr eine bequeme Riesentreppe empor, auf der viele Reiter gleichzeitig emporjagen konnten. Am oberen Ende der Treppe öffnete ein riesiger Thorbau seine Hallen; mächtige Pfeiler mit Reliefs von kolossalen Wunderstieren stützten sein Dach. Innerhalb dieses Prunkthores führte eine zweite Treppe zu der höheren Terrasse empor, auf der Xerxes sein stolzes, auf drei Seiten von Säulenhallen umgebenes Haus sich gebaut hatte. Auch ein Prunksaal des Dareios, des Artaxerxes wurden



340. Empfangspalast des Xerxes zu Persepolis.

Rekonstruktionsversuch von Chipiez. Da Trümmer von Umfassungsmauern, Thür- und Fenstergewänden an Ort und Stelle fehlen, so glaubt man, daß der Palast aus völlig offenen, nur durch Teppiche abgeteilten Säulenhallen bestand (?). Die Höhe der Säulen beträgt $19^1/_2$ m.

hier gezeigt; vor allem erhob sich hier eine hundertsäulige Halle, von der noch jetzt zahlreiche Säulen stehen (vgl. Abb. 340).

Hier also befand sich Alexander im geheiligten Mittelpunkt des Perserreiches, an der Stätte, die von allen Völkern Asiens als Ort der Königsweihe und der Huldigungen geehrt wurde, in den Räumen, deren Wandschmuck die Thaten dieser Perserkönige in Hunderten von Bildern pries. Der Hellene saß jetzt auf dem Throne desselben Xerxes, dessen frevelnde Hand die Akropolis Athens den Flammen preisgegeben, die Tempel der griechischen Götter und die Gräber ihrer Toten zerstört hatte. Die Zeit schien gekommen, altes

Unrecht zu vergelten. Zugleich sollte den Völkern Asiens mit furchtbarem Ernst vor Augen geführt werden, daß die Macht, der sie bisher gehuldigt, abgethan und tot, daß sie für immer ausgetilgt sei. So flog denn die Brandfackel in das Zederngetäfel des Königspalastes. Daß es dem König nicht auf barbarische Verwüstung ankam, sondern auf eine symbolische That, bewies er dadurch, daß er selbst den Brand zu löschen befahl, nachdem ein Teil des Palastes in Asche gesunken.

Die Reichtümer, die man in Persepolis aufgehäuft fand, übertrafen alle Erwartung. Es sollen 10000 Maultiergespanne und 3000 Kamele nötig gewesen sein, um sie fortzuschaffen. Nachdem der König seine Krieger reichlich beschenkt, sandte er ansehnliche Summen nach Makedonien an Antipater, der ihrer zur Dämpfung einer Schilderhebung im Peloponnes bedurfte.

Antipater gegen König Agis III. Von dem fast vergessenen Sparta her erhob sich nämlich ein Sturm wider die Herrschaft Makedoniens. Der unternehmende König Agis III. konnte die große Vergangenheit Spartas nicht vergessen; es war ihm unerträglich, daß seine Vaterstadt im griechischen Leben jetzt gar nicht mehr beachtet wurde. Darum hatte er mit Memnon und anderen Befehlshabern der persischen Flotte Verbindungen angeknüpft. Unausgesetzt warb er mit persischem Golde neue Söldnerscharen, die er mit seinen Spartanern vereinigte. Ein glücklicher Zug nach der Insel Kreta bewährte die kriegerische Tüchtigkeit der Mannschaft. Als nun Alexander nach der Schlacht bei Gaugamela immer tiefer in das innere Asien vordrang, schien ein Angriff auf die makedonische Macht Erfolg zu versprechen. Agis rief also die Völker des Peloponnes zum Abfall von Alexander auf, und viele folgten seinem Ruf. Makedonische Heerhaufen, die sich ihm entgegenstellten, wurden geschlagen und zersprengt. Der Sieg erhob den Mut des spartanischen Königs und führte ihm zahlreiches Kriegsvolk zu, so daß er sich bald an der Spitze von 20000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern befand. Ein schnelles Vorrücken mußte die Korinther, die Argiver und selbst die Athener auf seine Seite ziehen. Aber thörichterweise blieb er vor Megalopolis stehen, um diese von ihren Bürgern und einer makedonischen Besatzung aufs tapferste verteidigte Stadt zu erobern. Dadurch gewann der umsichtige Antipater Zeit, mit überlegener Macht der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen (330). König Agis, im Vertrauen auf sein tapferes Heer, scheute nicht die Entscheidung der Waffen. Er kämpfte seiner Ahnen würdig, und als das Schicksal gegen ihn entschied, starb er mit Wunden bedeckt den Heldentod. Mit ihm deckten 5300 seiner Waffenbrüder und 3500 Feinde das blutige Feld von Megalopolis. Diese Niederlage machte sofort der Empörung der griechischen Staaten ein Ende: es war die letzte, die zu Lebzeiten Alexanders versucht wurde.

Tod des Dareios. In Persien hielt unterdessen das königliche Heer, das der Ruhe dringend bedurfte, vier Monate lang Rast; dann ging es weiter nach Medien. Dort war Dareios inzwischen bemüht gewesen, ein neues Heer auf die Beine zu bringen; aber dem Aufgebot des zweimal geschlagenen und zweimal flüchtigen Königs gehorchten die Völker nicht mehr. Als sich Alexander der medischen Hauptstadt Ekbatana näherte, entwich Dareios mit den 10000 Leuten, die noch zu ihm standen, in nördlicher Richtung. Alexander nahm daher Ekbatana ohne Widerstand ein. Da er alsbald die Festigkeit und

vorteilhafte Lage der Stadt erkannte, ließ er dorthin die Schätze von Persepolis schaffen und setzte den Harpalos mit einer ansehnlichen Schar zu ihrem Hüter ein. Ein anderer Teil des Heeres mußte gleichfalls zurückbleiben, um die Provinz sicherzustellen; mit der übrigen Macht setzte Alexander die Verfolgung seines hohen Flüchtlings fort. In elf angestrengten Tagemärschen gelangte er nach Ragä (südöstlich vom heutigen Teheran). Hier mußte der unermüdliche Held seinen erschöpften Völkern einige Tage Rast gönnen. Dann zog er unangefochten durch die kaspischen Pässe und stand nun an der baumlosen Heide, über welche die Straße nach Baktra führte.

Da trafen einige vornehme Perser mit der Nachricht ein, der Großherr werde von verräterischen Satrapen als Gefangener fortgeschleppt. Sogleich brach Alexander mit der Edelgarde zu Pferde und leichtgerüsteten Truppen auf. Er wollte als Überwinder und Befreier seines Gegners erscheinen und die Verräter züchtigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den unglücklichen Herrscher milde behandelt hätte. Er trabte die ganze Nacht hindurch und den folgenden Morgen, bis die Mittagshitze zu rasten zwang. Nach wenigen Stunden saß er schon wieder im Sattel und erreichte mit dem sehr zusammengeschmolzenen Heerhaufen um Sonnenaufgang Thara (unweit der kaspischen Pforte). Vier Tage vorher war hier die Meuterei unter den Leuten des Dareios ausgebrochen. Obgleich Mann und Roß der Erschöpfung fast erlagen, setzte Alexander doch die dritte Nacht hindurch die wilde Jagd fort. Gegen Mittag kam er in ein Dorf, wo tags zuvor die Verschworenen gelagert hatten.

Alexander hörte hier von einem näheren Wege, der aber durch eine wasserlose Steppe führe. Unbedenklich schlug er ihn mit einem Gefolge von nur 500 Pferden ein. Als man ihm auf dem Wege durch die Einöde einen Trunk Wassers brachte, goß er die Labung aus, da er die dürstenden Krieger umherstehen sah. Er wollte keinen Vorzug vor ihnen haben.

Dareios hatte auf dem Marsche nach Thara den verzweifelten Entschluß gefaßt, mit seinen geschwächten Heerhaufen noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Als er den Fürsten sein Vorhaben eröffnete, entstand eine dumpfe Stille. Sie wußten, daß er sie nur auf die Schlachtbank führen, selbst aber beim Klirren der Waffen sein Heil in der Flucht suchen werde. Sie schämten sich eines solchen Oberhauptes; sie hatten sich schon an den Gedanken gewöhnt, einem mutigen, kriegerischen Manne die Zügel der Gewalt zu übertragen, und Bessos, der Statthalter von Baktrien, traute sich die Kraft zu, die ostiranischen Länder gegen den Helden des Abendlandes zu behaupten. Er bemächtigte sich jetzt seines königlichen Herrn und schleppte ihn gefangen in einem Wagen inmitten seiner baktrischen Reiter von dannen. Endlich überholte Alexander die Flüchtigen, welche einen Augenblick Widerstand leisteten, dann aber, nachdem sie Dareios tödlich verwundet hatten, die Flucht ohne ihn fortsetzten. Ein makedonischer Reiter, dem Geschwader voraus, fand den sterbenden Monarchen, der mit brechender Stimme um einen Trunk Wasser bat. Der Makedone reichte ihm die letzte Labung in seinem Helme und hörte noch, wie der Unglückliche seinen Überwinder zu seinem Erben und Nachfolger ernannte. Als Alexander ankam, deckte er seinen eigenen Purpurmantel über die Leiche, damit der König auch im Tode des königlichen Gewandes nicht entbehre.

Alexanders Weltreich.

Züge in das innere Asien. Das Oberhaupt des persischen Reiches war nicht mehr; seine Leiche schickte Alexander nach Persepolis, wo sie mit königlichen Ehren bestattet wurde. Die Verbände des Reiches schienen nach dem Tode des Großherrn gelöst, die Fürsten ihrer Treue entbunden. Als sich daher Alexander mit der Hauptmacht nach Hyrkanien am kaspischen Meere wandte, um die kriegerischen Stämme dieses Gebirgslandes zu bezwingen, trugen ihm viele vornehme Perser ihre Unterwerfung an. Er nahm sie huldvoll entgegen, während er zugleich die Bergbewohner unter blutigen Kämpfen in Schluchten und Urwäldern zum Gehorsam zwang. Mittels Besatzungen und neuer Straßen sicherte er den Besitz dieses wichtigen Gebirgslandes, durch welches die Verbindung mit Kleinasien hergestellt wurde. Hier wie überall suchte Alexander seine Herrschaft dauernd zu gründen; denn seinem Geiste schwebte ein wohlgeordnetes Weltreich vor, nicht ein flüchtiger Eroberungszug, dessen Spuren unter dem Wellenschlage der Zeit bald wieder verschwinden mußten.

Während der König in Hyrkanien beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, Bessos habe in Baktrien den königlichen Purpur angenommen und sammle eine bedeutende Macht, um die ostiranischen Länder zu behaupten. Unverzüglich brach Alexander gegen Baktrien auf. Aber die Nachricht von Aufständen im südöstlichen Iran veranlaßten ihn, zunächst hierhin zu ziehen; unter mancherlei Kämpfen ging das Jahr zu Ende, ohne daß es gelang, sich des Bessos zu bemächtigen.

Am Fuße des Hindukusch hielt der König Winterrast (330). Daselbst gab es mancherlei Veranlassung zur Unzufriedenheit; viele Krieger murrten über die endlosen Züge, und einer derselben faßte mit mehreren Genossen den tollkühnen Entschluß, seinen Herrn zu ermorden. Die Verschwörung wurde entdeckt und die Frevler bestraft, zugleich aber Philotas, der ruhmvolle Befehlshaber der Edelgarde zu Pferde, der Mitwissenschaft beschuldigt. Dieser leugnete nicht, daß ihm von dem verbrecherischen Plane Anzeige gemacht worden sei, versicherte aber, der Angeber sei ihm verächtlich, die Beschuldigung lächerlich erschienen. Philotas war ein stolzer Mann; er hatte viele Feinde, und Alexander selbst verzieh es ihm nicht, daß er die Thaten des Königs gelegentlich herabzusetzen wagte. Zunächst wurden die Generale zu einem geheimen Kriegsrate berufen, dann das Heer zum Gericht versammelt, und da der König selbst als Kläger auftrat, sprachen beide das Schuldig aus. Philotas, der in den Schlachten so oft unerschrocken den feindlichen Waffen Trotz geboten hatte, blieb auch auf der Folter und im Tode standhaft. Daß der König ihn, den tapferen Waffengefährten, diesem Schicksal überlieferte, beweist, wie sehr die orientalische Weise allmählich seine Natur durchdrungen hatte. Noch dunkler und ein unvertilgbarer Flecken auf seinem Ehrenschild ist sein Verfahren gegen die Anverwandten des hingeopferten Mannes, vornehmlich gegen den greisen Parmenion. Er, der ruhmvolle, allgemein verehrte Vater des Philotas, konnte als Rächer seines Sohnes leicht gefährlich werden. Unter seinem Befehl standen die reichen Schätze von Ekbatana und ein ansehnlicher Heeresteil. Mit Kriegsgericht, Folter und Beil konnte man nicht gegen ihn vorgehen. Man entsandte daher einen ihm sonst vertrauten Mann

mit königlichen Briefen an ihn. Während der Greis dieselben las, wurde er meuchlerisch durchbohrt. Man hat dies Verfahren zu rechtfertigen versucht, aber vergeblich. Daß der verdienteste General des makedonischen Heeres ohne Verhör durch Mörder fiel, die sein eigener König gesendet, bleibt ewig bedauerlich.

Nach diesem blutigen Zwischenspiel begann die wilde Jagd auf Bessos und die anderen Mörder des Dareios von neuem. Im Frühjahr 329 überschritt Alexander den gewaltigen Hindukusch. Die Pässe des Gebirges waren noch verschneit: der Übergang hat nicht seinesgleichen in der Kriegsgeschichte.



341. Kopf der Roxane.
Nach einem Gemälde Sodomas (gest. 1549), das die Hochzeit Alexanders mit Roxane darstellt.

Endlich am 17. Tage erreichte man nach unsäglichen Mühsalen die erste baktrische Stadt. Bessos entfloh nun über den Oxos (Amu). Als ihm aber der Verfolger auch über diesen Fluß nach Sogdiana (Bokhara) nachsetzte, lieferten die dortigen Satrapen den Königsmörder aus. Alexander ließ den Gefangenen nach persischem Recht qualvoll hinrichten und setzte dann seinen Weg bis an den Jaxartes (Syr Darja) fort, wo er die nördlichste der Alexanderstädte, Alexandria Eschate, das heutige Chodschend, begründete.

Anderthalb Jahre brachte er damit zu, diese ausgedehnten Länder des inneren Asien zu bezwingen und durch Kolonien, Straßenanlagen, Gesetze und Einrichtungen dauernd mit seinem Reiche zu vereinigen. Schließlich war es

hauptsächlich der Satrap Oxyartes, der auf seinem Felsenschloß dem König noch Widerstand entgegensetzte. Das Schloß galt als uneinnehmbar, und die Verteidiger ließen den Makedonen sagen, sie möchten fliegen lernen, wenn sie hinaufwollten. Durch ungeheuere Preise, die der König aussetzte, gewann er eine Anzahl Krieger für das Wagnis der Erkletterung. Da ergab sich Oxyartes; seine Tochter Roxane (vgl. Abb. 341) aber entzückte den König durch ihre Schönheit in dem Maße, daß er sie heiratete. Gewiß hatte auch die Politik Anteil an diesem Ehebund: indem der Herr der Hellenen sich mit der Tochter des innersten Asiens vermählte, lieh er der von ihm erstrebten Verschmelzung des Orients und Occidents unzweideutigen Ausdruck.

Alexander als Herrscher. Immer deutlicher trat jetzt Alexander mit seinem Plane hervor, die griechisch-europäische Welt mit der persisch-asiatischen zu verquicken. Wie jene durch das Gold der Barbaren bereichert wurde, so sollte diese durch hellenische Kultur und Wissenschaft gehoben werden. Seine Makedonen sollten sich nicht mehr als unterjochende Eroberer betrachten, noch sollten die Perser unter der Knechtschaft schmachten, sondern beide Stämme wollte er gleichmäßig mit den Segnungen beglückender Gesetze umschließen. Darum beschenkte er zwar seine Krieger reichlich und überhäufte seine Feldherren mit Ehren und Reichtümern, doch berief er mit Vorliebe talentvolle Eingeborene an seinen Hof und zu Beamtenstellen. Seine Person umgab er mit der ganzen Majestät des persischen Königtums. In einem weiten, auf vergoldeten Säulen ruhenden Zelte empfing er Besuche und Gesandtschaften. Er saß dabei auf hohem, goldenem Thronsessel, umgeben von seiner Leibwache, während 500 persische Beamte in gelben und purpurnen Gewändern, 1000 Bogenschützen in feuerfarbener und scharlachroter Kriegstracht und 500 Makedonen mit silberblitzenden Schilden umher aufgestellt waren. Außerhalb des Zeltes aber sah man Elefanten, 1000 gerüstete Makedonen und 10000 Perser zur Bewachung geordnet.

War schon dieses morgenländische Zeremoniell den Makedonen ein Dorn im Auge, so verdroß sie vollends, daß ihr König auch einen Teil der persischen Kleidung annahm. Das Unerträglichste aber war ihnen, daß er von allen, Hellenen wie Orientalen, jene tiefe Verbeugung beanspruchte, die den persischen Königen gegenüber gebräuchlich war, zu der aber eine freie Griechenseele sich nie und nimmer bequemen konnte. Die Entfremdung zwischen dem König und seinem makedonischen Adel nahm durch diese Anwandlungen von orientalischer Despotenlaune von Jahr zu Jahr zu. Gar kein Verständnis hatten die Makedonen für Alexanders Politik der Versöhnung; sie sträubten sich dagegen, daß sie als Sieger sich mit den Besiegten in die Beute teilen sollten; sie hatten gehofft, Alexander werde sich an den Rat seines Lehrers Aristoteles halten, der ihm empfohlen hatte, „den Hellenen ein Führer zu sein, den Barbaren ein Herr; den Hellenen wie Stammesgenossen und Freunden zu begegnen, den Barbaren, als ob sie Tiere oder Pflanzen wären“.

Der schnelle Sieg über das größte Reich der Welt hatte Alexanders Selbstgefühl krankhaft gesteigert. Wurde es verletzt, so wallte sein Zorn unbändig auf. Das geschah unter anderem bei einem Gastmahl: Klitos, der am Granikos des Königs Leben gerettet hatte (vgl. oben S. 569) und soeben von Alexander zum Satrapen von Baktrien ernannt worden war, wurde durch die

übertriebenen Lobsprüche, womit einige Schmeichler dem König huldigen zu müssen glaubten, zum Widerspruch gereizt. Er wollte nicht gelten lassen, daß man den König mit den Dioskuren und mit Herakles vergleiche: Alexander könne schon deswegen kein Gott sein, weil die Götter alles allein thäten, während Alexander seine Siege durch die Makedonen erfochten habe. Als er schließlich auch sein eigenes Verdienst um des Königs Leben ungebührlich pries, da geriet Alexander in begreifliche Erregung. Klitos wird von den Freunden entfernt. Aber der vom Wein erhitzte General dringt aufs neue in den Saal; er schreit dem König ein Wort des Euripides entgegen von Fürsten, „die das Volk verachten und doch selbst nichts sind". Da entreißt Alexander einer der Wachen den Speer und schleudert ihn nach dem Vermessenen. Nur zu gut wußte er zu treffen. Klitos sinkt tot zu Boden. Entsetzen erfaßt alle Anwesenden, am meisten den königlichen Mörder selbst. Er wollte im ersten Schmerz die tödliche Waffe gegen sein eigenes Leben richten, und als man ihn am Selbstmord hinderte, verweigerte er drei Tage lang jegliche Nahrung. Er hat eine ähnliche That nie wieder begangen.

Heerfahrt nach Indien. Kam es Alexander nur darauf an, das Perserreich in dem Umfang, den es unter Dareios hatte, in seine Gewalt zu bringen, so konnte er am Hindukusch Halt machen. Aber er strebte weiter. Mancherlei mag ihn bewogen haben, auch noch nach Indien, dem Land der Märchen und Wunder, vorzudringen. Er hatte viel Sinn für Romantik; aber das allein kann es nicht gewesen sein. Möglicherweise hoffte er, bald ans Meer zu kommen und in diesem eine bessere Ostgrenze seines Reiches zu erlangen, als der Hindukusch sie bot. Oder er wünschte dies indische Vorland wie einen Pufferstaat zwischen sein Reich und die unbekannte asiatische Außenwelt einzuschalten. Oder endlich, er suchte nach einer neuen, ruhmverheißenden Aufgabe für sein aus Griechen und Orientalen gemischtes Heer, nach einer Aufgabe, bei deren Lösung die fremdartigen Bestandteile seiner Armee sich näher treten mußten, und so die Verschmelzung zwischen Orient und Occident, an der ihm so unendlich viel gelegen war, einen Schritt weiter that.

Mit diesem Heere Alexanders war allmählich eine große Veränderung vor sich gegangen. Mit kaum 40000 Kriegern hatte der König einst den Hellespont überschritten; diese Zahl war durch Zuzug aus allen Teilen des Perserreiches jetzt auf mehr als 100000 Mann gestiegen. Das fremde Element überwog also das griechische nicht unerheblich. Ungeheuer hatte sich auch der Troß vermehrt. Denn die Feldherren waren zu fürstlichen Reichtümern gelangt; sie führten Scharen von männlicher und weiblicher Bedienung mit sich. Der gemeine Mann betrachtete das Lager als seine Heimat, da es sein Weib, seine Kinder, seine ganze Habe umschloß. So glich denn der Heerzug einem wandernden Volke, das sich über eine weite Strecke Landes ausbreitet. Voran zog der König selbst mit der Reiterei und den leichtgerüsteten Kolonnen, mit denen er jetzt seine Schlachten schlug. Nur wenn starkbefestigte Städte zu erobern waren, erwartete man die Hopliten und die Rüstwagen mit den Sturmgeräten.

In dieser Ordnung rückte Alexander zu Beginn des Winters 327 aus der Gegend des heutigen Kandahar nordöstlich nach Kabul und dann weiter am Flusse Kabul entlang nach dem Indos. Dem Hephästion und Perdikkas ward der Auftrag gegeben, das rechte Flußufer in Besitz zu nehmen und, am

Indos angelangt, eine Brücke über den Strom zu schlagen. Der König selbst übernahm die mühseligere Aufgabe, die streitbaren Bergstämme des linken Kabul-Ufers niederzuwerfen, wobei er oft weit in die Vorhöhen des Himalaya einzudringen genötigt war.

Schließlich (326) gelangte das Heer zum Indos und über den Indos in das Gebiet des Taxiles, eines befreundeten Fürsten, der das Jahr zuvor persönlich zu Alexander gekommen war und durch seine verlockenden Schilderungen nicht wenig dazu beigetragen hatte, den König zu dem indischen Feldzug zu bestimmen. Unter seiner Führung ging es weiter zum Hydaspes, einem durch Regengüsse angeschwollenen Nebenfluß des Indos. Auf der anderen Seite desselben stand der kriegerische König Poros mit einem beträchtlichen Heere, dessen besondere Stärke 300 Elefanten ausmachten. Ihm gegenüber schlägt Alexander ein Lager auf und erweckt durch Scheinbewegungen den Eindruck, als ob er hier den Angriff beabsichtige und nur das Ende der Regenzeit abwarte. Statt dessen marschiert er mit einem Teil des Heeres 30 km stromaufwärts, läßt in stürmischer Nacht unter dem Rollen des Donners mitgebrachte Boote und Flöße herrichten und bewerkstelligt am Morgen den Übergang.

Zu spät eilt die Vorhut des indischen Heeres, geführt vom Sohne des Poros, herbei; sie wird mit großem Verlust auf die Hauptmacht zurückgeworfen. Diese rückt sofort heran und ordnet sich zum Angriff. Bald entspann sich eine Schlacht, die letzte große Schlacht Alexanders und nicht seine leichteste: es bedurfte der ganzen Feldherrnkunst des Königs und der ganzen Tüchtigkeit seiner Truppen, um schließlich zu siegen. Im Zentrum stellte Poros in Abständen von je 50 Schritt seine Elefanten auf, dahinter das Fußvolk, auf beiden Flügeln die Reiter. Alexander mit seinen Geschwadern, die furchtbaren Bestien vermeidend, greift die Reiterei des indischen linken Flügels mit Ungestüm an und wirft sie zurück. Aber jetzt brechen die Elefanten vernichtend unter sein Fußvolk. Acht Stunden währte der entsetzliche Kampf; ganze Reihen werden von den Riesentieren niedergetreten; allein die Phalangen sammeln sich von neuem, schließen ihre Glieder und gehen mit gefällten Lanzen den Elefanten zu Leibe. Viele von den gewaltigen Tieren werden verwundet, mehrere erlegt. Darauf entscheidet ein zweiter Angriff der Reiterei die Schlacht, obgleich die Inder, auch nachdem ihre Ordnung aufgelöst, sich noch geraume Zeit zur Wehr setzen. Nicht so leicht wie einst Dareios gibt König Poros, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, die Schlacht verloren. Als sie nicht mehr zu gewinnen war, suchte er selbst den Tod, den zwei seiner Söhne bereits gefunden hatten. Erst als eine Wunde ihn kampfunfähig machte, ließ er seinen Elefanten wenden, um nicht lebend dem Feind in die Hände zu fallen. Aber vom Blutverlust ermattet, wurde er eingeholt und gefangen vor Alexander gebracht. Als ihn dieser fragte, wie er behandelt zu werden erwarte, antwortete er unerschrocken: „Königlich". Dies Wort war nicht vergeblich gesprochen; der Sieger setzte seinen stolzen Gefangenen alsbald in seine königliche Herrschaft wieder ein, die er sogar noch beträchtlich erweiterte.

Während einer längeren Rast, die Alexander seinem siegreichen Heer gönnte, erbaute er am Hydaspes zwei Städte; die eine, an der Stelle, wo Poros besiegt worden war, nannte er Nikäa (Siegburg), die andere Bukephala,

zur Erinnerung an sein Streitroß, das hier verendete. Darauf ging der Zug weiter im Fünfstromland (Pendschab) bis an den Hyphasis. Hier erhielt man Kunde von den Reichen der Hindus am Ganges und weiter südlich, von der Kriegsmacht derselben, von ihren zahlreichen und bevölkerten Städten, den ungeheuren Werken, die sie aufgeführt, sowie von der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung, die unter ihnen verbreitet war.

Alexander wünschte gewiß sehnlich, in diese neue Welt, die in unbestimmten Umrissen vor ihm lag, tiefer einzudringen; allein er mußte sich wohl selbst sagen, daß es nun des Eroberns genug sei. Auch die Stimmung des Heeres war entschieden gegen weitere Verfolgung uferloser Pläne: die Soldaten verlangten nach einem Ruhepunkt auf der unendlichen Wanderung, nach einer Zeit des Genusses der erworbenen Güter. Als nun auch noch die Opfer, durch die er den Willen der Götter erforschen ließ, ungünstig ausfielen, da entschloß er sich zur Umkehr. Allgemeiner Jubel und Beweise von Dankbarkeit zeigten ihm, wie sehr der Wunsch und Wille der Mannschaft mit dem Wunsch der Götter übereinstimmte. Es wurden nun zwölf turmähnliche Altäre erbaut, auf denen man Weihrauch und Opfer verbrannte, und die das Ziel des großen Zuges bezeichnen sollten. Während die Rauchsäulen aufstiegen, feierte man Wettspiele in der ganzen Ausdehnung des Lagers. Darauf kehrte man westwärts an den Hydaspes zurück (326).

Statt aber die vorige Straße einzuhalten, beschloß der König, den Strömen folgend bis an das indische Meer vorzudringen und so den ganzen Pendschab zu unterwerfen. Im Spätherbst begann auf gegen 2000 Fahrzeugen die Stromfahrt. Sie führte noch zu vielen Kämpfen und Belagerungen und gab dem König wiederholt Gelegenheit, seine wunderbare Umsicht und Kühnheit zu bethätigen. Berühmt ist sein Abenteuer in der Hauptstadt der Maller, eines Volkes, das im südlichsten Winkel des Pendschab wohnte. Alexander, allen voran beim Sturm auf die Burg, war der erste auf der Mauer. Zwei der Leibwächter, Peukestas und Leonnatos, traten ihm zur Seite; ein vierter, Abreas, erklomm noch die Mauer: da brachen unter der Last der Nachdrängenden die Leitern; der König mit seinen drei Begleitern blieb allein, und von beiden Seiten richteten sich die Geschosse von den Türmen gegen ihn. Mit raschem Entschluß sprang Alexander von der Mauer hinunter in die Burg, mitten unter die Feinde; die drei Begleiter folgten. Viele der Inder erlagen ihren Streichen, der König selbst erschlug den feindlichen Führer. Aber bald sahen die vier sich von allen Seiten umdrängt: Abreas fiel, Alexander sank, von einem Pfeil in die Brust getroffen, ohnmächtig zur Erde. Kaum vermochten Peukestas und Leonnatos ihn mit ihren Schilden zu decken und, der eigenen Wunden nicht achtend, die feindliche Menge abzuwehren. Da, in der höchsten Not, als sie schon an der Rettung verzweifelten, drangen die Makedonen in großer Anzahl über die Mauer und brachten Hilfe. Man trug den schwerverwundeten König auf seinem Schild durch die Reihen der trauernden Krieger ins Lager. Man zweifelte an seinem Aufkommen, man hielt ihn sogar für tot, indem man den Aussagen seiner Diener und Freunde mißtraute. Eine allgemeine Niedergeschlagenheit bemächtigte sich darauf des Heeres; allen schien die Möglichkeit der Heimkehr benommen; sie fürchteten, die entlegene Fremde werde für sie ein weites Grab werden.

Noch aber war das Lebensziel des königlichen Helden nicht so nahe; er genas. Auf einem Schiffe ruhend fuhr er das Ufer entlang. Er grüßte mit der Hand die herzuströmenden Scharen; er landete, er erschien in ihrer Mitte. Da drängten sich die Nahestehenden herzu, seine Hände oder auch nur seine Kleider zu berühren; die Entfernteren aber erhoben ein lautes Freudengeschrei, das ihre Anhänglichkeit an den königlichen Führer bewies.

Nun konnte sich der Heereszug wieder in Bewegung setzen. Noch bevor das Mündungsdelta des Indos erreicht war, entließ Alexander den **Krateros** mit einem Dritteil des Fußvolkes, den Elefanten, dem entbehrlichen Gepäck und anderem Troß, damit er auf dem nächsten Wege westwärts ziehe, die Bergvölker unterwegs bezwinge und so zu der schon erschlossenen Straße durch das Kabulthal eine neue Verbindung zwischen dem Indos-Gebiet und dem Hochland von Iran herstelle. Eine dritte Verbindungslinie wollte der König selbst zwischen dem Gebirge und dem Meere durch Gedrosien (Beludschistan) anlegen, während der kretische Admiral **Nearchos**, der sich als Führer der Flotte auf den Flüssen bewährt hatte, Auftrag erhielt, der Küste entlang westwärts zu fahren, die Mündung des Euphrat und Tigris aufzusuchen und so den Seeweg von Indien nach Mesopotamien zu erschließen. Auf diese Art hoffte Alexander seine indischen Besitzungen mit dem großen Reiche in dauernden Zusammenhang zu bringen.

Neun Monate hatte schon die denkwürdige Fahrt auf und an dem Indos gedauert; immer breiter wurde jetzt der Riesenstrom und schwoll in regelmäßigen Zwischenräumen an und senkte sich wieder, wie es Flut und Ebbe mit sich brachten. Diese den Makedonen damals noch fremde Erscheinung zeigte die Nähe des Meeres an, und bald lag der indische Ozean in seiner unübersehbaren Ausdehnung vor dem Heere ausgebreitet. Alexander selbst fuhr mit Freunden und Obersten auf die Höhe der See, wo er aus goldenen Schalen den Gottheiten des Meeres Opferspenden darbrachte. Auch am Ufer rauchten Altäre, damit die Götter eine frohe Heimkehr verleihen möchten.

Rückkehr (325). Nach Beendigung der Feste begann Nearchos seine kühne Entdeckungsfahrt zur Aufsuchung der Euphrat-Mündung; Alexander aber wendete sich seinem Plane gemäß mit dem Heer nach den Wüsten **Gedrosiens**. Schwerlich besaß er von den Schwierigkeiten eines solchen Wüstenmarsches eine richtige Vorstellung; als er sie in ihrem vollen Umfang überblickte, war es zu spät, um rückwärts zu gehen. Bald führte der Weg im glühenden Sonnenbrand durch heiße, wasserlose Sandsteppen ohne Baum und Strauch, wo der Durst Tausende hinraffte; bald schwoll ein unbedeutender Bach durch Regengüsse im Gebirge zu einem verheerenden Strom an, der Menschen und Tiere mit sich riß; bald gesellte sich zu anderen Plagen der Hunger und veranlaßte Krankheiten, denen wiederum Tausende erlagen.

Alexander ertrug alle Beschwerden mit seinen Kriegern, aß von ihrem elenden Brote und litt mit ihnen brennenden Durst. Soldaten brachten ihm einst das einzige Wasser, das sich gefunden hatte, in einem Helm; er aber schüttete es vor aller Augen in den Sand: er wollte es nicht besser haben als seine Leute. Endlich nach einem sechzigtägigen Marsche und nach Verlust von drei Vierteln des Heeres erreichte er die Stadt **Pura** (nicht **Para**, wie auf unserer Karte S. 571 irrtümlich steht) in einer fruchtbaren Oase und damit das Ende der Beschwerden. Bald darauf traf er mit dem Heere des **Krateros**

wieder zusammen, bald auch mit Nearchos, der nach einer an Gefahren und Entbehrungen überreichen Fahrt unfern vom Eingang in den persischen Meerbusen gelandet war, und nun glich der weitere Marsch einem glänzenden Siegeszuge. Feste folgten auf Feste; den Göttern wurden herrliche Dankopfer dargebracht, musische und gymnastische Spiele zu ihren Ehren gefeiert; bei frohen Gelagen ging nach makedonischer Sitte der Becher fleißig um; das Köstlichste, was Asien an Wein und Speisen bieten konnte, war im Überfluß vorhanden, alle zu laben.

Als das Heer nach Susa kam, wurde ein Hochzeitsfest gefeiert (324), wie es die Welt kein zweites Mal erlebt hat. Alexander selbst verband sich mit Stateira, der älteren Tochter des Dareios, und gleichzeitig sein Freund Hephästion mit der jüngeren, Drypetis. Außerdem schlossen an achtzig seiner makedonischen Obersten eine gleiche Verbindung mit angesehenen Perserinnen,



342. Gestade am persischen Meerbusen.

und gegen 10000 geringere Krieger, angelockt durch die den Bräuten vom König ausgesetzte Mitgift, folgten ihrem Beispiel: so wurde gleichsam Europa mit Asien vermählt.

Ein eigenes prächtiges Zelt war für diese Feier aufgerichtet worden, dessen Umfang 700 Meter betrug. Das Dach ruhte auf Säulen, die von Silber, Gold und Edelsteinen glänzten; die Wände waren mit golddurchwirkten Teppichen, mit purpurnen Vorhängen bedeckt. Um hundert Tische lagerten auf kostbaren Polstern der König selbst und die übrigen Neuvermählten mit ihren Hochzeitsgästen; gegenüber aber in unabsehbar gereihten Gruppen das ganze Heer. Unter dem Schmettern der Trompeten begann das Festmahl. Eine zweite Fanfare verkündete, daß jetzt der König den Göttern spende. Mit ihm spendeten seine Tischgenossen, ein jeder aus goldener Schale, dem Festgeschenk des Königs. Dann wieder ein Signal, und der Zug der verschleierten Bräute trat herein, und eine jede begab sich zu ihrem Bräutigam. Nach dem

Mahle wurde Lust und Kurzweil aller Art getrieben: theatralische Vorstellungen und Gesänge wechselten mit Tänzen und Gauklerkünsten ab.

Aber nicht nur die 10000 Neuvermählten sollten sich freuen; Alexander dehnte seine Freigebigkeit noch weiter aus. Er hatte vernommen, daß viele seiner Soldaten beträchtliche Schulden hatten. Er erklärte sich bereit, sie zu bezahlen. Anfangs meldeten sich nur wenige, weil man eine lästige Untersuchung fürchtete; aber als man merkte, daß es dem König nur darum zu thun sei, den Seinigen zu helfen, daß nicht einmal die Namen der Empfänger aufgeschrieben wurden, gaben alle ihre Schulden an. Fast 100 Millionen Mark soll diese Gnade den König gekostet haben.

So populär diese Maßregel war, so unpopulär war eine andere. Gerade hier in Susa führte nämlich Alexander seinem Heere 30000 Asiaten zu, die er seit Jahren in der Kriegsweise seiner Makedonen hatte ausbilden lassen. Selbst in die vornehmste Schwadron der Hetären nahm er verdiente Orientalen auf und machte einen baktrischen Fürsten zu ihrem Obristen. Mit Unwillen sahen das die Veteranen, und bei einer Truppenschau, die im Sommer 324 zu Opis am unteren Tigris abgehalten wurde, kam es darüber zu offener Empörung.

Alexander verkündete hier, daß er die 10000 ältesten Soldaten reich beschenkt in die Heimat entlassen wolle. Er hatte geglaubt, einen besonders willkommenen Gnadenakt damit zu vollziehen. Die Veteranen aber dachten nur an die verhaßten Asiaten, die an ihre Stelle treten könnten; sie schrieen laut, er möge nur alle entlassen und mit den Barbaren und seinem Vater Ammon zu Felde ziehen.

Wütend sprang der König mitten unter die tobende Menge, packte mit eigener Hand einen der ärgsten Schreier, wies seine Garde auf diesen und jenen hin und ließ dreizehn sofort zum Tode abführen. Der persönliche Mut des Einen bändigte die Menge; schweigend hörten sie seine zornige Rede an. „Eure Väter", rief er, „waren ein elendes Volk, in Tierfelle gekleidet, verachtet. Mein Vater hat sie zu Ehren gebracht. Ich selbst habe euch nach Asien geführt, mit Siegen und Reichtümern überhäuft, habe euch Königreiche unterworfen, daß ihr eure Häupter über alle Völker der Erde erheben könnt. Ich habe mit euch Gefahren und Wunden geteilt. Nun aber wollt ihr mich zum Danke dafür verlassen und dem Schutze der bezwungenen Nationen übergeben! Wohlan, meldet diese rühmliche That in der Heimat: es wird euch bei Göttern und Menschen Ruhm bringen. Geht!"

Nach diesen Worten verließ er hastigen Schrittes die Tribüne und zog sich in das Königsschloß von Opis zurück. Er wollte niemand sehen, niemand sprechen. Am dritten Tag berief er die Perser und Meder und teilte sie nach makedonischer Weise in Phalangen und Schwadronen ein. Den Makedonen aber befahl er, das Lager zu räumen und zu gehen, wohin sie wollten. Verzweiflung bemächtigte sich hierauf der Veteranen; reumütig umringten sie das Schloß, versprachen Gehorsam und Auslieferung der Rädelsführer, und als Alexander endlich unter sie trat, baten sie nur, er möge nicht Barbaren, sondern bloß Männer aus der Heimat unter die Zahl der königlichen „Verwandten und Freunde" aufnehmen. Da rief er gerührt aus: „Ihr seid alle meine Verwandten und trauten Genossen!" und umarmte die Zunächststehenden; und es küßte ihn von den Makedonen, wer da wollte.

Ein großes Fest bekräftigte die Versöhnung. Es war ein Fest der Verbrüderung der Nationen; denn 9000 Makedonen und Perser speisten gemeinsam mit ihrem König und füllten aus denselben Mischkrügen ihre Becher. Des Königs Wille hatte gesiegt: 10000 Veteranen wurden entlassen. Jeder von ihnen erhielt den rückständigen Sold sowie den für die nächste Zeit bis zur Ankunft im Vaterlande, und weiter ein Talent Goldes, eine Ehrenkrone und Zusicherung des Vorsitzes bei öffentlichen Festen. Auch wurde den Kindern der in den Feldzügen gefallenen Krieger der Fortbezug des Soldes ihrer Väter zugesagt.

Alexander als Staatsmann. Alexander hatte nach der Rückkehr aus Indien die Zügel der Regierung wieder fest in die Hand genommen; und es war gut, daß er es that. Denn allenthalben hatten sich gewaltthätige Beamte Uebergriffe gestattet, und die Bedrückung des Volkes war vielfach unerträglich geworden. Dem wurde alsbald mit Strenge und Gerechtigkeit gesteuert: der große Eroberer hatte auch das Zeug zu einem großen Staatsmann.

An weitere Eroberungen dachte Alexander jetzt nicht mehr; nur nach besserer Abrundung und festerem Zusammenschluß seines weiten Reiches trachtete er. In diesem Sinn mußte ihm Arabien ein unentbehrlicher Besitz erscheinen, denn alle Handelswege vom Nil nach dem Euphrat und Indos führten über oder um diese Halbinsel. Der Erwerbung Arabiens galten denn auch die kriegerischen Rüstungen, die er in der letzten Zeit seines Lebens betrieb. Im übrigen widmete er sich ganz der friedlichen Ausgestaltung seines Weltreiches. Er kannte die Mängel, an denen das Perserreich zu Grunde gegangen war, und er gedachte sie zu vermeiden. Eine wohlgeordnete Verwaltung zu schaffen, die den Bedürfnissen der so unendlich verschiedenen Reichsgebiete besser als vordem gerecht würde, war sein oberstes Bemühen. Wie eifrig er ferner darauf aus war, alle Teile des Reiches durch ein Netz von Handelsstraßen zusammenzufassen, wie ihn mitten im Krieg die Erschließung neuer Seewege interessierte, das erfuhren wir bereits. An die 70 Alexander-Städte hat er auf seinen Kriegszügen ins Leben gerufen, und nicht wenige davon sind wichtige Stützpunkte für Handel und Wandel geworden.

Aber nicht nur gemeinsame Handelsinteressen sollten die so verschieden gearteten Reichsteile zusammenhalten; eine höhere Einheit gedachte Alexander ihnen zu verleihen, indem er einer einheitlichen Kultur allenthalben zum Sieg verhalf. Daß diese Kultur nur die hellenische sein konnte, verstand sich für ihn von selbst. In der Ausbreitung dieser griechischen Bildung und Gesittung über die weiten Räume des Orients besteht die eigentlich welthistorische Bedeutung Alexanders.

Tod Alexanders. Alle diese weittragenden Pläne kamen über glänzende Anfänge nicht hinaus: der Tod überraschte den König, als er im besten Wirken war. Eine Vorahnung des eigenen Sterbens kam über ihn beim plötzlichen Tod seines geliebten Hephästion. Drei Tage saß der König stumm und für die Außenwelt teilnahmlos bei der Leiche des treuen Gefährten; dann widmete er sich wieder, obgleich mit verdüstertem Gemüt, den Geschäften.

Zu Anfang des folgenden Jahres (323) zog Alexander nach Babylon, der neuen Welthauptstadt, wo viele Gesandte fremder Länder dem großen Herrscher ihre Huldigung darbrachten; selbst aus Karthago und Spanien, ja vielleicht auch aus Rom waren Sendboten erschienen; allen Völkern, die sich

um die Dinge der Welt kümmerten, mußte ja der jugendliche Welteroberer ein Gegenstand staunender Neugier sein.

Auch aus Griechenland kamen damals Boten nach Babylon. Alexander hatte von den Griechen verlangt, daß sie seine Göttlichkeit anerkennen sollten, und die Griechen erklärten sich dazu bereit; sogar die Spartaner gaben die lakonische Erklärung ab: „Wenn Alexander ein Gott sein will, so sei er es."

Indessen war dem Könige mehr an seinen Unternehmungen gelegen, als an solchen Gesandtschaften. Er besichtigte die Arbeiten an dem neuen Hafen,



343. Der „sterbende Alexander".
Marmorbüste in den Uffizien zu Florenz.

den er anlegen ließ, musterte die für Arabien bestimmten Schiffe, durchschritt Tag für Tag die Kanalbauten in den Niederungen, wo einen großen Teil des Jahres Fieberluft wehte. Vielleicht legte er hier den Grund zu seiner letzten, tödlichen Krankheit.

Schon war die Flotte gerüstet, schon Nearchos an Bord, um nach Arabien zu gehen; drei Schiffe waren schon auf Kundschaft ausgesendet: da erkrankte der König. In der Nacht vom 16. auf den 17. des makedonischen Monats Daisios brach das Fieber aus; am Abend des 17. ließ sich Alexander in die

königlichen Gärten jenseits des Euphrat bringen; mit schwindenden Kräften sucht er hier getreulich die Pflichten des Herrscherberufs zu erfüllen, soweit die immer sich erneuenden Fieberanfälle es gestatten. Am 23. des Monats, wo man ihn wieder ins Schloß zurückgebracht, versagt die Sprache; sein Zustand ist hoffnungslos. Es folgen noch qualvolle Tage, während deren die Aufregung des Heeres beständig wächst. Am 27. erzwingen die Veteranen sich den Zutritt zum Gemach des Sterbenden; einer nach dem andern schreitet tiefbewegt am Lager des Königs vorüber und ergreift noch einmal die sterbensmatte Hand des geliebten Herrschers. Einen stummen Abschiedsgruß winkt Alexander einem jeden zu: es ist die letzte Äußerung seines schwindenden Bewußtseins. Am Abend des folgenden Tages, nach unserer Zeitrechnung am 13. Juni 323, haucht der König seine große Seele aus.

Alexander ist die glänzendste Persönlichkeit, die Hellas hervorgebracht hat. Er verband ein fast kindliches Vertrauen mit männlicher Thatkraft, scharfe Überlegung mit ungemeiner Schnelligkeit des Handelns, vollendete geistige Bildung mit entschiedener Vorliebe für das Kriegsleben und die Aufgaben der Verwaltung; in dieser Vielseitigkeit ist er einzig, und das nicht nur in Griechenland. Am Glanz dieses Heldenlebens mit seiner hochfliegenden Begeisterung und seinen märchenhaft kühnen Waffenthaten hat sich seitdem die ganze Nachwelt gelabt; und so lange es auf Erden eine Jugend giebt, die für Menschengröße warm empfindet, wird sie dem gottbegnadeten Heldenjüngling ihre Bewunderung nicht versagen.

Die Diadochen.

Die Kämpfe bis zum Erlöschen des königlichen Hauses.

Der Streit um die Nachfolge. Um die Leiche des Königs standen Edelknaben und Getreue, die einen in stillem Schmerz, die anderen laut weinend. Bald hallte der weite Palast, bald der Vorhof, bald die ganze Stadt von Wehklagen wider, als die Kunde von dem erschütternden Ereignis sich weiter und weiter verbreitete. Einheimische und Fremde, Bürger und Krieger jammerten um den toten Herrscher und alle blickten zagend in die ungewisse Zukunft. Die Welt war herrenlos; denn Alexander war geschieden, ohne einen regierungsfähigen Nachfolger zu hinterlassen. Ebenso wenig hatte er irgend einen seiner Feldherren als Reichsverweser eingesetzt. So brach unter seinen Generalen alsbald bitterböse Zwietracht aus. Sechs der angesehensten, nämlich Perdikkas, dem der sterbende Alexander seinen Siegelring übergeben haben sollte, ferner Leonnatos, Ptolemäos, Lysimachos, Peithon und Aristonoos vereinbarten zunächst, daß man abwarten wolle, ob Roxane, Alexanders Witwe, einen Sohn gebären würde: in diesem Falle sollte der Neugeborene seinen Vater beerben, bis zu seiner Volljährigkeit aber sollten Perdikkas und Leonnatos in Asien, Antipatros und Krateros in Europa seine Vormünder sein.

Die Ritterschaft war mit dieser Vereinbarung zufrieden; nicht so das makedonische Fußvolk. Es wünschte sofort einen König aus Philipps Stamm und glaubte, daß bis auf weiteres der halb blödsinnige Halbbruder Alexanders, Philipp Arrhidäos, besser sei als gar kein Oberhaupt. Diesen rief es also

zum König aus und stürmte bewaffnet in den Thronsaal. „Nach dem Sterbezimmer!“ war die Losung der Obersten, als die wilden Krieger eindrangen; dort, um die Leiche des Königs, sammelten sie sich mit ihrem ritterlichen Gefolge. Aber die Phalangen drangen nach, Thüren wurden erbrochen, Speere flogen hinüber und herüber, Verwundete ächzten, Sterbende röchelten, Kriegslärm erfüllte die Stätte des Todes. Es war eine blutige Leichenfeier. Endlich gelang es dem einsichtsvollen Eumenes, einen billigen Vergleich zustande zu bringen. Die Herrschaft des Arrhidäos ward anerkannt, dem erwarteten Sohne der Roxane Anteil am Königtum vorbehalten. Statt der vier Vormünder aber, die man ursprünglich bestimmt hatte, bekam jetzt Perdikkas allein die Oberleitung der militärischen und politischen Angelegenheiten.

Regentschaft des Perdikkas. So kam Perdikkas in die Nähe des Königs und dadurch vermöge seiner überwiegenden Energie zur Herrschaft. Da er bemerkte, daß die stolzen Generäle, die sich kaum unter Alexanders starken Willen gebeugt hatten, mit Eifersucht auf seine bevorzugte Stellung blickten, so gab er ihnen entfernte Satrapien zur Verwaltung und schaffte sie sich so vom Halse. Dem herrschsüchtigen Antigonos, der sich fürstlicher Abkunft rühmte, wurden Großphrygien, Pamphylien und Lykien zugeteilt; die nördlich davon gelegenen Länder bis an das Schwarze Meer dem Eumenes, der gleich tüchtig in Unterhandlungen wie auf dem Schlachtfelde war und dem Reichsverweser treulich anhing; Ägypten erhielt der Lagide Ptolemäos, bei Lebzeiten Alexanders voll Hingebung gegen seinen königlichen Herrn, jetzt aber in richtiger Erkenntnis der Lage auf Lösung des Reichsverbandes und Aufrichtung besonderer Herrschaften bedacht. In Karien schlug Asandros, der Bruder Parmenions, seinen Sitz auf, in Kleinphrygien der tapfere Leonnatos, in Ekbatana der hochstrebende Peithon; Lysimachos bekam das thrakische Land, Krateros neben dem alten Antipatros die Herrschaft über Makedonien und Griechenland. Für sich selbst behauptete Perdikkas die Oberleitung als „Schützer des Königtums“, wie er sich nannte. Er erteilte im Namen des Scheinkönigs Arrhidäos an alle Beamten seine Befehle und gab ihnen Geltung durch das königliche Siegel und noch mehr durch das hinter ihm stehende Reichsheer.

Mit dieser Aufteilung der Länder unter die Generäle war der Verzicht auf die von Alexander geschaffene Reichseinheit ausgesprochen. Es half wenig, daß Roxane wirklich eines Knäbleins genaß, das unter dem Namen Alexander zum König ausgerufen und dem Philipp Arrhidäos an die Seite gestellt wurde. Daß ein Reich, in dem ein Schwachsinniger zusammen mit einem Säugling herrschte, nicht bestehen konnte, versteht sich von selbst.

Der lamische Krieg. Die Völker Asiens fügten sich ohne viel Widerspruch in die neue Ordnung der Dinge. Statt der persischen Satrapen, an die sie gewöhnt waren, hatten sie jetzt makedonische Generäle an der Spitze der Provinzen. Der Unterschied war kein allzugroßer.

Anders ward die Kunde vom Tode des Königs in Griechenland aufgenommen. Man verhehlte seine Freude nicht; man sprach es laut aus, daß die Zeit gekommen sei, die makedonische Herrschaft abzuschütteln. Besonders jubelte die Volksmenge in Athen. Die nicht viel zu verlieren hatten, die Neuerungssüchtigen, die Schreier des großen Haufens, redeten laut vom alten

Ruhme der Stadt. Vergebens erhoben die Wohlhabenden ihre warnende Stimme, vergebens ermahnte der greise Stratege Phokion zur Ruhe; der Krieg war beschlossen. Leosthenes, ein Söldnerhauptmann, der sich schon in auswärtigen Kriegen rühmlich versucht hatte, erhielt Auftrag und Geld zur Anwerbung eines Haufens Mietvölker. Er begab sich nach dem lakonischen Vorgebirge Tänaron, dem allgemeinen Werbeplatz, wo sich stets Söldner in Menge aufhielten, und warb daselbst ein Heer von 8000 erprobten Kriegern. Mit dieser Mannschaft marschierte er, als die Kriegserklärung gegen Makedonien ergangen war, nach Ätolien, dessen Völkerschaften, zu einem Bunde vereinigt, bisher mit Erfolg ihre Unabhängigkeit behauptet hatten. Daselbst schlossen sich ihm 7000 wehrhafte Ätoler an (323). Bald stießen die Aufgebote der Phokier, Lokrer, selbst der Molotter aus Epiros und vieler anderer Volksstämme zu dem Heere, das sofort in die Thermopylen einrückte. Als die Böoter, dem makedonischen Bündnisse treu, dem athenischen Bürgeraufgebot mit 7000 Mann den Weg verlegten, fiel ihnen Leosthenes in den Rücken und erfocht den Sieg. Nunmehr stand der kriegskundige Mann an der Spitze von mehr als 30000 Streitern und wartete nur noch auf den Beitritt der Thessaler, um aus dem Engpasse hervorzubrechen und seinen Sieg weiter nach Norden zu verfolgen.

Antipatros suchte mit gewohnter Umsicht diesem Aufstand zu begegnen. Er raffte so viel Kriegsvolk zusammen, als im Lande entbehrlich war, und wendete sich nach der Seite, wo die größte Gefahr drohte, nach Thessalien. Dadurch verhütete er weiteren Abfall. Nach Vereinigung mit der thessalischen Ritterschaft rückte er gegen die Thermopylen vor, wagte aber, um die Hälfte schwächer als die hellenische Macht, keinen Angriff, sondern nahm eine feste Stellung bei Herakleia im Gebiete der Ötäer, wo er Unterstützung von seiner Flotte und Hilfe aus Asien erwartete. Aber Leosthenes zwang ihn zur Schlacht, die zum Nachteil der Makedonen ausfiel. Antipatros mußte sich nach der südthessalischen Stadt Lamia zurückziehen, wo er bald von allen Seiten eingeschlossen wurde: der Krieg führt nach dieser Stadt, um die er lang sich drehte, den Namen der lamische.

Dieser Erfolg der griechischen Waffen bewirkte eine allgemeine Bewegung in Hellas. Noch einmal erhob sich der Gedanke der Freiheit und Unabhängigkeit in den Herzen der Hellenen. Niemand aber begrüßte den jungen Tag, der über Hellas aufzugehen schien, lauter und freudiger als der alte Freiheitskämpfer Demosthenes.

Er lebte seit Jahresfrist als Verbannter auf der Insel Ägina. Verbannt aber war er worden, weil er in verdächtiger Weise die Gelder angegriffen hatte, mit denen Harpalos, Alexanders Schatzmeister zu Ekbatana (vgl. oben, S. 587), von dort entflohen und in Athen aufgenommen worden war. Es ist möglich, daß er die 20 Talente (= 90000 Mark), die er aus dem Schatz des Harpalos entnahm, nur für Parteizwecke und nicht zu seinem persönlichen Vorteil verwendet hat; aber einen Vertrauensbruch hatte er sich damit jedenfalls zu schulden kommen lassen, und daß man ihn zur Strafe zog, war durchaus gerechtfertigt. Jetzt wo man Krieg gegen Makedonien begonnen, war das natürlich verziehen und vergessen; man rief den alten Patrioten zurück. Er schloß sich zunächst der athenischen Gesandtschaft an, die den Pelo-

ponnes bereiste und die Staaten desselben zu den Waffen rief. Mit beredtem Munde weckte er in allen Städten die Begeisterung, welche ihn selbst durchglühte. Man versprach, leistete aber nur wenig Hilfe. Etwas später kehrte Demosthenes unter dem Jubel der Bürgerschaft in seine Vaterstadt zurück.

Leosthenes hätte jetzt die geringe feindliche Macht in Lamia in seinem Rücken lassen und ohne Säumen an die Grenze von Makedonien vorrücken sollen. Er meinte jedoch das letzte Bollwerk des Antipatros mit stürmender Hand nehmen zu können, und ließ die Stadt unausgesetzt berennen; aber die Stürme wurden blutig zurückgeschlagen, und nach schweren Verlusten mußte sich Leosthenes zur regelmäßigen Belagerung entschließen. Darüber kam der Herbst heran. Schon wuchs die Not in dem eingeschlossenen Platze, schon wurden Unterhandlungen wegen Übergabe gepflogen; da fiel Leosthenes (323), von einem Schleudersteine tödlich getroffen, in einem unbedeutenden Gefecht, und Antipatros benutzte die entstandene Verwirrung, um die feindlichen Werke an einer schwachen Stelle zu durchbrechen.

In Athen ließ man sich hierdurch nicht entmutigen. Der Redner Hypereides, der an der Spitze der den Makedonen feindlichen Partei stand, hielt den vor Lamia gefallenen Bürgern eine würdige Leichenrede. Man übertrug den Oberbefehl dem Antiphilos, indem man den an seinen alten Ansichten festhaltenden Phokion überging (vgl. oben S. 548).

Unterdessen war der Hilferuf des Antipatros nach Asien gedrungen. Leonnatos, der Statthalter von Phrygien, stand gerade mit seinem erprobten Heere am Hellespont, um, dem Befehle des Reichsverwesers gemäß, Kappadokien für Eumenes zu unterwerfen. Ihm kam ein Feldzug gegen die aufständischen Griechen sehr gelegen. Er hoffte dadurch Einfluß in Makedonien zu erlangen. Ja er hoffte noch mehr, er richtete seine Augen auf das Königtum; denn Kleopatra, die mehrerwähnte Schwester Alexanders, trug ihm gleichzeitig ihre Hand an. In möglichster Eile setzte er nach Europa über und rückte mit mehr als 20000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern durch Thessalien gegen Lamia vor. In einer von Waldhöhen und Sümpfen umschlossenen Ebene traf er mit dem Heere der Hellenen zusammen. An der Spitze seiner Reisigen drang er wiederholt mit ungestümem Mute in die Feinde ein; aber alle Tapferkeit war vergeblich: die Übermacht der thessalischen Ritterschaft siegte; die Makedonen wurden zersprengt, in den Sumpf getrieben oder niedergehauen. Leonnatos fiel mit Wunden bedeckt; kaum konnte sein Leichnam den Feinden entrissen werden. Nach der Niederlage der Reiterei zog sich das makedonische Fußvolk auf die Waldhöhen zurück. Am folgenden Tage aber bewerkstelligte Antipatros die Vereinigung mit dem geschlagenen Heere und war nun trotz der Niederlage nicht nur dem Feinde gewachsen, sondern zugleich von einem gefährlichen Nebenbuhler befreit. Als bald darauf der tapfere Krateros mit 10000 ausgedienten Kriegern und vielen Schützen und Reitern zu Antipatros stieß, stellte sich Anitpatros den Griechen zur Schlacht. Antiphilos nahm sie trotz seiner bedeutend schwächeren Streitkräfte an. In der Ebene von Krannon, südlich vom Peneios, stießen die Heere aufeinander. Die thessalische Ritterschaft bewährte auch hier ihren alten Ruhm; die feindliche Reiterei wurde trotz ihrer Übermacht aus dem Felde geschlagen. Allein die makedonischen Phalangen drängten nach blutigem Hand-

gemenge die hellenischen Hopliten auf die Höhen zurück und behaupteten das Schlachtfeld. Unterhandlungen wurden angeknüpft, und da die griechischen Verbündeten nicht einmütig zusammenstanden, sondern jeder Staat für sich seinen Frieden mit Antipatros zu schließen suchte, so mußten sie sehr ungünstige Bedingungen sich gefallen lassen. Von Athen forderte Antipatros Auslieferung der feindlich gesinnten Redner, Abänderung der demokratischen Verfassung, Ersatz der Kriegskosten und Aufnahme einer makedonischen Besatzung in die Hafenstadt Munichia. Phokion wünschte die letztere Bedingung abzuwenden. Antipatros aber fragte, ob er in diesem Falle für die Ruhe des wankelmütigen



344. **Kalauria.**

Heute führt Insel und Stadt den Namen Poros. Im Innern der Insel, etwa 3/4 Stunden von der Stadt entfernt, haben sich Unterbauten des Poseidon-Tempels erhalten, in dem sich Demosthenes am 12. Oktober 322 den Tod gab.

athenischen Volkes Bürgschaft übernehmen könne; und als jener darauf schwieg, mußte man sich auch in diese Demütigung fügen.

Vollständiger Untergang der griechischen Selbständigkeit. Demosthenes' Tod. Während der Feier der Eleusinien (September 322) sah man die fremde Besatzung in Munichia aufziehen und erkannte unter lauten Klagen, daß jetzt Athen in Wahrheit einer fremden Macht unterthan war. Die von Antipatros geforderte Verfassungsänderung vollzog sich in der Weise, daß von nun an nur diejenigen als stimmfähige Bürger gelten sollten, die über 2000 Drachmen (etwa 1600 Mark) besäßen. Dadurch kam die Staatsverwaltung in die Hände vermögender Leute. So heilsam diese Maßregel unter den obwaltenden Umständen für die Ruhe war, so hart war sie für einen großen Teil der

Bevölkerung; denn über die Hälfte derselben wurde dadurch ihres Bürgerrechts beraubt, und mehrere Tausende zogen es deshalb vor, nach Thrakien überzusiedeln, wo man ihnen Wohnsitze anbot. Schonungslos wurden von den Makedonen besonders die ihnen feindlich gesinnten Redner und Staatsmänner verfolgt. Der Schauspieler Archias, den das Volk den Spürhund der Verbannten nannte, ergriff eine große Anzahl in den Tempeln auf Ägina und überlieferte die Unglücklichen dem Antipater zur Hinrichtung. Demosthenes, der sich in den Poseidon-Tempel auf der kleinen Insel Kalauria östlich von Trözen (vgl. Abb. 344) geflüchtet hatte, wurde endlich auch dort entdeckt. Schergen umzingelten das Gotteshaus; Archias selbst trat in das Innere, wo Demosthenes am Fuße des Götterbildes unter beängstigenden Träumen die Nacht zugebracht hatte. Er wollte ihn bereden, sich der Gnade des makedonischen Gewalthabers zu überliefern. Demosthenes aber erwiderte, Archias habe ihn niemals im Schauspiele durch seine Kunst getäuscht; er vermöge es auch jetzt nicht, da er ihm gute Botschaft bringe. „Das Glück hat sich zum Gegner gewendet“, fügte er hinzu, „ich ahme ihm nicht nach. Ich will der Vaterstadt nicht Schande bringen, indem ich das schönste Sterbekleid, die Freiheit, wegwerfe. Die sicherste Freistatt ist der Tod.“ Als der Scherge darauf mit Gewalt drohte, fuhr er fort: „Jetzt, o Archias, bist du in deiner Rolle; mir aber vergönne noch kurze Zeit, damit ich an Freunde schreibe.“ Sofort nahm er Tafel und Schreibrohr zur Hand, sog aber aus dem oberen Teile des Rohres ein vorsorglich dort verborgen gehaltenes Gift ein. Dann erhob er sein Haupt und sagte: „Nun kannst du den Kreon spielen und meinen Leichnam unbegraben lassen.“ Er that noch einige Schritte und sank dann tot am Altare nieder.

So starb der größte Redner des Altertums (322). Er war groß nicht allein durch die Macht der Rede, die er wie kein anderer zu beherrschen verstand, sondern auch durch die Idee, der er sein Leben geweiht hatte: er kämpfte und litt für die Erhebung seines Vaterlandes zu der früheren Herrlichkeit. Mochte auch der Gedanke nicht zeitgemäß und unausführbar sein, mochte Phokion mit seinen nüchternen Ansichten recht haben, so verdient doch Demosthenes unsere Teilnahme und Bewunderung in seinem ganzen Streben und in seinem tragischen Ausgang, da er unter allem Wechsel des Glückes ein hohes Ideal vor Augen gehabt und mit Hingabe seiner selbst zu erreichen gesucht hat.

So war die Zeit der Freiheit für Hellas zu Ende. Griechenland war fortan eine makedonische Provinz. Die Machthaber, die um die Herrschaft über Alexanders Reich stritten, warfen zwar den griechischen Staaten noch von Zeit zu Zeit den Köder der Freiheit hin, um sie für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu gewinnen und zu benutzen. Allein von wirklicher Unabhängigkeit, von selbständigem Handeln des gesamten Hellenenvolkes ist ferner nicht mehr die Rede.

Aber die griechische Welt war nicht mehr auf Hellas und seine Kolonien beschränkt. Die stolzen makedonischen Gewalthaber huldigten der griechischen Sprache, Sitte, Kunst und Wissenschaft und eröffneten diesen überkommenen Gütern Freistätten am Nil und in den Reichen Vorderasiens, ja selbst in den Steppen von Hochasien und im fernen Indien. Zunächst freilich wogte noch um das Erbe Alexanders Jahrzehnte lang der wilde Kampf der Diadochen.

Erst als dieser zu Ende gekämpft war, konnte jene Saat hellenischer Bildung aufgehen und das Neue sich gestalten.

Fortgang der Diadochenkämpfe. Perdikkas wollte die von ihm vertretene Einheit des Reiches mehr betonen, als den anderen Generalen recht war. Das brachte ihn alsbald in Konflikt mit den zwei mächtigsten derselben, mit Antigonos und Ptolemäos. Antigonos, der Satrap von Großphrygien, weigerte sich, dem Eumenes Truppen zur Eroberung von Kappadokien zu liefern. Perdikkas forderte den Antigonos auf, sich wegen dieser Widersetzlichkeit zu verantworten; der aber entzog sich der Verurteilung durch die Flucht nach Europa, wo er bei Antipatros und Krateros gastliche Aufnahme und Schutz fand.

Verhängnisvoller für Perdikkas gestaltete sich sein Zerwürfnis mit Ptolemäos, der sich in Ägypten eine feste, durchaus selbständige Herrschaft gegründet hatte; ihn zu demütigen, hielt Perdikkas für dringend nötig und suchte nach einem Vorwand zum Kriege.

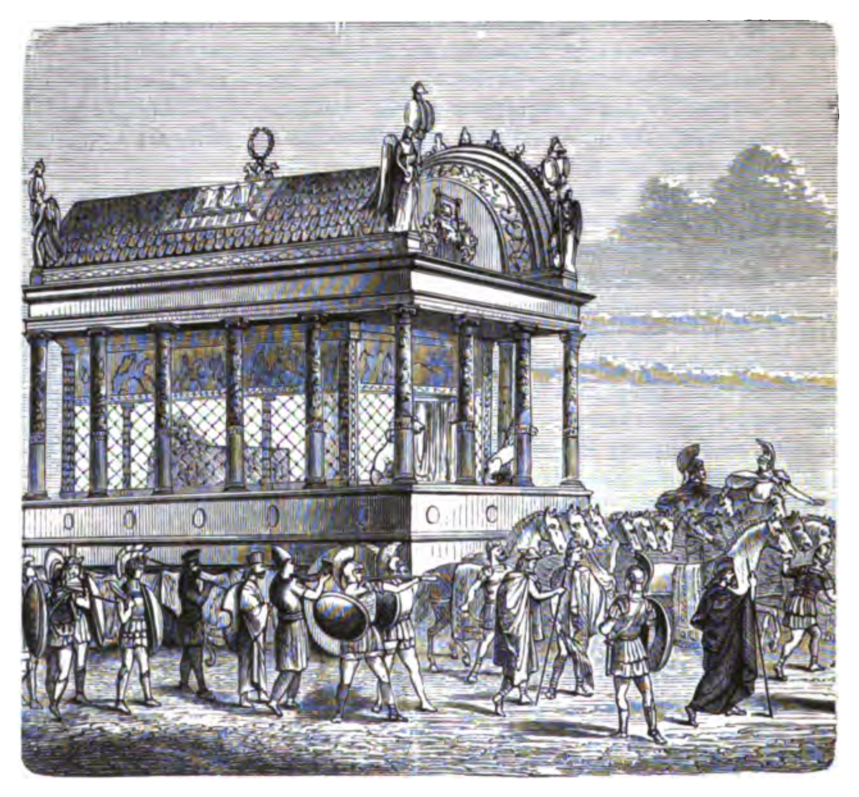
Einen solchen bot ihm die Überführung der Leiche Alexanders nach Ägypten. Ptolemäos hatte nämlich durchgesetzt, daß der unter allgemeiner Zustimmung gefaßte Beschluß, die Leiche des Königs in dem von ihm gegründeten Alexandreia beizusetzen, nach langem Zögern wirklich ausgeführt wurde. Daraufhin beschuldigte Perdikkas den Ptolemäos ungebührlicher Anmaßung; und obgleich sich der Lagide glänzend rechtfertigte, und obgleich ihm niemand eine Verschuldung nachweisen konnte, erklärte ihm Perdikkas dennoch auf Grund dieser Beschwerde den Krieg.




345. Münze des Ptolemäos.

Von dem Leichenzug Alexanders, der im Streit zwischen Perdikkas und Ptolemäos eine so große Rolle spielt, besitzen wir eine ausführliche Beschreibung aus dem Altertum. Danach waren der riesige Trauerwagen und der darauf ruhende Katafalk prachtvolle Kunstwerke. Der Sarg, aus Gold hergestellt, war zur Hälfte mit Spezereien gefüllt und darüber eine golddurchwirkte Purpurdecke ausgebreitet. Zur Seite lagen Alexanders Waffen. Über dem Wagen wölbte sich eine goldene Decke, geschmückt mit Schuppen, die aus Edelsteinen gebildet waren. Unter diesem Dach stand ein goldener Thron, der an goldenen Ringen eine Prachtkrone trug. Oben am Wagen war eine netzförmige Troddel mit Glöckchen angebracht, die durch ihr Geläute die Ankunft des Zuges verkündeten. An jeder Ecke des Thronhimmels befand sich das Standbild einer Siegesgöttin. Schlanke, jonische Säulen trugen die Wölbung. Im Innern hatte man mehrere figurenreiche Gemälde angebracht. Das erste Gemälde stellte den König selbst dar mit dem Zepter in der Hand, um ihn eine Wache von Makedonen und Persern; das zweite Bild zeigte einen Kriegszug von Elefanten, auf ihren Rücken die Führer und gewappnete Makedonen tragend; das dritte veranschaulichte einen Reiterkampf, und das vierte war die Darstellung einer Kriegsflotte in Schlachtordnung. Den Zutritt zu dem Katafalk bewachten goldene Löwen. Zwischen den Säulen des Peristyls war goldenes Laubwerk angebracht, das sich auch an den Säulen

selbst bis zu den Kapitälen emporwand. Der Wagen, welcher den Prachtbau trug, ruhte auf vier Rädern, die fast gänzlich vergoldet und mit Federn versehen waren, damit keine Unebenheit des Bodens die wagerechte Stellung des Wagens veränderte. An jeder der vier Deichseln waren in vier Zügen je sechzehn Maultiere angeschirrt. Es waren hierzu die schönsten und größten Tiere auserlesen worden; jedes trug eine vergoldete Krone auf dem Kopf, rechts und links vom Gebiß eine goldene Glocke und um den Hals ein mit Edelsteinen besetztes Halsband.



346. Der Trauerwagen mit der Leiche des großen Königs.
Rekonstruiert nach der Beschreibung Diodors (Magasin pittoresque, 6. Band).

Ptolemäos hatte den Leichenzug mit großem Gepränge in Syrien empfangen und nach Memphis geleitet, wo die Leiche aufbewahrt wurde, bis der Riesenbau des Königsgrabes in Alexandrien vollendet wäre. Kurz bevor es zwischen Perdikkas und Ptolemäos zum Kriege kam, ließ die greise Königin Olympias, die Mutter Alexanders des Großen, dem ersteren ihre Tochter Kleopatra zur Ehe anbieten. Sie ertrug es nicht, daß sie in der großen Politik keine Rolle mehr spielte; sie hoffte als Schwiegermutter des Reichsverwesers wieder zu Ansehen zu gelangen. Nun hatte zwar Perdikkas eben erst eine Tochter des Antipatros geheiratet. Aber das war für Olympias nur ein Grund mehr, ihr

Heiratsprojekt mit allem Nachdruck zu betreiben; haßte sie doch den Antipatros und gönnte ihm jegliche Kränkung. Für Perdikkas in seinem ungemessenen Ehrgeiz war die Aussicht, durch die Verbindung mit Kleopatra in das königliche Haus einzutreten, nur zu verlockend. Er trennte sich von der Tochter seines alten Freundes Antipatros und damit von diesem selbst und verlobte sich mit Kleopatra: wenn er vom Zuge gegen Ptolemäos zurückgekehrt wäre, sollte die Vermählung stattfinden.

Noch zwei andere Frauen des königlichen Hauses mischten sich damals in die großen Welthändel: Kynane und Eurydike. Kynane, die Tochter des Königs Philipp und einer Mutter von illyrischem Geschlecht, hatte die Wildheit ihres mütterlichen Stammes geerbt. Oft hatte sie in den Kriegszügen gegen barbarische Völker mit Speer und Schild am Kampfe teilgenommen. Seit dem Tode ihres Gemahls Amyntas lebte sie in erzwungener Zurückgezogenheit und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Tochter Eurydike, die sie jedoch nicht für die Geschäfte des Frauengemaches, sondern für Werke, die dem Manne ziemen, auferzog. Schön war die fünfzehnjährige Fürstentochter anzusehen, wenn der Helm ihr Lockenhaupt bedeckte und der Panzer ihre jungfräuliche Brust umschloß. Die Mutter hatte mit ihr Großes vor. Nicht einem der Feldherren, nicht dem Reichsverweser wollte sie ihr Kind vermählen, sondern dem Könige Arrhidäos selbst. An seiner Seite, in seinem Namen sollte sie die Zügel der obersten Gewalt an sich nehmen; dann — so hoffte Kynane — werde der Glanz, der die Tochter umgebe, seinen Widerschein auch auf die Mutter verbreiten.

Sie sammelte also ein Heer und eilte dem Strymon zu. Die Scharen, die ihr der überraschte Antipatros entgegensandte, waren zu schwach; sie wurden zersprengt. Am Hellespont fanden sich Schiffe, auf denen das seltsame Heer nach Asien übersetzte. Ungehindert ging der Zug gen Babylon, bis ihm eine von Perdikkas entgegengesandte Streitmacht den Weg versperrte. Sogleich ordneten die Fürstinnen den Angriff. Als sie nun, allen kenntlich, inmitten ihrer Krieger anrückten, senkten die gegenüberstehenden Makedonen die Speere und verweigerten den Kampf. Es wurden Unterhandlungen gepflogen; allein während derselben ließ der feindliche Befehlshaber, wie es Perdikkas geboten hatte, Kynane ermorden. Diese Blutthat brachte die Erbitterung der Krieger zum Ausbruch. Beide Haufen vereinigten sich und führten die junge Fürstin Eurydike nach Babylon, wo die Vermählung mit dem König Arrhidäos gefeiert wurde. So war sie an das gewünschte Ziel gelangt; und doch hatte sie damit nichts gewonnen, denn sie befand sich ganz unter dem Einfluß des Reichsverwesers, gegen dessen Gewalt selbst die Gunst des Heeres keinen genügenden Schutz gewährte.

Perdikkas' Zug gegen Ägypten. Bald darauf setzte Perdikkas den beschlossenen Zug gegen Ägypten ins Werk, ohne auf die wachsende Mißstimmung der Krieger Rücksicht zu nehmen. Unsäglich waren die Leiden, welche die Krieger bei ihrem Zug durch die Wüsteneien der Landenge von Suez auszustehen hatten; im Wüstensand gebleichte Schädel verkündeten ihnen auf Schritt und Tritt, wieviele bereits bei ähnlichen Unternehmungen den Tod gefunden hatten. Nachdem man die Schrecknisse des Wüstenmarsches glücklich überstanden, stieß man auf die Truppen des Ptolemäos. Nach vergeblicher

Bestürmung einer starken Burg, die Ptolemäos selbst mit großer Tapferkeit verteidigte, und nach einem mißlungenen Versuche, das tiefe und schlammige Wasser des Nilstroms zu durchwaten, wobei eine beträchtliche Zahl der Makedonen ruhmlos ihr Leben einbüßte, wurde Perdikkas in der folgenden Nacht von seinen eigenen erbitterten Kriegern ermordet. Ptolemäos kam darauf, von dem Reichsheer freudig begrüßt, ins Lager, wo man ihm die Reichsverweserstelle antrug. Er aber zog den sicheren Besitz Ägyptens und die Gründung eines eigenen Herrscherhauses der Reichsverweserschaft vor.

Ehe Perdikkas nach Ägypten gezogen war, hatte er dem treuen Eumenes ausgedehnte Vollmacht über die anderen Statthalter übertragen und ihm bedeutende Geldmittel zur Vermehrung seiner Kriegsmacht angewiesen. Diese Vorsichtsmaßregeln waren nur zu begründet. Es überschritten nämlich zu derselben Zeit, als sich das Reichsheer gegen Ägypten in Bewegung setzte, Antipatros und Krateros mit ihrer gesamten Heeresmacht den Hellespont; Eumenes wagte nicht, dem Feinde den Übergang streitig zu machen. Er zog sich in seine Provinz Kappadokien zurück, wo er sich bald die Liebe der Einwohner erwarb und die treffliche Reiterei des Landes in makedonischer Weise einübte. Darauf rückte er gegen Neoptolemos, den stolzen Satrapen von Armenien, der sich mit Antipatros und Krateros vereinigen wollte. Der Kampf war heiß; aber nach verzweifelter Gegenwehr mußten die Truppen des Neoptolemos die Waffen strecken (321). Der geschlagene Feldherr entrann mit nur 300 Reitern in das Lager seiner Verbündeten. Jetzt setzte sich Krateros mit dem nach Rache dürstenden Neoptolemos gegen Eumenes in Bewegung.

Eumenes hätte gern den Kampf mit dem alten Waffenbruder vermieden; seinen Kriegern mußte er die Gegenwart des allgemein beliebten Generals bei der feindlichen Macht verheimlichen, sonst wären sie ihm schwerlich in den Kampf gefolgt. Im Verlauf der lange unentschiedenen Schlacht stoßen Eumenes und Neoptolemos persönlich zusammen. Ihre Rüstungen machen die Speerstöße unwirksam; sie umfassen sich und sinken ringend zu Boden. Der Kampf dauert weiter; sie bluten beide aus tiefen Wunden. Endlich gelingt es dem Eumenes, dem Gegner die tödliche Waffe in den Hals zu bohren. Ein Stoß des Sterbenden nach dem Unterleibe des Eumenes geht fehl, und dieser erhebt sich als Sieger, besteigt sein Pferd und erscheint wieder in zerhauener, von Blut überströmter Rüstung an der Spitze seiner Geschwader. Die Feinde fliehen; Eumenes aber sprengt nach dem linken Flügel, um auch dort die Entscheidung herbeizuführen. Er findet die feindliche Reiterei schon in völliger Auflösung; denn Krateros, der anfänglich alles vor sich niedergeworfen hatte, lag sterbend auf dem blutigen Felde.

Eumenes steigt vom Pferde, schließt den Waffenbruder, der ihn noch erkennt, in die Arme und verwünscht das Geschick, das ihn gezwungen, mit dem Freund, dem hochherzigen Genossen Alexanders, auf Leben und Tod zu kämpfen. Bald ist die Schlacht auf allen Punkten gewonnen. Die feindlichen Reiter sind völlig zersprengt, die noch unversehrten Phalangen erhalten freien Abzug zugesichert und vereinigen sich bald darauf mit den Truppen des Antipatros.

Antipatros Reichsverweser. Der siegreiche Eumenes konnte sie nicht verfolgen; er lag mit Wundfieber danieder und mußte sich und dem erschöpften Heere Ruhe gönnen. Als er dann nach einiger Zeit in Kleinasien weiter

vordrang, kam aus Ägypten die Nachricht von Perdikkas' tragischem Ende: das änderte die ganze Lage. Für Perdikkas hatte Eumenes gekämpft und gesiegt; nun hatte er ganz umsonst sich bemüht. Denn Perdikkas' Nachfolger konnte er nicht werden, da er nur ein Grieche, nicht aber ein Makedone war. Eine Anzahl makedonischer Generale, die sich in Syrien zusammenfanden, ernannten jetzt den alten **Antipatros** zum Reichsverweser. Sie wußten, daß Antipatros sie völlig würde gewähren lassen; in der That ließ er Asien Asien sein und eilte, nach Makedonien zurückzukehren, wohin er die Könige Arrhidäos und Alexander, das Kind der Roxane, samt der Mutter mit sich führte. In Kleinasien bestellte er den **Antigonos** zum Strategen, dann setzte er nach Europa über. So war der Mittelpunkt des Königtums von Babylon wieder in das alte Stammland verlegt, von dem die welterschütternde Bewegung ausgegangen war; aber seine Kraft war dahin, es siechte seinem nicht mehr fernen Untergang entgegen.

Zunächst war dem königlichen Hause noch **Eumenes** treu ergeben. Er verschmähte es, mit einem der Strategen in Verbindung zu treten; er wehrte sich bis aufs äußerste wider Antigonos, dessen Streben nach der obersten Gewalt er durchschaute. Was nur strategische Kunst vermochte, ward von den beiden Feldherrn geleistet. Durch Verrat eines seiner Reiterführer unterlag schließlich Eumenes in einer mörderischen Schlacht; er löste das übrige Heer auf und warf sich mit wenigen zuverlässigen Leuten in die Felsenburg **Nora**, die zwischen Ikonion und Mazaka auf den nördlichen Ausläufern des Tauros lag. Antigonos wollte die Feste stürmen; vergebens. Jetzt suchte er den tapferen Gegner durch verlockende Anerbietungen zu gewinnen; er bot mehr und immer mehr, aber die Treue des Mannes für das königliche Haus war nicht mit den Schätzen Indiens zu erschüttern, und das Kriegsvolk der Burg glich seinem Befehlshaber, so daß nichts übrig blieb, als durch zahlreiche Mannschaft die Festung umlagert zu halten.

Polysperchon. Zu Anfang des Jahres 319 starb der achtzigjährige Antipatros und hinterließ das Amt eines Reichsverwesers nicht seinem ehrgeizigen Sohne **Kassandros**, sondern seinem alten Kriegsgefährten **Polysperchon**, einem erfahrenen und tapferen Phalangenführer, der aber den verwickelten Verhältnissen nicht gewachsen war. Kassandros entwich zu Antigonos nach Asien, wo er Unterstützung und Anerkennung fand; der Reichsverweser aber, der von dieser Seite einen schweren Krieg voraussah, ließ die Freiheit und Unabhängigkeit der griechischen Staaten im Namen der Könige öffentlich verkündigen. Er hoffte sich dadurch treue Bundesgenossen zu erwerben und zog selbst mit Elefanten und großer Heeresmacht aus, um seiner Anordnung Gehorsam zu verschaffen.

In Athen erregte diese Botschaft lauten Jubel bei dem großen Haufen, der jetzt wieder in die verlorenen Rechte eintrat. Man drang in den greisen **Phokion**, der gerade Stratege war, daß er die makedonischen Truppen auf **Munichia** mit Gewalt vertreibe, da dieselben nicht sofort Anstalten zum Abzug machten. Phokion aber zögerte; er wollte nicht der wankelmütigen Menge Waffen in die Hände liefern. Als endlich die Nachricht kam, die Schar der Kriegsknechte auf Munichia habe auch den Piräus und die langen Mauern besetzt, da riet zwar Phokion selbst zum Angriff, allein es war zu

spät; er wurde durch Volksbeschluß für abgesetzt erklärt und samt seinen Freunden auf Leib und Leben angeklagt. Er flüchtete sich mit seinen Leidensgefährten ins makedonische Lager, das schon diesseits der Thermopylen aufgeschlagen war. Hier ward er von dem Reichsverweser selbst mit Schmach überhäuft; der König Arrhidäos aber befahl, die Angeklagten in Ketten nach Athen zurückzuführen. So wurde der edle Greis, an dessen öffentlichem Leben kein Makel haftete, mit seinen gleichgesinnten Freunden dem Gerichte des Pöbels überliefert. Gefesselt erschien er im Theater des Dionysos. Er versuchte zu reden, aber ein wüstes Geschrei übertönte seine Stimme; unter Spott und Hohn und unter Verletzung aller bisher üblichen Rechtsformen wurde das „Schuldig“ gesprochen. Wenige Tage später leerte Phokion den Giftbecher (318). In richtiger Erkenntnis der Zeitlage hatte er es stets mit dem makedonischen Königtum gehalten (vgl. oben S. 548), und gerade dieses bereitete ihm jetzt den Untergang.



347. Seleukos.
Nach einem geschnittenen Stein des Britischen Museums.

Polysperchon gewann durch den Untergang Phokions und seiner Anhänger wenig. Die makedonische Besatzung auf Munichia dachte nicht daran, dem Reichsverweser die Hafenfestung auszuliefern; sie hielt es mit Kassandros, der bald darauf im Piräus landete.

Olympias. Polysperchon suchte nun an Olympias, der Mutter Alexanders, eine Stütze zu gewinnen; er forderte sie auf, in das Reich zurückzukehren und die Erziehung des königlichen Knaben Alexander persönlich zu übernehmen. Das verdroß die Frau des Königs Arrhidäos, Eurydike; sie wollte ebensoviel bedeuten wie ihre Schwiegermutter Olympias und schloß sich daher an Kassandros an. Zwischen den beiden Königinnen und ihrem Anhang sollte es schon zur Schlacht kommen: hier stand Eurydike in glänzender Rüstung an der Spitze ihres Heeres, dort Olympias mit ihren grauen Haaren, geschmückt wie eine Mänade, ihre kriegerischen Scharen ordnend. Aber das Heer der jungen Königin verweigerte den Kampf gegen die Mutter Alexanders; es ging zu ihr über, Arrhidäos aber und Eurydike wurden gefangen. In ganz Makedonien wird jetzt das Ansehen der Mutter des großen Königs anerkannt; sie scheint am Ziele ihrer kühnsten Wünsche. Aber die Gewalt, die sie hat, gebraucht sie nicht zum Heil ihrer Völker; Rache an ihren Feinden ist ihr einziger Gedanke. Zunächst muß der König Arrhidäos, ihr Stiefsohn, sterben: thrakische Söldner erschießen ihn mit Pfeilen im Gefängnis. Eurydike darf wählen zwischen Dolch, Strang oder Gift. Sie ordnet das Gewand ihres sterbenden Gemahls und schürzt ihren eignen Gürtel zur tödlichen Schlinge, nachdem sie der Feindin gleiche Gaben gewünscht hat. Durch Strang, Speer und Schwert sterben über hundert der Edelsten des Landes, darunter Nikanor, der Bruder des Kassandros. Die Königin, unersättlich nach immer neuen Opfern, achtet es nicht, daß das Volk mit Schaudern auf ihre Werke sieht und sich mit Abscheu von ihr wendet.

Kassandros. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen eilt Kassandros in Gewaltmärschen herbei; Olympias hat kaum noch Zeit, sich nach Pydna zurückzuziehen, dessen Belagerung alsbald beginnt. Als die Lebensmittel auf die Neige gingen, sucht die alte Königin zu fliehen; aber das Schiff, das sie retten sollte, wird von Kassandros weggenommen. So muß sie sich ergeben. Krieger werden ausgesandt, sie zu morden; aber sie senken die Waffen, als die Königin, mit Diadem und Purpur bekleidet, ihnen entgegentritt. Nun sendet Kassandros die Söhne der hingerichteten Edlen, und diese vollziehen das Gericht. Unter einem Hagel geschleuderter Steine erliegt das gewaltige Weib; keine Klage kommt über die Lippen der Gesteinigten. Kassandros war jetzt Herr in Makedonien und Griechenland; Polysperchon zog sich zu den Ätolern zurück.

Der Tod des Eumenes. In Asien hatte Polysperchon dem Eumenes die Strategie oder Reichsfeldherrnstelle gegen Antigonos und seinen Genossen Kassandros übertragen. Es gelang dem schlauen Griechen, aus Nora zu entkommen und sich nach Kilikien durchzuschlagen; er brachte ein ansehnliches Heer zusammen und lieferte dem Antigonos aufs neue richtige Schlachten, in denen er meistens besser abschnitt als der Gegner. Unter seinen Soldaten waren auch 3000 Silberschildner, im Sieg ergraute Krieger, die noch des großen Königs Schlachten mit geschlagen hatten. Ihnen hatte Antigonos keine ebenbürtige Truppe entgegenzustellen. Aber als es ihm einmal gelang, das Lager der Silberschildner mit ihrer Beute, ihren Weibern und Kindern in seine Gewalt zu bringen, da lieferten die Veteranen den Eumenes gebunden dem Antigonos aus, um wieder in den Besitz ihrer Habseligkeiten zu kommen. Damit war das Schicksal des heldenmütigen Mannes entschieden; er starb durch Mörderhand im Gefängnis (316).



348. Münze des Antigonos.

Antigonos war nun Herr von Asien; er war schon bejahrt, aber noch von dem Mut und Thatendrang der Jugend erfüllt. Er streckte jetzt kühn die Hand nach dem Diadem des großen Königs aus und, um es zu erlangen, arbeitete er planmäßig an der Beseitigung der übrigen Generäle. Seinen bisherigen Bundesgenossen Peithon verdrängte er aus dem Besitz von Medien; den Seleukos, der seit 320 Statthalter von Babylon war, veranlaßte er, zu Ptolemäos nach Ägypten zu fliehen. Da erkannten die übrigen Machthaber, was sie von Antigonos zu gewärtigen hatten, und verbanden sich gegen ihn.

Der Krieg zog sich in die Länge. Endlich gegen Ende des Jahres 313 rückte Antigonos mit großer Heeresmacht nach Kleinasien, um den Hellespont zu überschreiten und in Europa den entscheidenden Schlag zu thun. Sobald Ptolemäos davon Nachricht erhielt, rüstete er sich zu einem Einfall in Phönizien. Ohne Verlust durchzog er die Wüste und näherte sich der alten Stadt Gaza.

Schlacht bei Gaza (312). Antigonos besaß einen Sohn Namens Demetrios. Er war sein ausgesprochener Liebling, obgleich er von seinem Vater verschieden genug war. So nüchtern und besonnen der Alte sich stets benahm, so unbesonnen und sorglos war das Gebaren des Sohnes. Das sollte sich

bei Gaza bitter rächen. Die alten Befehlshaber widerrieten eine Schlacht, da der Feind überlegen und unter Ptolemäos und Seleukos zu siegen gewohnt sei; Demetrios aber, jung, schön, in glänzender Rüstung von einem Hügel herab die Krieger anredend, schien wie ein neuer Alexander. Seine Zuversicht begeisterte die Völker; sie verlangten mit stürmischem Jubel, daß er sie zur Schlacht führe. Sofort ordnete er das Heer.

Anfangs hielt Demetrios der Übermacht wacker Stand: im dichtesten Gewühl sah man seinen Helmbusch. Der Kampf wogte lange hin und her. Schließlich ließ Demetrios seine Elefanten vorrücken; der Boden erzitterte unter ihren Füßen; sie achteten nicht der Geschosse, die wie Schloßen um sie her fielen. Bald aber traten sie auf Eisenspitzen, die von den Gegnern versteckt worden waren, verwundeten sich, heulten vor Schmerz und rannten wütend, alles niederstampfend, unter Freunde und Feinde. Dies entschied die Schlacht. Die Reiterscharen des Demetrios wendeten sich zur Flucht; die Phalangen wichen gleichfalls und streckten endlich die Waffen, als die feindlichen Geschwader ihnen den Rückzug abschnitten. Noch an demselben Tage eroberten die siegreichen Feldherren Gaza mit vielen Vorräten.

Jetzt machte sich Seleukos auf den Weg, um seine Satrapie Babylon wieder zu gewinnen. Seine Macht bestand nur in 1300 Mann, aber er rechnete auf die Zuneigung, die er sich bei den einst von ihm beherrschten Völkern wie bei den makedonischen Kriegern erworben hatte. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog der kühne Feldherr in Babylon ein und wußte sich auch nach mancherlei Wechselfällen dauernd dort zu behaupten.

Im Jahre 311 kam ein Friede zwischen den Machthabern zustande, wonach die vier Strategen Lysimachos, Kassandros, Ptolemäos und Antigonos — von Seleukos ist merkwürdigerweise keine Rede — in ihrem Besitze verbleiben sollten, bis der zwölfjährige König Alexander, der Sohn der Roxane, volljährig wäre. Kassandros sorgte dafür, daß der Prinz nicht zu Jahren kam: auf sein Geheiß fanden Mörderdolche den Weg zu dem Herzen des harmlosen königlichen Knaben und zu dem seiner Mutter, die einst im Glanze seltener Schönheit mit dem Gebieter der Welt Thron und Ehren geteilt hatte. Keine Hand erhob sich zur Verteidigung, keine zur Rache, und kein Denkmal bezeichnete die Stätte, wo die Leichen heimlich von gedungenen Knechten eingescharrt wurden.

Die Kämpfe von 311—301.

Demetrios (Poliorketes). In dem Friedenstraktat vom Jahre 311 war den griechischen Städten in Europa und Asien Unabhängigkeit zugesichert; dennoch blieben die makedonischen Besatzungen in den hellenischen Burgen. Da warf sich Ptolemäos zum Vollstrecker des Traktats auf. Mit seiner überlegenen Seemacht landete er bald da bald dort, und wenn ihm gleich in Asien Demetrios erfolgreich entgegentrat, so hatte er doch im Peloponnes entschiedenen Erfolg. Als „Befreier der Hellenen" hoffte er bald an der Spitze eines mächtigen Staatenbundes zu stehen. Kriege in und um Kyrene riefen ihn jedoch nach Afrika zurück, und nun übernahm Antigonos seine Rolle. In seinem Auftrag führte Demetrios eine Flotte von 250 Schiffen von Ephesos aus nach Hellas. Es gelang ihm mit 20 der besten in den Piräus einzudringen und nach längerer Belagerung sich der Munichia-Festung zu bemäch-

tigen. Nachdem auch noch Megara in seine Hände gefallen war, hielt er als Sieger seinen Einzug in Athen. Staatsmänner, feile Redner, Dichter ohne Würde und Weihe, die ganze neuerungssüchtige, müßiggängerische Menge erschöpften sich in Schmeicheleien, um den Helden zu erheben, der die Freiheit gebracht, die Demokratie wieder eingeführt habe. Demetrios schwelgte im Rausche der Feste, die man zu seiner Verherrlichung veranstaltete. Man errichtete ihm und seinem Vater Altäre und brachte ihnen Opfer dar; immer mehr beherrschte ihn der Wahn, daß er wie Dionysos bestimmt sei, im Taumel der Wonne, unter Sang und Klang die Welt zu bezwingen. Da erhielt er unerwartete Botschaft von seinem Vater, der ihn zurückrief, damit er gegen Ptolemäos zu Felde ziehe.



349. Demetrios Poliorketes. Bronzestatuette aus Herkulaneum.

Der Sieg bei Salamis. An der Küste von Karien und Kilikien verstärkte er zunächst seine Seemacht und schlug dann bei dem cyprischen **Salamis** den Bruder des Ptolemäos, **Menelaos**, der dort den Oberbefehl führte. Demetrios schritt nun sogleich zur Belagerung von Salamis. Wurfgeschütze jeder Art wurden hergerichtet, Ballisten, die im Bogen zentnerschwere Steine warfen, Katapulten, deren horizontal fliegende Geschosse die stärksten Palissaden und Balken niederschmetterten, und eine Menge kleiner, armbrustartiger Geschütze. Demetrios selbst erfand einige neue Maschinen, weshalb er nachmals den Beinamen **Poliorketes** (Städtestürmer) erhielt. Von furchtbarer Wirkung war besonders seine Helepolis (Stadtbezwingerin), ein ungeheurer Belagerungsturm, zu dessen Aufrichtung sachverständige Bauleute aus Asien aufgeboten wurden. Er maß in die Länge und Breite je 25, in die Höhe 50 m. In neun Stockwerken enthielt er alle Arten von Geschütz, während rechts und links davon riesenhafte Sturmböcke gegen die Mauern in Bewegung gesetzt wurden.

Nach wenigen Tagen war eine breite Bresche geöffnet; aber auf den Mauertrümmern wehrte sich die Besatzung mit verzweifeltem Mut bis zum Abend. Der folgende Tag mußte über die Stadt das sichere Verderben bringen. Die Not aber macht erfinderisch. Um Mitternacht schleppen ent-

schlossene Männer, die Gefahr nicht achtend, trockenes Holzwerk in den Raum zwischen den Mauertrümmern und der Helepolis; dann werden Fackeln und Feuerbrände hineingeschleudert, und bald erhebt sich die Flamme und ergreift den hölzernen Riesenbau. Alle Löschungsversuche sind vergeblich; der ganze Turm mit Maschinen, Wurfgeschützen und vielen Kriegern wird ein Raub des Feuers.

Gleich darauf segelte Ptolemäos mit seiner gesamten, noch nie besiegten Seemacht heran. Schon einmal, bei Gaza, hatte Demetrios die schwere Hand des alten Feldherrn erfahren; dennoch wagt er wiederum, in offenem Kampfe ihm zu begegnen. Seine Zuversicht wird belohnt: Ptolemäos, anfangs siegreich, sieht sich bald von allen Seiten umringt; 80 seiner Schiffe werden in den Grund gebohrt, 40 genommen; kaum gelingt es ihm, mit acht Schiffen nach Ägypten zu entkommen.

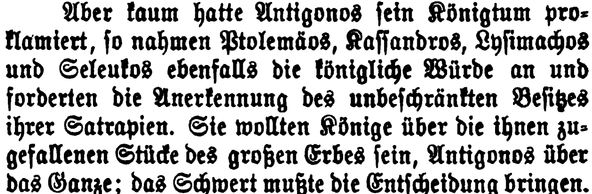


850. Vierdrachmenstück des Demetrios,

die „der König“ nach dem Sieg bei Salamis schlug. Die Vorderseite zeigt den Poseidon; die Rückseite die Siegesgöttin, wie sie auf dem Vorderteil eines Kriegsschiffes gewaltig einherschreitet und in die Posaune stößt. Das Siegesdenkmal, das Demetrios gleich nach der kyprischen Schlacht auf der Insel Samothrake errichten ließ, hatte diese eigentümliche Form. Die ansehnlichen Trümmer desselben befinden sich jetzt im Louvre zu Paris (vgl. Abb. 851).

Die nächste Folge dieses glänzenden Sieges war, daß Salamis und ganz Cypern sich dem Sieger ergaben. Aristodemos, einer der Getreuen des Demetrios, wurde mit der frohen Botschaft zu Antigonos gesendet; er begrüßte den alten Strategen mit den Worten: „Freue dich, König Antigonos, Ptolemäos ist überwunden.“ Das Volk wiederholte den Ruf. Antigonos überschrieb nun auch den Brief, in dem er seinem Sohn für seine Siege dankte, mit der stolzen Aufschrift: „An den König Demetrios.“ Er mochte hoffen, daß jetzt, wo der mächtigste seiner Gegner niedergeworfen war, das Gesamtreich Alexanders ihm zufallen müsse.

Aber kaum hatte Antigonos sein Königtum proklamiert, so nahmen Ptolemäos, Kassandros, Lysimachos und Seleukos ebenfalls die königliche Würde an und forderten die Anerkennung des unbeschränkten Besitzes ihrer Satrapien. Sie wollten Könige über die ihnen zugefallenen Stücke des großen Erbes sein, Antigonos über das Ganze; das Schwert mußte die Entscheidung bringen.



Zunächst (306) unternahm Antigonos mit ungeheurer Macht zu Wasser und zu Lande einen Angriff auf Ägypten: aber stürmische Witterung und besonders die tapfere und umsichtige Verteidigung des Ptolemäos vereitelte sein Beginnen. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen, der einer Niederlage gleichkam.

Rhodos belagert. Um doch etwas zu erreichen, wandte er sich gegen Rhodos. Die freien Bewohner dieser Insel erfreuten sich eines überaus blühenden Handels, und zwar ganz besonders nach Ägypten. Als Antigonos sie zur Hilfleistung gegen Ptolemäos aufforderte, hatten sie ihn daher abgewiesen: das sollten sie jetzt büßen. Die Bürgerschaft wurde zur Unterwerfung aufgefordert, und da sie sich dessen weigerte, schritt Demetrios zur Belagerung der auf der Nordostseite der Insel gelegenen Hauptstadt (305). Seine Flotte von 200 Kriegsschiffen und zahllosen anderen Fahrzeugen bedeckte den 15 km breiten Kanal, der das Eiland von der karischen Küste trennt. Ein Heer von

40000 Mann wurde ausgeschifft, um die Stadt zu Lande einzuschließen. Die Rhodier besaßen nur eine ganz unbedeutende Kriegsflotte, und die Zahl der waffenfähigen Bürger betrug nur 7000; aber den Männern traten die Frauen opferbereit zur Seite und beteiligten sich sogar am Kampf auf den Mauern. Demetrios erschöpfte alle Mittel der Belagerungskunst; er ließ eine Helepolis von noch riesenhafteren Verhältnissen erbauen als die, welche er vor Salamis angewendet hatte. Durch einen Beschlag von Eisenblech und reichlichen Vorrat von Wasser in den oberen Stockwerken suchte er sie gegen Feuer zu schützen; zwei gewaltige Sturmböcke auf beiden Seiten, die von nicht weniger als tausend Mann in Bewegung gesetzt wurden, machten ihre Wirkung noch furchtbarer. Auf acht massiven Rädern wurde der Riesenbau, der durch Drehvorrichtungen nach jeder Seite hin bewegt werden konnte, gegen die Mauer geschoben.



351. Die Nike von Samothrake.

Rekonstruiert von Zumbusch. Im Louvre zu Paris.

Errichtet von Demetrios Poliorketes zur Verherrlichung des Sieges, den er 306 in den cyprischen Gewässern über Ptolemäos davontrug. Die Siegesgöttin steht auf dem Vorderteil eines Kriegsschiffs und bläst eine Siegesfanfare. In der Linken hält sie ein langgestieltes Kreuz, wie man sie am Schiffsspiegel anzubringen pflegte, um einen Wimpel daran aufzuziehen. Das ganze Werk stand einst auf hohem Felsvorsprung, weithin sichtbar in der Nähe des Kabiren-Heiligtums auf Samothrake (vgl. die Note zu Abb 350).

Schon am ersten Tag der Bestürmung stürzten Mauern und Türme ein; aber hinter der gestürzten Mauer stand eine neue, die in aller Eile von den Rhodiern erbaut worden war; ja sie bauten für den schlimmsten Fall hinter der zweiten sogar noch eine dritte Mauer.

Demetrios bewog jetzt 1500 der tapfersten Krieger durch große Versprechungen, einen nächtlichen Angriff zu versuchen. Sie drangen, die Wachen niederwerfend, durch die Bresche und über die neue Mauer in die Stadt und setzten sich in dem hochliegenden Theater fest. Groß war der Schrecken der Bürgerschaft; aber sie bewies eine seltene Kaltblütigkeit; die Mauern wurden nicht, wie Demetrios gehofft hatte, von Verteidigern entblößt, sondern nur so viele Leute gegen die in das Theater eingedrungenen Feinde gesendet, als unumgänglich nötig war. Nach heftigem Kampf wurde das Theater zurückerobert und zugleich der Sturm auf die Mauern abgeschlagen.

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Demetrios dennoch seinen Zweck endlich erreicht hätte; allein er bekam jetzt die Nachricht, ganz Griechenland

sei in Gefahr, von Kassandros überwältigt zu werden. Dies machte ihn zum Frieden geneigt. Auch die Rhodier, deren Handel gänzlich darniederlag, zeigten sich zu Verhandlungen bereit (304). So kam ein Vertrag zustande, kraft dessen der Freistaat seine Unabhängigkeit behielt, aber dem Antigonos und Demetrios treue Bundesgenossenschaft und Bundeshilfe gegen alle Feinde, außer gegen Ptolemäos, gelobte und zur Sicherheit 100 Geiseln stellte. Als darauf Demetrios die Insel verließ, schenkte er der Bürgerschaft, um ihre Tapferkeit zu ehren, die Helepolis, die er gegen ihre Stadt erbaut hatte.

Demetrios abermals in Griechenland. Als Demetrios in die griechischen Gewässer kam, hatte Kassandros die Insel Euböa und das böotische Land besetzt und belagerte bereits Athen. Demetrios landete im Rücken des makedonischen Heeres. Im raschen Siegeszug eroberte er eine Stadt nach der anderen und zwang den Kassandros zum Rückzug nach Thessalien.



352. Waffen der Diadochenzeit
auf einem Relief von Pergamon.

Von links nach rechts ist hier dargestellt: Metallhaube mit Spitze; Lederpanzer; metallene Pferdemaske mit Federbesatz; Wagenrad dahinter; bärtiger Gesichtshelm; darüber Wagenkasten mit Ringen; darüber Schwert; über Kreuz gelegte Stulpen (für den Wagenlenker?); 4 ovale Schilde; noch ein Rad.

Es war natürlich, daß die Athener ihren Befreier mit großen Ehren empfingen. Sie nannten ihn den jüngeren Bruder ihrer Schutzgöttin Athene und wiesen ihm für die Winterszeit den Parthenon zur Wohnung an: die heiligen Hallen der jungfräulichen Göttin gaben nun den Schauplatz ab für die ausgelassensten Orgien.

Im Frühling 303 raffte sich Demetrios wieder aus dem Taumel seiner wollüstigen Freuden auf, um neue Ruhmeskränze zu erringen. Im Peloponnes, wohin er sich zunächst wandte, bewies er, daß er den Namen Poliorketes mit Recht führte: keine Stadt konnte seinen Geschützen und Maschinen widerstehen. Zu Korinth ward er, wie einstmals König Philipp, von den Gesandten der griechischen Staaten zum Bundesfeldherrn erwählt.

Den nächsten Winter brachte er wieder in Athen zu. Die Athener huldigten ihm wie einem Gott und verdienten so die geringschätzige Behandlung, die er ihnen zu teil werden ließ.

Im Sommer 302 wollte er eben an der Spitze eines großen Heeres von 50000 Mann gegen Kassandros nach Thessalien und Makedonien ziehen, als er von seinem Vater nach Asien zurückberufen wurde.

Die Schlacht bei Ipsos. In Asien hatten sich inzwischen die Verhältnisse für den alten Antigonos sehr bedrohlich gestaltet: Ptolemäos war in Syrien eingefallen, ein Heerhaufe des Kassandros bis Sardes vorgedrungen, Lysimachos stand mit seiner ganzen Macht schon in Phrygien und gedachte sich demnächst mit Seleukos zu vereinigen, der mit bedeutender Macht im Anzuge war. Unbeachtet von den Gewalthabern Vorderasiens hatte Seleukos sein Reich vom Euphrat bis zum Indos ausgedehnt und den indischen König Tschandragypta zum Bundesgenossen erworben; mit 32000 Kriegern, 480 Kriegselefanten und über 100 Sichelwagen zog er jetzt heran, um im Bunde mit den anderen Diadochen den verhaßten Antigonos zu vernichten.



353. **Waffen der Diadochenzeit**
auf einem Relief von Pergamon.
In der Mitte: ovaler und runder Schild, letzterer von innen gesehen; links unten zwei Beinschienen, darüber Lanzen; darüber ein Barett (?); rechts zwei Spannkästen eines Geschützes; darüber ein Schwert und eine gerade Trompete, ganz rechts ein Panzer und drei Pfeile.

Nach verschiedenen kriegerischen Bewegungen standen endlich die Heere bei Ipsos in Phrygien einander gegenüber, hier Antigonos und Demetrios, dort Seleukos und Lysimachos. Der vorsichtige Ptolemäos war fern geblieben. Antigonos, jetzt 83 Jahre alt, entschloß sich, geängstigt durch schlimme Vorzeichen, nur schwer zur Schlacht (301). Demetrios ritt mit gewohntem Ungestüm die Reiterscharen des gegenüberstehenden feindlichen Flügels über den Haufen, ließ sich aber dann im Eifer der Verfolgung zu weit vom Schlachtfeld weglocken. Die Hauptmacht des Antigonos wurde inzwischen aufs härteste bedrängt, besonders durch die zahlreichen Elefanten des Seleukos. Wohl harrte der greise König noch aus mit äußerstem Mute, wohl blickte er in die Ferne, ob der geliebte Sohn nicht zur Hilfe erscheine; aber dieser verzog, bis es zu spät und alles verloren war. Antigonos selbst fiel von zahlreichen Pfeilen durchbohrt; Demetrios entkam mit wenigen Leuten nach Ephesos.

Das Ende des Demetrios. Die Furcht vor dem gewaltigen Antigonos hatte die Verbindung der Könige zusammengehalten; mit dem Tode desselben

und dem Verfall seines Reiches war das einigende Band gelöst. Jeder erkannte in dem anderen einen Mitbewerber um Alexanders Erbe, einen natürlichen Widersacher, den man mit List oder Gewalt zu Boden werfen müsse. Sie alle sahen einen weiteren Krieg, der über den Vorrang entscheiden mußte, voraus und suchten sich durch Vermehrung ihrer Streitkräfte und durch Abschluß von Bündnissen auf jede Art zu stärken.

Über drei Jahre dauerte der Friede; da erwachte in Demetrios, der sich bisher abenteuernd umhergetrieben hatte, von neuem das Verlangen, sich ein Reich in Griechenland zu gründen. Die ersten Versuche hatten wenig Erfolg (297); als aber um diese Zeit Kassandros starb und bald darauf unter seinen Söhnen Thronstreitigkeiten entstanden, rückte Demetrios mit Heeresmacht heran. Seine geliebten Athener hatten sich nach der Schlacht von Ipsos treulos von ihm abgewendet und sich an Kassandros angelehnt. Demetrios



354. Waffen der Diadochenzeit
auf einem Relief von Pergamon.

Man erkennt von links nach rechts ein Steuerruder mit reichverziertem Blatt; darüber den Schmuck vom Hinterteil eines Schiffes (Aphlaston), umgeben von Helm und Schwert. In der Mitte sind drei ovale Schilde, hinter denselben ein ornamentierter Panzer; rechts unten (zerstört) ein Schiffsschnabel, darüber eine Admiralitätsstandarte (?).

zwang nun ihre Stadt durch Aushungerung zur Übergabe (295), verzieh aber dann großmütig ihren Abfall. Ebenso glücklich kämpfte er im Peloponnes. Den Spartanern brachte er im Eurotas-Thale eine Niederlage bei und rückte gegen Sparta vor. Aber ehe er die nicht eben sehr widerstandsfähige Stadt bezwang, lockte ihn ein neu aufgegangener Hoffnungsstern nach dem Norden. Alexandros nämlich, einer der streitenden Thronerben in Makedonien, sprach ihn um Hilfe an. Demetrios kam; aber Alexandros war inzwischen allein mit seinen Widersachern fertig geworden: so war ihm Demetrios äußerst unbequem. Er gedachte ihn durch Mord sich vom Halse zu schaffen; aber Demetrios erfuhr es und kam ihm zuvor. Seine glänzende Persönlichkeit gewann ihm die Gunst der vornehmen Makedonen: im Jahre 294 wurde Demetrios König von Makedonien.

Aber er war nicht der Mann, sich eines Besitzes in Ruhe zu erfreuen; er mußte stets Neues unternehmen. In fortwährenden Kriegen in Hellas, gegen Thraker und Epiroten erfocht er manchen Sieg; die Länder aber, die

er in glücklichen Kämpfen eroberte, weise und gerecht zu regieren, verstand er nicht. Makedonien seufzte unter dem Joch des prunksüchtigen Herrschers, dessen üppiger Hofstaat Unsummen kostete. Unbekümmert um das Elend und um die Stimmung seiner Völker begann er im Jahre 288 ungeheure Rüstungen zu Wasser und zu Lande, um auch in Asien wieder festen Fuß zu fassen. Eine Flotte von 500 Segeln erstand auf sein Geheiß und nach seinen Angaben. Zugleich warb er ein Heer von mehr als 100000 Kriegern von allen Waffengattungen; denn er wollte die Pläne seines Vaters zur Ausführung bringen, den Osten und den Westen erobern.

Gegen seine drohenden Anstalten schlossen alsbald die übrigen Könige eine enge Verbindung; sie veranlaßten den Pyrrhos, den damaligen Herrscher von Epirus, gegen Demetrios ins Feld zu rücken. Als Demetrios sich gegen die Epiroten wandte, gingen seine Leute scharenweise zu Pyrrhos über. Er selbst entfloh zu seinem Sohn Antigonos Gonatas, der in Griechenland kommandierte. Bald darauf tauchte der abenteuerliche Mann in Kleinasien auf (287), das er dem Lysimachos wegzunehmen gedachte. Er fand auch wirklich Anhang, und manche Stadt öffnete ihm ihre Thore. Er konnte es bald wagen, in das Innere des Landes vorzudringen und selbst Sardes einzunehmen. Dann tauchte er in den Bergthälern Kilikiens auf und bedrohte von hier das Land des Seleukos. Dieser bot eine starke Heeresmacht gegen den Abenteurer auf; eben sollte es zur Schlacht kommen, da trat Seleukos, den Helm abnehmend, vor die Front und verhieß Kriegsdienste und reichen Sold, wenn man den Räuberführer verlasse. Seine Rede hatte den gewünschten Erfolg. Die Krieger des Demetrios senkten die Waffen, und diesem selbst blieb keine andere Wahl, als sich dem Seleukos zu ergeben. Die Stadt Apamea wurde ihm als Aufenthaltsort angewiesen. Vergebens erbot sich sein Sohn Antigonos, als Geisel für den Vater einzutreten; vergebens verwendeten sich Pyrrhos und Ptolemäos für ihn; er blieb ein Gefangener. Er jagte, hielt Gelage, verkürzte sich die Zeit mit Würfelspiel; aber der Gram um die verlorene Freiheit nagte an seinem Leben. Im dritten Jahre seiner Gefangenschaft und im vierundfünfzigsten seines vielbewegten Lebens ist er zu Apamea gestorben (283).

Die letzten Diadochenkämpfe.

Um dieselbe Zeit starb auch der Lagide Ptolemäos, 84 Jahre alt, nachdem er seinen Lieblingssohn Ptolemäos Philadelphos zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Sein ältester Sohn, wegen seines gewaltthätigen Charakters „Keraunos“ d. i. Blitz genannt, war, erbittert über diese Zurücksetzung, nach Thrakien zu Lysimachos entwichen. Agathokles, des Lysimachos' Sohn, war sein Schwager; diesen verleumdete er bei Lysimachos mit solchem Erfolg, daß der alte Mann seinen Sohn ins Gefängnis warf und schließlich hinrichten ließ. Aber auch Keraunos fiel bei Lysimachos in Ungnade und begab sich zu Seleukos.

Von den Helden aus der Schule des großen Königs waren jetzt alle bis auf Lysimachos und Seleukos aus dem Leben geschieden. Im unbestrittenen Besitze ihrer weiten Länder hätten diese zwei in Ruhe die Früchte ihrer Kämpfe und Siege genießen können; doch dazu verstanden sie sich nicht, obgleich beide die Last von mehr als siebzig Jahren niederbeugte. Sie schnallten

noch einmal den Panzer um die wankenden Glieder und drückten den Helm auf das gebleichte Haupt, um ihre Kraft gegen einander zu versuchen. In der Ebene von Koron im hellespontischen Phrygien kam es zur entscheidenden Schlacht, in der Lysimachos Sieg und Leben verlor (281): der letzte der Diadochenkämpfer stand am Ziel seiner Wünsche.

Nach diesem Erfolge dachte der greise Seleukos sein Heimatland wiederzusehen. Dort wollte er als ein Wohltäter seines Volkes sein mühevolles Tagewerk beschließen. Er übertrug daher die Sorge für alle Völker vom Hellespont bis zum Indos seinem Sohne Antiochos und ging dann mit großer Heeresmacht nach Europa hinüber. Auf dem Marsche nach Lysimacheia, der Hauptstadt des thrakischen Reiches, verließ er mit wenigen Begleitern die Heerstraße, um einen altertümlichen Altar zu betrachten. Unter seinen Begleitern befand sich der heuchlerische Ptolemäos Keraunos, der die Gelegenheit wahrnahm, den königlichen Greis rücklings zu durchbohren, so daß sein Blut die Stufen des Altars benetzte. Ohne Mühe gewann dann Keraunos die Königswürde in Thrakien und Makedonien.



355. Seleukos.
Erzbüste in Neapel.

So war der letzte und edelste der Diadochen gefallen; aber damit war das blutige Spiel noch nicht zu Ende. Die Rache kam über den Mörder von einer Seite, von der er sie nicht erwartete. Während er sich nämlich der Angriffe des Pyrrhos und des Antigonos Gonatas erwehrte, brachen im Herbst des Jahres 280 plötzlich Schwärme von Kelten und anderen barbarischen Stämmen gleich einer Völkerwanderung in das makedonische Gebiet. Der König zog ihnen entgegen, aber im Getümmel der Schlacht sank er verwundet von seinem Elefanten. Die Barbaren hieben ihm den Kopf ab und pflanzten denselben auf eine Lanze. Darauf durchbrachen und zersprengten sie die erschreckten Phalangen und schwärmten nun plündernd und mordend bis nach Thessalien und Griechenland. Die Hellenen versuchten, sie bei den Thermopylen aufzuhalten; aber die Barbaren fanden, wie einst die Perser, den Weg über die Höhen des Öta. Aller weitere Widerstand schien vergeblich; eilends rückten jetzt die Kelten gen Delphi, wo die Tempelschätze reiche Beute versprachen; allein in den Felsenengen und Schluchten des Thales erlitten die Räuber durch den Widerstand der Bergbewohner, durch Gewittersturm und andere Schrecknisse eine empfindliche Niederlage und wandten sich infolgedessen rückwärts gen Norden. Zahlreiche andere Horden gingen, Thrakien verwüstend,

über den Hellespont und ließen sich nach vielen Raubzügen im Innern von Kleinasien nieder. Daselbst führten sie, bald im Solde benachbarter Könige, bald auf eigene Faust, räuberische Kriege, bis sie endlich durch schwere Niederlagen zur Ruhe gebracht wurden. Die Landschaft, in der sie schließlich ansässig wurden und Ackerbau trieben, nannte man Galatien.

* * *

Die wilden Kämpfe, die wir hiermit nur in ihren Hauptzügen zu schildern unternahmen, bilden gewissermaßen die Leichenspiele, die Alexanders des Großen Kampfgenossen an seinem Grab sich lieferten: 50 Jahre lang haben sie die Welt mit Mord und Verwüstung erfüllt und Thaten wildester Grausamkeit und verzweifelten Mutes in ungewöhnlicher Menge zu Tage gefördert.

Die griechische Welt nach Beendigung der Diadochenkämpfe.

Nach dem Hinsinken der gewaltigen und gewaltthätigen Männer aus der Schule Alexanders des Großen traten in vielen Beziehungen dieselben politischen Zustände wieder ein, die vor Alexander bestanden hatten. Europa und Asien sonderten sich wieder; Ägypten aber wurde dem Seleukidenreich gegenüber, das die Erbschaft der alten Perserkönige in der Hauptsache angetreten hatte, viel selbständiger, als es unter den Persern die meiste Zeit gewesen war. Und doch umschloß eine neue, starke Einheit alle diese Diadochenreiche: in Ägypten herrschten Griechen; Griechen waren auch die maßgebenden Persönlichkeiten im Reiche der Seleukiden. Griechische Bildung galt am Nil wie am Euphrat für die höchste, und das Band der griechischen Sprache schlang sich um alle Länder, die einst Alexander auch politisch für kurze Zeit geeinigt hatte: die Welt, soweit sie am geschichtlichen Leben Anteil hatte, war zur weitaus größeren Hälfte eine griechische geworden.

Das Seleukidenreich. Unter den Reichen, die sich auf den Trümmern der Diadochenzeit erhoben, war weitaus das bedeutendste das der Seleukiden. Es reichte zur Zeit seiner größten Ausdehnung von der kleinasiatischen Küste bis zu den Ufern des Indos, begann aber früh zu zerbröckeln. Das geistige Zentrum des weiten Reiches war Syrien. In der syrischen Stadt Antiochia am Orontes residierten die Seleukiden seit 301; sie hatten offenbar das Bedürfnis, dem Mittelmeer und ihrer griechischen Heimat näher zu sein, als das in Babylon der Fall gewesen wäre. Die vielen Städte, die von Seleukos und seinen Nachfahren gegründet wurden, erwiesen sich in der Folgezeit als Hauptträger der griechischen Kultur; denn während die Massen auf dem platten Lande meist ihre eigentümliche Sprache und Sitte bewahrten, gewann in den Städten der griechische Einfluß die Oberhand. Hier sammelten sich auch durch den Handel, den die seleukidischen Herrscher auf alle Art zu fördern beflissen waren, ungeheure Reichtümer an. Die Regierung der unendlich ausgedehnten Ländermassen konnte nur eine despotische sein; diesen orientalischen Absolutismus wollten sich aber die hellenisch-makedonischen Unterthanen zu allerletzt gefallen lassen; sie versagten dem Königtum, das doch auf sie vor allem sich stützen wollte, in entscheidenden Momenten ihren

Beistand. Mit dieser Schwierigkeit sind die Seleukiden nie ins reine gekommen. Verhängnisvoller noch war, daß die unter ihrem Scepter vereinigten Völker so verschieden geartet waren; ihr Reich war ein künstliches Gebilde und trug den Keim des Verfalls von Anfang an in sich.

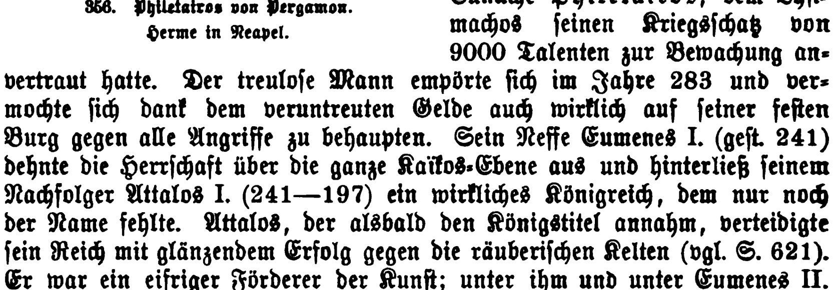
Schon Seleukos verzichtete auf den Besitz des Indos-Thales. In Baktrien bildete sich um 250 unter griechischen Herrschern ein eigenes Reich, das über 100 Jahre bestand, um dann in dem neuen Großstaat der Parther aufzugehen. Südlich vom Schwarzen Meer gründete um 280 ein Perser Namens Mithradates das Königreich Pontos, von dem in der römischen Geschichte ausführlich die Rede sein wird.



356. Philetairos von Pergamon. Herme in Neapel.

Westwärts grenzte an Pontos das Königreich Bithynien, das in den Wirren der Diadochenkämpfe entstanden war und besonders unter seinem zweiten Herrscher Nikomedes (278—246) zur Blüte kam. Sein Küstengebiet, das sich an Propontis, Bosporos und Schwarzem Meere hinzog, war besetzt mit Griechenstädten, deren Handel die Könige schirmten, wie sie überhaupt ihrem Reich einen wesentlich griechischen Charakter zu geben verstanden.

Durchaus hellenisch war auch die Herrschaft Pergamon am mysischen Kaïkos. Den Grund zu ihr legte um das Jahr 300 der Eunuche Philetairos, dem Lysimachos seinen Kriegsschatz von 9000 Talenten zur Bewachung anvertraut hatte.



Der treulose Mann empörte sich im Jahre 283 und vermochte sich dank dem veruntreuten Gelde auch wirklich auf seiner festen Burg gegen alle Angriffe zu behaupten. Sein Neffe Eumenes I. (gest. 241) dehnte die Herrschaft über die ganze Kaïkos-Ebene aus und hinterließ seinem Nachfolger Attalos I. (241—197) ein wirkliches Königreich, dem nur noch der Name fehlte. Attalos, der alsbald den Königstitel annahm, verteidigte sein Reich mit glänzendem Erfolg gegen die räuberischen Kelten (vgl. S. 621). Er war ein eifriger Förderer der Kunst; unter ihm und unter Eumenes II. (197—159) wurde Pergamon eine der schönsten Städte der Welt; von den Kunstwerken, die hier ins Leben gerufen wurden, soll noch die Rede sein.

Außer diesen Königreichen, die sich von der Seleukidenmacht loszulösen und ihre Selbständigkeit zu behaupten vermochten, gab es in Asien auch immer noch eine große Anzahl autonomer Griechenstädte, die vermöge großen Reichtums eine eigene Kriegsflotte besaßen und bis zu einem gewissen Grad eigene Politik treiben konnten. Dahin gehört vor allem die reiche Handelsrepublik Rhodos, dann Ephesos, Smyrna und am Bosporos Byzanz, um von

den vielen kleineren Plätzen gar nicht zu reden. Brach zwischen den Königen einmal Krieg aus, dann blieb freilich diesen kleinen Republiken meist keine Wahl: sie mußten sich für die eine oder andere Seite entscheiden, und so sehen wir sie bald im Schlepptau der syrischen, bald in dem der ägyptischen Politik sich bewegen.

Die Ptolemäer. Viel abgeschlossener und einheitlicher als das Seleukidenreich war von Anfang an das ägyptische Reich der Ptolemäer. Der Lagide hatte es mit großer Klugheit organisiert, hatte die religiösen und anderen Vorurteile der Bevölkerung sorgfältig geschont und nichts geändert, was nicht unbedingt geändert werden mußte. Er stützte sich auf ein griechisch-makedonisches Söldnerheer, und um auch eine Flotte und Matrosen zu seiner Verfügung zu haben, hatte er Kyrene, Cypern und andere Plätze des Mittelmeeres in seine Gewalt zu bringen verstanden. Die nie versagende Fruchtbarkeit des Nilthals wurde jetzt so gesteigert, die Ausfuhr der Landesprodukte so erleichtert, daß Ägypten unter den Ptolemäern die erste Kornkammer der Welt war. Ihre Hauptstadt war Alexandria; sie war eine durchaus griechische Stadt, wo griechische Wissenschaft und griechische Kunst in hoher Blüte standen. Ptolemäos II. Philadelphos (284—247) gründete hier das erste Museum, wo Gelehrte und Forscher zu wissenschaftlichem Austausch zusammenkamen; er rief auch die Bibliothek ins Leben, der an Umfang keine andere im Altertum gleichkam. Auf kriegerischem Gebiet hat dieser zweite Ptolemäer wenig geleistet; seine Stärke war die Diplomatie. Seiner Schwester und Gemahlin Arsinoë gestattete er viel Einfluß auf seine Regierung und ehrte sie auf alle Weise. Sein Beiname Philadelphos, d. h. „schwesterliebend", verleiht dem Ausdruck. Auch der dritte Ptolemäer, genannt Euergetes, d. i. Wohlthäter, war nicht ohne Verdienste; der Karawanenhandel, der indische und arabische Waren über Ägypten nach dem Mittelmeer lieferte, nahm unter ihm einen großen Aufschwung. Auch mehrere glückliche Kriegszüge nach Asien hat er unternommen. Wenn auch unter den folgenden, meist unfähigen Herrschern die Macht Ägyptens und sein Wohlstand sich behaupteten, so erklärt sich das aus der günstigen Lage und Gestalt des Landes: nachdem der erste Ptolemäos das Reich einmal mit Weisheit begründet hatte, lief die Staatsmaschine fast ohne Zuthun seiner Herrscher weiter.




357. Münze mit dem Bildnis Ptolemäos' III. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Agathokles. Ehe wir uns den Zuständen im eigentlichen Griechenland wieder zuwenden, empfiehlt es sich noch, einen Blick nach Westhellas zu werfen, wo diese Zeit einen Mann hervorbrachte, der sich an verwegenem Draufgängertum und an gewaltthätiger Selbstsucht mit den wildesten Diadochen kecklich vergleichen darf: ich meine den Syrakusaner Agathokles. Nach Timoleons Tod (vgl. oben S. 525) war in Sizilien bald der alte Hader zwischen den griechischen Städten von neuem ausgebrochen und hatte den Karthagern erneuten Anlaß zum Eingreifen gegeben. In dem ununterbrochenen Kriegszustand, der die

Folge davon war, bot sich dem Landsknechtsführer Agathokles Gelegenheit, sich unentbehrlich zu machen. Er war ein Mann von bescheidener Herkunft und ursprünglich Töpfer gewesen. Dann hatte er das Waffenhandwerk ergriffen und bald auf eigene Faust, bald in verschiedener Städte Dienst den Kleinkrieg betrieben. Im Jahre 317 setzte er es durch, daß er Oberbefehlshaber der syrakusanischen Truppen wurde; er wagte nun einen Staatsstreich, bei dem 4000 einflußreiche Bürger ihr Leben einbüßten, und war von jetzt an Herr von Syrakus. Aber er strebte weiter; ganz Sizilien sollte ihm unterthan werden. Das brachte ihn alsbald in Konflikt mit Karthago. In einer Feldschlacht, auf die er es ankommen ließ, wurde er von dem karthagischen Strategen Hamilkar aufs Haupt geschlagen. Aber Agathokles verzagte nicht. Als die Karthager zur Belagerung von Syrakus heranrückten, brachte er zunächst eine große Anzahl wohlhabender Bürger ums Leben, um so in den Besitz der nötigen Geldmittel zu gelangen. Dann warf er sich mit seinen Soldaten auf die Schiffe, fuhr mitten durch die karthagische Flotte hindurch und landete in Afrika. Die Schiffe, deren er zunächst nicht mehr benötigte, ließ er verbrennen und marschierte geradeswegs auf Karthago los. Das Ganze war ein Abenteurerstreich allergrößten Stils und wäre beinahe gelungen. Das offene Land der Karthager war jahrelang seiner wilden Beutegier preisgegeben; die Stadt aber konnte er nicht erobern: er schloß mit den Karthagern Frieden. Seit 306 nannte sich Agathokles sogar König; seine Tochter freite der König Pyrrhos von Epiros. Nachdem er noch viele gewagte Waffenthaten vollbracht hatte, wurde er im Jahre 289, wahrscheinlich von seinem eigenen Enkel, ermordet. So endete der höchst intelligente, höchst energische, aber auch höchst gemeine Emporkömmling: seine Heimatinsel hinterließ er in der größten Verwirrung.

Makedonien. In Griechenland war nach wie vor Makedonien die tonangebende Macht. Das Land hatte zwar furchtbar geblutet in den Kämpfen Alexanders und der Diadochen; die Bevölkerung war durch den ununterbrochenen Abfluß kriegstüchtiger Männer nach dem Osten stark gelichtet; aber immer noch gab es einen kräftigen Bauernstand, aus dem nach wie vor die altberühmte Phalanx sich rekrutierte. In dieser unverdorbenen Volkskraft bestand der wahre Reichtum des Landes; einem Herrscher, der ihn richtig benutzte, konnte es nicht schwer fallen, die ganze Halbinsel seinem Einfluß zu unterwerfen. Ein solcher Mann war Antigonos Gonatas, der verständige Sohn des unverständigen Demetrios Poliorketes. Seit 277 hatten sich die Makedonier seiner Herrschaft gefügt; es gelang ihm, sich dauernd im Lande zu halten und das Reich auch auf seine Nachkommen zu vererben. Die von ihm gegründete Dynastie bestand, bis nach beiläufig 100 Jahren die Römer sie stürzten.

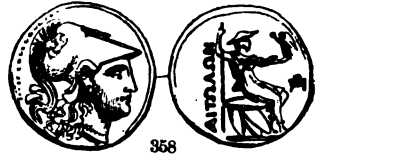
Thrakien hatte unter Lysimachos begonnen, ein gesitteter Staat zu werden. Aber nachdem Lysimachos seinem Gegner Seleukos erlegen, sanken die Thrakier in die alte Barbarei zurück, und die griechischen Küstenstädte waren vor ihren räuberischen Einfällen niemals sicher.

Epirus. Besser stand es um den westlichen Nachbar Makedoniens, um Epirus. Hier hatte der einheimische König Pyrrhos, ein Großneffe der Olympias, nach den wunderbarsten Schicksalen sich um 295 ein Reich geschaffen, dessen glänzende Hauptstadt Ambrakia war. An kühner Verwegenheit nahm es Pyrrhos mit den verwegensten der Diadochen auf. Von seinem abenteuerlichen

Zug nach Italien wird in der römischen Geschichte zu reden sein. Durch seinen unruhigen Ehrgeiz war er für Makedonien der denkbar unbequemste Nachbar. Vorübergehend wußte er sogar den Antigonos aus seiner Herrschaft zu verdrängen und seine Macht auch über Makedonien auszudehnen. Erst als Pyrrhos auf einem Zuge nach dem Peloponnes vor den Mauern von Argos gefallen war, konnte sich Antigonos als Herr der Halbinsel fühlen.

Athen. Gegen den zunehmenden Einfluß Makedoniens wehrten sich mit Ausdauer und nicht ohne Erfolg die Athener. Sie vertrieben im Jahre 286 die makedonische Besatzung und erfreuten sich während der nächsten 20 Jahre vollständiger Selbständigkeit. Die Leitung des Staats hatte damals Chremonides in Händen; er veranlaßte seine Mitbürger, im Bunde mit Sparta und dem ägyptischen König Ptolemäos II. den sogenannten Chremonideischen Krieg (266—262) gegen Makedonien zu führen, der zwar mißglückte, aber immerhin zeigte, daß man in Athen noch etwas auf sich hielt und für die Selbständigkeit Opfer zu bringen bereit war.

Ätolien. In den freundschaftlichsten Beziehungen stand Athen zu den Ätolern. Dies kräftige, raub- und rauflustige Gebirgsvolk des westlichen Mittelgriechenland, hatte sich bisher nie hervorgethan. Erst in den Diadochen-





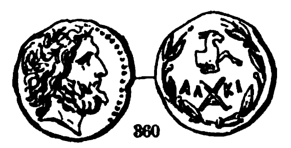
358 und 359. **Ätolische Münzen.**

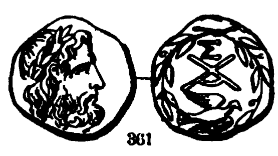
Bei 358 auf der Vorderseite der Kopf der Pallas', auf der Rückseite der Genius Ätoliens mit einer Siegesgöttin auf der Hand. Bei 359 zeigt die Vorderseite den jugendlichen Kopf des Stammheroen Ätolos, die Rückseite außer der Inschrift Aitolon (= der Ätoler) eine Lanzenspitze, den Kiefer des kalydonischen Ebers und eine Traube.

kämpfen bewährte sich seine ungebrochene Volkskraft: es wußte in all' den Fehden, die damals Hellas durchtobten, seine Selbständigkeit zu behaupten. Im Jahre 278 waren es vor allem Ätolier, die den Ansturm der Kelten gegen Delphi brachen (vgl. S. 260); sie spielten seitdem eine führende Rolle in der delphischen Amphiktyonie. Als die Macht der makedonischen Könige sie gänzlich aus ihren Sitzen zu verdrängen drohte, da schlossen sie sich enger zusammen und setzten jährliche Bundesversammlungen fest. Ziemlich in der Mitte des Landes lag im rauhen, schwer zugänglichen Gebirge der Ort Thermon und dabei auf weithin sichtbarer Höhe ein Heiligtum des Apollon, wo im Herbste gewöhnlich Volksfeste und Messen abgehalten wurden. Diesen Ort, welchen alle Stämme der Landschaft verehrten und mit zusammengeraubten Statuen und Kunstschätzen schmückten, ersah man zur Bundesstätte. Hier hatte der ständige Bundesrat seinen Sitz; hier fanden sich alljährlich die waffenfähigen Männer ein, faßten Beschlüsse nach Stimmenmehrheit und erwählten die drei obersten Bundesbeamten, den Strategen, den Reiterobersten und den Staatskanzler. Hierdurch kam in die Unternehmungen des Bundes Plan und Ordnung; er fand auch außerhalb Ätoliens Anhang; Elis und verschiedene arkadische Gemeinden, Kephallene und andere Inseln traten ihm bei. Wenn er es zu einer großen Machtentfaltung schließlich doch nicht brachte, so lag das einmal daran, daß die

Ätoler für höhere Gesittung sich durchaus unzugänglich erwiesen, und daß ihnen große Männer fehlten, ohne die kein Volk welthistorische Thaten zu leisten vermag.

Der achäische Bund. In diesen beiden Hinsichten wurde der ätolische Bund bald überflügelt durch einen anderen von ganz ähnlicher Organisation, der sich in Achaia bildete. Die Landschaft Achaia nahm mit ihren elf Städten den nördlichen Teil des Peloponnes ein, grenzte also in ihrer ganzen Ausdehnung an das korinthische Meer. Wie das übrige Griechenland, war sie zur Zeit der Nachfolger Alexanders ein Spielball der Machthaber, bald von dem Kriegsvolke des Demetrios, bald von dem des Kassandros besetzt, bald auch von einheimischen Tyrannen unterjocht. Endlich aber hatten die meisten Städte sich frei gemacht und schlossen einen festen Bund (276). Auf den alljährlich im Frühjahr und Herbst stattfindenden Versammlungen wählte man einen Bundesobersten (Strategen) und einen Staatsschreiber, jenen für die auswärtigen, diesen für die inneren Angelegenheiten. Zu den gewöhnlichen Versammlungen hatte jeder Bürger einer Bundesstadt Zutritt. Ebenso standen ihm Freiheit der Rede und Stimme bei allen Beschlußfassungen zu. Für gewöhnlich





360 und 361. **Münzen des achäischen Bundes.**

360 Bronzemünze der achäischen Stadt Ägira (d. i. Ziegenheim); auf der Vorderseite das lorbeerbekränzte Haupt des Zeus, auf der Rückseite das Vorderteil einer Ziege, eine Anspielung auf den Namen der Stadt. 361 Silbermünze von *Sikyon*; auf der Vorderseite wieder der Kopf des Zeus, auf der Rückseite das Monogramm Α Χ (d. i. der Achäer) und eine Taube.

werden nur vermögende Leute sich eingefunden haben, denn geringe Ackersleute und Handwerker konnten ihren täglichen Verdienst nicht vernachlässigen, um politische Versammlungen mitzumachen. In stürmischen Zeiten dagegen mochte nicht leicht jemand zurückbleiben; da war die Versammlung zahlreich und demokratisch bewegt. Dem Strategen stand noch ein Rat von gewählten Vertretern der einzelnen Städte zur Seite, dessen Meinung in wichtigen Angelegenheiten einzuholen war. Anfangs hatten die zur Verbindung gehörenden Städte nur geringe Macht, so daß ihr Bund weder die Eifersucht noch Befürchtungen der Nachbarn erregte. Dies änderte sich, als *Aratos*, ein Mann von zäher Energie, seine Vaterstadt *Sikyon* dem Bündnisse zuführte.

Seit vielen Jahren trug Sikyon das Joch gewaltthätiger Tyrannen, vor denen Aratos schon in früher Kindheit nach Argos hatte flüchten müssen. Dafür nährte dieser in seinem Herzen glühenden Haß gegen jede Willkürherrschaft. Sobald er erwachsen war, sammelte er eine Schar entschlossener Landsleute, die gleich ihm in der Verbannung lebten, erstieg bei Nacht die Mauern seiner Vaterstadt und verjagte den Tyrannen (251). Als die Stadt hierauf dem achäischen Bunde beitrat, erhielt Aratos bald durch seine hohe Geburt, seinen Reichtum und die Geldspenden des ihm gewogenen Königs Ptolemäos Philadelphos von Ägypten großes Ansehen. Er ward schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre (245) zum Strategen erwählt und hatte diese Stelle fortan ein Jahr ums andere inne. Alle Hellenen, die von der Bevormundung durch Makedonien nichts wissen wollten, scharten sich um

Aratos und den achäischen Bund: Korinth, Megara, der größte Teil des Peloponnes und selbst Athen schlossen sich ihm an, schließlich machten auch die Ätoler, die sich zeitweilig mit Makedonien gegen Achaia verbunden hatten, mit Achaia gemeinsame Sache, und von da an war der makedonische Einfluß in Griechenland für lange Zeit gebrochen. Hätten die Griechen jetzt einigermaßen zusammengehalten, so wäre ihre Unabhängigkeit wahrscheinlich für lange hinaus gesichert gewesen. Aber Einigkeit war nie ihre Stärke gewesen. Diesmal war es Sparta, das den Frieden in Hellas störte.

Kleomenes. Sparta hatte seit den Tagen des Epaminondas seine einstige Größe völlig eingebüßt; man hörte nichts mehr von ihm, man kümmerte sich nicht um seine Wünsche (vgl. S. 566). Seit Messenien sich für immer von ihm losgerissen hatte, waren viele Spartaner verarmt. Die Zahl derjenigen Familien, die noch vermögend genug waren, um ihre Beiträge zu den Syssitien regelrecht zu leisten, soll um 250 nur noch 100 betragen haben. Immer rücksichtsloser herrschten diese wenigen und gaben durch ihre ganz und gar nicht spartanische Lebensweise noch obendrein Anstoß. Die Menge der Bevölkerung war recht- und mittellos; sie fühlten sich dem Vaterland, das ihnen bürgerliche Rechte und Ehren versagte, zu nichts mehr verpflichtet. Scharenweise liefen sie nach dem Vorgebirge Tänaron, das zum Werbeplatz für Söldner und Abenteurer geworden war, die in auswärtigem Kriegsdienst ihr Glück zu machen suchten. Selbst Könige bemühten sich auf diese wenig ehrenvolle Weise um eine Versorgung in der Fremde: sie wollten lieber als Freibeuter an der Spitze eines Söldnerhaufens stehen, als zu Hause unter dem Despotismus erbärmlicher Ephoren den Königstitel führen. Die Lage in Sparta war eine derartig gespannte, daß man auf Reformen denken mußte, wenn man nicht eine Revolution gewärtigen wollte. Als erster machte König Agis IV. (243—40) den Versuch, durch Schuldenerlaß und neue Aufteilung der Güter eine größere Zahl von Vollbürgern zu erzielen. Aber obgleich er seine eigenen ansehnlichen Güter zum Opfer brachte, drang er mit seiner Reform nicht durch; die herrschenden Geschlechter hatten Anhang genug, den edlen Volksfreund ihrem Vorteil und ihrem Hasse zu opfern. Nichtsdestoweniger verfolgte bald nach ihm König Kleomenes III. dasselbe Ziel, aber in anderer, mehr gewaltthätiger Weise, wie sie für jene Zeit besser paßte. Er suchte sich zunächst ein zuverlässiges Heer heranzubilden, und dazu mußte ihm ein Krieg mit dem achäischen Bund die Gelegenheit bieten: in einer großen Schlacht siegte er im Jahre 226 über die Achäer. Nachdem Kleomenes auf diese Art Ruhm und die Anhänglichkeit seiner Krieger erlangt hatte, eilte er mit ihnen nach Sparta, überfiel unerwartet die Ephoren, ließ sie niederstoßen und erklärte ihr Amt für abgeschafft. Den ersten Schrecken benutzend, schritt er sofort auch gegen die Geschlechter vor. Mehr als achtzig ihrer stolzen Oberhäupter vertrieb er aus der Stadt, die anderen unterwarfen sich und ließen sich eine abermalige Schuldentilgung und eine neue Güterteilung gefallen. Der Staat schien verjüngt; eine neue Bürgerschaft von 4000 Männern umgab den entschlossenen König, der ebenso in der Volksversammlung wie in der Gerusia und bei dem Heere unumschränkt gebot (224). Gleichzeitig wurde die lykurgische Zucht mit ihrer strengen Jugenderziehung und den gemeinschaftlichen Übungen und Mahlzeiten wieder eingeführt.

Erneute Zusammenstöße mit dem achäischen Bund führten zu neuen spartanischen Siegen. Da machte Kleomenes den Achäern den Vorschlag, ihn selbst zu ihrem Strategen zu erwählen, wodurch fast der ganze Peloponnes zu einem Bundesstaat vereinigt und fremdem Einfluß entzogen worden wäre. Der vortreffliche Plan scheiterte aber an dem Hasse der Achäer gegen das siegreiche Sparta und an der Eitelkeit des Aratos. Man suchte Hilfe bei Antigonos Doson, dem damaligen König von Makedonien; man gab lieber das hellenische Land dem Feinde jeder freien Verfassung und seinen Mietvölkern preis, als daß man einem einheimischen Oberherrn sich untergeordnet hätte.

Für Aratos bedeutete dieser Schritt einen kläglichen Bruch mit seiner gesamten Vergangenheit, für Hellas das Ende der Selbständigkeit. Den vereinigten Achäern und Makedonen konnte Kleomenes auf die Dauer nicht die Stirn bieten; er wich zurück und erlag bei Sellasia, in einem Seitenthale des Eurotas, im Jahre 221 nach langem blutigen Ringen der Übermacht. In Sparta war nach diesem Mißerfolge seines Bleibens nicht; er entfloh deshalb nach Ägypten, wo er nicht lange darauf ein gewaltsames Ende fand. Natürlich beeilten sich die Oligarchen in Sparta, seine sämtlichen Reformen wieder umzustoßen und mit Makedonien ein Bündnis zu schließen.



362. Silbernes Vierdrachmen-Stück Philipps V. von Makedonien.

Philopömen. Antigonos Doson war nach der Schlacht bei Sellasia Herr von ganz Griechenland; er mußte aber bald in sein von nordischen Barbaren bedrohtes Reich zurückkehren und starb kurze Zeit nachher, wodurch die hellenischen Völkerschaften abermals die Freiheit erhielten — sich durch innere Befehdungen selbst zu Grunde zu richten.

Übergriffe der Ätoler im Peloponnes führten zum sogenannten Bundesgenossenkrieg (220—217), in dem die Achäer und ihre Verbündeten unter Führung Makedoniens die Ätoler bekriegten. Nach furchtbarer Verheerung Griechenlands, und nachdem der ätolische Bund schwere Einbuße an seiner Lebensfähigkeit erlitten hatte, schloß man aus allgemeiner Erschöpfung zu Naupaktos auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes Frieden.

Bald nach diesem Frieden griff Rom mit mächtiger Hand in die Verhältnisse Griechenlands ein. Schon im Jahre 229 hatten die Römer gelegentlich eines Kampfes mit illyrischen Piraten im westlichen Hellas festen Fuß gefaßt und Dyrrhachion und Korkyra an sich gerissen. Zu weiterer Einmischung in die Angelegenheit der Hellenen veranlaßte sie König Philipp V. von Makedonien. In richtiger Ahnung der von Rom den Griechen drohenden Gefahr ergriff er im zweiten punischen Krieg (218—201) für Karthago gegen Rom Partei. Die Folge war, daß alsbald Ätolien, Sparta, Athen und andere griechische Staaten auf die Seite der Römer traten. Aber sie schlugen sich schlecht und schlossen im Jahre 205 mit Makedonien Frieden, dem auch Rom zunächst beitrat.

Achaia hielt in diesen Kämpfen zu Makedonien, trotzdem Philipp V. den Aratos, der ihm unbequem geworden war, im Jahre 213 hatte vergiften lassen. An Aratos' Stelle trat Philopömen, ein hervorragender Soldat, der schon als ganz junger Mann bei Sellasia die Entscheidung herbeigeführt hatte. Er organisierte die unter Aratos etwas verwahrloste achäische Kriegsmacht aufs neue und bezwang dann den Söldnerführer Machanidas, der in Sparta eine Art Tyrannis begründet hatte, in einer mörderischen Schlacht. Mit eigener Hand erschlug Philopömen den Machanidas — es war doch wieder einmal eine Heldenthat, an der das Volk sich erbauen konnte. Auch den Nachfolger des Machanidas, den Tyrannen Nabis, besiegte er; doch gelang es ihm nicht, seine Tyrannis zu stürzen.

Im Jahre 200 begann der ruhelose Makedonierkönig Philipp mit Syrien im Bunde einen Angriff auf die asiatischen Besitzungen der ägyptischen Ptolemäer. Dabei überwarf er sich durch Eroberung griechischer Städte an der thrakisch-kleinasiatischen Küste mit den Ätolern, Athenern und anderen Hellenen. Es kam ein hellenisches Bündnis gegen ihn zu stande, und diesem Bündnis lieh natürlich Rom mit Vergnügen seine mächtige Unterstützung. Der zweite makedonische Krieg (200—197), der damit begann, konnte von den Römern als ein Krieg zum Schutz der hellenischen Freiheit hingestellt werden. Er schloß, wie in der römischen Geschichte des näheren erzählt werden soll, mit dem Sieg der Römer bei Kynoskephalä in Thessalien; der siegreiche Feldherr Flamininus verkündete bald danach bei den isthmischen Spielen des Jahres 196, daß alle Griechen von der makedonischen Oberhoheit frei sein sollten.

Der achäische Bund, der sich in diesem Krieg anfangs neutral verhalten hatte, dann aber auf die Seite der Römer getreten war, konnte im nächsten Jahrzehnt unter römischer Begünstigung seinen Einfluß über den ganzen Peloponnes ausdehnen. Nur widerstrebend fügten sich auch Sparta und Messenien. Aber bald veranlaßte der Messenier Deinokrates einen Aufstand. Philopömen, damals schon ein siebzigjähriger Greis, lag krank zu Argos. Die drohende Gefahr erkennend, raffte er sich sogleich mit jugendlichem Mute auf, um den Abfall möglichst im Entstehen zu erdrücken. Ohne Rücksicht auf die geringere Zahl seiner Streiter griff er den weit überlegenen Feind an, konnte aber die Übermacht nicht durchbrechen. Auf dem Rückzuge war er unter den letzten und bot oft im Handgemenge den Verfolgern kühn die Spitze. Als jedoch sein Streitroß auf dem steinigen Pfade strauchelte, stürzten sich die Feinde auf den schwerverletzten Greis und schleppten ihn jubelnd nach Messene. Deinokrates, der den greisen Helden als seinen furchtbarsten Gegner betrachtete, ließ ihm den Schierlingsbecher reichen. Unverzagt nahm Philopömen den herben Trank und starb mit dem Mute des Weisen, den er in stürmisch bewegter Volksversammlung wie auf dem Schlachtfelde so oft bewährt hatte (184). Epaminondas war sein Vorbild gewesen; mit ihm verschied der letzte große Hellene.

Philipps Sohn Perseus führte gegen Rom in den Jahren 171—168 den dritten makedonischen Krieg: er endete mit der völligen Vernichtung Makedoniens. Die siegreichen Römer traten nun schon rücksichtsloser auf: aus Epirus wurden 150 000 Einwohner, die es mit Perseus gehalten hatten, in die Sklaverei verkauft. Aus Ätolien mußten alle irgend verdächtigen

Bürger sich nach Italien schleppen lassen. Aus Achaia wurden tausend angesehene Männer nach Rom weggeführt, unter dem Vorwand, daß sie sich dort wegen ihrer Haltung im makedonischen Krieg verantworten sollten. Alle diese Maßregeln erzeugten natürlich bei den Griechen einen grenzenlosen Haß gegen das rücksichtslose Rom, und als von jenen 1000 Achäern im Jahre 150 die noch lebenden 300 nach der Heimat entlassen wurden, brachten diese den Haß zu einem letzten, gewaltigen Ausbruch. Römische Gesandte wurden wiederholt beschimpft, der Krieg war unvermeidlich. Der römische Konsul Mummius brachte ihn rasch zum Abschluß durch einen vernichtenden Sieg auf dem Isthmus im Jahre 146. Die Folge desselben war die Zerstörung Korinths, das durch seinen Handel den römischen Kapitalisten ein Dorn im Auge war. Auch wurden alle griechischen Eidgenossenschaften für aufgelöst erklärt. Ganz Griechenland trat jetzt in ein Unterthanenverhältnis zu den Römern und mußte ihnen zinsen. Die weiteren Schicksale der Hellenen sind Schicksale des römischen Reiches, dem es bis zu dessen endlichem Untergang einverleibt blieb.

Kultur der letzten Periode.

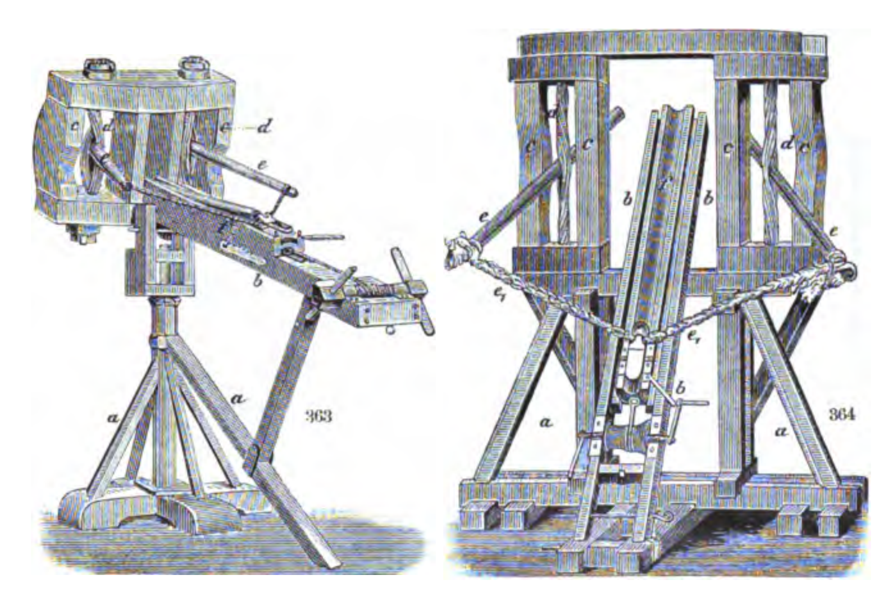
Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Die kriegerisch bewegte Zeit Alexanders des Großen und der Diadochen war an und für sich der Entwickelung von Gewerbe, Kunst und Wissenschaft nicht sonderlich günstig. Aber offenbar war die Unsicherheit und Zerfahrenheit aller Verhältnisse in Wirklichkeit weniger groß, als sie bei der gedrängten Übersicht, die wir von den Zeitläuften gaben, sich uns darstellte. Es gab mitten in der Kriegszeit Jahre friedlichen Gedeihens, wo alle Künste und Gewerbe mit Nachdruck und Geschick geübt wurden; und wenn man auf das schaut, was diese letzte Zeit des freien Griechentums für die Kultur der Menschheit noch geleistet hat, so wird man auch hier nicht eigentlich von Verfall zu reden wagen.

Kriegskunst. Natürlich erfuhr in den vielen Kriegen zu Wasser und zu Land die Kriegskunst reiche Förderung. Die Bürgerheere der klassischen Zeit stehen unserer Sympathie näher; aber an Geschick und Übung im Kriegshandwerk werden sie von den Söldnerscharen der Diadochenzeit in vielen Fällen nicht unerheblich übertroffen. Und daß Alexander der Große in der Kunst, mit der er zu siegen und zu verfolgen und jegliches Terrain auszunutzen verstand, selbst einen Epaminondas noch überragte, das bezeugen seine fabelhaften Erfolge ohne weiteres. Im besonderen verstand man seit dem vierten Jahrhundert unendlich mehr wie früher von der Belagerungskunst. Wandelnde Türme mit vielen Stockwerken kamen bei der Städtebelagerung zur Anwendung; außerdem Geschütze von mächtiger Tragweite und Perkussionskraft. Der sizilische Tyrann Dionysios I. leistete ganz Hervorragendes auf artilleristischem Gebiete: aber alle Vorgänger stellte weit in Schatten Demetrios Poliorketes, von dessen riesiger Helepolis oben (S. 613) die Rede war.

Schiffbau. Nicht weniger merkwürdig als die Belagerungsmaschinen sind die kolossalen Schiffe, die man um diese Zeit erbaute; auch in dieser Hinsicht leistete Dionysios I. Erstaunliches. Man begnügte sich nicht mehr mit drei

Ruderreihen übereinander, man brachte jetzt vier, fünf und mehr solche Reihen an, wobei es nur rätselhaft bleibt, wie die Ruderer mit ihren so verschieden langen Rudern zusammen arbeiten konnten. Demetrios soll Schiffe gebaut haben, die 16 Ruderbänke trugen und sich trotzdem durch Beweglichkeit und Schnelle auszeichneten. Auch Ptolemäos II. besaß eine Flotte großer Schlachtschiffe: zwei davon waren mit 30, eins mit 20, eins mit 13 Ruderreihen versehen. Es wird auch von einem Koloß mit **vierzig** Ruderbänken berichtet, zu dessen Bemannung 3000 Ruderer und 3000 Krieger gehörten, also viel mehr Leute, als heute auf den größten Panzerschiffen vereinigt zu sein pflegen.



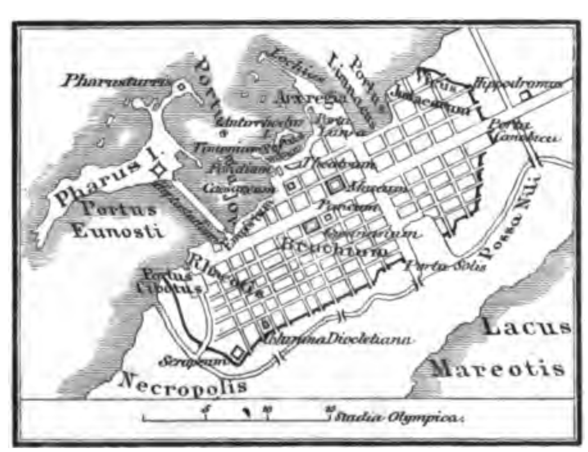
363 und 364. Griechische Geschütze.

Sie gleichen einer Armbrust oder einem Bogen größten Formats. Die Schleuderkraft wird in dem Spannkasten c erzeugt, wo Sehnen oder Haarstränge eingespannt sind; starke Arme e e, die ihrerseits die Bogensehne e_1 in Spannung halten, werden durch die Stränge nach außen gesperrt. Eine Haspel dient dazu, um die Bogensehne anzuziehen. Die Geschoßbahn b ist bei der **Katapulte** (Abb. 363) beweglich, so daß man horizontal oder unter einem Winkel schießen kann. Bei der **Balliste** (Abb. 364) ist sie fest und erlaubt nur unter einem Erhöhungswinkel von 45 Grad die Geschosse zu schleudern

Zu den glänzendsten Leistungen der Schiffbaukunst zählen endlich die **Prunkschiffe**, die sich Hieron von Syrakus (275—215) und Ptolemäos Philopator (222—204) erbauen ließen. Im Inneren umschloß letzteres prachtvolle Säle, Bibliotheken, Badezimmer, Pferdeställe, Küchen, Fischbehälter u. s. w. In manchen Räumen bestand das Gebälk angeblich aus lauterem Gold, auf dem Friese von Elfenbein hinliefen. Auch an statuarischem Schmuck war kein Mangel: außer den Statuen der Königsfamilie stand da in einem Rundtempel ein Marmorbild der Aphrodite. Dabei war das Schiff zugleich als Kriegsschiff ausgerüstet. Um das Verdeck lief eine eiserne Wand zum Schutz der Verteidiger; darüber erhoben sich ungeheure Mastbäume und acht Kriegstürme, je zwei auf dem Vorder- und Hinterteile und vier in der Mitte. Unter den Wurfmaschinen war eine, die Balken von 6 m Länge und

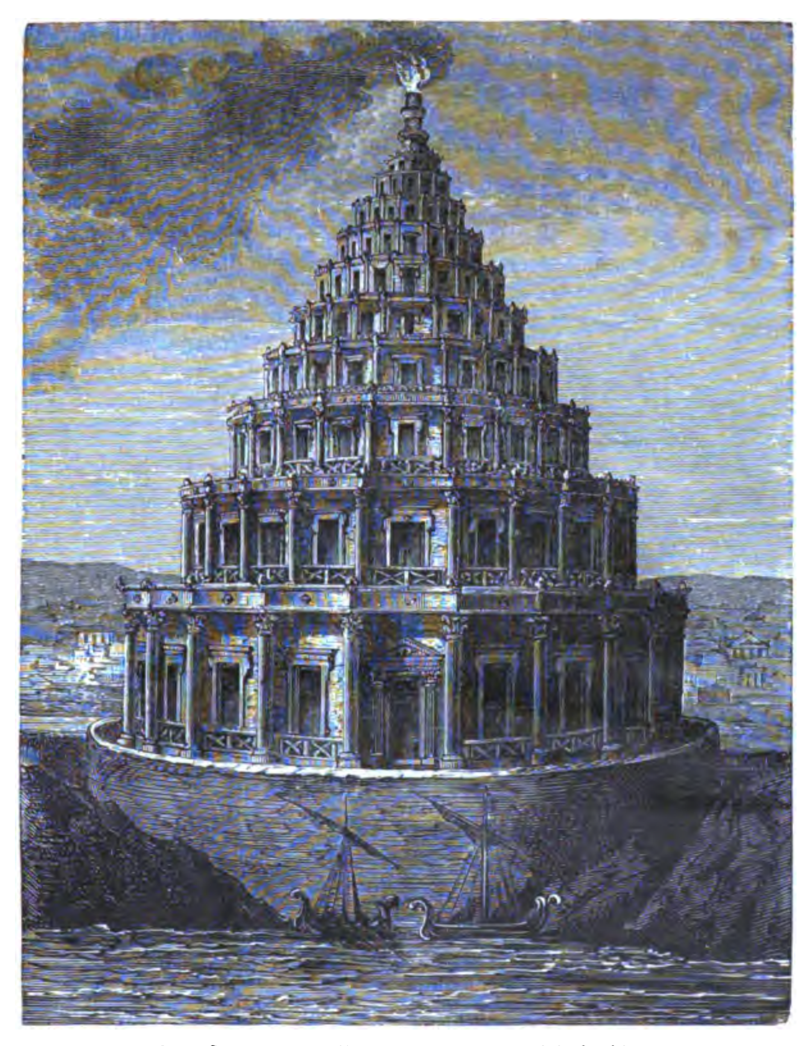
zentnerschwere Steine schleuderte. Übrigens wurde der Koloß ungeachtet seiner kriegerischen Ausrüstung doch nur als Prachtschiff auf dem Nil verwendet; von einer Benutzung der anderen Riesenschiffe im Kriege wird gleichfalls nichts gemeldet.

Baukunst. Auch der Baukunst stellten die Herrscher der Diadochenzeit große, lohnende Aufgaben. An Mitteln zum Bauen gebrach es nicht; solche Reichtümer, wie sie jetzt in Alexandria, Antiochia oder auch in Pergamon zusammenströmten, hatten den Bauherren älterer Zeit kaum je zur Verfügung gestanden. Ein Merkmal der altgriechischen Architektur war die verhältnismäßig geringe Ausdehnung ihrer Bauten gewesen; das wird jetzt anders. Die Weiträumigkeit orientalischer Gebäude greift jetzt vielfach Platz. Auch die Kostbarkeit der verwendeten Materialien spielt jetzt mehr als ehedem eine Rolle. Die Bauten, die in den rasch aufblühenden Diadochenstädten wie Pilze aus dem Boden stiegen, sollten effektvoll und prächtig sein. Auf die Massen und auf die Stoffe kommt es jetzt an, wo früher vor allem nach der vollendet schönen Form gestrebt wurde. An neuen Formen bringt diese moderne Baukunst daher so gut wie nichts hervor; aber mit den bewährten Ausdrucksmitteln der Vorfahren wuchert sie in wirkungsvoller Weise.



365. Plan von Alexandria.

Allen anderen Herrschern thaten es die Ptolemäer zuvor in der Aufführung prächtiger Bauten. Sie waren dazu in den Stand gesetzt durch die ungeheuren Reichtümer, die damals in Ägypten zusammenströmten. Ganz besonders erfuhr Alexandria die Gunst der baulustigen Könige. Der Platz für diese Stadt war aufs günstigste gewählt. Sie liegt auf der schmalen Nehrung, durch die das Meer von dem mareotischen Strandsee getrennt wird. Nicht weit vom Gestade dehnt sich die schmale Insel Pharos; sie war mit dem Festland durch einen mächtigen Damm verbunden; rechts und links von ihm befanden sich die beiden nie versandenden Häfen. Auf der Nordostspitze der Insel erhob sich in fünf kolossalen Stockwerken der berühmte Leuchtturm, der zu den sieben Weltwundern zählte. Seine Höhe soll 200 Meter betragen haben. Auf seiner obersten Plattform wurde jede Nacht ein mächtiger Holzstoß entzündet, dessen Feuerschein 50 Kilometer weit leuchtete und die Einfahrt in die Häfen auch bei Nacht ermöglichte. Bei der Anlage der eigentlichen Stadt waren alle Grundsätze und Erfahrungen zur Anwendung gekommen, welche die Griechen bei ihrer jahrhundertelangen Kolonisationsthätigkeit all-



366. Leuchtturm auf Pharos. Versuch einer Rekonstruktion.

mählich gesammelt hatten. Die teilweise 60 Meter breiten, gepflasterten Straßen liefen schnurgerade; offene Säulenhallen schmückten sie zu beiden Seiten; unter diesen Hallen befanden sich die offenen Bazare, wo alle Schätze der Welt zu Markt standen. Die einzelnen Stadtquartiere waren wie in Mannheim und in amerikanischen Städten mit Buchstaben bezeichnet. Geräumige Parkanlagen bildeten die Lungen der Großstadt. Besondere Sorgfalt war auf den Bau der Kanäle verwendet, durch die das Nilwasser den Häusern zugeleitet und in Zisternen zum schmackhaftesten Trinkwasser abgeklärt wurde. Ein Viertel des ganzen Stadtgebiets nahm das königliche Schloß ein; ein

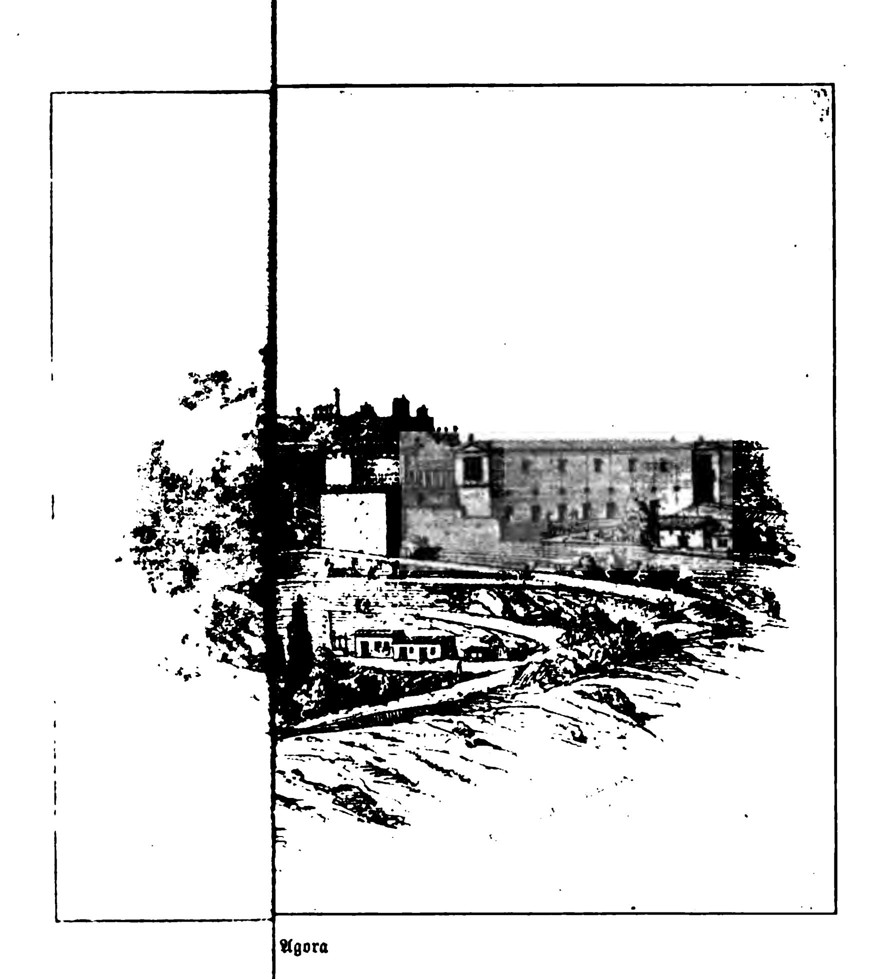
besonders berühmter Bau war das hochgelegene Serapis-Heiligtum. Sehr viel Raum beanspruchte auch das schon erwähnte Museum mit seinen Hörsälen und Wandelhallen; desgleichen die Bibliothek mit ihren Hunderttausenden von Handschriften und Bücherrollen. Das Ganze war eine Stadt, die nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen mit dem Himmel wetteiferte an Schönheit.

Ein vortreffliches Beispiel von hellenischer Baukunst und Stadtanlage besitzen wir seit kurzem auf der Burg von Pergamon, deren Ausgrabung der deutsche Ingenieur Karl Humann ins Werk gesetzt hat. Besser als sonst wo läßt sich in Pergamon sehen, wie jene Diadochenstädte aussahen, wie sie aus dem Vollen geschaffen waren und wie ein feiner Sinn für monumentale Wirkung ihre Erbauer leitete. Die Stadt zog sich auf künstlich geschaffenen



367. Fundament des Zeus-Altars, wie es durch die Ausgrabungen bloßgelegt worden ist.

Terrassen an dem schroffen Burgberg hinauf, der zwischen zwei Nebenflüssen des Kaïkos bis zur Höhe von 270 Metern über der Thalsohle aufsteigt. Folgt man dem Hauptweg, so erreicht man zunächst eine erste Terrasse, die über der ganzen Breitseite des Burgbergs sich hinzog. Hier erhob sich die von Säulenhallen umrahmte Agora, auf der u. a. eine Statue des Hermes mit einem Füllhorn stand, das als Wasseruhr diente. Von der Nordwestecke dieses Marktes überschaute man eine lange, auf gewaltigen Untermauerungen ruhende Wandelbahn, die zum Theater führte. War man auf dem Hauptweg zur nächst höheren Terrasse emporgestiegen, so stand man vor der gewaltigen Masse eines monumentalen Zeusaltars, über dessen plastischen Schmuck noch zu reden sein wird. Folgte man dem Burgweg noch weiter, so kam man durch ein festes Thor auf das eigentliche, 80 Meter lange Burg-



[illegible] Agora

Die mächtigen, in m[illegible]e Wandelbahn, die sich von der Agora bis zu dem jonischen Tempel am Fuß des Theaters [illegible]n Bau in korinthischem Stil, ganz und gar aus Marmor aufgeführt.

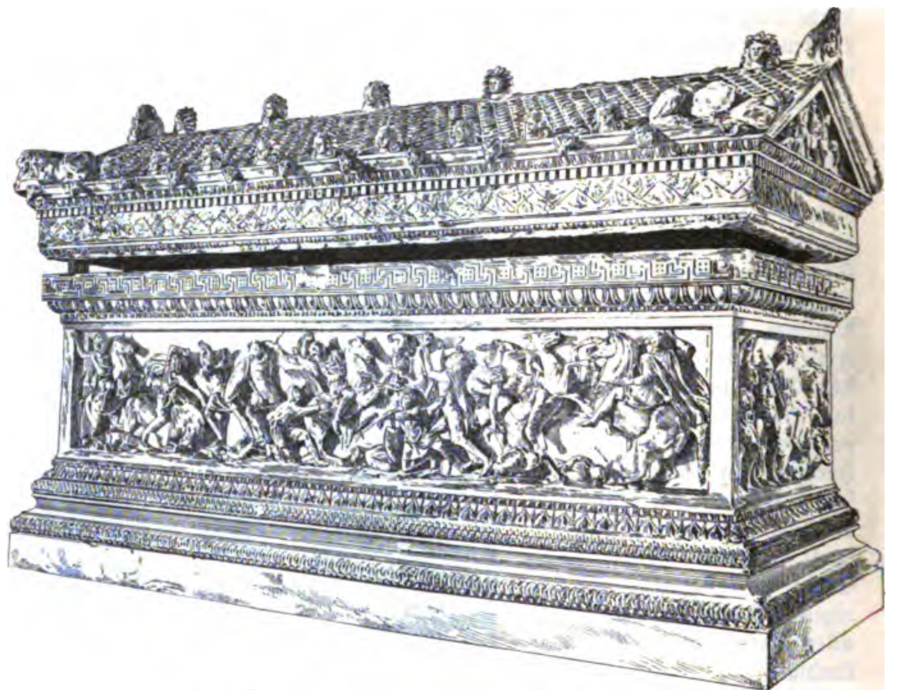
plateau. Auf seiner Westseite erhob sich einst ein Tempel der Athene Polias, das älteste Heiligtum der Stadt. Auf der künstlichen Terrasse rings um diesen Tempel bemerkte man einen ganzen Wald von Statuen und Bronzegruppen, die das Andenken an Siege der Attaliden lebendig erhalten sollten. Um die Nord- und Ostseite dieses Raumes lief eine zweigeschossige Säulenhalle, die zwischen den ionischen Säulen des Obergeschosses eine Balustrade trug, deren Reliefschmuck Waffen in malerischer Anordnung bildeten (vgl. die Abbildungen auf S. 616—618). Auf das Obergeschoß der Nordhalle öffneten sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Säle jener Bibliothek, die König Eumenes hier anlegte. Auch eine reiche Sammlung neuer und älterer Kunstwerke war hier zu einem Museum, dem ersten in seiner Art, vereinigt. Auf der höchsten Erhebung des Burgberges lag endlich der Königspalast: er gewährte eine wunderbare Fernsicht in das paradiesisch schöne Kaïkos-Thal; mit einem Blick konnten die Attaliden von dort oben die ganze, stolze Stadt überschauen, die ihre eigenste Schöpfung war und an allen Enden ihren Ruhm verkündigte.



368. Der Apoxyomenos des Lysippos.
Der Würfel in den Fingern der rechten Hand ist falsche Ergänzung. Die störenden Stützen hat man sich im Erzbild alle wegzudenken.

Bildhauerkunst. Nicht in Attika und nicht in Kleinasien hat man den glänzendsten Vertreter der griechischen Plastik zur Zeit Alexanders zu suchen, sondern im Peloponnes, in jener Stadt Sikyon, wo die Erzbildnerei seit Jahrhunderten in Übung stand. Hier erwuchs Lysippos aus einem einfachen Schmiedegesellen zu einem der größten Künstler aller Zeiten. Als schlichter Handwerker eröffnete er seine Laufbahn, ohne die Hilfe irgend eines Meisters bildete er sich aus. Die Natur selbst nahm er sich zum Vorbild, nicht die Werke älterer Bildhauer. Als Alexander der Große zur Regierung

kam, war er bereits ein berühmter Mann; alsbald wurde er der offizielle Bildhauer des Makedonierkönigs, der fortan nur ihm Sitzungen gewährte, nur von ihm dargestellt sein wollte. Lysipps ganzes Leben ist von unermüdlicher Arbeit ausgefüllt. Er hatte angeblich die Gewohnheit, vom Honorar, das er für eine Statue erhielt, jedesmal ein Goldstück in eine Sparbüchse zu legen. Als sein Erbe nach seinem Tode die Büchse erbrach, fand er — 1500 Goldstücke darin vor. Wir besitzen die genaue Kopie nach einem seiner vielen Erzbildnisse im sogenannten Apoxyomenos des Vatikans (vgl. Abb. 368). Agrippa, der Schwiegersohn des Kaisers Augustus, hatte das Werk nach Rom gebracht



369. Der sogenannte Alexander-Sarkophag. Nach Collignon.

Aufgefunden zu Saida (Sidon), jetzt im Kaiserl. Museum zu Konstantinopel. Er wurde wahrscheinlich für Abdalonymos, König von Sidon, dem Alexander nach der Schlacht bei Issos auf den Thron verholfen hatte, von einem griechischen Bildhauer gearbeitet. Das Relief an seiner einen Langseite stellt eine Schlacht zwischen Makedonen und Persern dar: ganz links erblickt man Alexander, ganz rechts den alten Haudegen Parmenion.

und vor seinen Thermen aufgestellt. Kaiser Tiberius hatte es eines Tags in seine Privatgemächer verpflanzt; da murrte das römische Volk so bedenklich im Theater, daß der Kaiser die Statue, diesen Liebling des Publikums, wieder ausliefern mußte. Dargestellt ist ein junger Wettkämpfer, der sich nach gewonnenem Sieg in wohligem Behagen den schweißigen Staub mit einem Striegel vom Leibe schabt. Vergleicht man den Athleten Lysipps z. B. mit dem Doryphoros des Polyklet (oben S. 395), so springt die Verschiedenheit in die Augen: alle Verhältnisse sind schlanker, der Kopf ist kleiner geworden. Stellt sich im Doryphoros der kriegsgeübte Dorier des 5. Jahrhunderts dar, so ist der Apoxyomenos mehr der Grieche aus den Tagen Alexanders, schlank, geschmeidig,

im Besitz einer feineren Gesittung, so daß bei ihm der Ausdruck der Stärke gleichsam durch die Eleganz der Formen gemildert erscheint. Eine sichere und völlig ungezwungene Natürlichkeit ist ein Hauptvorzug des Werkes; daß der Meister, der es schuf, auch vortreffliche Porträts zu machen verstand, wird man ohne weiteres glauben. Leider kennen wir die Alexanderbildnisse Lysipps nur aus sehr mangelhaften Nachbildungen (vgl. o. Abb. 328 und 329); aber daß sie voll individuellen Lebens waren und die eigenartige Kopfhaltung des Königs und das nervös wechselnde Mienenspiel in seinem Antlitz vortrefflich wiedergaben, wird glaubwürdig bezeugt.

Es versteht sich von selbst, daß die Schule des Lysipp unter den ersten Nachfolgern Alexanders eine glänzende Rolle spielte. Der weit verbreitete Ruf des sikyonischen Meisters, seine Stellung als Hofkünstler sicherten seinen



370. Alexander der Große auf der Löwenjagd.
Stück vom Fries des sogenannten Alexander-Sarkophags. (Vgl. Abb. 369.)
Nach Collignon.

Schülern die Gunst der Großen. Sie waren es, die in Menge jene umfangreichen Kompositionen und Kolossalbildwerke schufen, mit denen die hellenistischen Könige ihre neuen Hauptstädte schmückten. Von Boëdas, einem dieser Lysippeer, stammt der betende Knabe, den Friedrich der Große aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen von Savoyen für das Berliner Museum erworben hat (vgl. S. 31 Abb. 14). Mit leicht gebogenem, rechtem Bein steht der Knabe da und erhebt Blick und Hände zum Himmel. Der kleine Kopf und die schlanken Formen verraten lysippische Manier.

Viel beschäftigt und hochgeschätzt war Eutychides, ein anderer Schüler Lysipps. Er verstand sich ebenso auf die Malerei wie auf die Bildhauerkunst. Möglicherweise ist er der Meister eines wundervollen, vor wenigen Jahren in Sidon gefundenen Sarkophages, dessen Außenwände Schlacht- und Jagdscenen in feinbemalten Reliefbildern vorführen (vgl. Abb. 369 und 370).

Kein antikes Werk beweist wie dieses, daß der Grieche sich die Plastik nicht ohne Farbenschmuck denken konnte.

Einen Mittelpunkt für jegliche Gattung von Kunstthätigkeit bildete in der Diadochenzeit die Stadt **Pergamon**. Die Siege, welche die Attaliden über das wilde Naturvolk der Kelten erfochten hatten (S. 622), wurden sie nicht müde, durch ihre Hofkünstler darstellen zu lassen. Vor der Wiedergabe ungesitteter Barbaren hatte sich früher die griechische Kunst gescheut; jetzt fand sie es interessant, diese langbeinigen gallischen Krieger mit ihrem struppigen Haar, ihrem wilden Schnurrbart und der lederharten, wetterfesten Haut in täuschender Treue wiederzugeben. Bei dem **sterbenden Gallier** des kapitolinischen Museums in Rom ist von jeder Idealisierung abgesehen worden; rücksichtslose Wirklichkeit wird uns hier geboten. Trotzig liegt der wunde Mann auf seinem Schild, selbst im Tode ihn behauptend.

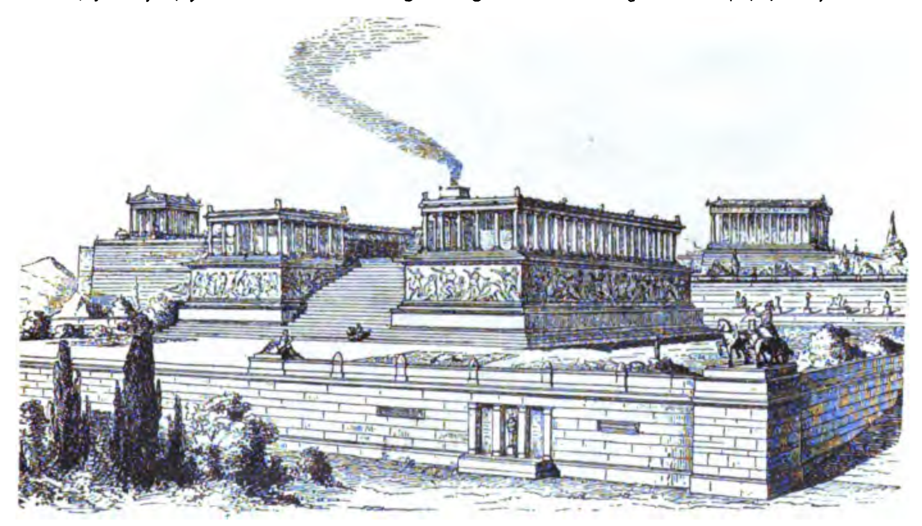


371. Der sterbende Gallier. Kapitolinisches Museum zu Rom.

Das großartigste Erzeugnis der pergamenischen Kultur ist der schon erwähnte **Zeus-Altar** (vgl. Abb. 372), dessen Bilderschmuck sich jetzt im Berliner Museum befindet. Der Altar, den Eumenes II. um das Jahr 180 errichten ließ, bildete eine 37 Meter lange, 34 Meter breite Fläche. Der eigentliche Feuerherd stand auf der Plattform eines oblongen Unterbaus, zu dessen Höhe von Westen her eine große Freitreppe emporführte. Jonische Säulenhallen liefen rings um den Rand der Plattform, so daß der Opferraum mit dem Altar wie ein abgeschlossener Hof erschien. Die Wände des Unterbaus trugen einen 2,30 Meter hohen Reliefffries, auf dem der Kampf der Götter gegen die Giganten in mächtigen Figuren geschildert war; damit sollte symbolisch der Sieg der Pergamener über die urwüchsigen Kelten gefeiert werden. Obgleich der ganze Altar in byzantinischer Zeit abgerissen und zum Bau einer Festungsmauer verwendet wurde, obgleich die Türken die schönen Marmorplatten mit Vorliebe in ihre Kalköfen wandern ließen, so sind doch noch sehr erhebliche

Reste dieses großartigen Frieses gerettet worden. Fremdartig berührt an diesen Reliefs die laute Aufdringlichkeit, wie sie uns bisher im Bereich der griechischen Kunst nicht entgegentrat. Man fühlt sich an Rubens, an Tonwerke Wagners erinnert. In den tief ausgebohrten Augen regt sich ein theatralisches Pathos. In den schlangenfüßigen, bald geflügelten, bald löwenköpfigen Gigantenfiguren ist die Erfindung bis ins Phantastische gesteigert. Die Gewänder mit ihren tief gehöhlten Falten und sturmgepeitschten Säumen glaubt man ordentlich rauschen zu hören. Aber die gewaltige Gestaltungskraft, die diese wogende Fülle des Lebens schuf, wird man trotz alledem bewundern müssen.

Eine der am besten erhaltenen Gruppen zeigt uns Athene, wie sie stürmisch einherschreitet und einen jungen Giganten an den Haaren erfaßt, während



372. Der Altar des Zeus Soter zu Pergamon.
Rekonstruktion von R. Bohn. (Vgl. Abb. 367.)

ihn die Erichthonios-Schlange, die Kampfgenossin der Göttin, in die Brust beißt. (vgl. Abb. 373). Die Flügel des Giganten scheinen sich krampfhaft zu bewegen; voll Verzweiflung hat er den Arm der Göttin erfaßt: Seine linke Hand streckt er nach einer Frau aus, die nur mit dem Oberkörper aus dem Boden ragt: es ist Gäa, die Mutter der Giganten, die für ihren Sohn um Erbarmen fleht. Aber seinen Untergang verkündend, schwebt bereits Nike mit dem Siegerkranz herbei, um die Göttin zu krönen.

An einer anderen Stelle (Abb. 374) sehen wir Hekate, eine dreigestaltige, am Dreiweg spukende, allen Zauber verwaltende Gottheit des nächtlichen Schreckens, im Kampf mit einem gewaltigen Schlangengiganten begriffen. Die dreileibige Göttin ist mit Wehr und Waffen aller Art gerüstet. Schild und Schwertscheide hält sie mit den linken Händen, die drei rechten greifen mit Schwert, Lanze und hocherhobener Fackel den Gegner an. Unterstützt wird der Angriff von einem wütenden Wolfshunde, der den Giganten in den Oberschenkel

beißt. Neben Hekate wendet sich die herrliche Jünglingsgestalt eines vollkommen menschlich gebildeten und nach Art hellenischer Krieger bewaffneten Giganten nach rechts und scheint in der leider fehlenden Rechten ein Schwert gegen Artemis zu zücken, deren eines Bein noch am rechten Bildrand sichtbar wird. Zwischen diesem Kämpferpaare ist ein bärtiger Gigant von muskulösem Körperbau, von einem zweiten Hunde der Hekate im Genick gepackt, zusammengebrochen. Sein rechter Arm greift nur noch halb mechanisch nach dem beißenden Ungetüm. Aber noch bäumt sich eine der Schlangen, in die sein Leib ausläuft, gegen Hekate und schlägt ihre Zähne in den Schildrand der göttlichen Kämpferin. Und so wie in diesen beiden Gruppen wird noch in vielen anderen das Unterliegen der rohen Kraft der Erdensöhne gegenüber den Göttern mit dramatischer Lebendigkeit geschildert.



878. Athena-Gruppe vom Zeus-Altar in Pergamon.
Ergänzt von Alex. Tondeur.

Von der Kunstfertigkeit im Reich der Seleukiden und Ptolemäer besitzen wir entfernt nicht die Anschauung, wie von der zu Pergamon. Besser wissen wir Bescheid über die Kunst von Rhodos. Mehr als hundert Kolossalfiguren waren zur Zeit ihrer Blüte über die Stadt zerstreut und legten Zeugnis ab vom Kunstsinn und vor allem vom Reichtum der Bewohner. Alle anderen Bildwerke überragte weit der als Weltwunder gepriesene „Koloß von Rhodos“ ein Helios-Bild, das 32 Meter in der Höhe maß. Chares von Lindos, ein Schüler Lysipps, hatte 12 Jahre gebraucht, um es fertig zu stellen; 56 Jahre nach der Vollendung wurde es durch ein Erdbeben umgestürzt und bildete nun erst recht einen Gegenstand des Staunens. Wenige Menschen vermochten mit ihren Armen seinen Daumen zu umspannen; seine Finger waren dicker als die meisten Bildsäulen. Ein Jude, der im 7. Jahrhundert n. Chr. die Überreste des Kolosses steigerte, soll noch immer 980 Kamele damit belastet

haben. Von allen diesen Erzkolossen ist natürlich nichts auf die Gegenwart gekommen; doch besitzen wir noch zwei Marmorstatuen aus Rhodos, die zum Gefeiertsten gehören, was es überhaupt im Gebiet der Plastik giebt: den farnesischen Stier und die Laokoon-Gruppe. Der farnesische Stier (vgl. Abb. 37), das Werk der Gebrüder Apollonios und Tauriskos aus der Stadt Tralles am Mäander, schildert in Anlehnung an eine Tragödie des Euripides die Strafe, welche die Söhne der Thebanerin Antiope, Amphion und Zethos, an Dirke, der Bedrängerin ihrer Mutter, vollziehen. Die Bildhauer haben den Augenblick gewählt, wo die beiden Söhne einen wilden Stier herbeischleppen, damit Dirke an seine Hörner gebunden und so zu Tode geschleift werde. Dirke lehnt, von Schrecken gebannt, an der Felswand unter dem Stier; vom



374. Die Hekate-Gruppe vom Zeus-Altar zu Pergamon.

Hintergrund aus verfolgt Antiope den Vorgang mit den Augen; vorn an der rechten Ecke sitzt ein kleiner Berggott als Verkörperung des Kithäron-Gebirges, wo der Vorfall sich ereignet. Die Gruppe ist darauf berechnet, auf einem freien Platz zu stehen und von allen Seiten betrachtet zu werden. Sie baut sich höchst kühn und höchst malerisch auf; nur die Art, wie die jungen Männer auf den Felsen stehen, hat etwas Gesuchtes und Unwahrscheinliches.

Wie diese figurenreiche Darstellung, so wurde auch die Laokoon-Gruppe (vgl. Abb. 375) zu Rhodos geschaffen, und zwar, wie es scheint, um das Jahr 100 vor Christus. Wir besitzen in der aus einem Marmorblock gehauenen Gruppe nicht eine Kopie, sondern ein Originalwerk. Die Rhodier Hagesandros, Polydoros und Athanodoros werden als Meister derselben genannt. Dargestellt ist, wie zwei von Apollo gesandte Schlangen den trojanischen Priester Laokoon (vgl. oben S. 129) und seine beiden Söhne am Altar, wo sie opfern wollten, überfallen und durch ihre Bisse töten. Von einem der



375. Laokoon.

Marmorgruppe, im Jahre 1506 in den Ruinen des Titus-Palastes aufgefunden, jetzt im Belvedere des vatikanischen Palastes. Der rechte Arm des Vaters und des jüngsten Sohnes ist falsch ergänzt; er war nicht in die Höhe gereckt, sondern an das Hinterhaupt gelegt.

Tiere in die Seite gebissen ist Laokoon auf den Altar zurückgesunken und versucht sich mit Anstrengung seiner letzten Kräfte aus der tödlichen Umschlingung zu befreien. Sein Antlitz ist, von Schmerz durchwühlt, sein Haupt nach hinten gesenkt. Den Unterleib hält er eingezogen, die Brust in äußerster Anspannung aufgetrieben: im nächsten Augenblick wird ein letzter, lang verhaltener Seufzer dem halb geöffneten Munde entschweben. So wehrt er sich wie ein Held gegen das grausige Verhängnis. Sein jüngster Sohn, in dessen Brust sich die andere Schlange festgebissen hat, ist schon dem Tode verfallen:

halb entseelt hängt er nur noch in den Schlangenwindungen. Der ältere Sohn ist noch beinahe frei. Es scheint, als ob er sich noch retten könnte: aber das Mitgefühl mit dem leidenden Vater bannt ihn an die Stelle. Man braucht kein Freund des Theatralischen zu sein und wird doch den tadellos geschlossenen Aufbau des Ganzen, die meisterliche Wiedergabe des menschlichen Körpers, die Abstufung des Leidens und Sterbens in den drei Figuren aufs höchste bewundern. Lange Zeit hat dies Werk, das am Ende der griechischen Kunstthätigkeit steht, für die Krone aller Kunst gegolten. Als Lessing seine Schrift „von den Grenzen der Malerei und Poesie" verfaßte, war es für ihn selbstverständlich, daß er bei seiner Untersuchung eben von diesem Bildwerk ausging. In der



376. Ptolemäos II. und seine Gemahlin Arsinoë.
Cameo im Museum der Eremitage zu St. Petersburg.

That ist ein Vergleich der verschiedenen Art, wie die rhodischen Bildhauer einerseits und der römische Dichter Virgil anderseits denselben grausigen Vorgang darstellten, ungemein lehrreich und eröffnet einen tiefen Einblick in die fein berechnete Kunst der Rhodier.

Steinschneidekunst. Verwandt mit der Bildhauerei ist die Kunst, in Edelsteine kleine Darstellungen einzugravieren. Diese Kunst wurde in Griechenland zu allen Zeiten geübt, erreichte aber ihren Höhepunkt im Zeitalter der Diadochen. Besonders verstand man sich auf geschnittene Steine in Ägypten. Das Material boten meist Halbedelsteine, wie Achat und Karneol; auch der grüne Smaragd, dessen Farbe sich vorteilhaft mit Goldfassung verbindet, war beliebt. Etwas Neues waren Kameen aus Onyx, wobei geschickt die verschiedenfarbigen

Schichten als Ausdrucksmittel verwendet wurden. Wie angesehen diese Kunst der geschnittenen Steine im hellenistischen Zeitalter war, dafür spricht allein schon die Thatsache, daß Alexander d. Gr., wie seinen Hofbildhauer und Hofmaler, so in Pyrgoteles auch seinen Hofsteinschneider besaß, dem allein die Gnade widerfuhr, daß der König ihm Sitzungen gewährte.



377. Syrakus.

378. Ptolemäos I.

379. Lysimachos.

380. Amphipolis.

377—380. Griechische Münzen.

Münzen. In der Münzprägung leistete in der Zeit, von der wir handeln, Sizilien das Vollendetste. Man kann wohl sagen, daß nie wieder so herrliche Münzstempel geschnitten worden sind. In der Diadochenzeit wurde es Sitte, die Bildnisse der Herrscher in dem Münzrund anzubringen; den Münzen danken wir es daher, wenn wir von den meisten Männern dieser Zeit auch die oft höchst charakteristischen Gesichtszüge kennen. Da es ferner gebräuchlich war, berühmte Kunstwerke, auf die man am Ort der Prägung stolz war, auf der Rückseite der Münzen zur Darstellung zu bringen (vgl. oben Abb. S. 391 und 614), so besitzen die griechischen Münzen auch für die Kunstgeschichte eine erhebliche Bedeutung.

Malerei. Unter den Malern der hellenistischen Zeit behauptet der Jonier Apelles weitaus den ersten Platz. Alles, was wir über seine Persönlichkeit und seine Kunst erfahren, erinnert an Raffael; er war ebenso fleißig, ebenso gedankenreich und vor allem ebenso anmutsvoll und liebenswürdig wie der große Urbinate. Als Alexander d. Gr. den Thron bestieg, ernannte er den Apelles in aller Form zu seinem Hofmaler. Unzählige Male hat er in dieser Eigenschaft den großen König porträtiert, allein oder im Kreise seiner Generäle. Berühmt war vor allem ein Reiterporträt des Königs, auf dem das Pferd so natürlich geriet, daß wirkliche Pferde ihm zuwieherten. Von seinen mythologischen Gemälden war weitaus am gefeiertsten eine aus dem Meer auftauchende Aphrodite, die er für den Asklepios-Tempel der Insel Kos gemalt hat: in unzähligen Versen haben die Zeitgenossen sie besungen. In getreuer Nachbildung der Natur stand Apelles keinem Meister nach; in der fast plastisch wirkenden Modellierung der Flächen übertraf er sie alle.



381. Porträt aus einem Grabe des Fajûm.
Nach Graf, „Antike Porträtgalerie".
Diese auf kleine Brettchen teils mit Tempera-, teils mit Wachsfarben gemalten Bildnisse wurden über den Gesichtern der Mumien in deren Umhüllung eingelassen, um die Züge der Verstorbenen getreuer festzuhalten, als die Mumien selbst es thaten.

Die neidlose Liebenswürdigkeit, mit der er andere Maler gelten ließ, und zugleich die wunderbare Sicherheit seiner Hand wird durch folgende Anekdote gekennzeichnet. Apelles begab sich einmal nach Rhodos, um den dort lebenden großen Maler Protogenes kennen zu lernen. Als er den Meister bei seinem ersten Besuch nicht antraf, zog er auf einer Tafel mit dem Pinsel eine feine farbige Linie. Der heimkehrende Protogenes erkannte sofort, wer bei ihm gewesen, und zog nun eine feinere Linie von anderer Farbe in jene erste hinein. Apelles aber spaltete diese nochmals durch eine noch feinere Linie, worauf sich Protogenes für besiegt erklärte. Solche Sicherheit ließ sich natürlich nur durch ununterbrochene Übung erreichen. Apelles soll in der That tagtäglich Übungszeichnungen angefertigt haben, und das Sprichwort: nulla dies sine linea (kein Tag ohne Linie) soll mit Bezug auf seinen Fleiß entstanden sein.

Wie er neidlos die Verdienste des Protogenes anerkannte, so ließ er sich auch gern von verständiger Seite belehren. Wenn er seine Arbeiten öffentlich ausstellte, soll er hinter einem Schirme verborgen die Urteile der Beschauer belauscht haben. Die anmaßenden Urteile unberufener Kritiker wußte er sich aber geschickt vom Leibe zu halten. Selbst dem König Alexander soll er

geraten haben, in seiner Werkstatt zu schweigen, damit seine Farbenjungen ihn nicht auslachten. Als ein Schuster das Riemenwerk am Schuhzeug einer seiner Gestalten tadelte, verbesserte er ohne Einwand den gerügten Fehler; als aber derselbe Schuster auch das Bein seiner Gestalt zu kritisieren wagte, da wies er ihn in seine Schranken mit dem berühmten Wort: Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Auch noch andere glänzende Maler brachte die hellenistische Zeit hervor. Wir erwähnten schon (vgl. S. 575 zu Abb. 333) den Schlachtenmaler Philoxenos von Eretria. Berühmter noch war Timomachos von Byzanz, der sich besonders auf tragische Stoffe, wie Medea, Aias und Ähnliches verstand. Die Schönheit des Weibes bildet jetzt immer mehr das Lieblingsthema; aber auch der Sinn



382. **Schale aus dem Hildesheimer Silberfund.**

Im Jahre 1868 mit vielem anderem Silbergerät bei Hildesheim gefunden, jetzt im Museum zu Berlin. Athene sitzt im Waffenschmuck auf einem Felsen, vom Kampfe ausruhend. Der Gegenstand in ihrer Rechten ist noch nicht mit Sicherheit gedeutet (Trompete?). Man hat Grund zu der Annahme, daß die schöne Schale von einem pergamenischen Meister herrührt.

für landschaftliche Schönheit erwacht. Daneben malten andere gern Bühnenscenen und Bilder aus dem Alltagsleben. Auch von Karikaturen hören wir. Daß noch im 2. Jahrhundert die Porträtmalerei auf einer beneidenswerten Höhe stand, können am besten die unlängst in Ägypten gefundenen Bildnisse (vgl. Abb. 381) beweisen, die in sicherer Auffassung des Charakteristischen und in flotter Malweise den höchsten Ansprüchen genügen.

Kunstgewerbe. Daß in den neuen Großstädten der Diadochen und im Dienste ihrer üppigen Hofhaltungen auch das Kunstgewerbe sich einer großen Blüte erfreute, begreift sich ohne weiteres. Die Fortschritte der Technik, die allenthalben gelangen und bei dem gesteigerten Verkehr sich leichter als

vordem mitteilten, kamen ja dem Gewerbe noch viel unmittelbarer zu statten als selbst der Kunst. An reichen Auftraggebern war auch kein Mangel. Die ganze Lebenshaltung in den besitzenden Kreisen war eine erheblich anspruchsvollere als früher. Goldschmiede und Waffenschmiede, Töpfer und Vasenmaler, Kleider- und Schuhfabrikanten hatten alle Hände voll zu thun, und was wir von ihren Erzeugnissen in unseren Museen noch beisammensehen, erweckt von ihrer Kunstfertigkeit die denkbar höchste Vorstellung.

Poesie.

Für die Dichtkunst war die Zeit Alexanders d. Gr. und seiner Nachfolger nicht sonderlich günstig. Am allerwenigsten gedieh das Trauerspiel, und immer mehr wurde es üblich, die bewährten Tragödien des fünften Jahrhunderts zur Wiederaufführung zu bringen, statt es mit den fragwürdigen Produkten der Modernen zu versuchen.

Besser stand es mit der Komödie; in ihr kam eine neue, höchst fruchtbare Richtung auf, indem nicht mehr wie einst das öffentliche Leben, sondern Haus und Familie die Stoffe für sie lieferten. Der gelesenste Lustspieldichter dieser neuen Richtung war Menander (342—291). Er verbrachte fast sein ganzes Leben in Athen, wo immer noch alle litterarischen Bestrebungen ihren natürlichen Mittelpunkt hatten. Seine Stücke interessierten teils durch feine Zeichnung der Charaktere, teils durch die komischen Verwechselungen und Veränderungen, die er zu ersinnen verstand. Eine Fülle schöner Sentenzen verlieh seinen Lustspielen einen hervorragenden Schmuck. Dasselbe gilt von seinen etwas jüngeren Rivalen Diphilos und Posidippos. Die römische Komödie hat diesen drei Dichtern so ziemlich alle ihre Stoffe entlehnt; ja selbst der Franzose Molière steht noch ganz auf ihren Schultern.

In hellenistischer Zeit wurde neben Athen Alexandria ein Hauptsitz litterarischer Bethätigung. Um 250 v. Chr. lebte hier der gelehrte Dichter Kallimachos. Er erkannte richtig, daß die Zeit nicht empfänglich war für große, geschlossene Dichtwerke und schuf daher Einzelgedichte. Seine Elegien und Hymnen behandelten ausschließlich Stoffe des intimen Privatlebens; daneben verstand er es, den Großen der Erde zu schmeicheln. Er war wie viele Dichter seiner Zeit ein Hofpoet. Eine seiner gefeiertsten Hymnen galt dem Haar der Berenike, der Gattin des Ptolemäos III. Euergetes. Die Königin gelobte nämlich, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn der König siegreich von seinem Feldzuge aus Syrien zurückkehre. Sie hielt Wort; aber nach kurzer Zeit war das Haar aus dem Tempel verschwunden, und alle Nachforschungen nach demselben blieben vergeblich. Da war Konon, ein berühmter Astronom, so glücklich, das Haar der Königin in einem Sternbild wieder zu entdecken. Diesen sinnreichen Gedanken führte nun Kallimachos in jenem Liede aus, das ihm vermutlich bei Hofe reichlichen Beifall eingetragen hat.

Sein Schüler Apollonios von Rhodos versuchte sich auf dem Gebiet des Epos und besang in 5000 tadellosen Hexametern die fabelhafte Fahrt der Argonauten. Die ausschmückenden Zuthaten, die er aus dem Eigensten hinzufügt, zeugen von großer Gelehrtheit und Belesenheit, aber nicht gerade von besonderer Gestaltungskraft. Und das ist das Merkmal so ziemlich aller Poeten dieser Zeit: sie sind mehr Gelehrte als Dichter.

Nicht in alten, ausgetretenen Geleisen, wie Kallimachos und Apollonios, sondern in einer originellen, neuen Richtung bewegte sich der Syrakusaner Theokritos: er erfand das Idyll. Anlehnend an altheimische Lieder der Schnitter und Hirten Siziliens pries er das Leben und Empfinden der Schäfer auf den einsamen Triften des Gebirges, und sein empfindungsvolles Lob der freien Natur und des naturwüchsigen Lebens unverdorbener Naturkinder entsprach der Sehnsucht, die der Bewohner hellenistischer Großstädte nach dem ihm versagten Landleben empfand. Auch die Bauern und Fischer liebte Theokritos bei ihrer Hantierung und in ihren urwüchsigen Gesprächen zu belauschen; und unvergleichlich verstand er es, den kleinstädtischen Spießbürger und die Frau aus dem Volke mit ihrer Neugier und Schwatzhaftigkeit, mit ihrem Schelten auf die bösen Dienstboten und den gestrengen Eheherrn zur Darstellung zu bringen: für das großstädtische Publikum von damals besaßen seine humorvollen Plaudereien denselben Reiz, den für uns die modernen Dorfgeschichten eines Auerbach oder Hansjakob besitzen.

Gelehrsamkeit.

Ungleich günstiger als für die Dichtung war die Zeit nach Alexander für die Bethätigung der Gelehrsamkeit. Die Kenntnis der wirklichen Welt erfuhr durch Alexanders Züge nach dem fernsten Osten einen gewaltigen Zuwachs, der Austausch zwischen den Forschern und Denkern des Abend- und Morgenlandes kam der Ausbreitung und Vertiefung des Wissens in hohem Maße zu gut. Im Weltreich Alexanders weitete sich auch der Blick der Gelehrten zur Umfassung der gesamten, weiten, vielgestaltigen Welt. Und hätte diese Epoche auch nur den einen Aristoteles hervorgebracht, sie besäße schon dadurch allein den Ruf einer Blütezeit menschlichen Forschens.

Aristoteles (385—322), der Vollender der griechischen Philosophie, war zu Stagira auf der oft genannten Halbinsel Chalkidike geboren. Er widmete sich anfangs der Arzneikunde, da sein Vater Arzt am Hofe des makedonischen Königs Amyntas II. war. Nach dem Tode seiner Eltern begab er sich in seinem siebzehnten Jahre nach Athen, wo er zwanzig Jahre lang Platos Vorträge hörte, aber auch schon selbst eine Schule der Rhetorik begründete. Nach Platos Tod ging er zum Fürsten Hermeias von Atarneus im äolischen Kleinasien und nach dessen Sturz (346) nach Mytilene auf Lesbos. Von hier berief ihn im Jahre 343 Philipp von Makedonien als Lehrer seines Sohnes Alexander. Drei Jahre lang wurde der geniale Knabe von dem genialen Lehrer unterrichtet und erfuhr ohne Zweifel nachhaltige Eindrücke von ihm. Nur im stilistischen Ausdruck soll Aristoteles seinen Zögling nicht so gefördert haben, wie Vater Philipp es wünschte: er sah eben mehr auf die Sache als auf die Form, und Platos künstlerisch vollendete Darstellungsgabe war ihm durchaus versagt. Als der Prinz seiner Schule entwachsen, kehrte Aristoteles wieder nach Athen zurück; in den schattigen Baumgängen (Peripatoi) eines ostwärts vor der Stadt gelegenen Gymnasions, das dem Apollo Lykeios geweiht war und daher das Lykeion hieß, sammelte er jetzt seine Schüler um sich, die nach jenen Baumgängen gemeiniglich die Peripatetiker genannt werden. Als nach Alexanders Tod die Athener sich gegen Makedonien auflehnten, zog sich Aristoteles nach Chalkis auf Euböa zurück, wo er im Jahre 322 seinen um-

fassenden Arbeiten durch einen für ihn und die Menschheit allzufrühen Tod entrissen wurde.

Er hinterließ seine wissenschaftlichen Werke zum großen Teil unvollendet. Manche waren über die Sammlung des Materials nicht hinausgediehen; von anderen lagen nur mangelhafte Kolleghefte vor, die seine Schüler beim Vortrag nachgeschrieben hatten. Viel von diesem kostbaren Nachlaß ging unwiederbringlich verloren. Theophrastos, sein ergebenster Schüler und Erbe seiner sämtlichen Handschriften, vermachte diesen Schatz einem gewissen Neleus, dessen Nachkommen die Papiere wie ein teures Familiengut in einem unterirdischen Gewölbe bewahrten. Hier wurden aber viele unersetzliche Schriften von Feuchtigkeit und Motten zerstört.

Einzig an Aristoteles ist der Umfang seiner Gelehrsamkeit. Sein Geist umfaßte das gesamte Wissen seiner Zeit und alle Erkenntnis und Erfahrung der früheren Gelehrten; er faßte mit energischer Denkkraft das Zerstreute, Vereinzelte auf allen Gebieten zum systematischen Lehrgebäude zusammen und brachte es außerdem noch in jeder Wissenschaft zu überraschenden eigenen Resultaten.

Den Ausgangspunkt seines Forschens bildet stets die Erfahrung. Im Gegensatz zu Platos über die Irdischkeit emportreibendem Idealismus hielt er es mit dem wirklich Vorhandenen, mit dem Thatsächlichen. Keiner hat wie er beobachtet, gesammelt, verglichen.

Wie Plato lehrte auch er, daß nur das begrifflich Allgemeine, nicht die einzelnen Sinnendinge, Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis, das wahrhaft Wirkliche sein könnten. Aber er leugnete, daß sich Stoff und Form, Erscheinung und Wesen so scheiden lassen, wie Plato es gethan. Er betonte, daß es keinen ungeformten Stoff, aber auch keine stofflose Form in der Welt der Erfahrung gebe, daß das Stoffliche immer in untrennbarem Verband mit seiner Form sich finde. Die Gattungsbegriffe, so sehr auch die Wissenschaft es auf sie ausschließlich absehen müsse, seien immer nur Eigenschaften der Dinge, die auch nur an den Dingen sich beobachten ließen, die über den Dingen oder außer ihnen keinerlei Existenz besäßen.

Die Gattungsbegriffe liegen nach Aristoteles als Anlage im rohen Stoff beschlossen, wie die Statue schon im Marmorblock steckt, noch ehe der Bildhauer sie herausmeißelt; oder wie in jedem Samenkorn die ganze Pflanze als Keim schon vorhanden ist. Beim Werden und Entstehen geht dann dies bleibende, ursprüngliche Wesen der Dinge aus der bloßen Möglichkeit und Anlage in die Wirklichkeit über: der alle Möglichkeiten in sich tragende Stoff gestaltet sich zu der in ihm angelegten Form. Das wahre Sein offenbart sich somit im Werden, in diesem Übergang von der bloßen Anlage zu ihrer Verwirklichung. So hat Aristoteles den alten, großen Widerstreit zwischen eleatischem Sein und heraklitischem Werden (vgl. o. S. 414) in glänzender Weise ausgesöhnt.

Diesen erkenntnistheoretischen Lehrsätzen entsprach auch seine Sittenlehre: entwickelt der Mensch, was in ihm als Anlage ruht, so ist Friede, Glück die Folge, so ist er, um mit Goethe zu reden, „in Werdelust schaffender Freude nah“.

Von seiner Poetik, in der die Gesetze der Dichtkunst mit mathematischer Exaktheit dargelegt wurden, besitzen wir nur Fragmente. Auch eine auf Dokumente gegründete Geschichte des griechischen Theaters hat er geplant.

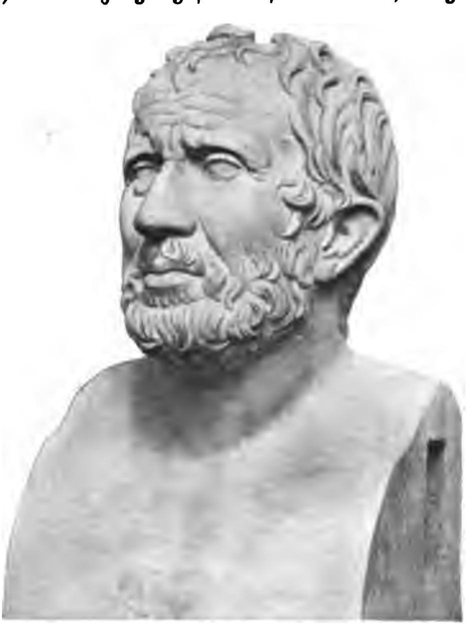
Grundlegend für alle Zeit war vor allem seine Logik, d. i. die Lehre von den Gesetzen, nach denen das menschliche Denken sich zu vollziehen hat.

Großartig sind nicht minder seine Forschungen über Politik: wie Alexander der erste große Städtegründer war, so hat sein Lehrer zuerst den Gesetzen des städtischen und staatlichen Zusammenlebens nachgeforscht. Von nicht weniger als 152 Städten hat er die Verfassung studiert oder durch seine Schüler studieren lassen, um einen sicheren Untergrund für seine Staatstheorien zu schaffen. Eine seiner berühmtesten Lehren betrifft die Einteilung der unter Menschen möglichen Verfassungen. Eigentlich, so lehrt er, giebt es nur drei Verfassungen, nämlich: wenn einer, wenn wenige, wenn viele des allgemeinen Besten wegen regieren (Monarchie, Aristokratie, Demokratie), und drei Entartungen derselben, nämlich: wenn einer, wenn wenige, wenn viele ihres eigenen Besten wegen regieren (Despotie, Oligarchie, Ochlokratie). Ihm persönlich sagten von diesen sechs Möglichkeiten Aristokratie und Monarchie am meisten zu.

Es ist schlechterdings unmöglich, von dem Umfang und der Tiefe seiner gelehrten Lebensarbeit in wenigen Worten eine Vorstellung zu vermitteln: er war für Wissenschaft und Litteratur dasselbe, was Alexander für das Staatsleben, ein Welteroberer im Reich des Geistes. Seine Nachwirkung auf alle Folgezeit ist ungeheuer, sowohl sachlich durch seine unvergleichliche Ansammlung gelehrten Materials, als auch in methodischer Hinsicht, indem er für jede einzelne Wissenschaft den Weg, die Methode vorgezeichnet hat, auf der sie anzugreifen ist. Im Orient war sein Name womöglich noch gefeierter als bei uns im Abendland; ins Syrische, Armenische, Arabische wurden schon früh seine Schriften übersetzt. Auch die Scholastik des Mittelalters hat auf dem von Aristoteles gelegten Grund ihr Lehrgebäude aufgerichtet; wie Johannes der Täufer in göttlichen Fragen als Vorläufer Christi, so galt Aristoteles der mittelalterlichen Kirche als sein Vorläufer in natürlichen Dingen. Ja auch die Gegenwart kann seiner nicht entraten: was er über Logik, Poetik, Politik gedacht und geschrieben hat, ist noch heute keineswegs überholt.

Zenon (340—265). Mit Aristoteles schließt die eigentlich griechische Philosophie; hellenistisch ihrem ganzen Wesen nach ist die Schule der Stoiker, deren Gründer und wichtigste Lehrer nicht mehr Griechen sind, sondern den hellenischen Mischvölkern des Orients entstammen. Der sie ins Leben rief, war Zenon, aus der cyprischen Stadt Kition. Er bildete sich in den verschiedenen damals bestehenden Philosophenschulen und fühlte sich in Athen besonders von den Kynikern (s. oben S. 485) angesprochen. Während Akademie und Lykeion vor den Thoren Athens lagen, eröffnete Zenon, der es auf eine große Jüngerschaft abgesehen hatte, seine Schule mitten im belebtesten Teile der Stadt, in der am Markt gelegenen Stoa Poikile (vgl. o. S. 366); seine Anhänger bekamen daher den Namen der Stoiker. Den Schwerpunkt legte Zenon wie sein großes Vorbild Sokrates auf die Sittlichkeit: die Tugend aber, die er lehren wollte, bestand nach seiner Ansicht im richtigen Handeln; zu ihm kommt man aber durch richtige Einsicht. Vollkommen ist der Mensch, der sich frei erhält vom Weltlauf, sich nicht beherrschen läßt von seinen Affekten. Der stoische Weltweise hat auch Triebe und Begierden wie andere Menschen; aber er läßt sie nicht zu Leidenschaften werden, weil er sich sagt, daß der

Gegenstand seines Begehrens nicht begehrenswert ist. Wer es zu dieser Höhe der Weisheit gebracht hat, der schaut gleichmütig auf die ewige Unruhe der gemeinen Menschheit herab: ihm kann nichts die innere Glückseligkeit rauben, denn durch seine Einsicht ist er unabhängig von äußeren Umständen geworden. Die Bedeutung dieser Richtung besteht nicht in der Neuheit ihrer Gedanken — denn Ähnliches hatten ja auch die Kyniker gelehrt — als vielmehr in der Charakterbildung, die sie ihren Mitgliedern anerzog. Was Zenon lehrte, lebte er auch; aus seiner Schule aber gingen viele eiserne Charaktere hervor, die fest auf ihrer Überzeugung standen, wenn auch rings um sie her geniale Verlotterung sich breit machte. Die stoische Lehre fand besonders bei den neuen Herren der Welt, den Römern, begeisterte und überzeugte Anhänger. Sie war eine Lebensweisheit für Gebildete, nicht für die Menge: denn wo soll die Menge die Zeit hernehmen, sich zur Weltweisheit durchzubilden? Wie der breiten Menge zum inneren Glück zu helfen sei, das lehrte die Stoa nicht, das lehrte überhaupt keine Philosophie, das lehrte erst das Christentum.



383. Zenon.
Büste im Nationalmuseum zu Neapel.

Epikuros (341—270). Wie Zenon, so wollte auch Epikuros (vgl. Abb. 384) auf die große Menge wirken. Daher hielt auch er seine Schule mitten in der Stadt in einem Garten ab, der nach seinem Tode Eigentum der Schule wurde. Lehnte sich Zenon an die Kyniker, so Epikur an Aristipp und die Kyrenaiker an (vgl. oben S. 486). Auch sein Lebensziel ist die Lust, die geistige wie die sinnliche. Ersterer gab er den Vorzug: überhaupt lehrte er, alle diejenigen Genüsse zu meiden, die in ihrem Gefolge meist Leid statt Freude haben. Er befähigte seine Schüler, mit Einsicht nach der Lust zu streben, eine Philosophie, die vielen einleuchtete und auch von bescheidenen Geistern begriffen wurde: jeder klug überlegende Egoist konnte das epikureische Lebensziel erreichen. Für Ehre und Pflichtgefühl war in dem System kein Raum. Der Staat, der mit seinen ewigen Pflichten die Seelenruhe der Weisen stört, ist ein Übel, dem man nicht weit genug aus dem Wege gehen kann. Auch die Religion mit ihren schreckhaften Strafandrohungen hat etwas Beunruhigendes: der Weise sagt sich los von ihr, um so mehr, als die Götter selbst die vollendetsten Epikureer sind und sich in ihrem himmlischen Behagen durch Sorgen um die

Menschheit zu allerletzt beeinträchtigen lassen. Das einzige die Menschen einigende Band, das Epikur pflegte, war die Freundschaft. Im übrigen erzog er religions- und vaterlandslose Egoisten und Bürger ohne Ehr- und Pflichtgefühl. Auch der Epikureismus erfreute sich bei den Römern eines großen Anhangs.

Philologie. Außer zu Athen blühte seit Beginn der hellenistischen Zeit auch in Alexandria das wissenschaftliche Leben. Gleich Ptolemäos I. sammelte Künstler und Gelehrte an seinem Hof und errichtete nach dem Muster der Akademie Platos das schon erwähnte Museum; es bildete einen Teil der



384. Epikur.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

Königsburg, enthielt schattige Laubgänge, große Hallen für Schulzwecke, Wohnungsräume und ein Speisehaus für die Gelehrten, die ansehnliche Gehälter bezogen, ohne eine andere Verpflichtung als die, ihren Studien zu leben. Was bisher von den Hellenen in Kunst und Wissenschaft geleistet worden war, wurde hier in umfassendster Weise gesammelt. Die mit dem Museum verbundene Bibliothek war bald die größte der Welt; sie zählte um 250 schon weit über 500 000 Rollen, und ihre Bibliothekare hatten den Ehrgeiz, von allen überhaupt vorhandenen griechischen Schriften ein authentisches Exemplar zu erwerben. Diese Bücherschätze zu katalogisieren, Zeit und Leben der Autoren festzustellen, Echtes von Unechtem zu scheiden, das waren die großen Aufgaben, die hier zuerst planmäßig in Angriff genommen wurden. Der Katalog der

alexandrinischen Bibliothek war gewissermaßen die erste griechische Litteraturgeschichte. Unter den Bibliothekaren ragen hervor Zenodotos, dann der Dichter Kallimachos (vgl. o. S. 647), Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz und Aristarchos; letzterer soll allein 40 Gelehrte zu Schülern gehabt haben. Den größten Fleiß verwendeten diese ersten Philologen auf die methodische Erklärung des größten Dichters ihres Volkes, des Homer: die von uns besprochene (vgl. oben S. 167 ff.) homerische Frage geht auf den kritischen Scharfsinn dieser alexandrinischen Gelehrten zurück.

Auch in Pergamon blühten die Studien; auch hier bestand schon früh eine reichhaltige Bibliothek: nicht ohne Grund führte die zum Schreiben hergerichtete Tierhaut allgemein den Namen Pergament. Die pergamenischen Könige waren selbst wissenschaftlich interessiert; mehrere von ihnen haben sich litterarisch versucht. Daß sie das erste kunstgeschichtliche Museum anlegten, wurde schon oben S. 635 erwähnt.

Mathematik und Naturwissenschaften. Die mathematischen Studien blühten nirgends in dem Maße wie zu Alexandria. Euklides verfaßte hier um das Jahr 300 ein Lehrbuch der Mathematik, das jahrhundertelang mustergültig blieb. So groß wie sein Scharfsinn war sein Freimut. Als Ptolemäos I. ihn um ein Hilfsmittel ersuchte, um seine Lehrsätze leichter begreifen zu können, erwiderte er ihm: „In der Mathematik giebt es keine Königsstraße“, womit er auf eine Straße der Residenz anspielte, die zu betreten nur Mitgliedern des Königshauses gestattet war.

Außerhalb Alexandriens war als Mathematiker und Naturforscher vor allem der Syrakusaner Archimedes groß (287—212). Seine Arbeiten über Kreis, Kugel und Cylinder, über Statik und Hydraulik und über das spezifische Gewicht waren ebenso bahnbrechend wie die praktischen Erfindungen, die er machte. Bekannt ist sein stolzer Satz: „Gieb mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben.“ Sprichwörtlich ist noch heute sein „Heureka“ (ich hab's gefunden), das er ausstieß, als er während des Bades die Gewichtsveränderung der Körper im Wasser entdeckte. Als Greis ersann er für die Verteidigung seiner von den Römern angegriffenen Vaterstadt die wunderbarsten Verteidigungsmaschinen; als trotzdem die Stadt im Jahre 212 erstürmt wurde, fand ihn ein römischer Soldat damit beschäftigt, Kreise in den Sand zu zeichnen. „Störe mir meine Kreise nicht!“ waren seine letzten Worte, ehe er von dem rohen Krieger erschlagen wurde.

Glänzendes leistete die hellenistische Zeit besonders auch in der Astronomie. Schon Aristarchos von Samos war überzeugt, daß die Erde sich um die Sonne bewege, und nicht umgekehrt. Hipparchos erfand die Trigonometrie, d. i. die Meßkunst durch Dreiecke. Er berechnete die Bahnen der Sonne (richtiger der Erde) und des Mondes annähernd richtig und bestimmte die Dauer des Sonnenjahres so genau, daß er nur um einige Minuten irrte. Der Gelehrte Sosigenes, der im Jahre 45 für Julius Cäsar das neue julianische Kalenderjahr einrichten mußte, war ein Schüler Hipparchs. Alles, was die alexandrinischen Astronomen durch sorgfältige Beobachtung in Jahrhunderten ermittelt hatten, faßte dann um 180 n. Chr. Claudius Ptolemäos in einem Lehrbuch zusammen, das bis auf Kopernikus allgemein als maßgebend galt.

Einen großen Aufschwung nahm naturgemäß durch Alexanders Fahrten in den fernen Osten die Wissenschaft der **Erdkunde**; die Seleukiden und Ptolemäer hatten gerade für die geographischen Studien sehr viel über und bewilligten reichliche Mittel, um die entlegensten Gegenden systematisch zu erforschen. Bekannt als geographischer Entdecker und Pfadfinder ist jener Kaufmann **Pytheas** aus Massilia (Marseille), der auf der Suche nach den Bernsteinländern bis zur Ost- und Nordsee vordrang. **Eratosthenes**, den wir schon als großen Philologen namhaft machten, konnte um das Jahr 200 mit einer gänzlich veränderten Darstellung der Erdoberfläche sich hervorwagen.

Auch die **Medizin** wurde an vielen Orten emsig gepflegt, nirgends nachdrücklicher als in Pergamon und Alexandria. Wir hören von den gewagtesten Operationen, die in Alexandria mit Erfolg gemacht wurden. Wir hören, daß die Vivisektion, die man heute selbst an Tieren vielfach nicht gestatten will, damals mit obrigkeitlicher Genehmigung an lebenden Verbrechern vorgenommen wurde.

Alles in allem kann man diesen hellenistischen Gelehrten den Ruhm nicht vorenthalten, daß sie auf allen Gebieten das menschliche Wissen in oft bahnbrechender Weise gefördert haben: was damals in Alexandria, Pergamon, Athen erforscht und erarbeitet wurde, das besaß zu einem großen Teil Bedeutung für die gesamte Menschheit. Wir betonten schon früher, daß alle Wissenschaften, ja daß die Wissenschaft selbst eine Errungenschaft des hellenischen Geistes seien: diesen Ruhmestitel behaupteten die Griechen auch dann noch, als ihre politische Bedeutung unwiederbringlich verloren war.

Schluß.

Wir haben die Geschicke von Hellas auf den vorstehenden Seiten bis zum Beginn der christlichen Zeitrechnung verfolgt; die spätere Zeit besitzt nur ein untergeordnetes Interesse. Mit Griechenland als eigenartigem Staatengebilde war es vorbei; in der römischen Provinz **Achaia**, wie Griechenland offiziell genannt wurde, herrschten die Römer unbedingt. Nur in Kunst und Wissenschaft machte sich noch die hellenische Eigenart geltend. Zumal **Athen** blieb nach wie vor ein Mittelpunkt geistiger Regsamkeit; es zehrte vom unvergänglichen Ruhm seiner großen Vorfahren. Philipp von Makedonien war den Athenern einst mit ausgesuchter Rücksicht begegnet (vgl. S. 558); Alexander hatte der Stadt ihrer großen Vergangenheit zu lieb viel Unbotmäßigkeit verziehen (vgl. S. 566). Dann hatten die Diadochen um die Gunst dieses geistreichen Völkchens gebuhlt und die Stadt mit Gebäuden und Statuen geschmückt: wer Athen ehrte, brachte ja nur sich selbst zu Ehren. Auch die Römer wollten für gebildete Leute gelten, und so verwöhnten auch sie die Stadt am Ilisos. Es gehörte in den vornehmen römischen Kreisen durchaus zum guten Ton, daß man ein oder mehrere Jahre sich Studierens halber in Athen aufhielt: Athen war römische Reichsuniversität.

Paulus in Athen. Zu Anfang der fünfziger Jahre des ersten christlichen Jahrhunderts verweilte der Apostel **Paulus** einige Tage in Athen: die Eindrücke, die er dort empfing, schildert uns das 17. Kapitel der Apostelgeschichte. Es ist nicht ohne Interesse, diesen Eindrücken etwas nachzugehen. Zunächst ergrimmte Paulus im Geiste, „da er die Stadt gar so abgöttisch sah“. Kein



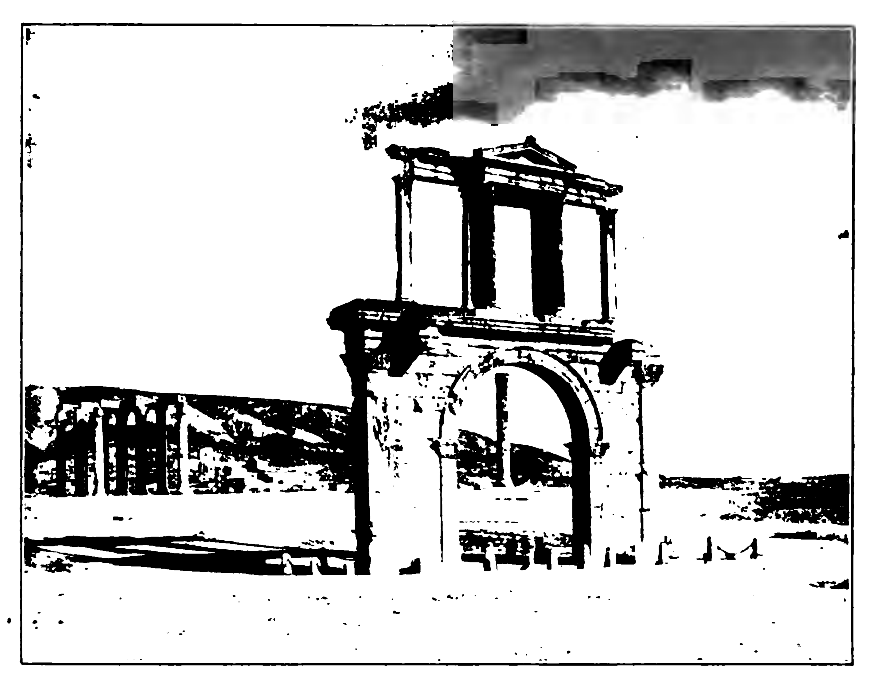
385. Paulus' Predigt in Athen. Nach Raffaels Karton im Kensingtonmuseum zu London.

Wunder: verehrte man doch hier gegen 80 Götter und Göttinnen und dazu noch an die 1000 Heroen. Der Götterfeste waren soviele, daß der fromme Athener jeden Tag im Jahr an einem anderen teilnehmen konnte. Sehr bezeichnend für ihre Gottesfurcht waren die Altäre mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gotte"; man errichtete solche Altäre, wenn sich keine Klarheit darüber erlangen ließ, welchem Gott man ein Glück, eine Rettung aus großer Not zu verdanken habe. Wir erfahren ferner aus der Apostelgeschichte, daß auch eine jüdische Synagoge und Gemeinde damals in Athen war. Daß hauptsächlich Stoiker und Epikureer mit dem Apostel zankten, wundert uns nicht: diese beiden Schulen waren ja, besonders unter der großen Menge, weitaus die verbreitetsten. „Paulus redete auf dem Markt alle Tage zu denen, die sich herzufanden." Das versetzt uns so ganz nach Athen, wo seit den Tagen des Sokrates immer mitten im Marktgetriebe auch die größten Probleme des Daseins behandelt worden waren. „Die Athener aber", so heißt es weiter in dem biblischen Bericht, „waren auf nichts anderes gerichtet, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören." Der Bericht behauptet nicht zu viel. Der Heißhunger der Athener nach Schaustellungen und Vorträgen jeder Art war berüchtigt; „sie vergessen darüber Essen und Trinken" klagt ein heidnischer Schriftsteller aus etwas früherer Zeit. Gebildeter Müßiggang war der Lebensberuf der meisten; dabei waren diese schwatzhaften Tagediebe nur allzu geneigt, über jeden den Stab zu brechen, noch ehe sie ihn gehört hatten. Viele scheinen den Apostel unter freiem Himmel nicht recht verstanden zu haben; sie machten sich an ihn und führten ihn zum Areopag. Natürlich nicht auf den Hügel dieses Namens, denn da hätten sie ihn kaum besser verstanden als auf dem Markt; vielmehr in das Amtslokal, das diese Korporation in einer am Markt gelegenen Halle besaß. Die Römer hatten zuletzt diesem Rate der Areopagiten, der sich aus den wohlhabenden Bürgern zusammensetzte, die Leitung aller Gemeindeangelegenheiten übertragen, da mit der vielköpfigen Volksversammlung sich zu schlecht regieren ließ. Vor diesen maßgebenden Leuten des damaligen Athen hielt nun Paulus seine berühmte Rede, in der er Satz für Satz mit viel Geschick auf seine Umgebung Bezug nahm, auf die „Tempel mit Händen gemacht", auf die „goldenen, silbernen und steinernen Bilder", von denen Athen erfüllt war. Aber wie sich voraussehen ließ, seine schlichte Predigt von dem Weltenschöpfer, der durch seinen Sohn zur Buße mahnt, fand wenig Anklang bei den selbstgerechten, wissensstolzen Athenern: „nur etliche von ihnen wurden gläubig". Die Mehrzahl hielt fest an dem herkömmlichen Aberglauben. In der That hat sich Athen von allen Städten des Römerreichs am längsten und hartnäckigsten gegen das Christentum verschlossen.

Von den römischen Kaisern war besonders Hadrian (117—138) für Athen eingenommen. Ein ganzer Stadtteil, südöstlich der Burg, verdankte ihm sein Dasein und nannte sich nach ihm die „Stadt des Hadrian". Ein Prunkthor verband die Altstadt mit dieser kaiserlichen Vorstadt, in deren Mitte sich das jetzt erst vollendete Olympieion erhob (vgl. oben S. 386). In der Altstadt gründete er außerdem eine Bibliothek und ein Gymnasion; desgleichen einen neuen, mit eigenen Umfassungsmauern ausgestatteten Marktplatz, der gemeiniglich als Stoa des Hadrian (vgl. den Plan von Athen zu S. 366) bezeichnet wird. Das nützlichste Werk, mit dem Hadrian Athen beschenkte,

war die noch heute in Betrieb befindliche Wasserleitung, die vom fernen Pentelikon reichliches Gebirgswasser der Stadt zuführt. Die Athener hatten allen Grund, ihm dankbar zu sein: Stadt und Theater füllten sich mit Ehrenstatuen des kaiserlichen Gönners.

Die Stürme der Völkerwanderung, welche im 5. Jahrhundert über das römische Reich hereinbrachen und es zu Grunde richteten, verschonten auch Griechenland nicht. Alarich stürmte mit seinen Westgoten durch die hellenischen Provinzen, eroberte Burgen und Städte und rückte auch gegen Athen vor. Die Sage berichtet, ihm sei, als er Befehl zum Sturm gab, die göttliche



386. Hadrians-Thor und Olympieion in Athen.
Das Gebirge im Hintergrund, von dem sich die Säulen des Olympieion abheben, ist der Hymettos.

Gestalt der Athena Promachos und sogar der alte Held Achilleus zur Abwehr bereit auf der Mauer erschienen, und er habe deshalb auf die Eroberung der berühmten Hellenenstadt Verzicht geleistet. Von einer solchen Erscheinung weiß die beglaubigte Geschichte freilich nichts; sie lehrt vielmehr, daß die Athener dem gotischen Heerkönig hohe Summen bezahlen und ihm samt seinen Begleitern gestatten mußten, Stadt und Burg zu betreten.

Etwa um die gleiche Zeit mußte Athen eine ganze Reihe seiner vollendetsten Kunstwerke hergeben, weil man damit die neue Hauptstadt Konstantinopel würdig schmücken wollte. Und im Jahre 529 trieb Kaiser Justinian die Rücksichtslosigkeit so weit, daß er die noch immer blühenden Gelehrtenschulen Athens schließen ließ und jeden weiteren Unterricht in den heidnischen

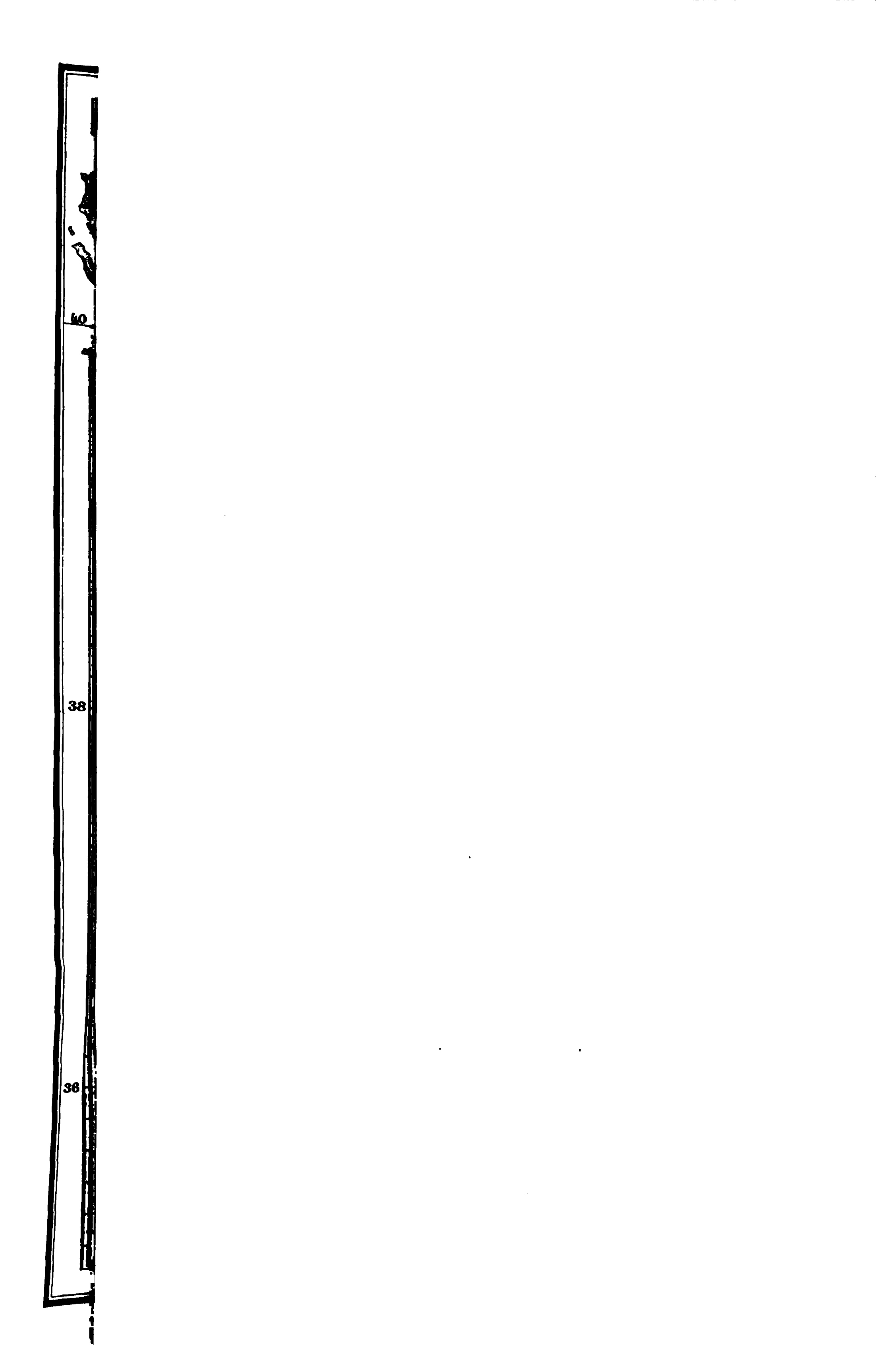
Wissenschaften verbot. Damit war auch dieser letzte Ruhmestitel, den Athen so lange festgehalten hatte, für immer ausgelöscht.

Das 8. Jahrhundert brachte eine slawische Invasion: bis nach dem Peloponnes drangen die Fremdlinge vor, und es ist nie gelungen, dieses ungriechische Element wieder los zu werden. Noch verhängnisvoller für die Reinheit der hellenischen Rasse waren die wiederholten Einwanderungen der mit den Illyriern verwandten Albanesen. Der heutige Grieche hat entschieden nicht das Recht, sich als unverfälschten Erben der alten Hellenen auszugeben. Eine andere Frage ist die, ob dies fremde Blut nicht für das alte und erschöpfte Kulturvolk eine höchst willkommene Erneuerung seiner Lebensgeister bedeutet.

Der vierte Kreuzzug (1202—1204) wurde für Hellas insofern bedeutsam, als er die Herrschaft der Franken im Gefolge hatte. Othon de la Roche wurde mit Attika und Böotien belehnt und nannte sich, wie auch seine vier Nachfolger, „Herzog von Athen". Aber schon im Jahre 1312 wurden diese fränkischen Herren durch spanische abgelöst, und diese bald wieder durch andere Eroberer, bis im Jahre 1456 die Türken unter Omar sich nach hartnäckiger Verteidigung der Stadt Athen und des ganzen Landes bemächtigten.

Die Venezianer suchten wiederholt, aber vergebens, die Türken aus Hellas zu verdrängen; bei dem zweiten Versuch (1687), den Francesco Morosini leitete, flog jene verhängnisvolle Kugel in den Parthenon, die aus dem bis dahin unversehrten Bau eine Ruine machte (vgl. oben S. 377). Griechenland blieb türkisch; alles Leben erstarb unter dem entsetzlichen Mißregiment der Muselmänner. Man hörte im Abendland nichts mehr von den einst so gefeierten Stätten der Kultur: sie mußten ordentlich aufs neue entdeckt werden.

Erst als die Griechen im Jahre 1821 sich erhoben, um das verhaßte Türkenjoch abzuschütteln, erwachte in Europa wieder Interesse für das völlig vergessene Völkchen. Die Begeisterung des Philhellenismus erfaßte weite Kreise, und die europäischen Großmächte setzten es endlich durch, daß die Türken im Jahre 1830 die griechischen Lande freigeben mußten. Für das neubegründete Königtum der Hellenen konnte es kaum eine Frage sein, wohin es seine Residenz zu verlegen habe: Athen wurde Sitz der Regierung und verdankt diesem Umstand seitdem einen fabelhaften Aufschwung. Mit seinen 100000 Einwohnern ist es heute wieder eine der bedeutendsten Städte des Orients; Prachtbauten aus pentelischem Marmor, meist Stiftungen patriotischer Hellenen, die sich im Ausland Reichtum erwarben, verleihen der Stadt ein ungewöhnlich vornehmes Äußere. Eine von Tausenden besuchte Universität und viele andere Bildungsanstalten sind nicht ohne Erfolg bemüht, den alten Ruhm der Gelehrtenstadt zu neuem Leben zu erwecken. Und vergleicht man den Bildungs- und Erwerbstrieb dieser Neuhellenen mit der stumpfen Trägheit der meisten Nachbarvölker, so kann man trotz der Mißerfolge, die auch kürzlich wieder die griechische Politik den Türken gegenüber hatte, nicht wohl im Zweifel darüber sein, daß diesem begabten Völkchen noch eine große Zukunft beschieden ist.


40
38
36

Wort- und Sachregister.

A. bedeutet Abbildung. B bedeutet Beilage.

Im gleichen Verlage erschien:



Faustkämpfer.

„Rom“ gehört, wie das vorliegende „Hellas“, zu den bevorzugtesten Schriften für das reifere Jugendalter. Es ist ein Buch, das Belehrung und Unterhaltung auf das glücklichste verbindet. Die Darstellung ist gehaltvoll, anziehend und vor allem allgemeinverständlich. Sie umfaßt nicht nur die geschichtlichen Vorgänge, sondern auch, was den Wert des Werkes besonders erhöht, die kulturhistorische Entwickelung. Besondere Erwähnung verdient die prächtige, vollständig erneuerte Illustrierung, bei der als Prinzip galt, überall die Schöpfungen der Alten selbst zur Darstellung zu bringen, was am besten zum Verständnis der Weltanschauung jener klassischen Völker führt. So empfiehlt sich auch dieses Werk sowohl zur Privatbelehrung als auch zur Ergänzung des geschichtlichen Unterrichts, insbesondere aber als Prämie und Festgeschenk.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

